This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

TAYLOR INSTITUTION

Fiedler ADDS. Per. II 4

Joh: Cristoph Wilhelm von Steck.
Königl: Preuss: Geh: Legations-Rath bey dem De-
partement der auswärtigen Angelegenheiten.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des dritten Bandes erstes Stück.

Erstes bis viertes Heft.

Kiel,

verlegts Carl Ernst Bohn, 1793.

INSTITUTION
UNIVERSITY
30 JUL 1965
OXFORD

Verzeichniß

der im ersten Stücke des dritten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Materialien zum Nachdenken über Religion, Offenbarung und Christenthum. 3
Predigten zur Beförderung des Wahren und Guten unter nachdenkenden Christen, von A. C. v. Gehren. 24
Kleine theologische Aufsätze eines Layen, von J. C. Jani. 25
J. B. Koppe Predigten nach seinem Tode herausgegeben, 1te Sammlung. 106
D. Ph. L. Mark über die Vernunftwidrigkeit einiger Lehren des gewöhnlichen Kirchensystems. 108
Der Werth der biblischen Exegese, von J. Jochims. 214
M. C. F. Duttenhofers Predigten zur Beförderung eines vernünftigen Christenthums. 218
Bremensche und Verdensche Synodalbeyträge, von J. C. Velthusen, 1tes Heft. 239
Neues homiletisches Magazin, von J. C. Seyffert. 249
Bibliothek der heiligen Geschichte. Beyträge zur Beförderung des biblischen Geschichtsstudiums, mit Hinsicht auf Apologie des Christenthums, von J. J. Heß, 2ter Theil. 251
Untersuchung der Frage: ob die Apostel oder Fremdlinge aus entfernten Ländern am Pfingsttage in fremden Sprachen geredet haben? von H. V. Becker. 254

II. Katholische Gottesgelahrheit.

Religion als die Grundlinie aller Wahrheit und Weisheit betrachtet, vom Hofr. v. Eckartshausen. 200
Katholisches Gebetbuch, von P. A. Nack. 204

* Instru-

Instructio practica de Missis votivis rite celebrandis — auctore P. *Hieron. Vogt.* 296
Etwas Kleines für die große Welt mit Frag und Antwort, von P. F. Dom. Grez. 297
Christenlehrpredigten über die Gebothe, von Bl. Hiller. 298

III. Rechtsgelahrheit.

Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtswissenschaften, von D. G. Hufeland, 1tes Stück. 48
D. Th. Hagemann's Einleitung in das gemeine in Deutschland übliche Lehnrecht. 50
Protestation Sr. Excellenz Hrn. J. S. Maury, an das zur neuesten Kaiserwahl versammelte Churfürstliche Collegium. 51
Ueber Reichsvicarien. 210
Von den Vorrechten der Geistlichen, nach gemeinem und Chursächs. Rechte, von D. F. A. F. Apel. ebend.

IV. Arzneygelahrheit.

Abhandlung von den Krankheiten der Schwangern, Gebärenden — von C. L. Mursina, 1ter und 2ter Theil. 27
Grundriß der Pharmacie von J. F. Gmelin. 30
D. H. Tabors Abhandlung über Nervenschwäche, nebst einer Muthmaßung über die Nervenflüssigkeit. 32
Auserlesene chirurgische Wahrnehmungen, nebst einer kurzen Uebersicht der chirurgischen Vorlesungen, — vom Hrn. Desault, aus dem Franz. 1ter und 2ter Band. 79
M. Gherardini Geschichte des Pellagra, aus dem Italiänischen. 90
D. J. E. Gilibert's Sammlung praktischer Beobachtungen und Krankengeschichten, aus dem Lat. von D. E. B. G. Hebenstreit. 91
D. Masdevalls Bericht über die Epidemien von faulen und bösartigen Fiebern, aus dem Spanischen, von D. Spohr 195
Allgemeines medicinisch-diätetisches Handbuch bey der Sauerbrunnencur, von D. C. F. Reuß. 198

D. F.

D. F. Ch. Bruchs Unterricht für Hebammen. 199
Versuch einer neuen Theorie der Wasserscheu, von A. F. Bader. 257
Russische physisch-medicinische Litteratur dieses Jahrhunderts, von Geheimen Rath Baldinger zu Marburg, 1tes Stück. 259
Beschreibung des Weichselzopfs, von D. J. J. Hoffmann. 260
Wie kann man mit gutem Erfolge kranke Hunde behandeln? v. D. J. M. ebend.
Ueber Viehkrankheiten und deren Heilung. 261
M. Stolls Heilungsmethode in dem praktischen Krankenhause zu Wien, 4ten Theils 2ter Band, übersetzt von G. L. Fabry. 262
J. C. Dölz neue Versuche und Erfahrungen über einige Pflanzengifte. 264

V. Schöne Wissenschaften und Poesien.

Rheinische Bilder, gesammelt von N. Vogt. 181
Romantische Erzählungen und Gedichte, komischen und zärtlichen Inhalts, von J. T. Plant. 183
Lafontänens Fabeln, französisch und deutsch, von S. H. Catel, 2ter Theil. 291
Epoden. 295

VI. Theater.

Das Urtheil von Paris, eine Farce. 186
Bürgerglück, ein Lustspiel vom Hrn. Prof. Babo. 192
Aja, oder die heimliche Ehe. 287
Heinrich Frauenlob, oder der Sänger und der Arzt. ebend.
Die Kolonie, ein Schauspiel von Albrecht. ebend.
Männerstolz und Weiberrache, von A. Anton. 288
Wilhelm Tell, eine Preisschrift von Hrn. am Bühl. ebend.
Die Waffenbrüder, von B. Stein. ebend.

VII. Romane.

Des Pfarrers zu Aichhalde Ritt von zehen Meilen, von G. Löffler, 1ter Theil. 54
Die Töchter Kroks, Böheims Fürstinnen, 1ter Theil. 56

Ameria Belmore, eine Novelle in Briefen, aus dem Engl. 57
Briefe einer Sonnenpriesterin. 139
Erzählungen aus der Urwelt, 1ter Band. 141
Thalheim von Regensburg, eine Sage aus dem 13ten Jahrh. 2ter Theil. 142
Leben und Meynungen, auch seltsamliche Abentheuer P. Ykops, 1ter Theil. 170
Novellen, von E. X. Grafen v. Vargas, 2ter Theil. 180
Karl Trautmann, Geschichte seines Lebens und seiner Geistesentwickelung bis ins männliche Alter. 265
Alexis, oder das Häuschen im Walde, 2ter Theil. 272
Geist und Sitten der Vorzeit in komischen Erzählungen von F. Frauenlob. 273
Die Philosophie in Collision mit der Liebe. 274
Gallerie von romantischen Gemälden, Arabesken, Grotesken und Calots, 1te Abtheil. 279
Verlohrne Blätter zur Unterhaltung des Witzes und Verstandes, aus der franz. Litteratur, 2 Theile. 282
Erzählungen, nach Musäus, von K. Müller, 2tes Bändchen. ebend.
Cyane und Amandor, eine Schweitzergeschichte. ebend.
Fernando und Kaliste, ein spanischer Roman. ebend.
Franzischino der Eingeweihte, 1ter und 2ter Band. ebend.
Die eiserne Maske, eine schottische Geschichte, von C. Sturm. ebend.

VIII. Weltweisheit.

Sammlung der merkwürdigsten Visionen, Erscheinungen rc. von dem Hofr. v. Eckartshausen. 33
Ueber den Menschen und seine Verhältnisse. 38
De modo Deum cognoscendi quaerit, — auctore *I. H. Tieftrunk*. 39
Fragmentarische Versuche über verschiedene Gegenstände der spekulativen und prakt. Philosophie, v. D. J. H. Pirner. 143
Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde, von K. Ph. Moritz und S. Maimon, 9ten Bandes 3tes Stück. 146

IX. Mathematik.

Vermischte Aufsätze für Liebhaber mathematischer Wissenschaften, von G. U. A. Vieth, 1tes Bändchen. 41

Theo-

Theorie der Dimensionszeichen, nebst ihrer Anwendung auf verschiedene Materien aus der Analysis endlicher Größen, von E. G. Fischer, 1ter Theil. 144
F. L. v. Cancrin einzelne Bauschriften, 2ter Theil. 149
Mathematik für Aerzte, angefangen von J. E. B. Wiedeburg, fortgesetzt und vollendet von D. J. J. Kohlhaas. 150
J. W. von Göthe Beyträge zur Optik, 1tes und 2tes Stück. 302
M. J. C. Fischers Anfangsgründe der reinen Mathematik. 305

X. Naturlehre und Naturgeschichte.

Verzeichniß der Naturalien meines Kabinets aus dem Thierreiche — von J. A. E. Goeze. 45
Lehrbuch der Naturgeschichte, ein Auszug aus dem Reccardischen Lehrbuche, verbessert von J. Ph. Hobert. 47

XI. Chemie und Mineralogie.

W. Richardsons Chemie der Metalle, aus dem Englischen. 221
J. S. Volta chemisch-mineralogischer Versuch über die Bäder und Gebürge von Baaden, aus dem Italiänischen. 222
J. G. Kern vom Schneckensteine oder dem Sächsischen Topasfelsen. 223

XII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Bemerkungen auf einer Reise nach Harbke. 131
J. J. Wallers praktische Anleitung zur Gartenkunst. 132

XIII. Haushaltungswissenschaft.

Auserlesene Sammlung vermischter ökonom. Schriften, für die Freunde meiner praktisch-ökonom. Encyklopädie, von C. A. Riem, 2ten Bandes 4te Lief. 114

Neue Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft, 1ter Band. 116
Erste Grundsätze der Wiesenwirthschaft, des Futterbaues, der Wiesenpoliсey — von D. C. G. Rößig. 118

XIV. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

J. M. Schröckhs Lehrbuch der christlichen Religionsgeschichte, aus dem Latein. von D. S. J. Schröckh 66
Annalen der brittischen Geschichte des Jahrs 1791, als eine Fortsetzung des Werks, England und Italien, von J. W. v. Archenholz, 6ter Band. 69
Beleuchtung der bisherigen, und besonders der Küsterschen Darstellung der Geschichte der Warkotschen Verrätherey gegen den König Friedrich II. 133
Gründliche Geschichte der Türken und ihrer mit den morgenländischen, deutschen und andern christl. Mächten geführten Kriege, aus dem Ital. 1ter Band. 138
Geschichte der Meynungen älterer und neuerer Völker, im Stande der Rohheit und Cultur, — von J. G. Lindemann, 6ter Theil. 228
Alterthümerskunde von Germanien, — von Ph. L. Haus, 2ter Theil. 230
Die innersten Geheimnisse und Fortschritte der französischen Revolution. 231
Pragmatische Geschichte der neuesten kaiserl. Wahlcapitulation — vom Hofr. Häberlin. 306
Die Constitutionen oder Frankreich u. England in Parallele 308

XV. Erdbeschreibung, Reisebeschr. u. Statistik.

Reisen eines Deutschen in Italien, in den Jahren 1786 — 1788, von C. Ph. Moritz, 1ter Theil. 61
Malerische Wanderungen durch einen Theil des südlichen Frankreichs. 64
W. Gilpin's Bemerkungen, vorzüglich über malerische Naturschönheit, aus dem Engl. 1ter Theil. 159
M. F. G. Leonhardi Erdbeschreibung der Preussischen Monarchie 2ter Band. 162
Beyträge zur Kenntniß, vorzüglich des Innern von England und seiner Einwohner, 3tes Stück. 167

XVI. Ge-

XVI. Gelehrtengeschichte.

Nachrichten von sehenswürdigen Gemälde- und Kupferstichsammlungen — von F. C. G. Hirsching. 207
Beyträge zur Geschichte der Litteratur und Reformation, von M. G. Veesenmeyer. 212

XVII. Biblische, hebräische, griechische, und überhaupt orientalische Philologie, nebst Patristik und den bibl. und oriental. Alterthümern.

Messianische Weissagungen des A. Test. übersetzt und erläutert zum Gebrauch für angehende Theologen. 101
Handbuch zur Erklärung des N. T. für Ungelehrte, 2ter Th. 104

XVIII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Zur Erklärung d. Idyllen Theokrits, von C. W. Ahlwardt. 57
Plutarchi Chaeronensis, quae supersunt omnia, — Opera *I. G. Hutten.* Vol. III. 61
Handbuch der griechischen und lateinischen Sprichwörter, von G. Th. Gerz, 1ter Theil. 94
M. Tullii Ciceronis Tusculanorum Libri quinque, ex recensione *F. A. Wolfii.* 97

XIX. Deutsche und andere lebende Sprachen.

Versuch einer kleinen deutschen Sprachlehre für die heranwachsende Jugend, von A. Hartung. 231
Englische Sprachlehre für die Deutschen, nach Sheridans und Walkers Grundsätzen bearbeitet, v. J. Ebers. 234

XX. Erziehungsschriften.

Pädagog. Glaubensbekenntniß über die einer jeden Menschenklasse zu wünschende Art d. Ausbildung u. Aufklärung. 119

Ver:

Verzeichniß der recensirten Bücher.

Versuch einer Moral zur Bildung junger Frauenzimmer. 224
D. E. G. Dippoldt, über den Verfall der Schulen in kleinen Städten. 225
Neues A B C für die Jugend edler Erziehung. 226

XXI. Handlungs- Finanz- u. Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

Die doppelte Buchhaltung für Kaufleute in Helwings Manier, von J. M. Kesler, 1ter und 2ter Band. 125
Encyclopädie der Cameralwissenschaften im eigentlichen Verstande, von D. K. G. Rößig. 127
Historische Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland, von H. B. Wagnitz, 2ten Bandes 1te Helfte. 130
Aktenstücke, die Reform der jüdischen Kolonieen in den Preuß. Staaten betr. von D. Friedländer. 154
Ein Wörtchen über Juden, von N. O. G. D. J. N. A. D. W. ebend.
Bruchstücke aus der Moral, Natur, Geschichte und Poesie. 158

XXII. Vermischte Schriften.

Versuch einer Geschichte des Verschönerungstriebes im weiblichen Geschlecht, von D. G. E. Kletten, 2 Theile. 74
Briefe an Theocles, neue Auflage. 76
Annalen der bürgerlichen Tugend. 77
Die Gegenrevolution in drey Gesängen, von J. J. K. v. B. 78
Juristischphysiokratischer Briefwechsel über Büchernachdruck 1tes und 2tes Stück. 234
Ueber den Büchernachdruck an Hrn. D. Müller in Itzehoe, von A. Freyh. v. Knigge. 235
J. A. H. Reimarus Erwägung des Verlagsrechts in Ansehung des Nachdrucks. ebend.
Ueber das Ioujou de Normandie. 237
Fliegende Blätter für Freunde der Wahrheit und Aufklärung. 1. 309
Druckfehler im 1ten und 2ten Stück des 1ten Bandes. 310

Pra-

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des dritten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Geist der Sittenlehre Jesus in Betrachtungen über die ganze Bergpredigt, von J. J. Stolz, 1ster Th. Seite 335
Ueber die Nothwendigkeit und Pflicht des Selbstdenkens und Prüfens der Religionsgegenstände 343
Betrachtungen und Gebete für Gefängnisse, von Dr. J. G. Burkhardt 344
Neues Magazin für Prediger, von Dr. W. A. Teller, 1r Bd. 1s Stück 410
Allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unserer Zeit, von J. R. G. Beyer, 5r und 6r B. 412
Dr. C. F. Bahrdts System der moralischen Religion, 3r Th. oder Rechte und Obliegenheiten der Regenten und Unterthanen in Beziehung auf Staat und Religion 419
Unterhaltungen für gläubige Seelen, von H. S. Oswald 415
Ebendess. Aufsätze in den Stunden des verborgenen Umgangs mit Gott ebd.
Wirtembergisches Kirchenbuch ebd.
Christus und die Vernunft; oder Prüfung der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu Christi u. s. w. 471
Christliches Hausbuch, oder Predigten auf alle Sonn- und Festtage, — von L. F. A. v. Cölln 491
Beyträge zur christlichen Dogmatik und Moral, und zur Geschichte derselben, von J. F. Flatt 492
Predigten für Leser aus gesitteten Ständen, von M. C. V. Kindervater 574
Novum Test. graece, perpetua annotatione illustratum, editionis Koppianae Vol. VIII. continuavit *I. H. Heinrichs* 579
Briefe an einen Jüngling, welcher Theologie studirt 582
Eben diese Briefe von einem andern Recensenten ausführlicher beurtheilt 585

Pre-

Predigten über verschiedene Texte, nebst einem Anhang von Festpredigten, von S. G. Ernesti . . . S. 584

II. Katholische Gottesgelahrheit.

Talentum sacerdotale in quinque sacris triduis — a Dr. *G. Barxel*, T. I. Triduum primum, T. II. III. et IV. 456
Guter Saamen für ein gutes Erdreich, von P. Aeg. Jais 459
Lehr- und Gebetbuch für wahre Christen ebd.
Der Christ am Morgen, beym heiligsten Meßopfer u. s. w. 460
Katholisches Gebetbuch für Kinder und junge Leute auf dem Lande ebd.
Auserlesene Andachtsübung, zu der Morgen- und Abendzeit u. s. w. ebd.
Leben der seeligen Maria von der Menschwerdung 585
Kurze Lebensbeschreibung der seeligen Schwester Maria von der Menschwerdung 586
Harmonie der wahren Grundsätze der Kirche, der Moral und der Vernunft mit der bürgerlichen Verfassung des Klerus von Frankreich, aus dem Französischen übersetzt, von B. S. 591

III. Rechtsgelahrheit.

Ueber Geschichte und Verfassung des gegenwärtigen Reichstages, von H. W. v. Bülow, 1r und 2r Th. 370
Ueber Deutschlands und Oesterreichs Staatsinteresse, Reichsregierung u. s. w. 371
D. *I. A. Hellfeld* Iurisprudentia forensis secundum Pandectarum ordinem in usum auditorii proposita, cura D. *G. E. Oelze* 372

IV. Arzneygelahrheit.

D. J. F. Böttchers vermischte medizinisch-chirurgische Schriften, 2s Heft 345
Allgemeine Anleitung Kranke zu examiniren 347
D. J. D. Hack von der Kenntniß und den vorzüglichsten Heilungsmitteln aller Arten venerischer Zufälle 348
Einige Bemerkungen über die menschliche Entwickelungen, — von P. F. Hopfengärtner ebd.

D. J. F.

D. J. F. Böttchers Abhandlung von den Krankheiten der Knochen, Knorpel und Sehnen, 3ten Theils 1ste Hälfte . . . . S. 349
I. G. Brendelii Praelectionum academicarum de cognoscendis et curandis morbis, Tom. primus, edidit D. H. W. Lindemann . . . 495
Hippokrates Werke, aus dem Griechischen übersetzt und mit Erläuterungen von D. J. F. K. Grimm, 4r Bd. 497
D. C. W. Quin's Abhandlung über die Gehirnwassersucht, aus dem Engl. übersetzt von D. Michaelis 498
Chirurgische Krankengeschichte, zur Erläuterung praktischer Gegenstände, von J. G. Bernstein . . ebd.
F. Schrand's Beobachtungen aus der Arzneykunde 499
Blicke in die Theorie und Praxis der jetzigen Arzneywissenschaft, von M. D. . . . 500
Beobachtungen über die medizinische Elektrizität, von F. Lowndes, aus dem Engl. von W. Davidson ebd.
Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte, 14r Bd. 3s und 4s Stück . 570
Aphorismen über die Erkenntniß der Menschennatur im lebenden kranken Zustande, von H. Nudow, 2r Th. 572
D. Baume's Abhandlung über den aufgegebenen Satz: daß durch Beobachtungen zu bestimmen sey, was das für Krankheiten sind, welche von den Ausdünstungen stehender Wasser und sumpfiger Gegenden entspringen — eine Preisschrift, aus dem Französischen 572
Bemerkungen über die Krankheiten der Truppen in Jamaica, und die besten Mittel, die Gesundheit der Europäer in dem dasigen Clima zu erhalten, durch D. J. Hunter, aus dem Engl. . . . 573

V. Theater.

Sammlung von Schauspielen fürs Hamburgische Theater, herausgegeben von Schröder, 3ter Th. 159
Radegund von Thüringen, ein Trauerspiel . . 352
König Roderich, oder Zölibat und Regentenschwäche, von F. X. Rosolvi . . . 353

VI. Musik.

Gemeinnütziges Elementarwerk der Harmonie und des Generalbasses, von J. H. Knecht, 1ste Abtheil. . 355

VII. Romane.

Zwey Jahre aus dem Leben des Prediger Rheinfelds und seiner Familie S. 359
Manon Lescaut, ein Sittengemälde von Prevot 361
Die heutige Welt, ein lebhaftes Gemälde der Sitten und Lebensart verschiedener Stände, 2 Theile 362
Kurt, der schwarze Bastard, auf seinen Reisen in unbekannte Länder 538
Die Verirrungen des menschlichen Herzens, oder so macht es die Liebe, von Selchow, 1r Bd. ebd.
Neue Tausend und Eine Nacht, — verdeutscht von C. A. W. 4ter Band 539
Die Gewalt der Liebe, von A. Lafontaine, 2r Th. 565
Gemälde aus den Zeiten der Väter, 1r Bd. ebd.
Louise, oder der Sieg weiblicher Tugend im Contraste zwoer Schwestern, 2 Bändchen 566
Laura, oder der Kuß in seinen Wirkungen 567
Hellfried und Hulda, ein Mährchen aus den gräuelvollen Tagen der Vorwelt 568

VIII. Weltweisheit.

Inkonsequenzen und auffallende Widersprüche in der Kantischen Philosophie, — von W. F. Schäffer 391
Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen, von R. Z. Becker, 2ter Theil 394
Institutiones Logicae et Metaphysicae, scholae suae scripsit, perpetuae Kantianae disciplinae ratione habita, *I. A. H. Vlrich* 551
Untersuchungen der Wirkungen öffentlicher Strafen auf die Verbrecher und auf die Gesellschaft, von D. B. Rush, aus dem Engl. 552

IX. Mathematik.

Erfindung einer Feuerspritze, von C. J. Löscher 396
Astronomisches Jahrbuch für 1795, von J. E. Bode 399
Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke in Rücksicht ihrer mechanischen Anwendung — von J. G. Geißler 554
Allgemeine Untersuchung und Bemerkungen über die Lage und Austheilung aller bisher bekannten Planeten und Kometenbahnen, von J. E. Bode 559

X. Natur-

X. Naturlehre und Naturgeschichte.

Volksnaturlehre mit Anmerkungen für Landschullehrer. 372
Beytrag zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands, von J. M. G. Beseke 374
I. D. Schoepff historia testudinum iconibus illustrata Fasc. I. et II. 376
Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge, von M. B. Borkhausen; oder systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge, vom Verf. des Nomenclator entomologicus, 4r Th. S. 401
Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts, von Dr. C. E. Wünsch 405
Kleine Naturgeschichte und Erzählungen für Kinder, von K. Carl 407
L. Eulers Briefe über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre, aufs neue übersetzt — von F. Kries, 1r Band 558
Fortgesetzte Magie, von J. S. Halle, 4r Bd. 559
Naturgeschichte für alle Stände, — von M. F. G. Leonhardi, 2ter Band 560

XI. Chemie und Mineralogie.

Journal der Physik, von D. F. A. C. Gren, 5ten Bandes 1stes und 2tes Heft 408
Mineralogische Beschreibungen merkwürdiger Gebirge und Vulkane Italiens, aus dem Ital. von D. F. A. Weber, 1ster und 2ter Band 409
F. A. Röslers bergmännische Nachrichten über die Gebirge u. den Bergbau zu Joachimsthal, von D. J. Mayer 410
Anfangsgründe der antiphlogistischen Chemie, von D. C. Girtanner 561
Geschichte des Wachsthums und der Erfindungen in der Chemie in der ältesten und mittlern Zeit, aus dem Lateinischen, von J. C. Wiegleb 564
Die Mineralogen gegen das Ende des 18ten Jahrh. ebd.

XII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Der Baumgarten, wie auch Bemerkungen und Erfahrungen von besondern Vermehrungen der Bäume 362

Der verständige Gärtner, von P. V. Engel S. 365
J. G. Wentz praktische Bemerkungen über das Forstwesen ebd.

XIII. Haushaltungswissenschaft.

Abhandlung über die Nützlichkeit der sogenannten Koppelwirthschaft in Vergleichung mit der allgemein eingeführten Drey-Felder-Wirthschaft, von J. H. Lange 367
Das Ganze der Landwirthschaft, von J. F. Mayer, 1ster und 2ter Theil 368
Ueber die Wässerung der Wiesen, und eine zu diesem Behufe eingerichtete Maschine 369
Die junge Haushälterin, ein Buch für Mütter und Töchter, von P. Zimmermann, 1stes, 2tes, 3tes und 4tes Bändchen 597
Catechetischer Unterricht zum Feldbaue, von C. A. B. 598
Abhandlung über die Ausmittelungsgründe, Größe und Anlage der Unterthanengebäude auf die Verfassung der Unterthanen in der Mittelmark der Kurmark Brandenburg gerichtet, von J. F. Colberg 599

XIV. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Fortgesetzte Aufklärung von dem ältesten Gebrauche des spanischen Siegelwachses, — von J. Ph. Roos 324
Archiv für ältere und neuere, vorzüglich deutsche Geschichte, von E. L. Posselt, 2s Bändchen 326
Friedrich Pfalzgraf von Sachsen, genannt der Nachgebohrne, — eine wahre Geschichte 327
Geschichte Pohlens von den ältesten Zeiten bis zur Revolution im J. 1791, von K. Hammerdörfer, 1r Bd. 328
Vollständige Geschichte der römischen Königswahl Rudolphs II. — von D. J. M. Schneidt 329
Ueber Wilhelm den Neunten, Landgrafen zu Hessen u. s. w. 331
Omais Freund und Reisegefährte des Capitän Cook Erzählungen und Berichte von seinen Reisen, Unternehmungen — 1r Bd. 446
Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Biographie, von K. Bekker 448
Geschichte des Hochstifts Lüttich, von K. M. Fabricius 450

Neue

Neue nordische Miscellaneen von A. W. Hupel, 11tes und 12tes Stück 515
Geschichte der Abnahme und des Falls des Römischen Reichs, aus dem Engl. von Gibbon, 13ter und 14ter Bd. 517
Taschenbuch der Franken, vom Hrn. Rabaut de St. Etienne 518
Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom 12. Jahrh. bis an die neuesten Zeiten, herausgegeben von F. Schiller, 2te Abtheil. 3ter Band 519

XV. Erdbeschreibung, Reisebeschr. u. Statistik.

Reisen Ihrer Sizilianischen Majestäten von Wien nach Venedig und Florenz, 3 Theile 311
Reise von Wien nach Madrit, im Jahre 1790. 315
Reise durch Italien, aus dem Franz. des Hrn. Duclos 318
Interessante und rührende Geschichte des Prinzen Li-Bu, — aus dem Engl. 322
Neapel und Sizilien, 4ter Th. 451
Historisch-geographisches Lehrbuch von Deutschland, von J. E. Witschel 452
Bemerkungen über Esthland, Liefland und Rußland 454
Briefe über Holland, England und Spaa, vom Herrn von Spån, 1ster und 2ter Th. 501
Kurze geographische Beschreibung der Kurilischen und Aleutischen Inseln, aus dem Rußischen 504
Geographie von Frankreich nach der neuesten Eintheilung dieses Reichs zum Gebrauch der Jugend ebd.
Paul Hennig, eine wahre Geschichte 505
Geographisches statistisch-topographisches Lexikon — 2r Bd. 608

XVI. Gelehrtengeschichte.

Beyträge zur Geschichte der Philosophie, von G. G. Fülleborn 424
Bibliothecae Academiae Ingolstadiensis Incunabula typographica, — descripsit et notis historico-litterariis illustravit *S. Seemiller*, Fasc. IV. 426
Neue Beyträge zur Litteratur, besonders des 16ten Jahrh. von G. T. Strobel, 1n Bds. 1s und 2s Stück 507
Les délassemens litteraires, ou Heures de Lecture de Frédéric II. par *C. Dantal*

Eben-

Ebendasselbe deutsch, mit dem Titel: Friedrich der Einzige in seinen Privat- und Litterarischen Stunden betrachtet 512

XVII. Biblische, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, 2c.

J. D. Michaelis Anmerkungen für Ungelehrte zu seiner Uebersetzung des Neuen Test. 4r Th. 434
Exegetische Beyträge zu den Schriften des Neuen Bundes, 3ter Versuch 437

XVIII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Seneka an Helvia und Marzia, von C. Ph. Conz S. 520
Vauvilliers Nachrichten von fünf Handschriften des Eschyles, aus dem Französischen 522
Philosophisches Lesebuch aus Ciceros Schriften zusammengezogen — von C. W. Snell 524
Anmerkungen und Abhandlungen philol. Inhalts über Ciceros Bücher von der Natur der Götter, von Kindermann 600
F. W. J. Dillenius griechisch-deutsches Wörterbuch nach Schellerschem Plan gearbeitet, 2te verbesserte Auflage 602
Versuch einer griechischen und lateinischen Grammatologie 604
A. D. Alexandrini Grammatici historiae commentitiae liber — cum notis *G. Xylandri* et *Meursii*, emendavit *L. H. Teucherus* 606

XIX. Deutsche und andere lebende Sprachen.

Englisches Lesebuch historischen Inhalts, — von F. W. Streit, 2 Theile 531
Englisches Lesebuch in Prose und Gedichten für Anfänger, von J. W. Krause 535
Versuch, das zuverlässigste Unterscheidungszeichen der orientalischen und occidentalischen Sprachen zu entdecken, — von C. G. Anton 536

XX. Er-

XX. Erziehungsschriften.

Neue Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde S. 438

Neue Unterhaltungen für die erwachsene Jugend, von J. G. Röchling ebd.

Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern — von J. L. Adlerjung 440

Der deutsche Schulfreund, von H. G. Zerrenner, 5ter Band 441

Universitätsjahre und Vorbereitung zum Predigerstande, von F. Kleine 526

Angenehmer goldener Spiegel für Jünglinge und Mädchen zum Vergnügen und Belehrung, mit Gedichten, Erzählungen, Anekdoten und kleinem Roman 530

XXI. Handlungs- Finanz- u. Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

Frankreichs Handlungsbalanz und auswärtige Handlungsbeziehungen in allen Welttheilen, — vom Hrn. Arnould, aus dem Franz. erster und 2ter Band 531

Allgemeiner Contorist, oder neueste und gegenwärtiger Zeiten gewöhnliche Münz- Maas- und Gewichtsverfassung aller Länder- und Handelsstädte, 2ter Theil, von M. R. B. Gerhardt 532

Beschreibung einer neu erfundenen viel Holz und Zeit ersparenden Methode den Salpeter zu sieden, von A. Ploto 533

XXII. Kriegswissenschaft.

Handbuch der praktischen Artilleriewissenschaft 441

XXIII. Vermischte Schriften.

Olaudah Equiano's oder Gustav Wasa's Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben, aus dem Engl. 377

Allgemeine Lesebibliothek für Lektürfreunde aller Stände, ein Magazin zur Unterhaltung und Belehrung, von einer kleinen gelehrten Gesellschaft herausgegeben, 3tes Bändchen 381

[illegible]

Wilhelm Friedwald, oder die braven Fröhlichhäuser 388
Ecole du Monde objectif ou representation succinte de divers objets de la nature et de l'art, ouvrage traduit en François, Italien, Anglois et Espagnol par *L. H. Teucher* 389
Neueste Gallerie edler und unedler Menschenhandlungen 390
Briefe über die Weiber, 1stes Bändchen, oder Fragmente zur Kenntniß des menschlichen Herzens, von C. F. Pockels, 2te Sammlung 464
Ideen von J. H. Vogt 466
Auswahl der besten zerstreuten prosaischen Aufsätze der Deutschen, 14ter Band, oder Neue Auswahl — —, 1ster Band 469
Ein Wort der Mäßigung an Europa 470
Sammlung anschaulicher Beweise von der Nähe des jüngsten Tages 541
Ueber den Adel von P. von Arnim 547
Daß man durch zu frühes Begraben lebende Menschen, die man für todt hielt, auf die schrecklichste Weise tödten könne, eine Predigt, gehalten von J. M. Schwager 550

I. Pro-

Protestantische Gottesgelahrheit.

Materialien zum Nachdenken über Religion, Offenbarung und Christenthum. Für junge Freunde der Wissenschaften, welche sich nicht der Theologie widmen. Leipzig, bey Hilscher. 1792. 335 S. in 8. 16 gr.

Wir glauben dieser Schrift ihre rechte Stelle in dem Gebiet der theologischen Literatur anzuweisen, wenn wir sie als Prolegomena zu jeder wissenschaftlichen Behandlung der christlichen Religionslehre für die durch Philosophie und anderweitige Lektüre schon gebildete Menschenklassen betrachten, für die sie wirklich viele gute vorbereitende Erinnerungen und *treffende* Bemerkungen enthält. Aber auch Theologen von *Profession* werden, zumal in Verbindung mit Griesbachs vortrefflicher Anleitung zum Studium der populären Dogmatik, und mit Leß Handbuch der christlichen Religionstheorie für Aufgeklärtere; oder mit desselben Verf. Entwurf eines philosophischen Kursus der christlichen Religion, hauptsächlich für die Nichttheologen unter den Studirenden, — welche beyde letztere Werke mit der vorliegenden Schrift einen ganz gleichartigen Zweck haben — den Gebrauch dieser *Materialien* zum Behuf des Nachdenkens über manche bey dem Studium der christlichen Dogmatik vorläufig zu erörternde und von den meisten zu kurz abgefertigte Punkte nicht undienlich finden. Nur Schade, daß in dem Ganzen, theils in Ansehung der Güte des innern Gehalts eine gewisse auffallende Ungleichheit, theils in Ansehung der Ausführlichkeit eine gewisse unverkennbare Disproportion herrscht, da die Einleitung und der erste Abschnitt merklich besser und fleißiger ausgearbeitet sind als das übrige, und der letzte Abschnitt von der christlichen Religion — wie schon aus der demselben gewidmeten Seitenzahl S. 280 — 335. abgenommen werden kann — gegen das Vorhergehende zu mager und dürftig gerathen ist.

In der Einleitung wird 1) von dem Nachdenken überhaupt gehandelt. „Wenn der unter allen Geschöpfen des Erdbodens allein zur Vernunftfähigkeit organisirte Mensch sich über den niedrigen Stand des Thieres erheben, und nicht blos dem Despotism der groben Sinnlichkeit, sondern der sanften und sichern Leitung einer gebildeten Vernunft gehorchen will, so muß er sich frühe gewöhnen, über alles, was ihm vorkommt, nachzudenken, das heißt, nicht blos einen schon gehabten Gedanken festhalten, ihn nach allen Seiten hinwenden, in seine feinsten Theile auflösen, mit andern vergleichen, zusammensetzen und ordnen; — sondern auch aus dem Vorrathe dunkler Perceptionen, so viele hervorziehen, als möglich ist, um durch wiederholte Anschauung derselben neue und vorher noch nicht gekannte Seiten der Dinge zu entdecken, und durch Vergleichung und Prüfung seiner Ideen ihre Richtigkeit und Wahrheit, nebst den Gründen und Folgen derselben kennen zu lernen. Zu diesem Geschäfte werden wir unaufhörlich von allem, was uns umgiebt, aufgefordert, und schon vermöge der Einrichtung unserer Natur ist es uns eben so unmöglich, ganz ohne alle Gedanken zu bleiben, als es unmöglich ist, ohne Cirkulation des Blutes und der Säfte das thierische Leben zu behalten. — Alles was mehr oder minder seinen Einfluß auf uns äußert, sichtbares und unsichtbares, vergangenes, gegenwärtiges und künftiges, großes und kleines, angenehmes und unangenehmes, alles kann Objekt unsers Nachdenkens seyn. Allein die nähere oder entferntere Beziehung, welche die Dinge auf uns haben, bestimmt den Grad der größern oder geringern Wichtigkeit des zu betrachtenden Objekts. — Käme der Mensch mit gereiften Kräften des Körpers und Geistes, so wie sie in erwachsenen Jahren sind, ausgerüstet auf die Welt, so könnte er gewiß nichts angelegentlicheres haben, als sich die großen Fragen zu beantworten: Wer bin ich? Welches ist meine Natur? Wem habe ich mein Daseyn zu danken? Wozu bin ich hier? Wie hängt das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zusammen? Was wird aus mir nach dem Tode werden? Warum zieht ein entgegengesetztes Verhalten bald angenehme, bald unangenehme Folgen nach sich? — 2) Nothwendigkeit des Nachdenkens über die Religion. „Nächst jenen großen Fragen giebt es keine wichtigere für uns, als diejenigen, welche aus der Beantwortung jener entspringen. Was habe ich von dem Urheber meines Daseyns zu denken? Was

von meinen Verhältnissen gegen ihn? Welche Gesinnungen hat er gegen mich? Was fordert er von mir? Wo finde ich die beste Belehrung über ihn und seinen Willen? Was habe ich von ihm bereits erhalten? Was noch zu hoffen oder zu fürchten? — Einem zum Denken auch nur ein wenig aufgelegten Geiste, wird es unmöglich seyn, jenen Fragen seine Aufmerksamkeit nicht zu schenken, das, was er in der bisherigen Beantwortung derselben, als falsch und unrichtig erkennt, nicht auszumerzen, die Lücken nicht auszufüllen, zu verbessern wo und wie er kann, und wenn er sich vor dem Einsturze des Gebäudes fürchtet, es nicht ganz niederzureißen und ein neues an seine Stelle zu setzen. So verfahren wir bey allen Wissenschaften, woher läßt sich nun erweisen, daß die Religionswissenschaft schlechterdings unveränderlich sey? Soll der Mensch hier allein bey dem Eingange stehen bleiben? Ist vielleicht seine Vernunft hier unfähiger als anderswo, sich fortzuhelfen? Gewiß, wenn der blinde Glaube hier alles, das Nachdenken nichts gilt, so ist hier der sonderbare, einzige, unerhörte Fall, daß es besser wäre, seine Vernunft zu unterdrücken, als zu gebrauchen. — **Ohne Nachdenken können wir niemals zu einer richtigen Erkenntniß der Religion, niemals zu einer festen Ueberzeugung von der Wahrheit derselben kommen.** Unser Jugendunterricht verschafft uns gewöhnlich nichts, als eine historische Erkenntniß derjenigen Dogmen, welche in der Religionsparthey, worin wir geboren sind, gelehret werden. Gesetzt man habe auch Gründe, warum so und nicht anders gelehret wird, beygefügt, so waren uns diese entweder unverständlich, oder sie sind vergessen, oder wenn wir sie auch im Gedächtnisse behielten, so haben wir uns doch nie die Mühe gegeben, ihre Tauglichkeit, Stärke und Festigkeit zu untersuchen. — Ueberzeugung erhalten wir nie anders, als durch Prüfung und Abwägung der Gründe, worauf die Wahrheit eines Satzes beruhet. Sind uns diese unbekannt, so müssen wir sie sorgfältig aufsuchen. Nicht zufrieden damit, daß wir sie kennen, müssen wir nun auch ihre Beweiskraft untersuchen. Man hat oft zu viel bewiesen, oft die Kraft eines Beweises zu weit ausgedehnt, oft aber auch den Ort, wo seine eigentliche Stärke lag, übersehen. Das verursacht Verwirrung und ist der Wahrheit nachtheilig. — Haben wir erst die besten Beweise gefunden — viele sind nie nöthig und erschweren die Ueberzeugung — so erfordert es die Natur der Sache, daß wir geschickt zusammenordnen, damit

INST-OXFORD-TAYL...

mit die Wahrheit unerschütterlich stehe. Dies Geschäffte kann kein anderer an unserer Stelle verrichten, höchstens kann uns das Aufsuchen der Gründe erleichtert werden. Ferner ist kein anderes Mittel vorhanden, Leben und Wirksamkeit in unsere Religionserkenntnisse zu bringen, als ein vernünftiges Nachdenken darüber. Indem wir die Lehren der Religion und ihre Gründe von allen Seiten betrachten, und uns von ihrer Wahrheit immer mehr zu überzeugen suchen, knüpfen wir sie unvermerkt an unsere übrigen Ideen an, machen, daß sie uns geläufiger werden, und daß wir sie mit der größten Leichtigkeit auf alles, was wir denken, reden und thun, anwenden. Ueberdies ist es der letzte Zweck alles unsers Strebens nach Erkenntniß, daß wir dadurch weiser, besser, vollkommener werden. Ist nun unsre Erkenntniß nicht lebendig und würksam, d. h. ist sie nicht fähig, unser Begehrungsvermögen zu der Wahl des Besten zu bestimmen, so ist sie unnütz, ein todtes, in den eisernen Kasten des Geitzes verschloßnes Kapital. Endlich ist es auch ohne Nachdenken über die Religion fast — man darf sagen ganz — unmöglich, daß sie die Quelle einer Tugend und fester Rechtschaffenheit für uns werde. Die Wahrheiten der Religion sind am geschicktesten uns reine Tugend und unerschütterliche Rechtschaffenheit einzuflößen. Allein wenn sie diese Wirkung in uns hervorbringen sollen, so müssen wir sie oft durchdacht, von allen Seiten betrachtet, und ihre Kraft wohl erwogen haben. Wir müssen genau wissen, was schicklich, anständig und pflichtgemäß, was mit unsern Verhältnissen gegen Gott, mit unserer hiesigen Bestimmung vereinbar, oder was diesem widersprechend ist. Wir müssen genau wissen, durch welche Motive die Religion uns zu bewegen sucht, die despotisirende Sinnlichkeit zu überwältigen, und dem Rufe der Pflicht zu folgen. Was ist nach der Lehre der Religion gut? Was böse? Was befördert unser Wohl? Was verursachet unser Wehe? Auf welchem Wege kann ich ein vollkommener, Gott ähnlicher, glückseeliger Mensch werden? Besteht die Tugend in einzelnen guten Handlungen? oder ist sie das schönste Concert aller Handlungen zusammen? eine völlige Harmonie mit sich selbst und dem Universum? — 3) Die Bedürfnisse unsers Zeitalters machen ein solches Nachdenken noch nothwendiger. „Schwerlich ist in einem Zeitalter, gehört wohl dies zu seinen Vorzügen, oder zu den Beweisen des Verfalls der Mensch-

heit

heit in denselben *) so viel über, für und wider die Religion überhaupt und die christliche insbesondere geschrieben worden, schwerlich wird man je so viel darüber in Gesprächen räsonirt und deräsonirt haben, als in unserm Zeitalter, und wir kommen oft in nicht geringe Verlegenheit, wenn wir unsere bisherigen Ueberzeugungen dagegen halten. Auf der einen Seite hört man unaufhörliche Klagen über einreißende Naturalism, Indifferentism, Socinianism, und Gott weiß, wie vielerley andere Ketzereyen. Auf der andern Seite hingegen hören wir spottende Vorwürfe über Hyperorthodoxen, Zionswächter und Systemsritter, über Pfaffenbetrug, Dummheit und Aberglauben. Welcher von beyden Theilen hat nun die Wahrheit auf seiner Seite? Wohin haben wir uns zu wenden, wenn wir Licht und Wärme bedürfen? — 4) **Ursachen, welche das Nachdenken über Religion bey vielen hindern.** Der größte Theil derjenigen, welche sich das Ansehn denkender und prüfender Leute geben wollen, sind oft weiter nichts als Nachbeter irgend eines Systems, das sie nach ihrem Kopfe modificirt haben, um einen Nimbus von Selbstdenken um sich zu verbreiten. Gerade diejenigen, welche am wenigsten über wichtige Lehren der Religion nachgedacht, sind am bereitwilligsten darüber abzuurtheln, und über Sätze, von welchen sie kaum die Worte recht gefaßt haben, zu entscheiden. Die Ursachen dieses verkehrten Verhaltens liegen nicht versteckt. a) Oben an steht der Geist unsers Zeitalters — **ein Geist des Leichtsinns, der übertriebenen Bequemlichkeit, der Superficialität.** — Die Wahrheiten der Religion sind zu ernsthaft für solche Leute, sie erregen in ihnen finstere Gedanken, sie schlafen dabey ein; denn wo ist da etwas, das amüsirte und unterhielte? — b) Diese Superficialität und Bequemlichkeit wird unterhalten und weiter verbreitet durch **die herrschende verkehrte Erziehung in Rücksicht der Religion.** — Dem einen wird die Religion auf eine mechanische Art beygebracht: die Lehren des Katechismus, gleichviel von welcher Art er ist, werden dem Gedächtnisse eingepfropft, und Nothfalls durch Schläge eingegossen. (Wovon sich die schädlichen Eindrücke und Unwillen erregende Rückerinnerungen schwerlich je wieder verlieren, wie Recens. an einem Freund einen Fall weiß, bey welchem eine pietistisch-religiöse Erziehung so übel angeschlagen, daß er von nun an der Religion gram und ein Spötter über diejenige Lehren wurde, die man ihm durch eine schiefe

Unterweisungsmethode eigentlich systematisch verleidet hatte.) Da ist nichts als kalter, todter Buchstabe: eine unvernünftige Zwangsreligion, die der Arme, dem sie aufgedrungen worden, selbst nicht kennt. — Auf der andern Seite verfährt man so säuberlich, als möglich. Unter dem Vorwande, daß es frühe genug sey, den Kindern die Religionslehren in reifern Jahren beyzubringen, versäumt man die schicklichste Zeit, (die sich freylich im allgemeinen nicht angeben läßt) zu welcher das Herz der Kinder den Empfindungen und Gesinnungen der Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und des willigen Gehorsams gegen seine Gebote offen stehen. Und wenn denn doch der vermeinte schickliche Zeitpunkt (wo man vielleicht bereits von allem, was Beziehung auf die Religion hat, verächtlich zu denken gelernt hat) gekommen ist, so wird die Religionswissenschaft, wie die übrigen Wissenschaften, oberflächlich und flüchtig behandelt. Da wird nicht darauf gesehen, ob die Wahrheiten der Religion auch einen Eindruck aufs Herz machen, ob sie den Lehrling gerühret haben, ob sie im Stande sind, ihm in der Folge einen kräftigen Antrieb zur Tugend und im Leiden wahre Beruhigung zu geben. — c) **Eine planlose und höchst unordentliche Lektüre** (Lesewuth) vermehrt die Hindernisse des Nachdenkens. **Man liest ohne bestimmten Zweck** — aus Eitelkeit, mit seinen aufgehaschten Bruchstücken in Gesellschaft sich zeigen, und das Ansehen einer belesenen Person erhalten zu können — aus Bedürfniß, sich die Langeweile, in Stunden, wo man keine andern Vergnügungen genießen kann, zu vertreiben. — **Man liest ohne Wahl — ohne Ordnung** — Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber, Naturforscher, Journale, Zeitungen, — alles unter und durch einander. Welche ungeheure Verwirrung muß dieses nicht in schwachen Köpfen anrichten! Man liest ohne Anwendung — liest mehr angenehme als ernsthafte Schriften. Natürlich! man will amüsirt, nicht angestrengt; unterhalten, nicht belehrt werden. Die Religionsschriften sind meistens von den Lesetischen verbannt, und werden sie ja doch gelesen, so geschieht es meist mit eingenommenem Herzen. Oft (meistens und gewöhnlich) ist der Name des Verfassers schon hinreichend, um das Buch ungelesen zu lobpreisen oder zu verdammen. — Man liest mehr die Schriften der Feinde, als die der Freunde der Religion. Die erstern sind meistens im beliebten, leichten, witzelnden und spottenden Tone geschrieben, der so manchem seichten Den-

ker

ker aus der Noth helfen muß: dagegen die letztern, ernsthaft, wenn gleich im edelsten Ausdrucke und mit der dem Gegenstande gemäßen Würde sprechen. d) Die Wahrheitsscheu ist ein neues Hinderniß. Das Nachdenken über die Religion ist der getreueste Spiegel, worin wir uns mit allen unsern Auswüchsen, Flecken und Mängeln sehen, gerade so wie wir sind, die gute, wie die schlechte Seite. Das Nachdenken klärt ferner alle unsere Pflichten auf, und giebt ihnen die gehörige Ausdehnung. Wir lernen dadurch einsehen, wie weit wir noch in der Erfüllung derselben zurück seyen, und wie viel wir zu thun haben, bis wir Gott wohlgefällig werden. Was für ein unangenehmer Spiegel muß dies für den größern Theil unserer Zeitgenossen seyn? Wie kränkend für ihren Stolz, wenn sie sehen, daß ihre eingebildete Tugend ohne allen Werth sey, daß sie uns hinter einer glänzenden Aussenseite ihre verdorbenen Neigungen verstecken — wie müssen sie erschrecken, wenn sie sehen, daß ihre Ruhe und Zufriedenheit auf lauter morschen Pfeilern beruhet, daß ihre Sinnlichkeit sie des Genusses höherer Vergnügungen unfähig macht, und daß sie selbst des Genusses der gegenwärtigen Güter unwürdig sind, weil sie dieselben misbrauchen. Ein dunkles Gefühl scheint diesen Leuten schon zu sagen, daß die Resultate ihres Nachdenkens so ausfallen werden, darum hüten sie sich aufs äußerste davor. e) Endlich ist versäumte Uebung kein geringes Hinderniß. — Es ist natürlich, daß unsere Geisteskräfte erschlaffen und abnehmen, wenn sie nicht in steter Uebung erhalten werden, gleich dem Magnet, der seine Kräfte verliert, wenn er nicht oft mit Eisen beschweret wird. Diese Uebung muß aber frühzeitig angestellt und beständig fortgesetzt werden, aber dazu ist Anleitung nöthig, denn nicht alle Köpfe sind fähig, sich selbst zu helfen. Aber leider scheint es an dieser gehörigen Anleitung vielen, sehr vielen zu fehlen. Nicht aus Mangel der Lernbegierde, sondern aus Mangel der nöthigen Anstalten, scheinen sie die Uebung im Nachdenken versäumt zu haben. Wenn wir die bessern Schulen und Gymnasien — wie viel aber sind deren? — und einen großen Theil von Deutschlands Akademien, — die aber ja meist nur der künftige Gelehrte besucht, — ausnehmen, welches sind denn nun die anderweitigen Anstalten, die man getroffen, um zum Nachdenken Anleitung zu geben? — 5) Einige Gegenmittel gegen jene Hindernisse. α) Vor allem ist zu empfehlen das Studium einer gesunden, fe-

sten, gründlichen und von scholastischem Wuste gereinigten Philosophie. β) Eine vernünftige, zweckmäßige, mit Auswahl und guter Ordnung und mit gehöriger Applikation angestellte Lektüre solcher Schriften, welche die Religion betreffen. — Reimarus, Jerusalem, Spalding, Zollikofer, Hermes, Döderlein, Nösselt, Eberhard, Steinbart, Reinhard und andere vortreffliche Männer haben für die Bedürfnisse unsers Zeitalters reichlich gesorgt, und in ihren Schriften sind unerschöpfliche Schätze für den Denker enthalten. γ) Sehr erleichtert wird das Nachdenken dadurch, daß man seine Gedanken über diejenigen Gegenstände, worüber man nachgedacht, schriftlich aufzeichnet. — Im fortströhmenden Laufe unserer Ideen müssen viele dunkel, unentwickelt und unbearbeitet bleiben. Mancher gründliche und richtige Gedanke wird von den übrigen mit fortgerissen und in den Abgrund der dunkeln Ideen begraben, ungeachtet wir ihn zu einer andern Zeit sehr nöthig hätten. Diese und mehrere andere Inkonveniënzen können wir vermeiden, und dagegen große Vortheile erlangen, wenn wir mit der Feder in der Hand unser Nachdenken anstellen. Wir bewahren dadurch unsere Ideen vor dem Untergange, können sie zu allen Zeiten prüfen, mit dem neuen Zuwachse unserer Erkenntniß vergleichen, und auf diese Weise immer mehr Wahrheit und Festigkeit in dieselbe bringen. δ) Da das Geräusch und die Zerstreuungen der großen Welt, dem Nachdenken hinderlich sind, so werden Einsamkeit und Stille ihm förderlich seyn. ε) Unablässige Uebung. — Man muß keine Gelegenheit versäumen, seine Geisteskräfte an das Nachdenken überhaupt zu gewöhnen. Dazu ist jeder Gegenstand schicklich, und eben dadurch, daß wir unsern Geist an ernsthafte Betrachtungen überhaupt gewöhnen, werden wir ihn auch geneigter machen, den Wahrheiten der Religion seine Aufmerksamkeit zu schenken. 6) Religionswissenschaft und ihre Bearbeitung. a) Ein aufgeklärter Bekenner der Religion und besonders ein solcher, welcher sich den Wissenschaften widmet, er arbeite in welchem Fache er wolle, soll wenigstens eine wissenschaftliche Erkenntniß von der Religion haben, und nicht blos bey der gemeinen Erkenntniß stehen bleiben. — Ein Gelehrter soll nichts ungeprüft und unerkannt auf gerathewohl annehmen oder verwerfen; er soll sich in allen Stücken über den gemeinen Haufen erheben, und weil er sich mit der Wahrheit überhaupt beschäfftigt, soll er diejenige Art derselben nicht aus der Acht lassen, welche das

Glück

Glück und die Ruhe seines ganzen Lebens gründen kann. Zu dieser höhern Kenntniß der Religion verhilft ihm die Religionswissenschaft, d. i. die Sammlung derjenigen Wahrheiten, welche Gott, unsere Verhältnisse gegen ihn, sammt den daraus fließenden Pflichten, Hoffnungen und Gründen unserer hiesigen und künftigen Glückseeligkeit, betreffen, welche Wahrheiten durch ein deutliches, wohlgeordnetes Nachdenken von den vernünftigsten Menschen als solche erkannt worden sind. Wir unterscheiden diese Wissenschaft, in sofern sie sich auf **deutliches Bewußtseyn der Gründe jeder Religionswahrheit stützet**, von der ganz gemeinen, **auf bloßen Glauben sich gründenden Religionserkenntniß.** In sofern sie sich aber des Beystandes der eigentlich theologischen Wissenschaften nicht bedient, unterscheiden wir sie von der Dogmatik und Moraltheologie. Diese Unterschiede dürfen nicht aus den Augen verloren werden, denn die Vermischung dieser verschiedenen Begriffe hat die leidigsten Verwirrungen, sowohl in Bestreitung als in Vertheidigung der Religion verursacht. — b) Man muß die erkannten, und durch Gründe bestätigten Wahrheiten auch gehörig anordnen und zusammenstellen, damit durch diese Ordnung ihr Zusammenhang in die *Augen falle*. Hiedurch wird das Nachdenken erleichtert, und manchem Misverstande, mancher Verwirrung vorgebeugt. Es muß *also* auch die Religionswissenschaft systematisch vorgetragen werden, ob sie sich gleich von dem, was man sonst das System nennet, sehr unterscheidet. c) Auch auf den Vortrag durch Worte muß man Rücksicht nehmen. Er muß wenigstens nicht abschreckend seyn. Bestimmtheit, Deutlichkeit, Gemeinverständlichkeit für gebildete Leser sind seine Haupteigenschaften. Die Schulsprache, welche anderswo immer ihren Nutzen haben mag, muß hier, so wie die mystischen Floskeln und Orientalismen vermieden werden. — So weit die Einleitung.

Im folgenden zerfällt der Plan des ungenannten Verf. in **zwey Haupttheile, oder Bücher, davon das erste die allgemeinen Grundwahrheiten aller Religion überhaupt, das zweyte** aber **die besondern der christlichen Religion behandelt.** Das erste Buch theilt sich wieder in **drey Abschnitte:** A) enthält **die Fundamente aller Religion;** diejenigen Grundlehren, ohne welche keine Gottesverehrung, keine wahre Ruhe und Zufriedenheit, und —

wenn

wenn wir den Menschen nehmen, wie er ist, nicht wie er seyn könnte — auch keine wahre Tugend statt finden kann. — **Ein richtiger Begriff von dem, was man Religion nennt, ist höchst nothwendig.** S. 47. f. Nothwendig aus mehr als einer Rücksicht. Von ihr hängt zuforderst unsere Tugend ab. Falsche Begriffe von der Religion lassen keine wahre Tugend hoffen. Wo die Religion unrein ist, da hat gewiß die Tugendlehre auch ihre Flecken. Man denke nur an die Mönchstugend. Von der Religion hangt unsere Ruhe und Zufriedenheit ab. Irrige Vorstellungen von ihr können daher niemals wahre Ruhe und Zufriedenheit geben. Vielmehr lehrt die Erfahrung und Geschichte, daß die Menschen dadurch oft in einen verzweiflungsvollen, oft in einen dumpfen, gleichgültigen Zustand versetzt worden sind. I. **Es ist ein höchstes Wesen.** S. 52. f. Alles was den denkenden Menschen umgiebt, jedes Objekt, dessen Bild sich durch die Sinnen seiner Seele darstellet, fordert ihn zur Untersuchung der Wahrheit dieser Lehre auf. Die leblose wie die lebendige Natur, der gestirnte Himmel, wie die prachtvolle Majestät der Sonne, alle Veränderungen der Natur, sein eigner Körper rufen ihm zu: Suche den Urheber des Daseyns der zahllosen Wesen, und deinen Schöpfer auf, und verehre ihn, wenn du ihn gefunden hast. Nun ist die Frage, wo soll der Mensch anfangen? — Der nächste Gegenstand seiner Betrachtung ist wohl der Mensch sich selbst. Auf sich wende er zuerst seinen Blick, in sich kehre er zurück, seine Natur, seine Bestimmung erwäge er zuerst, ehe er weiter gehen und höhere Betrachtungen anstellen will. Die Betrachtung des unermeßlichen Alls reißt ihn zum Staunen dahin; das Andringen so zahlloser, so hoher Ideen muß ihn betäuben, er wird aus sich selbst herausgerissen, und in ein unächtes Bewußtseyn versetzt, das dem Nachdenken unmöglich günstig seyn kann, weil nur ein ruhiger Zustand des Gemüths uns das Aufsuchen und Prüfen der Wahrheit verstattet. Wer bin ich? Wozu bin ich da? Woher bin ich, und wer hat mich in diese Lage gesetzt? Woher sind die Dinge, die ich um mich her sehe, entsprungen? Haben sie einem blinden Zufalle oder einem ordnenden Verstande ihr Daseyn zu danken? Die Antworten auf diese Fragen sind die Stufen, auf welchen sich das Endliche zum Unendlichen, der Geschaffne zu dem Schöpfer erhebt. — II. **Dies höchste Wesen müssen wir uns zugleich als das allervollkommenste denken.** S. 67. f.

a) Gott

a) **Gott ist nothwendig durch sich selbst, und ewig.** b) **Gott muß ein lebendiges, freyes, geistiges, und also selbstthätiges Wesen seyn** — Wir können überhaupt nur durch Negation einige Merkmale zu dem Begriffe eines Geistes sammeln, und dieser Begriff dient uns wiederum nur zum Gegensatz der Materie, deren Wesen wir eben so wenig kennen — der Schluß, daß Gott ein geistiges Wesen sey, ist analogisch. Wir unterscheiden unser denkendes und wollendes Ich von der Materie, weil die Wirkungen desselben Vernunft und Wahl anzeigen. Eben so schließen wir, daß das höchste Wesen von der Materie verschieden seyn müsse, weil seine Wirkungen die höchste Vernunft und die höchste Freyheit beweisen. Man sondert von dem Begriffe eines Geistes alle Eigenschaften der Materie, und zuförderst die Ausdehnung ab. Von einem Wesen ohne Ausdehnung können wir uns keinen Begriff machen. Daher haben sich einige neuere Philosophen alle Mühe gegeben, das unkörperliche Wesen eines Geistes zu bestreiten, ja, Priestley geht so weit, daß er aus der Analogie mit der menschlichen Natur zu beweisen sucht, Gott könne ohne Materie gar nicht denken. III. **Gott muß den allervollkommensten Verstand haben.** S. 73. f. a) **Er ist allwissend.** aa) Er erkennt alles aufs deutlichste. bb) Erkennt alles einzeln, die Begriffe der Gattung und Art, diese Vehikel der menschlichen Schwäche müssen bey ihm wegfallen, weil sie Schranken des Verstandes voraussetzen. cc) Er erkennt alles auf einmal und zu gleicher Zeit, denn da sein unendliches Wesen das Prinzipium aller möglichen Dinge ist, so muß er sie mit einem Blicke umfassen. dd) Er ist nicht an die Succession gebunden, darf nicht die Folgen seiner Veranstaltungen abwarten, er übersieht sie von Ewigkeit. ee) Gottes Erkenntniß ist unveränderlich, sie kann weder erweitert, noch deutlicher, wahrer, gewisser werden. Hier theilt der Verf. auch einige kurze Bemerkungen mit zur Vereinigung der göttlichen Präscienz der zukünftigen Handlungen der Menschen mit ihrer Freyheit. b) **Gott ist höchst weise.** Weisheit ist die Wahl der schicklichsten Mittel zur Erreichung der besten Absichten. Zwey Stücke kommen also dabey hauptsächlich in Betrachtung. Güte des Zweckes, welche ihren Grund in der Vollkommenheit des Willens hat, und Güte der Mittel, welche in der Erkenntniß gegründet ist. Bey der Güte des Zweckes kommt es theils auf den wahren Werth desselben an, und dieser Werth wird

wird durch den wahren moralischen Vortheil, welcher durch die angewendeten Mittel erreicht werden soll, bestimmt; theils kömmt es auf die gehörige Anordnung und Combination der Zwecke an. — Die Güte der Mittel wird beurtheilt theils nach ihrer Simplicität, (das Mittel muß nicht mehr und nicht weniger enthalten, als zur Erreichung des Zweckes nöthig ist!) theils nach ihrer Kürze, denn die Absicht muß ohne große Umschweife erreicht werden; — theils nach ihrer Hinlänglichkeit, die Erreichung des Zweckes zu befördern; theils nach ihrer Fruchtbarkeit, mehrere Absichten zugleich zu erfüllen, und endlich nach der besten und schicklichsten Verbindung. IV. **Gott hat den allervollkommensten Willen.** S. 80. f. a) **Gott ist das allergütigste Wesen.** b) **Gott ist der Heiligste und der Gerechteste.** — Wir verstehen unter dem Begriff der göttlichen Gerechtigkeit, die nach den Gesetzen der unendlichen Heiligkeit und Weisheit angeordnete Ausübung der göttlichen Herrschaft über die freyen Handlungen vernünftiger Wesen. Diese Gerechtigkeit äußert sich theils vor den freyen Handlungen durch Bekanntmachung der weisesten und besten Gesetze, theils nach den Handlungen durch Belohnung oder Bestrafung. V. **Gott ist allmächtig, allgegenwärtig und höchstselig.** S. 89. f. — Allmacht ist das göttliche, stets wirksame Vermögen des höchsten Willens, alles mögliche Gute zur Wirklichkeit zu bringen. — Ohne dieses wären alle übrigen Vollkommenheiten unkräftig, todt, ja selbst ungedenkbar, die Erkenntniß wäre müßige Spekulation, der Wille ein eitles fruchtloses Bestreben nach dem Unmöglichen — kurz, wir hätten keinen Gott. — Was die Allgegenwart betrifft, so hätte man mit dem simpeln Begriffe zufrieden seyn sollen: sie ist die vereinigte Allwissenheit und Allmacht; Gott weiß was überall geschieht, und er kann, was und wenn er will, überall zugleich und unmittelbar wirken. Das Wie? bleibt uns verborgen. S. 93. f. bittet der Verf. ehe man die Lehre von der unmittelbaren Gegenwart (Adiastasie) aufstelle, folgende Fragen in Erwägung zu ziehen, und vorläufig zu beantworten. Ist der Vernunft eine solche Gegenwart gedenkbar? Ist diese Lehre nicht selbst mit den Systemen unvereinbar? Nach diesen soll in Gott keine Ausdehnung, keine protensive und keine intensive Quantität, keine Vermehrung noch Verminderung, keine Theilbarkeit und keine Diffusion statt haben, und doch soll er allen Substanzen stets und unmittelbar und wirksam gegenwärtig seyn? — Ist

schlech-

schlechterdings keine Wirkung in die Ferne durch blossen Willen möglich? Ist es Gottes unwürdig, wenn man sich ihn als an einem gewissen Orte existirend denket? Ist es möglich auf eine vernünftige Weise alles Widersprechende aus dieser Lehre zu entfernen? Und endlich mit welchen Waffen bekämpft man den Pantheism, wenn man unmittelbare Coexistenz annimmt? — VI. **Es ist nur Ein Gott.** S. 95. f. Der Gesetzgeber der Juden war der strengste Vertheidiger der Einheit Gottes. — Seit der Rückkehr aus dem Babylon. Exil blieb die jüdische Nation auch wirklich mit unerschütterlicher Festigkeit bey dieser Lehre — allein nun verfielen sie in den Irrthum, den Jehova zum Nationalgotte zu machen — diesen Irrthum nahm das Christenthum weg, und machte ein einiges höchstes Wesen zum Schöpfer, Herrn und Vater aller Völker und Menschen. Je mehr sich diese Religion ausbreitete, desto mehr verbreitete sich diese Lehre. — Wo das Christenthum in der Ausbreitung derselben stehen geblieben war, da fuhr der Muhamedism mit hinreißendem Erfolge fort, so daß wir mit Gewißheit sagen können, bey weitem der größte Theil der Menschen verehre nur Einen wahren Gott. VII. **Gottes Vorsehung.** S. 100. f. VIII. **Vom Uebel.** S. 111. f. a) Vom metaphysischen Uebel, worunter jede Abwesenheit irgend einer Realität verstanden wird. b) Vom moralischen Uebel. c) Vom physischen Uebel. IX. **Vom künftigen Leben.** S. 128. f. Unter der Unsterblichkeit der Seele versteht man die unaufhörliche Fortdauer ihrer Substanz und ihres Bewußtseyns, verknüpft mit der Erinnerung ihres vorigen Zustandes, und mit dem Gefühl, daß der gegenwärtige eine Fortsetzung des vergangenen sey. — Die Art unserer Fortdauer bleibt für alle unsere Philosophie mit einem undurchdringlichen Schleyer umhüllet. Kann die Seele ohne Organe in jenem Leben denken? oder erhält sie neue, ihrem jetzigen Zustand angemessene? — Wo werden unsere Seelen hinkommen? Was für eine Art von Thätigkeit werden sie haben? In welchen Verbindungen mit andern Wesen stehen? — X. **Menschliche Freyheit.** S. 134. f. Sie ist das Vermögen, sich selbst nach deutlich erkannten Gründen zu etwas zu bestimmen. (Ein scharfsinniger Philosoph erklärte sie durch ein Vermögen, den vollständigen Grund von Handlungen zu enthalten und wirksam zu machen, welche dem Sittengesetz der Vernunft angemessen oder zuwider sind, ohne zu einem von beyden, weder durch Einflüsse fremder

Kräfte, noch durch seine eignen Vorstellungen, absolut nothwendig bestimmt werden zu können.) Sie heißt auch äußere Freyheit, in sofern nämlich eine Unabhängigkeit von äußerm Zwange statt findet. Dieser äußern Freyheit ist die innere (metaphysische) entgegengesetzt, welche in einer Unabhängigkeit von dem Zwang der Motive bestehen soll. Grundsätze der Vertheidiger des Systems des Determinismus. XI. Gesetze, Belohnungen, Strafen. S. 143. f. B) Von der Religion überhaupt. I. Begriff der Religion. S. 158. f. Die eigentliche Gottesverehrung oder Religion besteht darin, daß wir solche Gesinnungen bey uns unterhalten, und in solchen Handlungen uns üben, welche dem Verhältniß, in dem wir gegen Gott stehen, als gegen das höchste Wesen und unsern Oberherrn, und seinen uns erkennbaren Absichten gemäß, eingerichtet sind. II. Eintheilungen der Religion. S. 162. f. In objektive und subjektive, diese in innere und äußere Religion. III. Was ist wahre und falsche Religion? S. 165. f. Wahrheit und Falschheit sind hier relative Begriffe, das mehr oder weniger macht den Unterschied aus. Nirgends ist das volle Licht der Wahrheit, nur Hochmuth und Eitelkeit konnte die Sterblichen zu der stolzen Behauptung des Gegentheils verleiten. Eben so wenig ist irgendwo die schreckliche Mitternacht unaufhörlicher Irrthümer, die kein Strahl der Wahrheit erhellen sollte. Rachsucht, Partheygeist und polemische Wuth haben die Menschen bey dieser Behauptung verblendet. Wahr ist überhaupt genommen die Religion, wo wir die richtigsten, der Würde Gottes und der aufgeklärten Vernunft gemäßesten Begriffe von Gott, seinen Vollkommenheiten, und von den Verhältnissen, in welchen wir zu ihm stehen, finden; — wo die daraus hergeleiteten Pflichten mit der Natur der Dinge und des Menschen, so wie mit den erkennbaren Absichten Gottes übereinstimmen. Eine Religion, welche von allen diesen Charakteren ganz das Gegentheil an sich hätte, wäre auch grundfalsch. — Bey der Prüfung der Wahrheit einer Religion kommt es hauptsächlich darauf an, zu untersuchen, welche ist reiner und freyer von unwürdigen Vorstellungen von Gott — welche lehrt die reinste, erhabenste, Gott und der Natur des Menschen gemäßeste Tugend, welche führt am sichersten und ehesten zu der hier möglichen Vollkommenheit? — Bey Beurtheilung solcher Religionen, welche dies nicht so vollkommen leisten, und wo wir viele, sehr in einander verwickelte Irrthümer zu

bemerken glauben; müssen wir nach den Regeln der Billigkeit und der ruhigen Vernunft verfahren. IV. **Allein seeligmachende Religion.** S. 170. f. Eine verwegenere Behauptung kann schwerlich gefunden werden, als die Behauptung gewisser Partheyen, daß ihre Religion (und zwar objektiv genommen) allein zur höchsten zeitlichen und künftigen Glückseeligkeit führe. Diese Behauptung ist verwegen, weil sie das unerforschliche Urtheil Gottes über das Glück und den Werth der Menschen, dreist und keck bestimmt; aber sie ist auch menschenfeindlich und schändlich, denn sie raubt Millionen Menschen die Hoffnung des künftigen Glücks, und ihre unreine Quelle ist anmaßender Stolz, und wahre Gefühllosigkeit. V. **Religionssocietät, Modificationen der Religion, Religionspartheyen.** S. 171. f. VI. **Einige Quellen des Unterschiedes der äussern und innern Religion, sowohl bey einzelnen Menschen als bey ganzen Gesellschaften.** S. 182. f. Nicht alle Menschen (da kein Beyspiel bekannt ist, daß nur zwey in allen ihren Grundsätzen, Ideen, Urtheilen und Schlüssen jemals völlig und ohne alle Einschränkung übereingekommen wären) können ganz übereinstimmende Religionsideen und Religionsgrundsätze haben, weil ihr Ideengang verschieden ist. In den allgemeinen Grundsätzen müssen sie zwar übereinkommen, weil das universelle und beständige sich stets gleich bleibt, und keine Veränderung leidet. Aber in der weitern Ausführung und Anwendung derselben zeigt sich sogleich die Verschiedenheit. Ferner: jeder modifizirt die Religion nach demjenigen Vermögen seiner Seele, welches vor den übrigen am stärksten hervorragt. Derjenige also, dessen Vernunft weniger von der Sinnlichkeit abhängig und eingeschränkt ist, der sein Reflexions- und Abstraktionsvermögen auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit erhoben hat, wird sich feinere, abgezogenere und geistigere Ideen zu verschaffen wissen, als derjenige, bey dem eine zu starke Phantasie alles versinnlicht und verkörpert haben will. Der äußere Gottesdienst des erstern wird simpel und zu Erweckung des Nachdenkens geschickt seyn, der letztere wird Pomp und Pracht zu Hülfe nehmen, um seine Andacht zu entflammen. Eine andere Quelle der Modifikationen, welche die Religion erleidet, ist der Einfluß der äußern Dinge auf den Menschen, z. B. der Erziehung, des Beyspiels, unsers Körpers, des Landes und Himmelstriches. (Vergl. zum letztern in Prof. Paulus Memorabil. Erstes Stück: über

klimatische Verschiedenheit im Glauben an Religionsstifter.) VII. Religiöse Sinnlichkeit. S. 189. f. Die Obermacht des Körpers erlaubt dem Menschen nicht, aus seiner Religion alles Sinnliche gänzlich zu entfernen, und ein gewisser Grad der religiösen Sinnlichkeit ist nicht nur unschädlich und unverwerflich, sondern sogar nützlich und wünschenswerth. Eine gemäßigte, aber doch wirksame Wärme der Empfindung, eine sanfte, aber dennoch in Thätigkeit übergehende Rührung, verbunden mit deutlicher Erkenntniß der Wahrheit, machen diesen wünschenswerthen Grad aus. Damit aber sind heut zu Tage sehr viele unzufrieden, eiskalte Fühllosigkeit scheint ihnen dieses zu seyn. Sie wollen mehr; sie verlangen glühende Empfindung, hinreißende Gefühle, ohne dabey deutliche Einsichten zu begehren. VIII. Unglauben und Aberglauben. S. 192. f. Diese beyden Extreme der menschlichen Vernunft in Sachen der Religion sind ihrer Natur nach wesentlich verschieden, in ihren Wirkungen aber so ziemlich gleich, denn beyde benehmen der Religion das, was sie für die Menschheit erfreuend und beglückend macht. IX. Einfluß der Religion auf die Tugend. Ob Tugend ohne Religion statt finde? S. 199. f. Wir müssen gestehen, daß wir uns nicht getrauen, die Frage, ob man tugendhaft ohne Religion seyn könne? entscheidend zu beantworten — zuerst scheint es nicht richtig zu seyn, wenn man behauptet, ohne die Religion fielen alle Bewegungsgründe zur Tugend weg. Es giebt Bewegungsgründe, die blos aus der Vernunft hergenommen sind. Diese liegen theils in dem absoluten Wesen der Tugend selbst, in sofern sie nämlich einerley mit der praktischen Vernunft ist, und in so weit Geistesfreyheit, Standhaftigkeit und Uebereinstimmung mit sich selbst, sich auf Tugend gründen: theils in den standhaften äußern Verhältnissen, in sofern die Tugend das sicherste Mittel ist, Zufriedenheit in allen äußern Umständen zu erhalten, und sofern sie am sichersten die Liebe anderer uns erwirbt. Es ist nicht zu läugnen, daß eine Tugend aus solchen Beweggründen, bey gänzlicher Verläugnung aller Religionsgrundsätze möglich sey. Aber man wird zugleich gestehen müssen, daß sie (da die Neigungen zum Bösen, die aus dem Uebergewicht der Sinnlichkeit entstehen, weit stärker sind, als jene spekulativen Vernunftgründe) äusserst schwer, und (da der Unglaube sehr selten aus Raisonnement, weit öfter dagegen aus der Begierde entspringt, seinen geheimen verdorbenen Leidenschaften mehr Freyheit zu ver-

schaf-

schaffen) äusserst selten sey. X. **Einfluß der Religion auf unsere Glückseeligkeit.** S. 206. f. a) Ueber den Begriff der Glückseeligkeit. Sie besteht in dem Uebergewichte und successiven Wachsthum des vergnügenden und angenehmen Zustandes, einer wenigstens obsiegenden Zufriedenheit. Diese entstehet aus dem Bewußtseyn von dem Uebergewicht der Vollkommenheiten unsers Zustandes über die Unvollkommenheiten desselben, besonders wenn man dabey auf die Zukunft Rücksicht nimmt. Ein höherer Grad der Zufriedenheit ist das Vergnügen, das entsteht, wenn man die Vollkommenheiten seines Zustandes wachsen siehet. Jemehr wir nun durch eigne Thätigkeit uns Realitäten erwerben, und uns als die Urheber unserer Vollkommenheiten ansehen können, desto größer ist unser Vergnügen. b) Anlagen des Menschen zur Glückseeligkeit. c) Hindernisse der Glückseeligkeit. d) Quellen der Glückseeligkeit. e) Was trägt nun aber die Religion zur menschlichen Glückseeligkeit bey? — Sie veredelt und erhöhet den weisen Genuß der Güter, welche uns die Natur in so reichem Maaße darbietet, durch das Bewußtseyn, alles was ich habe und genieße ist nicht das Werk eines todten blinden Zufalls, sondern das Geschenk eines unendlich gütigen, mich und alle Geschöpfe mit Liebe umfassenden Wesens. Sie erhöhet die gesellschaftlichen Vergnügungen, indem sie uns jeden Menschen als ein Mitglied einer einzigen, großen Familie eines Vaters betrachten läßt. Ganz eigen sind ihr die Vergnügungen und Freuden der Andacht. Sie macht die Glückseeligkeit ewig, so wie sie die Tugend ewig macht, durch Eröffnung der Aussicht in ein ewiges Leben. XI. **Freyheit des Gebrauchs der Vernunft in der Religion.** S. 224. f. Es wäre der ärgste Unsinn, wenn wir glauben wollten, überall stehe der Gebrauch der Vernunft frey, nur in der Religion, also gerade da, wo es am meisten darum zu thun ist, daß wir selbst und richtig sehen, sey er uns verboten. XII. **Quellen, woraus der Haß gegen die Vernunft entspringt.** S. 228. f. Trägheit, Wahrheitsscheu, Priesterinteresse, das seinen Vortheil nicht dabey findet, wenn Wahrheit und ächte Aufklärung allgemein werden. Anhänglichkeit an ein gewisses festgesetztes System. Wer sich einmal an einen gewissen Lehrtropus gewöhnt hat, und demselben ganz und gar ergeben ist, der kann schwerlich die Freyheit billigen, welche sich diejenigen herausnehmen, die frey von einer solchen Anhänglichkeit sind. Aberglauben und seine Tochter die

Schwärmerey. XIII. Einige Bemerkungen über das Verhältniß der Religion zum Staat. S. 230. f. Hier werden zwey einander entgegenstehende Behauptungen der Religionsfeinde, welche in neuern Zeiten besondern Beyfall fanden, beleuchtet. Die erste: Alle Religion ist von schlauen, herrschbegierigen Köpfen, als ein Kappzaum für den Pöbel, bey der Einrichtung der Staaten, erfunden worden, und als ein solches Leitseil mag sie immer noch jetzt bleiben, weil der Pöbel seine Natur nicht ändert. Der Kluge, der das besser weiß, hat nichts darnach zu fragen. Die andere: Alle Religion hilft und nützt nicht nur dem Staate nichts, sondern sie schadet ihm auch in sehr vielen Fällen, daher wäre es zuträglicher, sie ganz aufzuheben. — C) Von der Offenbarung überhaupt. I. Natürliche und geoffenbarte Religion. S. 239. f. II. Eine göttliche Offenbarung ist möglich. S. 244. f. Möglich an sich selbst, oder absolut; möglich in Rücksicht auf die Natur der menschlichen Seele, und der Weisheit Gottes, oder hypothetisch möglich. III. Eine göttliche Offenbarung ist sehr wünschenswerth. S. 250. f. Denn den Religionswahrheiten der Vernunft fehlt es a) an Vollständigkeit. b) An Richtigkeit. c) An Gewißheit. d) An Wirksamkeit und allgemeiner Brauchbarkeit für die Menschen. IV. Ist eine Offenbarung nothwendig? S. 257. f. V. Vermuthungsgründe für das Daseyn einer Offenbarung. S. 259. f. VI. Kennzeichen der Offenbarung und Beweise für dieselbe. S. 263. f. VII. Noch ein paar Anmerkungen über die Offenbarung. S. 270. f. a) Die Offenbarung wird von Gott durch Menschen den übrigen ertheilt. Es ist also natürlicher Weise zu erwarten, daß, da sie zuförderst den Zeitgenossen desjenigen, der sie erhielt, nützlich seyn soll, auch der Vortrag und die Einkleidung der Gedanken in Worte dem Geist und der Denkungsart des Zeitalters gemäß, und also in manchen Stücken lokal seyn werde. Aber in diesem Lokalen, werden Anspielungen, Fingerzeige, Keime von höhern Wahrheiten liegen, welche die Nachwelt weiter entwickelt. b) Eine göttliche Offenbarung darf nicht gerade allgemein seyn, das heißt, es ist nicht absolut nothwendig, daß diese Erleuchtung auf einmal in allen Theilen der Welt zugleich geschehe. Dies ist einmal schon wegen der außerordentlichen Verschiedenheit des Fassungsvermögens der Menschen unmöglich; sodann ist das schon eine große Wohlthat Gottes, wenn

wenn sich das Licht von einem Orte aus schnell weiter verbreitet; endlich nimmt doch der größere und kultivirtere Theil der Menschen an einer solchen Offenbarung Antheil. c) Der Einwurf: daß doch der allergrößte Theil der Menschheit noch ohne Offenbarung sey, und daß daraus entweder Ungerechtigkeit von Seiten Gottes, oder dies folge, daß Gott seine Absichten auch ohne Offenbarung erreichen könne, folglich ihr Daseyn unwahrscheinlich sey; — dieser Einwurf ist zwar scheinbar, aber doch zu heben. Denn 1) wissen wir nicht, was Gott mit jedem Volk für Absichten hat. In der moralischen Welt sind Stufen, wie in der physischen. Sollen nun alle ungleiche Stufen der Erleuchtung und Aufklärung Ungerechtigkeit seyn, so darf auch die ganze physische Natur sich empören, und man schreibt Gott dadurch gleichsam vor, was er thun und lassen sollte. 2) Hat Gott ein Volk zu früherer und höherer Aufklärung bestimmt, so bedurfte es ohne Zweifel einer Offenbarung. Die Strahlen ihres Lichts theilen sich andern Völkern mit, und also bleibt eine Offenbarung immer wohlthätig für viele. Haben andere Völker keine Offenbarung erhalten, so hat Gott mit ihnen andere Absichten, von denen wir versichert seyn können, daß sie die Absichten eines *liebevollen* Gottes seyn werden. **Zweytes Buch von der christlichen Religion. Jesus ist ein Lehrer der Wahrheit und ein göttlicher Gesandter. I. Kurze Nachricht von dem Leben Jesu.** S. 280. f. **II. Kurze Darstellung des Charakters Jesu.** S. 295. f. Jesus war kein Schwärmer. Ueberall finden wir in seiner Geschichte den gesetzten, denkenden, mit kaltem Blute handelnden Mann; überall sehen wir ihn allem, was eine überspannte Einbildungskraft hervorbringt, entgegenarbeiten. Er geräth bey seinen Lehren nie in den Eifer und pathetischen, hochtrabenden Ton des Enthusiasten, stets sehen wir ihn sich selber gleich. Kurz, er war frey, auch von dem Anschein der Schwärmerey. Aber er war auch kein Betrüger. Er suchte weder das Volk zu täuschen, noch unter dem Mantel der Religion weltliche Absichten zu erschleichen. — Nein, beständig und wirksam war seine Frömmigkeit; voll zärtlicher Liebe, voll tiefer Ehrfurcht gegen Gott war sein Herz. Er durchwachte Nächte im Gebete, und beobachtete alle Gebote Gottes aufs genaueste. Es war seine größte Freude, das zu thun, was zur Erfüllung der göttlichen Absichten erforderlich war. Gegen seine Mitbrüder überfloß sein Herz von feuriger reiner

 Liebe.

Liebe. — Er suchte überall zu bessern, richtigere und beglückende Begriffe beyzubringen, und die Hindernisse fortzuschaffen, die der Glückseeligkeit des Menschen im Wege stehen. Unglückliche und Elende giengen nie ungetröstet von ihm weg. — Als Lehrer erfüllte er alle Pflichten, die ihm bey diesem schweren Amte oblagen, aufs genaueste. Er war nicht träge, nicht saumseelig, sondern stets bereit, die Wahrheit zu verbreiten, wo er nur immer konnte. Jeder Ort war ihm dazu gelegen, das Ufer des Meeres, das freye Feld und der Berg, wie die Synagoge und der Tempel waren seine Lehrplätze. Er ermüdete seine Zuhörer nicht durch die Länge seiner Reden, sondern er brach ab, wenn er sah, daß die Aufmerksamkeit nachließ. Seinen Vortrag richtete er stets nach dem Fassungsvermögen seiner Zuhörer ein, er hüllte die Wahrheit oft in ein Bild, das der Verständige leicht verstand. Er war der edelste und zärtlichste Freund. Gegen seine Feinde verhielt er sich vorsichtig und klug. Er war kein finstrer mürrischer Mann, der kein Behagen am gesellschaftlichen Vergnügen fand. So ernsthaft er war, so umgänglich war er auch. Patriot war er im eigentlichsten Sinne des Worts. — Er war mit einem Worte der vollkommenste Charakter, der je existirte. III. **Hauptideen des Plans Jesu zum Besten der Menschen.** S. 300. f. Auszug der Hauptideen aus Reinhards lesenswürdiger Schrift über diesen Gegenstand. IV. **Vorbereitungsbeweise für die Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu.** S. 305. f. a) In keiner andern Religionslehre ist die Naturreligion mit solcher Deutlichkeit, Ausführlichkeit und Reinigkeit vorgetragen, als in der Lehre Jesu. b) Kein anderer alter und kein neuerer Religionslehrer hat eine so reine, vollkommene, auf die erhabensten und edelsten Gründe gestützte und mit so vortrefflichen Tugendmitteln versehene Moral gelehrt, als Jesus. Ihr höchstes Prinzipium ist Aehnlichkeit mit Gott. Ihr letzter Zweck, die Menschen zur höchsten und dauerhaftesten Glückseeligkeit zu führen. c) Diese Religion paßt ganz genau in den uns erkennbaren Plan Gottes in der Regierung des Menschengeschlechts. — Die jüdische Religion, bisher die vernünftigste unter allen, verfiel sichtbar mit dem Staate. Es war ganz und gar nicht mehr die eigentliche Mosaische Religion, sondern ganz verstümmelt, mit Ceremonien überhäuft, und dadurch fast ganz unbrauchbar geworden. d) Es läßt sich die göttliche Mitwirkung bey der Ausbreitung der Lehre Jesu nach einem

einem unpartheyischen Studium ihrer frühesten Geschichte augenscheinlich darthun. e) Wenn jemand unpartheyisch und blos nach Wahrheit begierig diese Religion geprüft und angenommen, und alsdenn sich bemühet hat, ihre Vorschriften redlich und durchgängig auszuüben: so hat er gefunden, daß diese Religion das einzige und vortrefflichste Mittel sey, unser Herz von Lastern zu reinigen, und uns mit den reinsten und erhabensten Freuden der Tugend zu erfüllen. f) Diese Religion hat da überall, wo man sie angenommen, im Ganzen und Großen viele wohlthätige Wirkungen hervorgebracht. Die Sitten sind durch sie gemildert, die Menschen einander näher gebracht worden. V. **Nähere Beweise für die Göttlichkeit der Lehre Jesu.** S. 312. f. **Erster Beweis. Jesus bezeuget es selbst.** VI. **Zweyter Beweis. Wunderwerke.** S. 315. f. Vier Charaktere eines wahren göttlichen Wunders. a) Der, der es verrichtet, muß eine Person ohne Tadel seyn — kein Schwärmer, kein Unwissender, kein Heuchler, kein Betrüger, sondern ein redlicher, rechtschaffener, vernünftiger, stets mit kaltem Blute handelnder und weiser Mann. b) Wahre Wunder dürfen nicht insgeheim, in Winkeln unter der Begünstigung des Halbdunkeln, sondern sie müssen frey, öffentlich, der Kritik aller Zusehenden ausgesetzt, verrichtet werden. c) Ein wahres Wunder muß nützlich, und also Gott anständig seyn, und der Handelnde muß dabey seiner Würde gemäß sich betragen. d) Es muß zur Bestätigung der göttlichen Sendung eines neuen Religionslehrers gewirkt werden. VII. **Beschaffenheit der Wunder Jesu.** S. 325. f. VIII. **Beweiskraft der Wunder.** S. 327. f. IX. **Dritter Beweis. Weissagungen.** S. 329. f. X. **Weissagungen Jesu.** S. 331. f. S. 280. muß oben Erster Abschnitt, getilgt werden, weil kein Zweyter Abschnitt folgt. Wenn es S. 120. f. heißt: Gott könnte die äußere Handlung hindern. Würde aber dadurch das **moralisch Böse wirklich** gehindert? Bliebe nicht der böse **Vorsatz**? so scheint das mit S. 117. im Widerspruch zu stehen, wenn da geschrieben wird: **unsere Verirrungen werden nur durch ihre Folgen zum Uebel. Würde eine böse That nicht Schaden verursachen, so würde sie nicht böse genannt werden können.** S. 304. ist es wohl Druckfehler: Furcht nach geheimen Gesellschaften. S. 166. ist Lin. 20. das Wort **Begriffe** nach gemäßesten zu ergänzen.

Bw.

Predigten zur Beförderung des Wahren und Guten unter nachdenkenden Christen von Karl Christian von Gehren, Prediger der evangelischreformirten deutschen Gemeinde in Kopenhagen und ordentliches (chem) Mitglied (e) der korrespondirenden literärischen Gesellschaft zu Mainz. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitschke. 1792. 208 S. in 8. 14 gr.

Der Verf. will seinem Vater, dem Hrn. Rath von Gehren in Marburg, mit diesen ihm zu seiner acht und siebenzigsten Geburtstagfeyer dedicirten Predigten eine Freude machen, und diese Absicht mag er erreicht haben. Aber den Beyfall der Kenner wird er nun wohl nicht dafür erhalten. Aengstliches Haschen nach Bildern, beständig gespannte Deklamation, Mangel an Penetration in die vorgetragene Materie, Tautologien, Ueberladung von gleichbedeutenden Adjektiven und Adverbien, neu, aber schlechtgeprägte Wörter (heuchellose Gottesfurcht, kristwidriger Fehler, u. m.) Ziererey in der Rechtschreibung, (der Verf. schreibt Kristus und Kristen, Ehrtrib, zufriden, Niren, der grose Got) Unbestimmtheit in den Begriffen und ein überall hervorleuchtender Egoismus, der am wenigsten einen acht und zwanzigjährigen Prediger kleidet, (so alt ist der Verf., auch noch unverheyrathet, wie aus der Dedikation erhellet) dies alles kann für diese Predigten keine Empfehlung seyn. Anlagen sind bey dem Verf. nicht zu verkennen, und das weiß er selbst; aber es wäre zu wünschen, daß er diese Anlagen erst recht ausbildete, und sich lieber nicht mit Arbeiten für das Publikum, welches an Predigten keinen Mangel hat, übereilte. Wie entscheidend der Verf. urtheile, beweißt die Vorrede, in welcher er behauptet, daß mit Zollikofern eine neue Epoche für Kanzelberedsamkeit begonnen habe, und in welcher er Z. nebst seinem glücklichen Nachahmer, Marezoll in Göttingen, der ihn beynahe übertreffen habe, als die einzigen Muster deutscher Kanzelberedsamkeit aufstellt. Wie absprechend geurtheilt! Wie viel Unkunde in der homiletischen Literatur verrathen! Wie ungerecht gehandelt gegen viele große deutsche Kanzelredner, auf Kosten eines Einzigen, für den man nun einmal eine übermäßige Vorliebe hat, und der auch wirklich

in

in aller Absicht zu den grosen deutschen Kanzelrednern gehört, aber doch schlechterdings nicht der einzige ist. Mit diesem aus vollen Backen hervorgestoßenen Posaunenton verbindet der Verf. einen hohen Grad von Selbstgefälligkeit. Man lese noch einmal unser vorstehendes Urtheil über diese Predigten, welches sich auf jeder Seite derselben bestätiget, und die panegyrische Tirade auf Zollikofer, so wird es unbegreiflich seyn, wie Hr. von Gehren glauben kann, man werde es seinen Predigten anlesen können, daß er ein Lehrling und Verehrer dieses großen Mannes sey. Es ist zum Erstaunen, wie weit die Eitelkeit einen Schriftsteller verleiten kann. Rec. muß wenigstens gestehen, daß er durch die Lesung dieser Predigten nun und nimmermehr auf den Gedanken gekommen wäre, daß der Verf. derselben Zollikofern auch nur kenne, geschweige denn, sich nach ihm gebildet habe. Da ist von Z. auch nicht die kleinste Spur weder in der Sprache, noch in der Einkleidung, noch in der ganzen Manier, die Z. sich eigen gemacht hatte. Und auf dieses Aeußerliche pflegen doch die Herren Nachahmer am ersten zu fallen. Es wäre wahre Herabsetzung des großen Leipziger Redners, wenn man in den Predigten seines seynwollenden Kopenhager Nachahmers Aehnlichkeit in Absicht auf Gründlichkeit und innerliche Güte finden wollte. Wir glauben Hrn. von Gehren mit Gewißheit vorhersagen zu können, daß diese übertriebene Vorstellung von seinem eigenen Werth, diese beleidigende Selbstgefälligkeit ihn noch lange in die Grenzen der höchsten Mittelmäßigkeit zurückhalten werde. Er widerstehe also lieber den Wünschen seiner geliebten Zuhörer, die den Druck seiner Vorträge verlangten, und gebe fürs erste den Vorsatz auf, alle Ostern ein ähnliches Bändchen Predigten ins Publikum zu schicken, ehe er sich der Gefahr aussetzt, durch ähnliche Predigten sich immer weiter von Zollikofern zu entfernen, anstatt sich ihm zu nähern. Jetzt steht er wahrlich noch in zu großer Entfernung von dem großen Manne, als daß der aufmerksamste Leser seiner und der Zollikoferschen Predigten auch nur ahnden könnte, daß er Zollikofers Lehrling und Verehrer sey.

Ao.

Kleine theologische Aufsätze eines Layen, herausgegeben von J. C. Jani, Generalsuperintendent in der

der Altmark. Stendal, bey Franzen und Große. 1792. 162 S. in 8. 12 gr.

Der Herausgeber glaubt manchem gelehrten Schriftforscher und manchem ungelehrten, aber redlichen und lehrbegierigen Bibelfreunde einen gefälligen Dienst zu erweisen, indem er diese Schr ft bekannt macht. — Die Muthmaaßungen des Verf. sind mit solchen Gründen unterstützt, daß sie fast zum Range erwiesener Wahrheiten erhoben würden. Das heißt viel versprechen, aber wenig halten. Der gutmeynende Verf. liefert unter dem Wetterleuchten von gesunder Vernunft seine mühevollen Vorstellungen, um wo möglich die übertriebenen Behauptungen des Systems zu retten. Er wittert die Wahrheit, nur fehlet es ihm an den nöthigen Vorerkenntnissen, um weit genug auf dem Wege zur Wahrheit vorzudringen.

Die erste Abhandlung enthält etwas zur Aufklärung des A. T. Ganz richtig ist die Bemerkung, „daß das theologische System ins Gedränge gerathe, wenn wir Jehova einen unsichtbaren Gott nennen, und kurz nachher behaupten, daß Jakob mit ihm gekämpft habe; daß es Gott verkleinernd sey, die Blöße der ersten Stammältern von ihm mit Fellen bekleiden zu lassen; daß er den Moses wegen Unterlassung der Beschneidung seines Sohnes habe erwürgen wollen; daß er den Leibrock Aarons besorget habe. Und kurz vorher: Wenn wir uns Erscheinungen Gottes so vorstellen wollten, daß eine persönliche Gegenwart verstanden werden müsse, so geriethen wir auf den Abweg, die Unermeßlichkeit Gottes in einen Bezirk einzuschränken, der nach Längen und Breiten gemessen werden könne. — Dergleichen Zweifel zerstöreten unsre Beruhigung." Das nun wohl nicht! man darf nur alles Anstößige im A. T. auf die Rechnung des Zeitalters, auf die noch rohen ungebildeten Vorstellungen in demselben schreiben, dann hat es mit der Beruhigung keine Noth. Die gewöhnliche Hypothese über unmittelbare Offenbarung muß man freylich alsdenn aufgeben: denn sonst drehet man sich in einem ewigen Zirkel herum, und weiß sich nicht anders zu rathen, als alles dasjenige, was uns fremd und sonderbar scheinet, wie der Verf. es thut, als wirklich geschehen zu erklären.

Um alle Schwierigkeiten wegzuschaffen, läßt der Verf. nach einer schon alten Hypothese einen geschaffenen Engel im A. T. handeln; „daß dieser hohe Bevollmächtigte zwar unter

die

diesem Volke die von Gott beschlossenen Pläne zur Ausführung bringen, auch als ein Diener der göttlichen Gegenwart in dessen Namen zu den Menschen sprechen könne, gleichwohl aber von Gott mit Freyheit bevollmächtiget gewesen sey, die besondern Amtsgeschäffte nach eigenem Verstande zu verwalten, und die Art und Weise selbst zu wählen, das erforderliche den Menschen zu offenbaren, und seine Unterhandlungen mit ihnen in Bilder und Worte, die ihnen verständlich waren, einzukleiden." Nur ist hierbey zu bemerken, daß der Jude, wo er nicht begreift, sogleich einen Engel vorschiebt: daß der hohe Bevollmächtigte öfters mit seinem Ansehen sehr ins Gedränge kommt, und der, der ihn gesandt haben soll, selbst kompromittirt wird; wodurch denn also im Grunde gar nichts gewonnen ist.

Sonderbar sind die Grillen; daß die Strafe der Schlange, die die ersten Eltern verführt habe, darin bestanden, daß sie ihr Lebenlang im Staube kriechen, und von der Seelenerhebung der Thiere ausgeschlossen seyn solle. Die arme Schlange! Eben so soll S. 48. unsre Erde um deswillen mit fehlbaren Geschöpfen bevölkert seyn, damit sie für den Anblick der himmlischen Geister ein Schauplatz seyn sollte, in dem Erlösungswerke durch Christum die Wunder der göttlichen Barmherzigkeit aufzuklären. S. 53. soll das Wunder der redenden Eselin zweckmäßig und nöthig seyn. Ey, ey! Hr. Generalsuperintendent, sind das Muthmaßungen, die sich zum Range erwiesener Wahrheiten erheben?

Le.

Arzneygelahrheit.

Abhandlung von den Krankheiten der Schwangern, Gebärenden, Wöchnerinnen, und Säuglinge. Von Christian Ludwig Mursinna, drittem Generalchirurgus, erstem Professor u. s. w. Erster und zweyter Theil. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, bey Himburg. 1792. 278 und 319 S. in 8. 1 Rg. 12 gr.

Der erste Band dieses Werks kam im Jahr 1784. heraus, und ist im 61sten Bd. der Allg. d. Bibl. S. 395., der zweyte

vom Jahr 1786. aber im 75sten Bande mit gebührendem Lobe angezeigt. Da Rec. die erste Ausgabe mit der jetzigen nicht vergleichen kann, so will er aus letzterer einiges zur Probe ausheben. Erstes Kapitel. Von der gewöhnlichen Zeit der monatlichen Blutausleerung durch die Gebärmutter, ihren Zeichen und Ursachen. Meistens fand der Hr. Verf. daß kränkliche Mädchen gegen die Meynung der Schriftsteller die Reinigung viel stärker als gesunde und vollblütige hatten. Zweytes Kap. Von der Schwangerschaft, deren Zeichen und Ursachen. Drittes Kap. Von den Krankheiten der Schwangern, ihren Zeichen und wahrscheinlichen Ursachen. Der Saamen, nicht der Hauch befruchtet, selbst bey solchen die bey unverletztem Hymnen empfiengen. Viertes Kapitel. Beschreibung der Heilmittel und ihrer Wirkung in diesen Krankheiten. Der Mohnsaft schwäche die Reitzbarkeit der Muskelfibern nicht, sondern vermehre sie, schwäche aber die Empfindlichkeit des Nervenmarks. Die Beweise sind keines kurzen Auszugs fähig, und verdienen nachgelesen zu werden, besonders in Rücksicht der praktischen Folgerungen auf dessen in den Blutflüssen zu machenden Gebrauch. Fünftes Kap. Von den Krankheiten der Gebährenden, ihren Zeichen und Ursachen. Durch eine zu große Weite des Beckens könne die Geburt verzögert und sehr hart werden, weil der größern und schnellern Ausdehnung der Gebärmutter in den ersten Momenten nichts widerstehe, welches so weit gehen könne, daß die Gebärmutter dadurch atonisch werde. Sechstes Kap. Beschreibung der Heilmittel und ihrer Wirkungen in diesen Krankheiten. Die von der zu großen Weite des Beckens abhängende Gefahr soll durch Ruhe, vieles Sitzen mit gebogenen auf einem Schemmel stehenden Beinen, oder einen Mutterkranz vor der Geburt, und durch eine mit dem Kreuze etwas erhöhte Lage bey der Geburt verhütet werden. Der Grundsatz, daß ein Becken, das eine Hand durchläßt, den Durchgang eines natürlichen Kinds möglich mache, ist doch zu unbestimmt, und schon zu oft widerlegt. In der Charite zu Berlin wurde einer Person der Kitzler, der eines Endteneyes groß war, abgebunden, ohne daß sie etwas von der Empfindung bey dem Beyschlafe verlohr. Auch wurde sie ein Jahr darnach schwanger. Merkwürdig wird Manchem der Fall seyn, daß eine Schwangere, die zwey venerische Leistenbeulen hatte, ein wohlgebildetes Mädchen gebahr, das ebenfalls eine Leistenbeule und ein Geschwür an der Schaam zur Welt brachte.

te. Die Beule enthielt schon Eiter. Mutter und Kind wurden bald geheilt.

Zweyter Theil. Erstes Kapitel. Von dem Nachgeburtsgeschäffte. Hr. M. nimmt die baldigste Lösung der Nachgeburt gegen Hrn. Aepli sehr in Schutz, und spricht aus Gründen mit Erfahrung vereinigt, und in einem anständigen Ton, der bey dergleichen Fehden zum Muster dienen kann. Rec. der aus vielen Erfahrungen gelernt hat, wie unsicher die eigne Hülfe der Natur in manchen Fällen dieser Art ist, wünscht, daß dieses Kapitel wohl beherzigt werde. Zweytes Kap. Von den Zufällen nach der Geburt, deren Zeichen und Ursachen. Der Hr. Verf. nahm wahr, daß sich nach dem Gebrauch des Mohnsafts die Nachwehen legten, und nach 24 Stunden bis zum Verzweifeln zurückkehrten, worauf ein grosser fester Blutklumpen abgieng, der einer Nachgeburt glich, und von Weibern für ein Gewächs gehalten wurde. Hr. M. glaubt, ein solcher würde durch den abgesonderten Schleim nicht nur überzogen, und unzerstörbar werden, sondern könne sich durch die vom überziehenden Schleim erlangte Klebrigkeit an die Gebärmutter hängen, und mehr oder weniger in ein polypöses Gewächs ausarten, woher er auch einen Theil der Mondkälber und Misgeburten erklärt. Vom Kindbetterinnenfieber nimmt er nur zwey Arten, das faulartige und entzündungsartige an. Drittes Kap. Von den Heilmitteln und dem Verhalten in diesen Krankheiten. Die Kur des Kindbetterinnenfiebers faßt hier mehrere Modifikationen in sich, wie es auch nöthig war, wenn man nicht alles rein faulicht, oder rein inflammatorisch ansehen will. Sie ist überhaupt, so wie die der übrigen Krankheiten gut gerathen. Viertes Kap. Von den Krankheiten neugebohrner Kinder, deren Zeichen und Ursachen. Hr. M. ist geneigt zu glauben, daß alle Schwämmchen kritisch seyen, man müsse nur gehörig und zur rechten Zeit ihrer gänzlichen Faulniß und dem Brande widerstehen. Fünftes Kap. Von den Mitteln und deren Wirkungen in diesen Krankheiten. Wenn das Zungenband fehlt oder zu kurz abgeschnitten ist, so daß das Kind durch Saugen sie in den Schlund hinabzöge, giebt Hr. M. den Rath dem Kind eine feine Leinewand mit Semmel und Milch angefüllt in den Mund zu geben, und Acht zu haben, daß es nicht herausgeworfen werde, bis nach einigen Monaten die Zunge größer wächst, und nicht mehr verschlungen werden

kann.

kann. Wäre der Eingang der Harnröhre durch eine Haut verschlossen, so soll ein der Harnröhre angemessener Catheter in dieselbe eingebracht, und öfters gegen die Verstopfung bewegt werden. Die rothen flachen Muttermäler vertreibe Hr. M. gleich nach der Geburt durch einen starken Vitriolgeist, und eine Auflösung des Sublimats. Gegen die Flecken der Hornhaut empfiehlt er den rothen Quecksilberniederschlag mit Mohnsaft und Schweineschmalz als Salbe täglich zweymal in den äußern Augenwinkel zu streichen, und wenn die Flecken zu alt sind, setzt er noch Salmiak hinzu, läßt auch den rothen Quecksilberniederschlag mit Zucker, Salmiak und Mohnsaft als Pulver ins Auge einblasen. Bey der Augenentzündung, die er die allgemeine nennt, läßt er halbjährigen Kindern wohl auf drey Unzen Blut aus der Ader; wiederholt sie nach Umständen den folgenden Tag, setzt die Kinder bald darauf einige Minuten lang in ein lauwarmes Bad, und legt ein großes Blasenpflaster in den Nacken. Wenn diese Entzündung in 48 Stunden nicht zertheilt wird, folgt unheilbare Blindheit als Folge der Eiterung oder des Brandes.

Bd.

Grundriß der Pharmacie zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen, von J. F. Gmelin, Königl. Großbritann. Hofrath und ordentl. Professor der Arzneykunst. Göttingen, bey Dieterich. 1792. ohne das Register 493 S. in 8. 20 gr.

Mit Uebergehung der allgemeinen Grundsätze der Chemie, der genauen Kenntniß roher Arzneymittel (die er bey seinen Schülern billig schon voraussetzt) und der medicinischen Anwendung und Heilkräfte derselben, — durch welche die mehresten Compendien der Apothekerkunst weitläuftiger nur werden als ihr eigentlicher Entzweck es erfordert — theilt der verdienstvolle Verf. hier ein Handbuch der Pharmacie mit, welches durch seine gute, systematische Ordnung, Bestimmtheit, Vollständigkeit und den Reichthum an praktisch nützlichen Regeln und Bemerkungen, unter den vorzüglichsten Büchern dieses Fachs mit vollem Rechte einen hohen Platz verdient. Nach vorausgeschickter kurzer Geschichte und Bücherkunde der Pharmacie, zeigt der Verf. in demselben, wie man Körpern,

welche

welche schon damit versehen sind, ihre Arzneykräfte unverletzt erhalten, sie, wenn es nöthig ist, verstärken, schwächen, oder ihnen eine andre Richtung geben, wie man die heilsamen Theile der Körper von den übrigen scheiden und jeder Arzney die Gestalt geben könne, welche nicht nur dem Zweck des Arztes am besten, sondern auch — so weit es dieser erträgt — dem Geschmack des Kranken entspricht. — Nur die Hauptabtheilungen dieser Kapitel, unter denen das Ganze geordnet ist, wollen wir unsern Lesern hier kurz bemerklich machen. Der erste Abschnitt also lehrt, wie die Kräfte der Arzneymittel erhalten werden müssen; 1) bey denen, welche durch flüchtige Theile wirken, 2) welche leicht austrocknen, 3) welche leicht in Gährung gerathen, 4) welche sich leicht entzünden, 5) welche leicht frieren, 6) bey Salzen, welche leicht zerfliessen, 7) bey Salzen, welche leicht verwittern, 8) bey andern Körpern, welche leicht zerfallen, 9) welche ihre Farbe ändern, 10) bey allen, gegen zufällige Verunreinigungen, und 11) bey allen, gegen Gefäße, in denen sie verderben. — Der 2te Abschnitt zeigt die Arzneykräfte zu verstärken; 1) durch mechanische Verfeinerung, 2) durch Versetzung in flüßige Gestalt, 3) durch Versetzung in Dampfgestalt, 4) durch Auflösung in Rauch, 5) durch Verbindung mit ihrem Auflösungsmittel, 6) durch Verkalkung (einige Metalle) 7) durch Vermehrung ihres wirksamern Bestandtheils, 8) durch Scheidung des minder wirksamen, (in diesem Kapitel sind die Unterabtheilungen, welche die Scheidung von Theilchen, mit denen Arzneyen verunreinigt oder verfälscht sind, lehren, vorzüglich wichtig und sehr schön und sorgfältig bearbeitet) und 9) durch Versetzung mit kräftigern Stoffen. Dritter Abschnitt, von der Milderung der Arzneykräfte, 1) durch Vermehrung des minder wirksamen Bestandtheils, 2) durch verringerte Menge der kräftigern Theile, und 3) durch Versetzung mit andern. Der vierte Abschnitt, von der veränderten Richtung der Arzneykraft (geht mehr den praktischen Arzt, als den Apotheker an.) Der fünfte Absch. Scheidung der heilsamen Stoffe aus den Körpern, 1) durch Gährung, 2) durch Feuer, 3) durch Wasser, 4) durch Weingeist, 5) durch feuerfestes Laugensalz, 6) durch Oele, 7) durch Säuren, 8) durch flüchtiges Laugensalz, 9) durch die Presse, und 10) durch Stampfen. Der sechste Absch. behandelt endlich die Gestalt der Arzneymittel, 1) die ihrer Bestimmung am angemessensten, und 2) dem Geschmack am annehmlichsten ist. — Unter die-

diesen Abschnitten nun hat der Verf. als Beyspiele und Beweise des Vorgetragenen, die besten und neuesten Arzneyzusammensetzungen mit einer Präcision und Vollständigkeit angegeben und gewürdigt, welche man nur in wenig Apothekerbüchern antreffen wird. Daß unter diesen einige nicht sehr gebräuchliche Compositionen, selbst die genaue Bereitungsart der Gelées, Scherbette, des Gefrornen, u. s. w. mit eingeschaltet sind, trägt, so wie das angehängte vollständige Sachenregister nur zur größeren Vollkommenheit dieses klassischen Werks bey. Daß der Verf. aber, — so wie er es bey einigen gethan hat, — bey mehreren rohen Arzneykörpern die lateinische Benennung, und bey einzelnen Compositionen die Namen der Schriftsteller oder des Buchs, (nach deren Vorschriften sie bereitet sind,) möchte angehängt haben, ist ein Wunsch, welcher bey Durchlesung dieses Buchs öfterer uns aufgestoßen ist, und den wir am Schlusse unsrer Anzeige desselben nicht unerwähnt lassen können.

Abhandlung über Nervenschwäche, nebst einer Muthmaßung über die Nervenflüßigkeit von H. Tabor, der Arzn. Dokt. und ausübenden Arzte in Frankfurt. Dürkheim, bey Pfähler. 1792. 8 Bog. in 8. 8 gr.

Daß der Hauptbestandtheil des Nervengeistes, oder der Nervenkraft eine elektrische Materie, ein feiner Elementarfeuerstoff sey, von dessen vorhandnen Menge im thierischen Körper die Gesundheit abhange, und dessen Mangel viele und verschiedne Krankheiten erzeuge, daß der übermäßige Beyschlaf die Nervenkraft schwäche, tonische Mittel hingegen (!) und eine — wie das Ganze — höchst unbestimmt angegebene Art der Elektrizität und des Magnetismus dieselbe stärke; dieses sind die Lieblingsideen des Verf., welche er hier auf eine höchst unbefriedigende Art und in einem widerlichen, der Sache gar nicht angemessenen Ton vorgetragen hat. Damit unsre Leser hiervon selber urtheilen können, wollen wir ihnen, gleich den Anfang dieser Brochüre zur Probe hersetzen. — „Ernsthafte, wissenschaftliche Dinge sollen freylich der „Mode nach, in einem ernsthaften Tone vorgetragen werden, wenn es aber um lauten Beyfall heut zu Tage zu thun

„ist,

„ist, der muß scherzen. (?) Auch ich will versuchen scherz„haft zu schreiben, um diesen Beyfall recht reichlich einzuernd„ten. — Wirklich meine lieben Herren Amtsbrüder, beliebt „zu seyn, ist angenehm und einträglich, u. s. w.“ — Ob der Verf. aber durch diese Schreiberey Liebe und Vortheil sich erwerben könne, zweifeln wir recht sehr.

Ob.

Weltweisheit.

Sammlung der merkwürdigsten Visionen, Erscheinungen, Geister- und Gespenstergeschichten, u. s. w. von dem Hofrath von Eckhartshausen. München, bey Lindauer. 1792. 243 Seiten in 8. 16 gr.

Der Verf. fängt mit einer Abhandlung an: „Ueber das Wunderbare“ und zwar mit den Worten: „Was das Wunderbare anbelangt, worüber ich meine Meynung sagen soll; so muß ich ungescheut sagen“ u. s. w. er meldet aber nicht Wer? — oder was? — ihn dazu genöthigt hat, daß er seine Meynung sagen soll?, und das kann doch der Leser mit Billigkeit erwarten, da es ihm außerdem ganz gleichgültig seyn kann, welche Meynung ein einzelner Mann von Wundern und Geistern hat, wenn er anders diese Meynung nicht mit neuen überzeugenden Beweisen zu bekräftigen vermag, und da eine affirmative Meynung für Geister und Wunder mit alten Gespenstermährchen aufgestutzt, überhaupt gar keinen Nutzen stiften, — Einfältigen, Schwärmern, Hypochondern und melancholischen Menschen, aber großen Schaden bringen kann; so darf die Lesewelt mit Recht auf Erklärung dringen, welche höhere Macht, (Hr. v. E. wird doch nicht Superiores haben, die ihm befehlen können, daß er so etwas unnöthiges und ungereimtes thun soll?) oder welcher zureichende Grund einen Privatmann zwingen kann, sein Glaubensbekenntniß über einen dunkeln Gegenstand, der dadurch um nichts aufgeklärt wird, abzulegen? Hätte der Verf. anstatt dreyßig verrufner, theils abgeschmackter, übelerfundener, und theils natürlich zu erklärender Geistergeschichten, die er zum Behufe seiner Meynung auftischt, eine einzige, mit

 bewähr-

bewährten Zeugnissen versehene solche Geschichte unserer Zeiten nebst seiner Meynung darüber verständigen Lesern zur Prüfung vorgelegt; so setzte das wenigstens den löblichen Anlaß voraus, daß er Belehrung, Bestärkung in seinem Glauben, oder gründliche Widerlegung sucht — aber blos mit dem Schwure auf die Worte eines Magisters, der auch nichts beweisen kann, die Welt mit der Autorität seines Beyspiels, gleichsam feyerlichst einzuladen, daß sie doch auch an Geister glauben möchte, weil es eine hübsche Sache sey, „der Geister würdiger reeller Freund zu seyn," welches er doch selbst auch nicht aus eigner Erfahrung weiß, — dazu wissen wir den Beruf nicht zu errathen.

Ob Gespenster erscheinen oder nicht? darüber wird kein vernünftiger Mensch streiten, da in der Sache nichts entschieden werden kann, so lange die Geister selbst nicht gut finden, sie besser ins Klare zu setzen, und dazu scheinen sie wenig Lust zu haben, weil es noch keinem gefallen hat, sich etwa acht Tage lang auf dem Marktplatz einer großen Stadt oder in der Mitte eines Feldlagers sehen zu lassen, um Frevler und Zweifler zu überzeugen, und weil sie noch darzu geduldig leiden, daß so viele Betrügerey und anderer Unfug auf ihre Rechnung getrieben wird.

Da nun also die Lehre von den Geistern, welche nach der Meynung des Verf. mit den Menschen vertrauten Umgang pflegen — eben so wenig als die, welche nach abgelegtem Körper bisweilen wieder in die Welt kommen sollen, in ein bewährtes System gebracht werden kann, weil die ganze Meynung nur auf Hypothesen beruht, die sich ein jeder nach seiner Einbildung oder den Historien die er davon gehört hat, aufbaut, und da endlich der Mensch, der selbst Umgang mit den Geistern vorgiebt, schlechterdings nicht verlangen kann, daß man ihm auf sein bloßes Wort glauben, und ihn für gesund, täuschungs- und vorurtheilsfrey erkennen soll, so lange er nichts anders, als sein Wort, ohne rechtsbeständige Beweise vorbringen kann; so folgt daraus, daß es ganz unnütz für die Welt ist, sie mit einer so unbedeutenden Nachricht zu belästigen, als die mit der ein Autor versichert, etwas zu glauben, was viele andre auch glauben, die es aber so wenig als er, beweisen können. Die Beweise aus der Schrift und den verehrungswürdigsten Historikern, wovon Lavater redet, auf den sich der Verf. S. 1. beruft, bleiben als Beweise für

ihre

ihre besondern Fakta, die auch wieder ihre verschiedenen Ausleger haben, in ihrem Werthe, aber die daraus gefolgerte Möglichkeit, giebt den neuern Geistergeschichten nicht die geringste Glaubwürdigkeit. Man braucht die Geister nicht zu läugnen, aber man kann die neueren Geschichten ihrer Erscheinungen ohne Umstände läugnen, weil noch zur Zeit keine die Probe ausgehalten hat. Lavaters Beweis, den der Verf. S. 1. anführt, ist ein bloßer Schreckschuß für fromme Zweifler, und so verbraucht, daß der launichte Verf. des Peregrine Pickel fast die nämlichen Worte schon vor mehr als vierzig Jahren einem komischen Apotheker von Canterbury in den Mund legt, da sich dieser darüber ereifert, daß das Parlament von Großbrittannien die Werke der Finsterniß unterstützt, und durch eine Parlamentsakte befiehlt, jeden der den andern der Hexerey oder schwarzen Kunst beschuldigt, als einen Verbrecher anzusehn. S. Peregr. Pickel deutsch. Alte Ausg. 1. Th. S. 378.

Schwache Köpfe die ohnehin geneigt sind, sich an das Wunderbare zu hängen, zumal da es oft ihren Bedürfnissen und Aussichten schmeichelt, werden durch solche Bücher in abentheuerlichen Begriffen bestärkt, sie erhitzen ihre Einbildungskraft, und der Betrüger, der sie um Geld und Zeit bringen will, hat gewonnen Spiel, wenn ihm so vorgearbeitet ist; der arme Hypochonder findet darinne neuen Stoff zu Beängstigungen, er sieht nun die Bilder seiner Schwermuth als etwas Würkliches an, und eine Menge melancholischer oder einfältiger Männer, Weiber, Kinder und Gesinde werden durch solche Histörchen verführt und in ihren Geschäfften gehindert, sie fürchten sich allein zu bleiben, oder an einsamen Orten etwas zu verrichten, schreiben Krankheiten oder andre natürliche Zufälle übernatürlichen Ursachen zu, und suchen übernatürliche Mittel, da wo ihnen mit natürlichen leicht geholfen werden könnte.

Nach diesen Voraussetzungen hält Rec. schlechterdings ein jedes Buch, welches für die Wahrheit der Geistererscheinungen spricht und Beyspiele dafür erzählt, nicht nur für unnütz, sondern auch für eben so schädlich als eine Anweisung Gifte zu bereiten; hingegen ist der Menschenfreund zu loben, der Geistergeschichten sammelt und drucken läßt, welche sich entweder von selbst natürlich aufschließen, oder von denen man eine natürliche Erklärung angeben kann. Dadurch wird der

gemeine Mann behutsamer, aufmerksamer, und dreist das zu untersuchen, was ihm anfänglich unerklärbar scheint, er hütet sich mehr für Betrug und Sinnentäuschung, und sucht das nicht gleich seinem Nachbar als ein Wunder aufzudringen, was ihm so vorkommt; daher war es ganz löblich, daß **der Verf. die Prüfungsregeln des** Prof. Abele eingerückt hat, er hätte aber anstatt der sogenannten merkwürdigsten Visionen, nur solche erzählen sollen, **die diese Prüfung ausgehalten haben.** Wie mag der Verf. das eine Sammlung der **merkwürdigsten** Visionen u. s. w. nennen, was ein Auszug gerade der unbedeutendsten Mährchen ist? Wenn er solche, die schon einen gewissen Rang in den Rockenstuben erworben haben, für die merkwürdigsten hält, so hätte er sich nur auf die **Monatlichen Unterredungen von dem Reiche der Geister,** und auf **Samuels Erscheinung nach dem Tode** beziehen dürfen, gegen die der abergläubige Leser sein Buch noch immer mager finden wird, und warum verbirgt er den natürlichen Aufschluß bey den wenigen Historien, die in dieser Sammlung nur deswegen merkwürdig sind, weil sie sich natürlich erklären lassen? Z. B. bey der Schatzgräbergeschichte S. 69. die sich 1715. bey Jena zutrug, soll der Leser glauben, **der Teufel habe den Schatzgräbern** und den unschuldigen Wächtern die dort umkamen, **den Hals umgedreht,** da man doch gleich nach der That entdeckt hat, daß sie **von eingeschlossenem giftigen Kohlendampf** erstickt sind, wie solches eine in dem nämlichen 1715. Jahre zu Jena edirte Dissertation deutlich beweißt; auch erinnert sich Rec. diese Geschichte nebst dem Aufschlusse, in Walchs philosophischem Lexicon gelesen zu haben.

Ist es nicht jedem vernünftigen Manne einleuchtend, daß der arme **Beaumont** S. 25. der Glockenläuten und Hahnengeschrey für Gespensterstimmen hielt, ein Hypochonder war, und **Tandler** ein Träumer S. 29.? Kann man sich aus den beyden Hexenhistorien des **Peter Hoque** und der **Anna Göldy** ein anderes Resultat ziehen, als die traurige Gewißheit, daß Vorurtheile und Aberglauben in diesem Jahrhunderte noch eben so schreckliche Folgen gebähren als in dem vergangenen? und wer wird so offenbar natürliche Begebenheiten als die S. 77. von der Herzogin **Dorothea Maria,** der es so vorgekommen ist, als ob ein Bettler vor ihr stände, unter die merkwürdigsten zählen? — Rec. sagt nichts von

von den ganz absurden Mährchen, deren mehrere in dem Buche vorkommen, aber das darf nicht unbelacht bleiben, daß unter der Rubrik. „Einige Geistererscheinungen aus Herrmanns Responsis," S. 84. ein Gespenst im gelben Kollet und einer schwarzledernen Mütze einem Kinde von fünf und zwanzig Wochen erschienen ist, und ihm einen Schatz entdeckt hat. Wie mag man das von dem Kinde erfahren haben? — So ein Ingenium praecox das im Alter von 25 Wochen schon Visionen erzählen kann, verdiente bekannter zu seyn, aber es erscheint hier, leider! nur im juristischen Inkognito mit dem Namen Cajus. — (Hr. von Eckartshausen ist doch wohl nicht auch ein solches Ingenium praecox, dem in der 25sten Woche seines Lebens ein Geist erschienen ist!) — Daß übrigens die meisten dieser Geschichten auf protestantischem Grunde und Boden gewachsen sind, beweißt auch weiter nichts, als daß Iliacos intra muros peccatur et extra.

Aber woher kommt denn in unsern aufgeklärten Tagen auf einmal so ein Schwarm Geistergeschichten, Geisterseher, Geisterromane, und mehrere dergleichen abscheuliche Teufeleyen? Sollte nicht bey manchen eine besondere Absicht verborgen seyn? Was kann dem Manne, der Geister glaubt oder sieht, an der Publikation seiner Geschichte oder Meynung liegen, da er im Voraus weiß, daß er dabey wagt von dem vernünftigsten Theile der Leser Lügen gestraft, oder ausgelacht zu werden? aber vielleicht schreibt er auch nicht für diese; sondern nur für Betrogene und Betrüger? Rec. hoffet zwar bey dem Verf. dieses Buchs keine vorsetzliche böse Absicht, aber er behauptet, daß böse Absichten anderer dadurch befördert werden, ohne daß er es vielleicht denkt.

Es giebt große Herren und andre reiche mit Glücksgütern versehene Menschen, denen kein Wunsch zu Befriedigung ihrer Begierden mehr übrig ist. — Wenn sie alles genossen haben, so wollen sie mehr, fallen in die Sucht nach übernatürlichen Dingen, und werden nach Verhältniß ihrer äußerlichen Umstände und der Denkungsart und Ehrlichkeit derer, die sie umgeben, Schwärmer, Andächtler, oder worauf sonst ihr schwacher Verstand geleitet wird. Sie suchen nun überirrdische Wollüste, da sie die irrdischen anekeln, und denken auch daran sich bey Zeiten ein gutes Quartier für die Zukunft in jener Welt auszumachen. Was kann so einem Manne schmei-

ehrhafteres vorgemacht werden, als der Gedanke: daß doch nicht alles eitel auf dieser Welt sey, und daß göttlicher Glückseeligkeiten empfänglich gemachte Menschen, in dem Umgange himmlischer Geister schon hier auf Erden Seeligkeiten geniessen könnten? Das muß in der Ordnung durch Beyspiele bewiesen werden, und die liefert nicht nur Betrug und Aberglauben der alten Welt, sondern auch die schlaue Erfindungskunst neuer Betrüger, die sich solcher Herrlichkeiten ohne Scheu rühmen. Sie wissen aber den reinen Genuß, durch unendliche Schwürigkeiten zu verzögern, und amusiren ihre Prinzipalen einstweilen mit Taschenspielerkünsten. Dergleichen Leute werden durch bekannte Schleichwege bey Vornehmen und Reichen eingeführt, und verstehen die Kunst, sich wichtig zu machen, und jene — zu betrügen.

Solchen Leuten, ihren Führern und Anhängern liegt alles daran, durch dergleichen Bücher die Geister und Erscheinungen bestätigen, oder durch andre in Romanen eingekleidete Geschichte, die oft nur blos nach Personal und Lokalumständen eines oder des andern eingerichtet sind, die Einbildungskraft und Leichtgläubigkeit ihrer erhabenen Schüler, jene im Feuer, und diese standhaft zu erhalten.

Rec. würde ein Alphabet schreiben müssen, wenn er diesen gewiß nicht aus der Luft gegriffenen Unfug gehörig auseinander setzen, und der Wahrheit nach schildern wollte; er würde seine Aeußerungen mit Beweisen zieren können, dergleichen noch keine Geistergeschichte aufzuzeigen hat, und endlich würde er eine wahrhaftig merkwürdigste Sammlung Visionen mittheilen, die sich zum Behuf seines Satzes und zum größten Mißvergnügen der Seher und Propheten, von denen sie entspringen, ganz natürlich erklären lassen; allein er würde dadurch rechtschaffne Leute beleidigen, die aber blind sind, die um süßer Träume willen, und der reitzenden Aussicht eines himmlischen Umgangs auf Erden, der ihnen täglich bevorsteht, lieber getäuscht und betrogen, als belehrt und überzeugt seyn wollen.

Bm.

Ueber den Menschen und seine Verhältnisse. Berlin, bey Franke. 1792. 17 Bogen in 8v. 16 gr.

Ueber Fehler, deren man sich, auf Unkosten der wahren, ächten menschlichen Glückseeligkeit, bey der Erziehung schuldig macht; über die Unzweckmäßigkeit einiger bürgerlichen Einrichtungen; über die Sorglosigkeit der Gesetzgeber und Handhaber der Gesetze; über natürliche Freyheit, Erbrechte u. dgl. ist hier, in Form von Gesprächen, manches gesagt — nicht alles gleich gut, gleich unwiderleglich, noch aus einem ganz neuen Gesichtspunkte dargestellt; aber immer lehrreicher und unterhaltender für den denkenden Mann zu lesen, wie unsre zahllosen Romane und Mährchen, durch welche die Jugend von jeder ernsthaften Lektüre abgewöhnt wird. Der Verf. welcher sich G. C. Siber nennt, gesteht, daß er die Erweckung dieser Ideen größtentheils dem Studium der Schriften Wielands zu danken habe, die ihn, wie er sagt, für die ganze übrige Litteratur entschädigen, indem er W. den Vater unsrer Litteratur nennt. Rec. glaubt, daß dies ausschweifende Lob, auf Rechnung so mancher philosophischen deutschen Schriftsteller, selbst dem grossen Manne, den es trifft, nicht gefallen würde. Indessen, da Hr. S. diese seine Meynung niemand aufdringt, und der Gegenstand seiner Bewunderung jedes bescheidnern Lobes so werth ist; so kann man diesen Enthusiasmus verzeihlich finden.

Pk.

De modo Deum cognoscendi quaerit, suasque simul indicit lectiones per hoc semestre aestivum habendas *Io. Henr. Tiefstrunk*, Prof. Philos. P. O. in acad. Halensi. Berlin, bey Vieweg dem ältern. 1792. 55 S. in 8. 5 gr.

Den Grundsätzen der kritischen Philosophie zufolge, lehrt der Verf. daß wir von Gott keine reelle, blos analogische Kenntniß haben, und zwar so, daß diese Analogie uns nicht im mindesten belehrt, was Gott an sich ist, sondern nur, was er in Beziehung auf uns, und der uns möglichen Weltkenntniß, seyn muß. Wenn wir also sagen, Gott ist weise: so heißt das mehr nicht, als wir stellen uns die Welt als ein Kunstwerk vor, und legen daher ihrem Urheber diejenigen Eigenschaften bey, die zur Hervorbringung eines solchen unserer Denkart gemäß, erfordert werden, ohne darum zu wis-

sen, oder nur sagen zu wollen, daß Gott in der That, und an sich das besitzt, was wir über den Namen Weisheit zur Darstellung eines solchen Wortes als nothwendig denken. Das nennt der Verf. eine analogia non rei, sed modi, und glaubt, es sey etwas in der Philosophie sonst nicht vorgekommenes. Irren wir nicht: so haben schon ältere das nämliche vorgetragen, besonders neue Platoniker, und deren christliche Nachfolger die Mystiker, wenn sie sagen, Gott ist nicht weise, sondern mehr als weise, nicht verständig, sondern mehr als verständig, oder, überweise, überverständig; welches bedeuten solle, daß uns gänzlich unbekannt ist, was Weisheit und Verstand in Gott sind. Ob diese Analogie mehr als bloße Wortkenntniß gewährt, überlassen wir ihren Verfechtern auszumachen. Da hiermit gänzliche Unkunde alles dessen eingeführt wird, was Gott an sich ist: so kann dieser Theologie unbeschadet, Gott vielleicht die Welt selbst, vielleicht auch die erste Materie, oder sonst etwas seyn, was zur Welt gehört; und wir behalten am Ende zwar schön klingende Worte, die aber gar keinen, oder höchst geringen Gehalt haben. Von einer andern Seite, wie kann sich Gott zu uns als Weisheit verhalten, wenn von dieser gar nichts in ihm vorhanden ist? Man beruft sich auf das Diktum, daß Dinge in gewissen Verhältnissen stehen können, die gar nichts übrigens mit einander gemein haben; allein es wäre zu wünschen, daß man dies Diktum näher erörterte, und mit Belegen unterstützte. In sofenne Dinge Aehnlichkeit haben, muß doch etwas ihnen würklich gemein seyn, falls diese Aehnlichkeit nicht bloße Täuschung ist. Ein Stein oder Kloß kann doch gegen uns unmöglich in einem Verhältnisse stehen, das ihn als weise, oder verständig darstellt, wofern nicht solch ein Verhältniß bloße Einbildung ist. Diese Grundlage seiner Theorie, worauf ihre Möglichkeit einzig beruht, hätte der Verf. billig mehr ins Helle bringen, und gehörig befestigen sollen; besonders aber die Beyspiele solcher Verhältnisse, die ihm etwa vorschwebten, genauer betrachten müssen, um zu sehen, ob sie mit der Folgerung vereinbar sind.

Bm.

Mathematik.

Vermischte Aufsätze für Liebhaber mathematischer Wissenschaften von G. U. A. Vieth, öffentlichen Lehrer der Mathematik zu Dessau. Erstes Bändchen. Berlin, in der Frankeschen Buchhandlung. 1792. 13 Bog. in 8. 12 gr.

In diesem Bändchen sind 6 Abhandlungen enthalten. 1) Versuch einer neuen Erklärung des optischen Phänomens, da aus einem Lichte Strahlen auszufahren scheinen, nebst einem Anhang von sogenannten Luftspiegeln. 2) Ueber die Wahrscheinlichkeit bey Würfeln. 3) Vom künstlichen Chartenmischen. 4) Die unbegreiflichen Zahlen. 5) Zwey Aufgaben der Triangel betreffend. 6) Vom Zauberstern, die alle von der Geschicklichkeit des Verf. und seinen mathematischen Kenntnissen zur Genüge zeugen.

Da das erste Stück eine Hypothese in sich enthält, die vorzüglich eine weitere Prüfung und Untersuchung verdienet, so will Rec. dasselbe etwas näher anzeigen.

Zuerst giebt der Verf. eine genaue Beschreibung der Erscheinung, nebst den hauptsächlichsten Erfahrungen, die unter allerley veränderten Umständen dabey statt finden. Die Hauptsache wird wahrscheinlich jeder oft bemerket haben, nämlich daß, wenn man des Abends mit halbgeschlossenen Augenliedern in das Licht sieht, oben und unten aus der Flamme ein Strahl (meistens aber ein Bündel von Strahlen) schräg nach uns her auszufahren scheinet. Auch werden die von dem Verf. angeführten Erfahrungen, wo nicht bey allen, doch wohl bey den mehresten eintreffen, wenigstens R. ob er gleich ein Weitsichtiger ist, findet sie doch alle an sich bestätiget, nur wenn er so nahe dem Licht stehet, als ohne Schaden zu nehmen möglich ist, so siehet er den ganzen Strahl, als eine vollkommene Lichtfläche von sehr wenig gefärbtem meist weißen Licht, ohne solche zarte Striche, deren der Verf. erwähnt. Auch hat er oft bemerkt, daß, in einer Entfernung von etwa 10 Fuß, wenn er die Augen immer dichter schließt, in einer solchen Lage, daß der untere Strahl vergeht, er nicht allein das Bild der Flamme ganz, sondern von dem obern Strahl noch ein gut Theil unten mit dem Augenliede verdecken kann, so daß nur der obere Theil dieses Strahls, bald länger bald

kürzer übrig bleibt: da doch sonst alles Strahlen sogleich aufhört, als man mit einem Körper zwischen dem Licht und dem Auge gestellt, das Licht ganz verdeckt.

Nun folgt eine kurze Geschichte der bisherigen Meynungen von den Ursachen dieses Phänomens, nebst einigen Bemerkungen darüber. Aus Priestleys Geschichte der Optik bemerket der Verf. daß nur Decartes, Rohault und Delahire über diese Erscheinung Beobachtungen angestellet, und Erklärungen davon gegeben haben. Ersterer schreibt sie gewissen Runzeln auf der Oberfläche der Feuchtigkeiten des Auges zu. Er ist aber so kurz, daß man nicht einsiehet, wie er recht will verstanden seyn. Rohault glaubt, daß die Ränder der Augenlieder in diesem Fall wie Converglaser wirken. Beyde Meynungen hat Grimaldi untersucht und bestritten. (Doch ist nicht angeführt, mit welchem Erfolg, oder mit welchen Gründen.) Delahire glaubt, daß die Feuchtigkeiten auf der Oberfläche des Auges an dem Rand der Augenlieder Hohlspiegel bilden, dadurch die Strahlen bey ihrem Eingange in das Auge zerstreut werden. Diese Meynung wiederleget der Verf., und wenn der Versuch, S. 33. vollkommen richtig ist, so würden auch die Ränder der Augenlieder nicht nach Rohaults Meynung als Converglaser die Ursache seyn können, welches sonst noch am scheinbarsten seyn möchte, wenn man die jedoch ganz anders sich zeigenden Strahlen betrachtet, die offenbar von den Haaren der Augenwimpern und sogar der Augenbraunen herrühren. Endlich widerlegt der Verf. noch Priestleys Meynung, der die Ursache darin setzt: daß das Licht, das zwischen den Augenwimpern durchgehet, im Vorbeystreichen eine Beugung leidet. Denn diese Strahlen könnten in diesem Fall nicht von der Flamme auszufahren scheinen, noch so regelmäßig, so lang, so schnurgerade, und so scharf abgeschnitten erscheinen.

Um nun seine eigene Meynung vorzutragen, bahnt sich der Verf. erst durch einige Beobachtungen und Versuche den Weg. Wenn man ein geschliffen Glas vorzüglich, es sey ein hohl, oder erhabenes, mit einem etwas fettigen Finger nicht in die Runde oder unordentlich, sondern in gerader Richtung, wischet, so wird die Oberfläche mit feinen Strichen, als mit Furchen überzogen, und wenn man nun durch dasselbe noch ein Licht sieht, oder das Bild durchfallen läßt, so erscheinen in beyden Fällen eben solche Lichtstreifen, aus den Enden der Flamme; auch zeigen sie sich als im Spiegel auf der Oberfläche

der

der Gläser, und man findet bald daß die Richtung dieser Lichtstreifen allemal senkrecht auf die Richtung stehet, nach welcher gewischet worden. Da die Striche auf dem Glase, so zart, wie sie auch seyn mögen, doch immer Erhöhungen sind: so erklärt der Verf. die Entstehung der Lichtstreifen aus der Brechung des Lichts, das auf die inneren gegen die Mitte des Glases gekehrten Flächen dieser Erhöhungen fällt, welches hinter dem Glase abwärts von dem Bilde der Flamme gebrochen wird. (Aber die Strahlen die man als vom Spiegel auf der Oberfläche siehet, müssen doch etwas anders entstehen, wenigstens konnten die obern Strahlen nicht von dem untern, und die untern von dem obern Theil der Flamme herrühren.). Nach dem was nun Leuwenhoek von der Beschaffenheit und dem Bau der Cristallinse in den Augen verschiedener Thiere anführt, urtheilet der Verf. daß auch bey den Menschen wohl die Linsen solch ein horizontal rund um dieselbe laufendes Fadengewebe haben können, wodurch sich denn solche Lichtstreifen nothwendig auf der Netzhaut bilden müßten. Doch wäre die Oberfläche der Cristallinse in ihrem gesunden natürlichen Zustande glatt, und diese feine Furchen kämen nicht eher zum Vorschein, als wenn die Linse gedrückt würde. Dies, meynt der Verf., geschieht durch das Blinzen, und Beugen des Kopfs. Aber sollte hier würklich wohl ein solcher Druck auf die Cristallinse anzunehmen seyn? Und wenn auch ein heftiges Blinzen und angestrengtes Beugen des Kopfs so viel vermöchte; so wird man doch bemerken, daß auch das allersanfteste Schließen der Augenlieder, und der kleinste Ruck des Kopfs das Phänomen hervorbringt. Ja R. siehet bey einem Licht, das etwas höher stehet, als sein Auge, nahe, und am stärksten in einer Entfernung von 10 — 12 Fuß beständig die untern Strahlen, oft in großer Länge, ohne alles Blinzen, ohne einmal die Augen im geringsten mehr zu schließen, als sie natürlich bey ihm geöffnet sind; und wenn er dabey, ohne den Kopf zu lenken oder die Augenlieder zu rühren, blos die Augenaxen auf ein näheres ein wenig niedriger stehendes Objekt richtet, so siehet er nicht allein, wie nothwendig, das Licht mit den Strahlen gedoppelt, sondern die einfachen Strahlen, deren er gewöhnlich nur 3 sehr helle siehet, vermehren sich, und bleiben, wenn er auch nicht darauf achtet, sondern vorzüglich das andere Objekt betrachtet. Hier können nun unmöglich Runzeln auf der Oberfläche der Cristallinse seyn, theils weil gar keine Veranlassung dazu vorhanden,

theils

theils weil alsdann unmöglich die Bilder der Nebenobjekte sich deutlich auf der Netzhaut darstellen konnten, die denn doch mit jenen Strahlen zugleich ganz deutlich gesehen wurden. Es scheint also dem R. diese Hypothese noch etwas zweifelhaft, obgleich nicht zu leugnen ist, daß die auffallende Aehnlichkeit zwischen den Erscheinungen bey Gläsern, und den Erscheinungen in unsern Augen ihr einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit giebt.

Wu.

Theorie der Dimensionszeichen nebst ihrer Anwendung auf verschiedene Materien aus der Analysis endlicher Größen, von Ernst Gottfried Fischer, Prof. der latein. Sprache an dem vereinigten Berlinischen und Cölnischen Gymnasium zu Berlin. Erster Theil. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses. 1792. 170 S. in 4. 18 gr.

Bey Aufsuchung einer allgemeinen Auflösungsmethode durch unendliche Reihen, fand Hr. F. nicht befriedigend, was **Newton**, **Demoivre** u. a. geleistet hatten, es war zu mühsam, zeitraubend, auch nicht allgemein genug. Er fiel auf eine neue Bezeichnungsart, die er in der Folge über seine ersten Erwartungen brauchbar fand, sie löste nicht nur die Aufgabe auf die allgemeinste und für die Anwendung bequemste Art auf, sondern verkürzte und erleichterte auch fast alle analytische Arbeiten mit vielgliedrichten Größen, ohne Rechnung des Unendlichen nöthig zu haben. Diese Zeichen nennt er Dimensionszeichen. Er fand erst nach dem, daß Hr. **de la Grange** eben die Aufgabe aufgelößt hat, Mém. de l'Ac. de Prusse T. 24. p. 251., selbst den Beweis seiner Auflösungsreihe in aller Schärfe führt, da er sich mit einer unvollständigen Induktion hatte begnügen müssen. Da er aber auf einem andern Wege zu seiner Absicht gelangt ist, so ließ er doch seine Arbeit ungeändert, nur daß er ihr auf Hrn. **de la Gr.** Veranlassung einige Zusätze gab. Auch Hrn. Prof. **Hindenburg** in seinen primis lineis novi Systematis permutationum combinationum et variationum Lipf. 1781. hat zu einem analytischen Werke dieser Art Hoffnung gemacht, die aber bisher nicht ist erfüllt worden. Gegenwärtiger erster

Theil

Theil enthält 8 Abschnitte. 1) Sätze über Produkte und Potenzen vielgliederichter Ausdrücke, als Vorbereitung. 2) Erklärung und allgemeine Theorie der Dimensionszeichen. 3) Erhebung jedes vielgliederichten Ausdruckes zu einer Potenz deren Exponent eine ganze bejahte Zahl ist. 4) Dergleichen, zu Potenzen von unbestimmten Exponenten. 5) Allgemeine Auflösungsmethoden durch Reihen. 6) Besondere Entwickelung der Potenzen einiger wichtigen Reihen. 7) Zusätze zu dieser Theorie. 8) Zusätze zu der allgemeinen Auflösungsmethode. Wie man aus jeder gegebenen Gleichung oder Funktion welche x enthält, nicht nur x selbst, sondern auch jede Funktion von x durch eine Reihe darstellen könne, und zwar ohne die Rechnung des Unendlichen zu Hülfe zu nehmen.

Was Hr. F. Dimensionszeichen nennt, sind kurze Ausdrückungen für Coefficienten. Wenn z. E. y = einer Reihe Potenzen von x ist, jede mit ihren Coefficienten, so bezeichnet er jeden dieser Coefficienten durch I. mit der Zahl, der wievielte Coefficient es ist. Das heissen Dimz. der ersten Ordnung. Entstehen nun durch Multiplikation von Reihen, oder Erhebung auf Potenzen, Produkte, da der Coefficient einer gewissen Potenz von x aus mehrern der Reihen, aus welchen die Reihe entsteht, zusammengesetzt ist, so nennt er ihn II. und bezeichnet ihn eben so mit der Zahl seiner Stelle, das sind Dimensionszeichen der zweyten Ordnung, und so viele höhere. Dabey kömmt es begreiflich auf Combinationen u. dgl. an. So viel wird hier zureichen, einen Begriff von Hrn. F. Verfahren zu geben, dessen Brauchbarkeit und Ausdehnung aus seiner Abhandlung selbst muß erlernt werden.

Mz.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Verzeichniß der Naturalien meines Kabinets, besonders aus dem Thierreiche, mehrentheils in Weingeist, mit naturhistorischen Anmerkungen, Nachweisung des Systems und Anzeige der besten Abbildungen von J. A. E. Goeze. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1792. 80 S. in kl. 8. 4 gr.

Wir

Wir erkennen es mit Dank, daß Hr. G. seinen zwar kleinen aber ausgesuchten Schatz von Naturseltenheiten durch Mittheilung und Beschreibung auch denjenigen Naturforschern zur Anschauung vorlegen will, die ihn, selbst sehen zu können, keine Gelegenheit haben. Die Naturgeschichte würde überaus gewinnen, manche gemachte Beobachtung mehr Grund und Zuverläßigkeit erhalten, so mancher Zweifel geschwächt, und die Grenzen des ganzen Gebiets der Naturkenntnisse überhaupt erweitert werden, wenn die vielen, nur in Deutschland befindlichen, Naturalienkabinete so vor Augen gestellt würden, wie das Kabinet des Verf. Es schränkt sich, wie man es schon aus den bisher bekannt gewordenen Schriften desselben urtheilen kann, vorzüglich auf das Thierreich ein; enthält aber in diesem schätzbare und auserlesene Stücke, die nur wenige Kabinete besitzen dürften, wenn sie nicht einen eben so scharfsichtigen Beobachter, wie den Verf., zu Sammler oder Aufseher haben. Denselben Endzweck, den Hr. G. in allen seinen Schriften vor Augen gehabt hat, das Publikum mit dem ganzen Gange der Natur von dem ersten bis zum letzten Schritte, also mit der Philosophie der Naturgeschichte im eigentlichen Verstande, bekannt zu machen, hat er auch in der Sammlung seines Naturalienkabinets zu erreichen gesucht. Es ist nicht sowohl zahlreich, als unterrichtend, und gerade in einem Fache, über welches noch immer das mehreste Dunkel verbreitet ist. Man lernt das Thierreich von seiner ersten Entstehung bis zu seiner Vollendung aus demselben erkennen. Aus allen Classen des Thierreichs, von dem Menschen an, bis zu den Amphibien, findet man die Embryons und Foetus nach allen Zeitperioden und mit allen den Theilen, deren innere Kenntniß das eigentliche Licht über das Werden und die successive Ausbildung des Menschen und der Thiere verbreiten können. Auch unter den Embryonen befinden sich die schönsten und seltensten Stücke des Kabinets, der sehr seltne Embryo des zehngürtlichen Panzerthiers oder Armadillis, der Embryo eines Tigers, der Uterus eines Hamsters mit den Embryonen, ein Lämmchen von ¼ Zoll, wie es noch in dem mit der Lymphe angefüllten Amnios an der Nabelschnur schwimmt, zwey Embryonen des Crocodils, die ganze Naturgeschichte des Frosches in zwey Gläsern, und ein Bastardfrosch, ein seltnes Stück. Es würde unnöthig seyn, wenn wir mehrere Stücke anführen wollten, da hier die Versicherung genug ist, daß sich die Sammlung über das ganze Thierreich

reich über alle Ordnungen und Classen desselben verbreitet, und gewiß Jedermann von Hrn. G. eine gute und instruktive Auswahl erwartet. Hr. G. hat dieses Verzeichniß hauptsächlich darum mitgetheilt, weil er sein Kabinet noch bey seinen Lebzeiten in gute Hände bringen, und dem Untergange nach seinem Tode entreißen möchte. Er ist nicht abgeneigt, die ganze Sammlung unter folgenden Bedingungen abzustehen:

1) Daß er solche zu seiner Belehrung und zu seinem Vergnügen, so lange er lebe, behalte;

2) daß ihm der Preis, um den er mit seinem Herrn Käufer einig wird, zur Hälfte sogleich ausgezahlt werde, und die andere Hälfte bis zur Ablieferung nach seinem Tode stehen bleibe;

3) daß er sich reversire, nach seinem Tode die Sammlung mit allen Gläsern, die Schränke ausgenommen, in der Vollkommenheit, als versprochen worden ist, zu liefern, und alles, was nach der Zeit des geschlossenen Contrakts noch dazu gekommen sey, unentgeldlich verabfolgen zu lassen;

4) daß der Käufer sich ebenfalls reversire, das Einpacken, Abhohlen und den Transport auf seine Kosten besorgen zu lassen.

Die Sachen in Weingeist sind nach der Versicherung des Hrn. G. alle vortrefflich präparirt, und schweben mehrentheils an Glaskugeln in weißen Gläsern in dem reinsten Element; so daß alle Theile daran deutlich und genau zu erkennen sind. Um der Erhaltung der wirklich schätzbaren Sammlung willen, wünschen wir es, daß Hr. G. seine Absicht bald erfüllt sehen möchte.

Di.

Lehrbuch der Naturgeschichte: ein Auszug aus dem Reccardischen Lehrbuche, welcher die Abschnitte von der menschlichen Seele, der Naturlehre, und der Naturgeschichte enthält: durchgesehen und verbessert von Johann Philipp Hobert, Lehrer der Mathematik und Physik am Pädagogium der

Königl. Realschule. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Königl. Realschule. 1792. 181 S. in 8. 6 gr.

Das Reccardische Lehrbuch ist als eines der besten Schulbücher bekannt, und durch vielfältigen Gebrauch bewährt befunden worden. Gegenwärtiger Auszug hat durch mancherley Berichtigungen des Hrn. Prof. Hobert sehr gewonnen.

Den sehr guten Abschnitt von dem Gas, oder verschiedenen Luftarten hätten wir lieber gleich auf den Abschnitt von der Luft folgen lassen, da unsere atmosphärische Luft, wie der Verf. S. 72. richtig bemerkt, ein aus mehreren Luftarten zusammengesetzter Körper ist. Ist aber nicht der Titel: Lehrbuch der Naturgeschichte, — suo definito angustior?

Bj.

Rechtsgelahrheit.

Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtswissenschaften von Dr. Gottlieb Hufeland, öffentl. ordentl. Lehrer der Rechte zu Jena. Erstes Stück. Jena, bey Cuno's Erben. 1792. 102 S. in 8. 6 gr.

Der Verf., welcher, nach der in der Vorrede enthaltenen Versicherung, an einem Lehrbuche des deutschen Privatrechts arbeitet, will zuförderst einige Gegenstände desselben mit dem Publikum verhandeln, ehe er es in compendiarischen Aphorismen öffentlich vorlegt. Dazu sind diese Beyträge zunächst bestimmt, worin jedoch auch andere Materien des Staats- Kirchen- und römischen Rechts, vorzüglich in Rücksicht auf die Methode das Recht zu studiren, nach und nach abgehandelt werden sollen. Da vorzüglich in den Rechtswissenschaften, wie ein jeder, der die Sache unbefangen beurtheilt, dem Verf. einräumen wird, noch immer, selbst nach so manchen Bemühungen anderer, Gegenstände genug vorhanden sind, welche nicht blos einer genauern Bestimmung, sondern auch einer gründlichen Verbesserung bedürfen; so wird jeder mit Rec. wünschen, daß der geschickte Verf. bey seinen mannichfalti-

faltigen Geschäfften, von welchen bekanntlich ein grosser Theil zum Besten des gelehrten Publikums unternommen wird, noch Muße genug haben möge, dergleichen Materien zu bearbeiten, zu entwickeln, und genauer zu bestimmen.

In dem gegenwärtigen Stücke sind drey Abhandlungen enthalten, welche Gegenstände des deutschen Privatrechts betreffen und vorzüglich gegen einige, in den neuesten Lehrbüchern dieser Wissenschaft behauptete Sätze, gerichtet sind. I. **Giebt es allgemeine Gewohnheiten im juristischen Sinn?** Noch in den neuesten Compendien des deutschen Privatrechts werden als **Quellen** auch **allgemeine Gewohnheiten** angegeben. Der Verf. untersucht diesen Satz, und zeigt theils aus dem Begriffe, welchen die Jurisprudenz mit dem Worte **allgemein** verbindet, theils, weil der Beweis einer allgemeinen Gewohnheit, die als Gebot für ganz Deutschland, wenigstens in dem Falle gelten soll, wo das besondere Recht einer Provinz oder eines Orts nicht dagegen sind, im juristischen Sinn nicht geführt werden könne, daß mithin allgemeine Gewohnheiten als eine Rechtsquelle nicht anzusehen und zu betrachten wären. Die beyden Gewohnheiten, welche als *allgemeine* angeführt zu werden pflegen, nämlich die Aufhebung der väterlichen Gewalt durch den abgesonderten Haushalt der Kinder, und die Begründung einer Klage, durch einen bloßen Vertrag ohne weitere Solennitäten, könnten jetzt wohl in den meisten Provinzen schon durch geschriebene Gesetze erwiesen werden; oder es würde, nach allen darüber kundgewordenen Thatsachen, in keiner Provinz ihre Gültigkeit bestritten werden, wenn auch kein geschriebenes Provinzialgesetz darüber vorhanden wäre. Diese beyden Gewohnheiten werden von verschiedenen Schriftstellern nur als Beyspiele angeführt; allein es lassen sich schwerlich mehrere auffinden, und höchstens verdienen beyde, da die Erfordernisse derselben doch nicht in allen Ländern gleich sind, nur in sofern den Namen allgemeiner Gewohnheiten, als sie in allen Provinzen gelten. Die Meynung, welche der Verf. hier behauptet, hat auch neuerlich Hr. Hofr. Schnaubert in der neuen Auflage seines Kommentars über die Böhmerschen princip. iur. feud. §. 15. vertheidigt und daselbst die allgemeinen Gewohnheiten geläugnet. II. **Ist es durch die Reichsgesetze allgemein verboten, höhere Zinsen, als fünf von hundert zu nehmen?** Bekanntlich behaupten verschiedene

Rechtsgelehrten, auch noch Runde, daß alle Zinsen über fünf von hundert durch die Reichsgesetze als wucherlich und unkräftig wären erklärt worden, weshalb vom Richter nicht darauf erkannt werden könne. Der Verf. hat hier, indem er größtentheils von Meiern gefolgt ist, das Irrige dieser Behauptung dargethan, und gründlich das Irrthümliche der heutigen Anwendung jener reichsgesetzlichen Verordnungen gezeigt. III. **Giebt es ein allgemeines deutsches Privatrecht im juristischen Sinn?** Der Streit über die Existenz eines allgemeinen deutschen Privatrechts ist nicht neu, sondern zu verschiedenenmalen von bedeutenden Gelehrten geführt worden, und er dürfte auch, da eine allgemeine Uebereinstimmung in wissenschaftlichen Dingen durchaus nicht zu erwarten ist, jetzt noch nicht völlig und endlich entschieden seyn. Vorzüglich hat es der Verf. hier mit **von Selchow, Runde** und **Tafinger** zu thun. Er glaubt, daß es genug sey, wenn man diese Wissenschaft blos geradezu: **heutiges deutsches Privatrecht**, ohne irgend einen weitern Zusatz, nenne. Einen Gedanken, welchen der Verf. nur beyläufig geäußert hat, macht Rec. sich zur Pflicht, hier besonders auszuzeichnen; weil er die Ausführung desselben selbst öfters gewünscht hat. Er betrifft eine **juristische Dogmengeschichte.** Nicht nur die Rechtsgeschichte und die Theorie der Rechte überhaupt, sondern auch die Praxis selbst würden unendlich dabey gewinnen, wenn dieses Feld angebauet würde. Freylich wären hierbey große Schwierigkeiten zu überwinden, und die Quellen, aus welchen man schöpfen müßte, die Glossatoren und andere Juristen des Mittelalters, sind eben nicht einladend; allein desto größer würde ohne Zweifel das Verdienst seyn, welches dadurch zu erlangen wäre.

Ga.

Dr. Theodor Hagemann's, Königl. Großbritannischen und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburg. Hof- und Canzleyraths in Zelle Einleitung in das gemeine in Deutschland übliche Lehnrecht; zweyte rechtmäßige, verbesserte und vermehrte Auflage. Hannover, bey Ritscher. 1792. 200 S. in 8. 12 gr.

Der

Der Beyfall der ersten Auflage 1787. veranlaßte ohne des rühmlichst bekannten Hrn. Verf. Vorwissen, 1791. einen Nachdruck, der nur ganz unbedeutende Veränderungen und selbst die alten Druckfehler enthält. Dieser gab daher einer neuen rechtmäßigen Auflage die Entstehung, welche sowohl in Ansehung der Form als Materie wesentlich abgeändert und vermehrt, und auch von dem Böhmerschen Lehrbuche unabhängiger gemacht ist. Nach vorausgeschickter gründlicher Einleitung sind im Ersten Hauptstück der Begriff und die Theile der Lehnrechtsgelehrsamkeit, im zweyten die Quellen, im dritten die Hülfsmittel, und im vierten die Methode zergliedert. Das dritte vorzüglich gut bearbeitete Hauptstück umfaßt in Capiteln und Unterabschnitten sämmtliche historische, philologische und philosophische Hülfsmittel; unter den erstern werden insbesondere die Geschichte des Mittelalters, des Ursprungs der Lehen, der in Deutschland geltenden Lehngesetze und der Schriftstellerey über das Lehnrecht empfohlen. Diese Literärgeschichte ist hier genau und vollständig vorgetragen, und der wesentlichste Vorzug dieser neuen Auflage, indem Hr. H. die wissenschaftliche Ausbildung historisch und philosophisch entwickelt hat. Auch in typographischer Rücksicht hat diese Schrift nunmehro gewonnen.

Mg.

Protestation Sr. Hochwürdigsten Excellenz Herrn Johann Siegfrieds Maury, Erzbischofs von Nicäa u. s. w. und außerordentlichen Nuntius an das zur neuesten Kaiserwahl in Frankfurt versammelte Churfürstliche Collegium. Aus dem lateinischen übersetzt, mit Beylagen. 1792. 48 Seit. in 4. 6 gr.

Von dem traurigen Hülfsmittel kleinerer Staaten gegen das Recht des Stärkern, nämlich von den Protestationen, hat der Päbstliche Hof von jeher den meisten Gebrauch gemacht, und sich sogar ein Protestationssystem erschaffen, das vorzüglich in Beziehung auf das deutsche Reich nicht so ganz unfruchtbar gewesen ist. Die Maynzische Direktorialkanzley enthält davon die Resultate, unter welchen die gegen die Errichtung einer neunten Chur, und gegen einzelne Stellen der

Wahlkapitulation die wichtigsten, wenn gleich eben so ungegründet, sind, als hingegen die Protestationen gegen die Französischen Eingriffe auf Avignon und Venaissin gerecht seyn mögen. Nicht immer hatten jene gleichen Erfolg, und beym Wahlkonvent von 1790. wurde nar - itlich die Verwahrungsschrift gegen den 14ten Artikel der W. C. dem Päbstlichen Nuntius Caprara vom Maynzischen Wahlbothschafter zurückgeschickt. Bey dem letzten Wahlkonvent von 1792. wurde die Verwahrung von dem als Mitgliede der konstituirenden Französischen Nationalversammlung bekannten Abbe Maney in specieller Beziehung auf den Art. XVIII. der W. C. von Ferdinand III. des Art. XVI. und XVII. von Ferdinand IV., den Art. XIX. von Leopold I., den Art. XIV. von Carl VI., und endlich auf den Art. I. §. 2., und Art. XIV. §. 1 — 6. der letzten erneuert, und sein persönliches Ansehen vergebens mit Italiänischer Schlauigkeit benutzt, um sie geltend zu machen. Er ließ sie darauf auf eigene Kosten, im gr. 4. Format und in lateinischer Sprache abgefaßt, austheilen, worauf sie ein Ungenannter ins Deutsche übersetzt hat, und beyde Texte, nebst jenen Stellen der W. C., nebst der Caprarasschen Protestation und dem Billetwechsel hier neben einander stellet. Das Verdienst der Genauigkeit und Authenticität, folglich der Uebertragung des charakteristischen Geistes der Urschrift in unsere Sprache ist dieser Uebersetzung nicht abzusprechen; durch zweckmäßige Erläuterung mehrerer Stellen hätte sie aber für den Historiker und Publicisten mehr Interesse bekommen.

Po.

Romane.

Des Pfarrers zu Aichhalde Ritt von zehen Meilen, oder Szenen aus dem Leben weiser Menschen und Narren. Von G. Loeffler. Erster Theil. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1792. 21 Bog. in 8. 1 Rg.

Zuerst ein Wort an unsere Leser. Der Verf. läßt einen biedern Dorfpfarrer eine Reise zu einem Freund, zehen Meilen von seinem Dörfchen Aichhalde antreten; Ehren Pastor

verirret sich, und findet nun Gelegenheit aus dem Leben weiser Menschen und Thoren, auf die er stieß, uns allerley zu erzählen, das sich ganz gut lesen läßt. Wie bald oder wie spät der Herr Pastor die zehen Meilen zurücklegen werde, ist schwer zu sagen; Eile scheint er nicht zu haben, denn am Ende des ersten Theils ist er noch nicht weit vorwärts gerückt. Gereuen wird es niemand, den ehrlichen Pfarrer auf seiner Reise zu begleiten. So viel für unsere Leser. Nun ein Wort an den Verfasser.

Ohngeachtet er in dem Buche selbst einige nicht ganz freundliche Seitenblicke auf die Recensenten thut, so wollen wir doch, da wir dergleichen gewohnt sind, und schon wissen, was wir davon halten oder nicht halten sollen, sie nicht erwiedern, auch nicht Böses mit Bösen vergelten, sondern es gutherzig übersehen, wenn seine Laune in der Fortsetzung seiner Reise sich auch noch bitterer über diesen Gegenstand ergießen sollte. Wir wollen uns als Recensenten an die Vorrede halten, wo er um vieles richtiger über das Recensentenamt urtheilt, und hoffen, er werde an gegenwärtigen Recensenten „den rechtlichen Mann finden, der nicht auf einen Greif geladen hat, sondern nur mit dem Hahn knittert," in der Voraussetzung, der Verf. werde auch das Hahnknittern verstehen. Also keinen peinlichen Prozeß, sondern nur kleine Zurechtweisungen.

Unverkennbar sind an dieser Schrift und lobenswerth, jovialische Laune in starker Dosis, sehr häufig treffender und oft tief einschneidender Witz und Ironie, Kenntniß der Menschen, nicht der Romanenmenschen, sondern der wirklichen Kinder Adams, und meistentheils glückliche Darstellung ihrer Handlungsweise. Diese Eigenschaften machten, daß Recens. diese Schrift mit Vergnügen las, weil er, wenn gleich auch hier und da ein unwillkührliches Kopfschütteln ihm abgenöthigt wurde, sich doch wenigstens immer unter Menschen, wie man sie um und neben sich siehet, zu befinden glaubte. Rec. kann daher mit Zuversicht dem Verf. rathen, sein Talent weiter auszubilden. Die Schilderung der Förstersfamilie, die Einwebung der Räubereyen Melacs, und die Darstellung der schauderhaften Auftritte, die durch sein Sengen und Brennen entstanden, die Persiflage der Abderitenstreiche kleiner und großer Reichsstädte und ihrer Magistrate, und manche andere interessante Scenen sind ihm gut gerathen. Noch mehr

Anziehendes müssen manche seiner Schilderungen für denjenigen haben, der mit dem schwäbischen Locale bekannt ist, denn manches scheint dem Rec. locale und personelle Beziehung zu haben; wenigstens haben doch gewiß zu diesem und jenem Gemälde dem Verf. Originale vorgeschwebt. Dagegen glaubt Rec. auch ihm freymüthig sagen zu müssen, daß das Ganze gar zu sehr einer aus lauter Lappen von verschiedener Farbe zusammengesetzten Hanswurstsjacke ähnlich sehe. Eine Episode jagt die andere, und man verirrt sich endlich mit dem Herrn Pfarrer auf den vielen Abwegen, die er einschlägt, so weit von dem Wege, den man bey der Abreise nahm, daß man endlich nicht mehr weiß, in welcher Gegend man ist. Der Verf. hat dies selbst gefühlt, und äußert sich irgendwo über diese an einander gereihete Episoden, die er mit der ganzen Anlage des Buches zu entschuldigen sucht. Allein wer machte den Plan, wenn er anders einen hatte, und von wem rührt die Anlage her? Der Verf. hat freylich viele und unter diesen auch berühmte Vorgänger in dieser Manier, die Hermes aufs höchste getrieben hat; aber Autoritäten können und werden bey dem Verf., wie Rec. hofft, nichts gelten, wo es auf richtige Begriffe von Ordnung, vom Schönen, und auf geläuterten Geschmack ankommt. Ein zweyter Wunsch des Rec. ist, daß der Verf. die ehemals von Engländern entlehnte, nun aber schon längst durch das leidige und übertriebene Nachahmen der Deutschen zur Carricatur gewordene Manier, die Capitel durch paradoxe Ueberschriften aufzuputzen, nicht angenommen hätte. Oft sind die Ueberschriften so kauderwälsch, daß es äußerst schwer ist, den Punkt zu finden, an welchem sie mit dem Inhalt der Kapitel zusammenhängen. So etwas liest man, vorausgesetzt, daß wirklich treffender Witz dabey zum Grunde liegt, wohl ein paarmal mit Vergnügen, wenn man aber, wie Rec. einen ganzen Stoß Romane von der Messe erhält, und nun immer die alte Melodey wieder hört, so gellen doch auch dem Geduldigsten die Ohren. Und in dem Falle müssen nothwendig die meisten heutigen Leser seyn, die dergleichen Schriften wöchentlich in Lesegesellschaften, (für welche hauptsächlich unsere Romanenscribenten jetzt schreiben) in Menge erhalten. Will man den Leser nicht gleich wissen lassen, was er finden wird, nun so mache man lieber gar keine Ueberschriften, als solche oft aberwitzige. Auch möchte Rec. wohl wissen, was manches ehrbare Mitglied der heutigen Lesegesellschaften, die bekanntlich besonders in der

Romanenlektüre sich bis in die niedern Volksklassen erstrecken, mit lateinischen Versen aus dem Horaz, Persius, Juvenal u. s. w. als Ueberschriften der Kapitel anfangen soll?

Endlich ist Rec. der Meynung, daß des Verf. Styl noch der Feile und Politur bedürfe. Rec. sagt nichts von den schwäbischen Provinzialismen, die der Verf., obgleich er sie zu entschuldigen sucht, doch nur schlecht hat von Vorwürfen reinigen können. Provinzialismen, sie mögen schwäbisch oder sächsisch klingen, sind immer in einem Buche, das doch offenbar für das größere Publikum bestimmt ist, denn warum würde es sonst auf dem Wege der Leipziger Messe in alle Welt geschickt? tadelnswerthe Flecken. Man muß allen verständlich seyn wollen und auch seyn. Auch der Verf. wollte es; deswegen hat er nöthig gefunden, jene Provinzialismen, von denen er mit Recht befürchtete, daß sie nicht allenthalben verständlich seyn würden, in untergesetzten Anmerkungen zu erklären. Wozu aber die Anmerkungen? Man lasse die Provinzialismen weg, so bedarf es dieser Anmerkungen nicht. Nur ein Fall ist für den Rec. denkbar, wo einzelne Provinzialismen erlaubt, wenigstens zu dulden sind, der nämlich: wenn dadurch irgend ein Volksbegriff entweder deutlicher, naiver, *mahlender* und körnichter ausgedrückt werden kann, was sonst *nicht* geschehen konnte. Aber der Fall wird selten eintreten. Doch dieses alles abgerechnet, so ist der Styl des Verf. doch hier und da noch zu holpericht und nicht abgeschliffen und rund genug. Offenbar aber ist es bey dem Verf. nicht Mangel an Talent, was seinen Styl so viereckicht und rauh macht, sondern wie es scheint, ein gewisses absichtliches Streben, nicht auf geraden Füßen und ebenem Wege zu gehen, sondern, wenn auch nicht auf Stelzen, doch wenigstens schaukelnd und hüpfend, und gleichsam mit dem einen Fuße höher als mit dem andern zu treten. Gewiß werden seine Schriften gewinnen, wenn er weniger künstelt und mit festem Tritt einher gehet. Dann werden auch Kompositionen von Wörtern, wie folgende sind, wegfallen: **eine dreyfach genähete Theologie, das ist zum Todlangweilen** u. dgl. m. Wenn es des Verf. Ernst war, was er in der Vorrede über Kritik seines Buches schreibt, so hofft Rec. für seine Erinnerungen eine gute Aufnahme. Wenigstens sind sie aus gutem Herzen ertheilt, weil der Verf. ein Mann zu seyn scheint, der uns noch manchen guten Roman, ohne welchen man heutzutage

 nun

nun einmal nicht mehr leben kann, liefern könnte, wenn er freundliche Zurechtweisung annimmt und benutzt.

D.

Die Töchter Kroks, Böhmens Fürstinnen, eine Geschichte des achten Jahrhunderts. Erster Theil. Hamburg, bey Hoffmann. 1792. 316 S. in 8. 21 K.

Kennern der ältern Böhmischen Geschichte ist Crocus, oder wie er hier heißt, Krok, nebst seinen 3 wegen ihrer Weisheit berühmten Töchtern keine fremde Erscheinung; doch werden sie auch wissen, daß die Annalisten über die Zeit, in welcher er das Amt eines Richters oder Fürsten verwaltet hat, uneinig sind: einige setzen ihn schon in das 6ste Jahrhundert, welcher Meynung unter andern Pubitschka zugethan ist. Auch werden die Namen der Töchter verschiedentlich angegeben: bey dem Cosmas heißen sie Kazi, Tethka und Lubossa; andre nennen die zwote Tetka und die dritte Libussa oder Libosa. Bey unserm Verf. führen sie die Namen Kascha, Tetka und Libusta. Was alte Fabeln und Sagen von ihnen melden, hat er sorgfältig aufgesammelt, durch Episoden, Selbstgespräche, Göttererscheinungen, Heyrathsvorfälle u. dgl. erweitert, und daraus eine Erzählung zusammengewebt, welche er eine Geschichte des achten Jahrhunderts nennt, die aber eigentlich in die Klasse der Romane gehört, nur nicht solcher, die sich durch Inhalt und Darstellung empfehlen. Langweilig und schleppend ist der Vortrag; die Kunst, in die Begebenheiten ein anziehendes Interesse zu legen, wenigstens durch geschickte Verwickelungen die Erwartung zu spannen oder zu überraschen, vermißt man ganz; dagegen strotzet das Buch von Leuten, die einen Umgang mit Gottheiten haben, oder sich dessen rühmen. Der Tetka, als der Lehrerin einer einförmigern Religion, muß sogar die Jungfrau Maria mit ihrem Kinde auf dem Arm, erscheinen und ankündigen, daß vor dem Ablauf dreyer Jahrhunderte man ihr und ihrem Kinde im Lande Tempel erbauen würde. Auch Schwulst findet man zur Abwechselung: so sagt S. 195 Stratka, eine Dienerin der Libusta, von einem dicken Wald, aus welchem sie eben trat, unter andern: „Ich wähnte schon wir reisten dem allgemeinen Tod der Natur entgegen.“ Hier glaubt man doch wohl

keine Gebtenke aus dem 8ten, sondern ein Kraftgenie aus dem 18ten Jahrhundert zu hören. Die vorkommenden Sprachfehler, Gemeinörter und unschicklich eingestreueten Reimen, wie z. B. S. 192., will Rec. nicht einmal rügen. — Uebrigens reicht dieser erste Theil bis an den Augenblick, da die Götter durch Erscheinung, Donner und Zauberspiegel der Libussa als damaliger Regentin, bey einem nächtlichen Opfer anzeigen, daß sie den Landmann, in welchen sie sich verliebt hatte, heyrathen solle.

Gh.

Almeria Belmore, eine Novelle in Briefen. Geschrieben von einem Frauenzimmer. Aus dem Englischen übersetzt. Duisburg, bey Helwing. 1792. 14½ Bog. in 8. 14 gl.

— Frauenzimmerarbeit! Der ganze Plan dieses Romans ist äußerst dürftig; es ist wenig Handlung, wenig Verwicklung darin; die Charaktere sind sehr flach bearbeitet, und von alltäglicher Art. Dabey ist nicht abzusehn, warum die Verfasserin der Geschichte noch zuletzt ein so tragisches Ende giebt. Wie kann ein Frauenzimmer Vergnügen daran finden, Menschen, deren Glück durch das Recht der Autorschaft in ihre Hände gekommen ist, so ohne allen moralischen Zweck, elend zu machen? Die Uebersetzung ist unerträglich steif gerathen. S. 14. ist Miß Benson also geschildert: „Ihre Aussicht war „lebhaft, ihre Augen funkelnd, und ihre Gestalt und Farbe „merklich zart." S. 195. heißt es von Harcourt: „Der „heroische Eifer seiner edlen Natur athmet aus jeder Zeile." Ein abscheulicher Kupferstich, welcher dem Werke vorgesetzt ist, krönt das Ganze.

Pk.

Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Zur Erklärung der Idyllen Theokrits von Christian Wilhelm Ahlwardt, Privatdocenten zu Rostock. Rostock

Rostock und Leipzig, in der Koppenschen Buchhandlung: 1792. 14½ Bog. in 8. 14 gr.

Der Verf. tritt hier zum erstenmal vor die Augen des Publikums, und liefert einige kritische und erklärende Bemerkungen über verschiedene Theokritische Idyllen, die wir als Resultate eines Kommentars ansehen sollen, woran er schon seit mehrern Jahren arbeitet. Es liegt ihm also doch wohl daran, zu erfahren, was man von seiner Arbeit urtheile. Hier ist des Rec. Urtheil, das jedoch immer noch nur eine Stimme ist, wenn sie auch, wie Recens. ohne Unbescheidenheit glauben darf, den größten Theil des Publikums auf ihrer Seite haben mag.

Es ist wahr, daß ein mit kritischer Einsicht, mit Kenntniß der Sprache und Sachen, und mit ästhetischem Dichtergefühl berichtigter und erklärter Theokrit eine höchst wünschenswerthe Sache ist, die wir mit Dank annehmen würden, wenn ein Mann mit jenen Eigenschaften und Talenten begabt, sie uns lieferte; es ist ferner wahr, daß Hr. A. durch die hier gelieferten Resultate seines Studiums des Theokrit hinreichende Beweise seiner Talente, seiner Sprachkenntnisse, seines vertrauten Umgangs mit dem Dichter gegeben hat, und daß man von des Verf. Fleiße und fortgesetztem Studium sich viele brauchbare Materialien und Beyträge zur Berichtigung des Textes und zur Interpretation desselben versprechen dürfe; aber eben so wahr ist es auch, daß wenn der versprochene Kommentar nicht in einem anständigern Ton geschrieben werden soll, als der ist, in welchem diese vorläufigen Resultate abgefaßt sind, jeder human. Philolog lieber Verzicht darauf thun, und ihn dem Verf. schenken werde. Mit einer Selbstgenügsamkeit, die wir nur an einem einzigen inhumanen Humanisten unserer Zeit mit Widerwillen gefunden zu haben, uns erinnern, den unglücklicherweise Hr. A. sich zum Muster genommen zu haben scheint, spricht er über alle seine Vorgänger in einem so hohen Tone ab, als wären alle ihre Beyträge und Versuche zur Erklärung Theokrits von Anfang bis zu Ende nur Schülerarbeit; als öffne er zuerst den Tempel der Weisheit, als gebe es von seinem Urtheilsspruch keine Appellation an eine höhere Instanz. So beträgt sich kein Mensch von guter Lebensart, der zum erstenmal in zahlreiche und honette Gesellschaft tritt, wo er Männer von Ansehen und Kennt-

Kenntnisse vor sich sieht. Der Verf. sagt mehr als einmal: alle Ausleger vom Scholiasten bis auf Harles hätten den Theokrit wenig verstanden — ihre Kenntniß gehe nicht über das griechische Wörterbuch hinaus — keiner habe den rechten Gesichtspunkt angegeben — sie wären mit Blindheit geschlagen — sie hätten keinen Sinn für den Rythmus des Verses und die Quantität der Sylben — wer keine Midasohren habe, sechs zählen könne, und von der griechischen Metrik so viel verstehe, daß η und ω lang sind, der müsse u. s. w. — So spricht ein Mann der zum erstenmal ins Publikum tritt, mit Männern, wie Warton, Musgrave, Valkenaer, Brunk, Stroth, Harles, Jacobs u. a. m. auf deren Schultern er stehet? die freylich nicht unfehlbar sind, auch wohl nicht seyn wollen, die aber doch wegen ihrer längst erprobten Kenntnisse in der alten Litteratur und wegen ihrer unläugbaren Verdienste, selbst da, wo sie irrten und fehl griffen, und wo einer ihrer Nachfolger mit leichterer Mühe weiter sahe, als sie sahen, verdienten ohne persönliche Beleidigung mit Anständigkeit berichtigt zu werden. Eines der geringsten Verdienste eines Humanisten ist doch wohl Humanität. Wem dies geringere fehlt, wird schwerlich, trotz seiner Gelehrsamkeit, Beyfall für seine übrigen Verdienste finden. Auch verdient er ihn dann nicht; er verdient ihn um so weniger, wenn ihm selbst, bey der Arroganz, womit er andere behandelt (Heyne sogar muß bey Hrn. A. lateinische Prosodie lernen,) Schnitzer gegen die ersten Anfangsgründe der Prosodie bey seinen Conjekturen entwischen. Oder ist es vielleicht kein Schnitzer, wenn Hr. A. den Ausgang des V. 58. Idyl. XXI. also verbessern will?

Καὶ τον μεν πισευσα και αγον εν ηπειροιω

Oder was er für noch schöner und poetischer hält:

Καὶ τῷ μεν πισυνος ἐ καταγον εν ηπειροιω.

Hier möchten wir wohl dem Verf. eben das sagen, was er selbst bey einer andern Gelegenheit mit sehr vornehmen Mienen sagt, wo er den Hofrath Heyne in seinem Virgil auf einem Schnitzer ertappt zu haben meynt: „Man sieht aus diesem Beyspiel, sagt der gelehrte Hr. A. wie leicht selbst die Geübtesten und Gelehrtesten in solchen Kleinigkeiten sich irren können.“ Wollte Rec. eben so gierig Jagd auf des Verf. Blößen und Schwächen machen, als der Verf bey andern es thut, so könnte er aus dem Verzeichniß von falschscandirten,

übel-

überberichtigten und unbewiesenen Stellen, das er vor sich liegen hat, wohl noch einige hersetzen. Aber es ist keineswegs seine Absicht, den Verf. in Ansehung seiner Kenntnisse und Talente beym Publikum in einem zweydeutigen Lichte aufzustellen, er sagt vielmehr mit Ueberzeugung, daß der Verf. an sehr vielen Stellen tiefer als einer vor ihm in den Dichter eingedrungen sey, den richtigen Gesichtspunkt gefaßt und oft Licht verbreitet habe. Daß man auch bey ihm auf Stellen stößt, wo man unbefriedigt bleibt, oder auf Flecken, quas aut incuria fudit, aut humana parum cavit natura, thut seinen übrigen Verdiensten keinen Eintrag, denn es wäre Ungerechtigkeit, etwas übermenschliches, tadel- und fleckenloses von ihm zu fodern; aber auch er darf den Spruch nicht vergessen: hanc veniam damus petimusque vicissim. Er muß die Erwartung nicht durch stolze Verachtung aller andern Versuche bis auf den höchsten Grad spannen und — sie dann unbefriediget lassen, oder verballhornte Stellen nicht von neuem verballhornen. Immerhin sey er klüger als andere, immerhin theile er dem Publikum seine besseren Einsichten mit, wir wollen's ihm danken; er widerspreche seinen Vorgängern, wenn er Grund dazu hat, aber er thue es mit Anstand, ohne beleidigende Herabwürdigung und Verachtung ihrer übrigen Verdienste; er störe die Lektüre eines Dichters, den man so gern con amore liest, nicht durch bittere Ausfälle auf Männer, die zwar irren konnten, aber demohngeachtet als Veteranen in der gelehrten Republik eine Stimme haben, und zu haben verdienen. — Kurz, damit wir das Resultat dieser Recension in ein paar Worte zusammenfassen, wenn wir seinen versprochenen Kommentar mit Vergnügen erwarten sollen, so ist durchaus nöthig: **Absonderung der unbescheidenen Polemik und Darstellung besserer Ideen mit anständiger Freymüthigkeit.** Wird der Verf. diese wohlgemeynte Erinnerung gut aufnehmen und benutzen, so ist er unser Mann, so sehen wir seinem Kommentar mit großer Erwartung entgegen. Im Gegenfall aber müssen wir ihn verbitten; denn Erweiterung der Litteratur auf Unkosten guter Sitten und konventioneller Höflichkeit nutzt und frommt nicht. Exempla sunt in promtu, sed odiosa.

Πλουταρχος. *Plutarchi* Chaeronensis quae supersunt omnia. Cum adnotationibus variorum adje-

adjectaque lectionis diversitate. Opera *I. G. Hutten*, Ph. M. et schol. anatol. Tubing. Rectoris. *Volumen tertium.* Tubingae, impens. Cottae. 1792. 468 S. in 8. 1 Rg. 8 gr.

Rec. hat die Manier des Herausgebers, der mit lobenswerthem Eifer auf der angetretenen Laufbahn fleißig fortgehet, bey der Anzeige der beyden ersten Bände hinlänglich charakterisirt; er begnügt sich also von dieser Fortsetzung blos zu sagen, daß er sie, so weit er diesen Band durchgesehen hat, eben so zweckmäßig als die vorhergegangenen Bände gefunden habe. Man findet hier den Pyrrhus, Marius, Lysander, Sulla, Cimon, Lucullus, Nicias, M. Crassus.

Tb.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Reisen eines Deutschen in Italien, in den Jahren 1786. bis 1788. In Briefen von Carl Philipp Moritz. Erster Theil. Berlin, bey Maurer. 1792. 224 Seit. in 8. Mit einem Titelkupfer. 1 Rg. 12 gr.

Hr. M. bittet in dem Vorbericht die Leser, dies erste Bändchen seiner Reisen nur als eine Vorbereitung zu den folgenden zu betrachten, worin er sich über Sitten, Gebräuche, Litteratur und Kunst in Italien überhaupt und vorzüglich in Rom ausführlicher verbreiten werde. Man sieht, er fühlte selbst, wie allgemein bekannt oder wie unbedeutend die meisten der hier mitgetheilten Nachrichten sind, und suchte ihnen durch eingestreute Betrachtungen und Sentiments, durch frappante Wendungen, bildlichen und blumigen Styl Reize anderer Art zum Ersatz zu geben. So wenig wir diesen Ausweg an sich zweckmäßig finden, so wenig können wir einräumen, daß ihn der Verf. mit einem glücklichen Erfolg betreten habe. Das sichtbare Bestreben, da wo er nichts zu sagen hatte, gleichwohl etwas, und dies auf eine neue, auffallende Art zu sagen, wird Lesern von richtigem Geschmack an vielen Stellen

des

des Buchs nicht Vergnügen, sondern Verdruß erwecken. — Die Italienischen Vetturine müssen den Fremden, die mit ihnen über eine Reise accordiren, ein Stück Geld zur Sicherheit geben, statt daß es in andern Ländern umgekehrt ist. S. 17. Ein junger Augustinermönch, der mit Hrn. M. ein Stück fuhr, machte den Freydenker, sagte, D. Luther sey ein großer Kopf gewesen, und wenn ein Bettler sie ansprach, so ertheilte er ihm die Benediktion, worauf er Hrn. M. ansah und lachte. (So ist die religiöse Aufklärung in Italien und Frankreich größtentheils beschaffen: man verhöhnet alten Glauben und Gebräuche, ohne etwas besseres an deren Stelle zu setzen.) Hr. M. sieht oft etwas, wo in der That nichts ist. Z. B. er sah ein paar Leute, „die mit einander disputirten, sich aber immer erst das Kompliment parlate bene! oder dite bene! (ihr redet wohl! ihr redet gut!) machten, ehe sie zu der Widerlegung ihrer Meynungen schritten, und also der Gegner, ob er gleich mit den Gedanken des andern nicht zufrieden war, doch immer seinem Ausdruck Gerechtigkeit wiederfahren ließ." Wie seltsam und gesucht! Wer denkt bey solchen Höflichkeitsformeln, die nur dem Neuling in den Eigenheiten einer Sprache auffallen, wohl das geringste? Hört man nicht auch im Deutschen sehr oft eine Widerlegung im Streite, und oft ziemlich derbe Widerlegungen mit Schön! gut! wahr! richtig! anheben? — Die vielen Staatsgefangenen, die die kleine Republik Marino hat, sind ein Beweis, wie strenge sie in der Verwaltung ihrer Justiz verfähret. Die Republik hat sechs Schuster, deren Zahl nicht überschritten werden darf. Hr. M. fand hier viel Patriotismus und Vaterlandsliebe. S. 38. Ueber den Rubikon streiten sich bis jetzt die Antiquaren, welcher von den mehrern kleinen Flüssen in der Gegend es gewesen sey. Man trägt sich mit der drolligen Anekdote, daß der jetzige Pabst zu Gunsten seiner Vaterstadt und vermöge seiner Infallibilität für einen Fluß bey Cesena entschieden habe, daß es der wahre Rubikon sey. — Ankona ist ein industriöser Ort. An vielen Orten sah Hr. M. bauen, überall Geschäftigkeit und Betriebsamkeit bey Hohen und Niedern; selbst kleine Kinder waren mit Arbeit und Zulangen beschäfftigt. Der Zustand der Galeerensklaven ist so schrecklich nicht. Die gemeinen Leute sprechen hier davon wie von einem gleichgültigen Schicksale, das einen jeden treffen kann. Papierne Kanonen, die zu Ehren von Heiligen losgebrannt werden. Loretto. Die Kastraten, die als Priester

am Altare der heil. Jungfrau Messe lesen, müssen dasjenige bey sich tragen, durch dessen Mangel sie sonst zu diesem Dienste unfähig seyn würden. Unbegreiflich ist es, daß die Türkischen Seeräuber auf diesem unvertheidigten Schatz keine Unternehmung wagen. Man ist hier ganz unbesorgt, weil die Sage geht, vor 200 Jahren, da die Türken hier eine Landung wagen wollten, wären sie mit Blindheit geschlagen worden, und hätten unverrichteter Sachen nach Hause kehren müssen. Die Italiener sind sehr geübt, Engländer, Deutsche, Franzosen u. s. w. gleich beym ersten Anblick zu unterscheiden. In Loretto fand Hr. M. einen Kastraten, der ehemals bey der Oper in Berlin engagirt, jetzt aber, nach seinem Ausdruck, bey der Mutter Gottes angestellt war. — Ein Vetturin, der gegen Hrn. M. Verdacht äußerte, machte ihm den Vorwurf, er sey auch gar zu argwöhnisch, und fügte hinzu: Siamo Italiani, ma siamo Christiani. (Wir sind zwar Italiener, aber wir sind auch Christen.) Der Enthusiasmus, den Hr. M. äußert, ist oft frostig und übel angebracht. Bey Beschreibung der Gegend um Civitá Vecchia, den Berg Soracte u. s. w. ruft er aus: „Hier war der Schauplatz so mancher großen und tapfern Thaten, wo fast jeder Fleck mit Römerblut erstritten, und zu einem heiligen Denkmal für die Nachwelt geweiht wurde.“ Heilig soll der Nachwelt das Andenken an die blutigen Unterdrückungen raub- und herrschsüchtiger Barbaren seyn? — Rom. Hier nur die ersten flüchtigen Blicke. Im Anfange der Regierung des jetzigen Pabstes stürzte alles aus den Häusern, seines Segens theilhaftig zu werden, jetzt ist man etwas kälter geworden. Hr. M. sah kleine Buben mit einer Frechheit neben dem Wagen herlaufen und rufen: Santo Padre dateci la benedizione (heil. Vater gieb uns den Segen) und nachher hinterdrein lachen und hinzufügen, coll una buona collazione (mit einem guten Frühstück.) Pius ist ein schöner alter Mann, die außerordentliche Würde in seinen Mienen aber hat die Einbildungskraft hinzugesetzt, auch haben seine Gesichtszüge nichts charakteristisches. — Sonderbare Metaphern, und ein Styl, der auf Stelzen geht. S. 154. Wo man hintritt, da kontrastirt das alte Rom mit dem neuen in den sonderbarsten Gestalten und Erscheinungen. Kirchen und Klöster steigen auf den Ruinen heidnischer Tempel empor; auf Obelisken und Säulen ist das Kreuz gepflanzt; statt der römischen Toga sieht man, wohin das Auge blickt, die Mönchskutte und das

schwarze Abbatenkleid. Mit der Erinnerung an die Vorzeit zusammengenommen macht dies alles dennoch ein erhabenes Schauspiel. Durch den Anblick tausendjähriger Ruinen ist es, als ob der ungeheure Zwischenraum von Zeit gleichsam vors Auge gebracht, und das Vergangene, wie in einem Zauberspiegel in den Nebel des Gegenwärtigen sich wieder darstellte.* Man sagt wohl der Nebel der Vergangenheit. — Das Betragen des Publikums im Operntheater ist ein merkwürdigeres Schauspiel, als das Schauspiel selbst. Bey den Recitativen dürfen die Sänger blos die Lippen bewegen, denn es herrscht ein solch allgemeines Getöse, daß man sein eignes Wort nicht vernimmt: jeder spricht laut mit seinem Nachbar, und auf das Schauspiel achtet keiner. Sobald aber eine Lieblingsarie kömmt, herrscht auf einmal eine bewundernswürdige Stille: Zitti! zitti! ertönt von allen Seiten, alles lauscht, und getraut sich kaum zu athmen. Ist die letzte gefährliche Cadence glücklich geendigt, so geht die allgemeine Stille auf einmal in ein betäubendes, donnerndes Beyfallsgetöse über, und der Name des Sängers tönt von allen Lippen. Hr. M. hörte, wie man einem Sänger, Namens Massolo, der einen sehr schönen Tenor singt, vorzüglich dadurch seinen Beyfall zu bezeigen suchte, daß man seinen Namen selbst im Superlativ ertönen ließ, und mit dem höchsten Ausdruck von Enthusiasmus und Bewunderung einmal über das andere Massolo! Massolissimo! rief. Einen sehr gerechten Unterschied in Ansehung des Beyfalls macht man hier dadurch, daß man dem Komponisten, er mag nun zugegen oder abwesend seyn, sein Lob besonders durch ein bravo Maestro! zutheilt, wovon der Sänger sich alsdann nichts zueignen darf, weil der Beyfall hier nicht der Ausführung, sondern dem Werke selber gilt.

Gu.

Malerische Wanderungen durch einen Theil des südlichen Frankreichs. Leipzig, bey Kleyb. 1792. 260 S. in 8. 20 gr.

Das lesende Publikum hat gerechte Ursache, gegen den Inhalt der neuern Reisebeschreibungen mit den modischen Titeln, als da sind: malerische Reisen, Skizzen, Wanderungen u. s. w. mistrauisch zu werden, denn die Erfahrung hat seit einigen Jahren gelehrt, daß dergleichen nur zu oft ein elender

Behelf der Scribler, und eine Spekulation einiger Verleger ist, um der schlechten Waare Käufer zu verschaffen. Die vor uns liegenden malerischen Wanderungen gehören z. B. in diese Klasse der vorjährigen Meßwaare. Einige Noten unter dem Text — ganz von dem Gehalt, und in dem Ton des letztern — sind mit: Anmerkungen des Uebersetzers unterschrieben. Rec. ist, so wenig Spuren der Wahrheit dieses Vorgebens einer wirklichen Uebersetzung sich auch finden, dennoch sehr geneigt, diesem Vorgeben zur Ehre der Deutschen zu glauben: wiewohl die Sünde, ein so elendes Original noch elender zu übersetzen, eben so groß ist, als die, es selbst geschrieben zu haben. — Besteht, nach löblicher Sitte der reisenden Handwerkspursche, das Wandern durch fremde Länder nur darin: zu Fuß, in einem schmutzigen Aufzuge den Schnapsack auf dem Rücken, den Koth der Landstraße zu durchwaten, unter Weges eins zu singen, oder erbauliche Unterhaltungen mit aufstoßenden Fuhrleuten, Kärrnern u. dgl. anzuknüpfen, in den Schenken, wo um des Leibes Nahrung und Nothdurft willen eingekehrt wird, mit den Wirthen, Wirthinnen und gefälligen Hausmädchen ein gleiches zu thun, und über Abentheuer, wie z. B. die Balgereyen der Fuhrknechte u. dgl. sind, moralische Betrachtungen anzustellen; ferner, nach dem Wahrzeichen der Städte zu fragen, hie und da einmal das Handwerk zu begrüßen, dann den Stab weiter zu setzen, nach Gelegenheit einen Miethgaul oder Postwagen zu besteigen, um sich so weiter schleppen zu lassen, bis das Wanderjahr vollendet ist, und der Mann mit seinen so erworbenen Länder- und Menschenkenntnissen wieder nach Hause kommt — — nun, so hat freylich auch unser Wanderer, das Seinige gethan. — Aber, o weh! daß er es — wie beym Yorik der milzsüchtige Smelfungus — der Welt erzählt! und noch mehr, daß er es sich in seiner Geistesarmuth beykommen läßt, in der Beschreibung seiner Wanderungen zu philosophiren, Menschenbeobachtungen mitzutheilen, und — was das ärgste ist, zu witzeln, Zweydeutigkeiten zu sagen, und — zu dichten (1) und das alles auf schönem weißen Papier, mit einem in Kupfer gestochenen saubern Titel, drucken zu lassen: wie das alles hier geschehen, und zu sehen ist. — — Nach dem peinlichen Geschäfft der Lektüre dieser Bogen, und den oben angegebenen Hauptumrissen derselben, wird die Billigkeit der Leser uns des noch peinlichern Geschäfftes (welches zudem schon in andern gelehrten Blät-

tern geschehen ist) überheben, Auszüge aus diesen papierbefudelnden Schreibereyen zu machen. Wer sich näher von dem bisher Gesagten überzeugen will, der schlage nur das Buch auf; denn es finden sich allenthalben Belege dieses Urtheils. — Doch ist die Aufrichtigkeit zu loben, womit der Autor eingesteht, daß das einzige was in diesen Bogen noch allenfalls lesbar ist, nämlich die kurzen und oberflächlichen Nachrichten von den Sümpfen in Petit Poitou, und von dem Zustand des ausgetrockneten Theils dieses Landes, seinen Produkten und Bewohnern S. 176. u. f. größtentheils die Frucht der Bemerkungen anderer ist. Uebrigens wünschen wir dem Wanderer, er sey nun Autor, Uebersetzer oder beydes in einer Person, eine eben so vollkommne Ueberzeugung, als er uns durch die meisten von ihm gewählten und in dieser Manier behandelten Gegenstände seiner Sudeleyen gegeben hat, von dem wovon ihn sein eignes Selbstgefühl, aber leider erst gegen das Ende, nämlich S. 203. erinnerte, wo er in folgende Seufzer ausbricht: — „Man hat selten ein großes Vergnügen, ohne daß „(nicht) eine Unannehmlichkeit darauf folgen sollte. Früh „hielt ich mich für einen großen Mahler. Auf den Abend „bin ich nur ein elender Schmierer." (!!) Ja, ja, so ist es wirklich!

Hr.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Johann Matthias Schröckh, Prof. der Geschichte auf der Universität Wittenberg u. s. w. Lehrbuch der christlichen Religions- und Kirchengeschichte. Nach der neuesten lateinischen Ausgabe in das Deutsche übersetzt von Samuel Jacob Schröckh, der Weltweisheit und der Arzneygelahrheit Doktor u. s. w. Coburg, in Commission der Ahlischen Buchhandlung. 1792. 506 S. in 8. 1 Rg.

Eine mit pragmatischem Forschungsgeist geschriebene, weder zu trockene, noch zu weitschweifige Religions- und Kirchengeschichte, darinnen der successive Gang der Veränderungen,

die

die von jeher mit der christlichen Lehre vorgenommen worden sind, auch für Ungelehrte, mit Vorbeygehung alles dessen, was blos in das politische und gelehrte Fach gehört, und mit beständiger Rücksicht auf den wahren Geist und Inhalt des Evangeliums, auf eine populäre Art dargestellt würde, bleibt immer noch ein nicht ganz befriedigtes Bedürfniß für Christen, die, ohne sich in den Wirrwarr jener theologischen Zänkereyen zu tief einzulassen, doch auch gerne wissen möchten, wie die christliche Lehre von Zeit zu Zeit vorgetragen, bekämpft und ausgeübt wurde. Aber dieses Bedürfniß wird durch diese sehr schülermäßige Uebersetzung des Schröckhischen Lehrbuchs der christlichen Religions- und Kirchengeschichte ganz und gar nicht befriediget. Dieses Lehrbuch war ja, wie es seine Aufschrift ausdrücklich besagt, von seinem gelehrten Hrn. Verf. blos für den Gebrauch bey akademischen Vorlesungen bestimmt (historia in usus lectionum adumbrata). Für wen hat nun der Hr. Doktor Samuel Jacob Schröckh diese Uebersetzung eigentlich unternommen? Für Gelehrte? diese können und werden das Original lieber lesen, als jede andere Uebersetzung. — Für Ungelehrte? Für diese sind zu viele Dinge aus der Gelehrtengeschichte, zu viele Citaten und Allegaten mit untermischt. — Oder für solche, die erst studiren wollen, und mit dem Lateinischen nicht recht fortzukommen wissen? Diesen wollten wir aber eben diese Uebersetzung aufs wohlmeynendste misrathen, weil sie nicht nur sehr holpericht und grammatisch unrichtig ist, sondern auch den Sinn des Hrn. Verf. sehr oft ganz verfehlt. Z. B. In der neuesten dritten Auflage des Schröckhischen Lehrbuchs S. 15. §. XIV. heißt es im Original: Historiae Chr. studium ineptum aut nullum; es ist von den unzählbaren Fabeln und Legenden, die in die christliche Kirchengeschichte aufgenommen wurden, die Rede. Dies wird hier S. 22. also übersetzt: „das Studium der Kirchengeschichte wird endlich ganz eitel und unbedeutend." Im lateinischen Original S. 25. §. XXIV. heißt es: Quae (relig. christ.) simulac principatum per imperium Romanum obtinuit, adseclae eius, liberi ab omni metu, quidvis sibi in eam, *dummodo pia mente agerent*, licere putabant. Dies wird hier S. 39. also übersetzt: „Kaum „sitzt die Religion durch Constantin neben den Thron, so „erlauben sich die Christen, die nunmehro von aller Furcht „befreyt sind, alle Ausschweifungen (?) und Veränderun„gen, wenn sie nur den Begriff von Verdienstlichkeit

„damit verbinden konnten." — Zuweilen sieht man recht deutlich, daß der Uebersetzer seinen Text gar nicht recht verstanden, da er ihn denn ganz falsch übersetzt. So wird S. 145. gesagt: „Montanus habe vorgegeben, er habe den heil. „Geist empfangen." Nicht doch! Sondern den andern Paraklet, der nach des Montanus Meynung erst nach der ersten Mittheilung des heil. Geistes kommen sollte, wollte er empfangen haben. — Was doch S. 148. die böse Gewohnheit τῶν συνεισάκτων für eine Gewohnheit gewesen seyn mag, das wird unser Uebersetzer wohl selbst nicht recht wissen, sonst hätte er um seiner im Lateinischen und Griechischen noch ungeübten Leser willen hier doch auch eine kurze Erklärung beysetzen können. Eben so ließ er die longo ordine succedentem familiam τῶν גאונים (der Erhabenen oder Vortrefflichen, einer ehemals sehr berühmten und zahlreichen Klasse von jüdischen Rabbinen) S. 164. §. II. lieber ganz weg, weil er doch nicht wußte, was damit anzufangen wäre. — In der dritten Ausgabe des lateinischen Originals p. 155. Cap. III. §. I. heißt es: Religio chr. amissa sensim pene omni simplicitate et dignitate sua, iam tota humano ingenio et ludendi cuidam levitati attemperari, horridaque, impura et prope terribilis mortalibus esse coepit. Atque hoc accidit, manente in multis summa fidei christianae, immo credentibus amicis eius, eam multo quam olim magis nitere. Elender hätte dies wohl nicht übersetzt werden können, als auf folgende Art. S. 221.: „die erste „Reinigkeit und Würde der Religion war vernichtet, sie war „blos nach den menschlichen Neigungen und Gutbefinden eingerichtet, befleckt und verunreiniget, und den Menschen „schreckbar. Da man diese Veranstaltung (soll wohl heißen Verunstaltung) „und Verfälschung der Religion mehr für eine „Verzierung und Erhöhung ihres Glanzes ansahe, so konnten diese Verwirrungen leicht immer mehr um sich greifen; „man sahe nur darauf, daß die Hauptlehren nicht verfälscht „wurden." — Im Original S. 140. wird von den frommen Verächtern des unnützen Kirchencerimoniels gesagt: ii in haereticis habiti sunt, nec leve discrimen salutis adierunt; und dies wird S. 230. übersetzt: „sie wurden als Ketzer behandelt, und litten selbst wegen ihrer Seeligkeit (?) „Gefahr." — Im Original S. 228. ed. tert. wird dem frommen Spener und seinen Anhängern facilitas in eos, qui pii videbantur, als ein kleiner Fehler angerechnet. Und in

der

der Uebersetzung S. 463. wird gesagt: „Spener habe gegen „die sogenannten Frommen manchmal zu viel Rachsucht „bezeigt." Ohe, iam satis est! — Der unzählbar vielen Druckfehler, wovon dieses Buch wimmelt, und die hinten in dem 4 Seiten langen Register von Druckfehlern nicht einmal alle angezeigt sind, auch der vielen grammatischen und orthographischen Schnitzer, die dieses Buch verunstalten, mag Rec. gar nicht gedenken.

Az.

Annalen der Brittischen Geschichte des Jahrs 1791. Als eine Fortsetzung des Werks England und Italien von J. W. v. Archenholtz, vormals Hauptmann in Königl. Preuß. Diensten. Sechster Band. Mit dem Bildniß des Parlamentsredners Burke. Hamburg, bey Hoffmann. 1790. 364 S. in 8. 1 Rg. 8 gr.

Die Einrichtung ist die gewöhnliche. Gegenwärtiger sechster Band, dem für das Jahr 1791. noch ein zweyter folgen wird, liefert im ersten Abschnitt die Geschichte des Senats, im zweyten die Geschichte der Regierung, im dritten, vierten und fünften die Geschichte der Nation. Ueber die mit den Spaniern geschlossene Convention hatten die Minister harte Angriffe von der Opposition auszuhalten. „Was ist, sagte der Marquis v. Lansdowne, ehemaliger Lord Shelburne, das Resultat von allen Kosten der Nation, allen Anstalten und Kabalen der Minister? Ein getheiltes Recht in Nootka Katzen zu fangen!" Rec. will aus einem vor ihm liegenden Englischen Pamphlet, eine hieher gehörige, merkwürdige Stelle auszeichnen: „Whenever the real secret history of the english and spanish armaments in 1790. shall be published to the world, though it may not furnish new arguments to men of reflection of distracting political cabinets, it may at least increase the number of such men. But this cannot be done with safety during the lives of some of the principal actors in that astonishing piece of audacity. I am convinced that the person who at this moment should do it, would not survive the publication so long as pope Ganganelli did the suppression of the Je-

suits." *Advice to the privileged Orders* (by *I. Barlow* Esq.) p. 88. — Was für Dinge doch immer noch in England ungestraft gesagt werden können, beweißt eine an das Parlament gerichtete Bittschrift des berüchtigten Herrn Tooke, worin er demselben unter andern ins Gesicht sagt: „Im Unterhause, wo Sitze für die Gesetzgebung so öffentlich gemiethet und gekauft werden, wie bey Jahrmärkten die Standplätze fürs Hornvieh." — In einer Debatte im Oberhause über den ostindischen Krieg, schilderte Lord Porchester denselben als höchst ungerecht, wobey er sich auf die Grundsätze des Völkerrechts bezog; ein Argument, das vom Lord Mulgrave mit Verachtung behandelt wurde, der das Völkerrecht ein schwerfälliges Produkt eines deutschen Politikers nannte. Dieser Witz fand jedoch wenig Beyfall. — Botany-Bay. Zur Schande der brittischen Gesetzgebung, (sagt Hr. v. A.) und unsers erleuchteten Zeitalters ist in England nie ernstlich davan gedacht worden, zwischen der Natur und der Ausdehnung der mannichfaltigen Verbrechen einen Unterschied zu machen. Ein Ungeheuer, das Verbrechen auf Verbrechen gehäuft hat, wird in eine entfernte Weltgegend exilirt, und eben diese Strafe einer ewigen Verbannung (ewig, wegen der fast unübersteiglichen Schwierigkeiten der kostbaren Rückreise) leidet der dürftige Bedauernswerthe, der eine Kleinigkeit entwendet, oft um in der Stunde der höchsten Noth einer darbenden Familie etwas Brod zu verschaffen, von der er jetzt auf immer getrennt, und die hülflos ihrem Schicksal überlassen wird. Die höchst fehlerhafte Englische Criminalverfassung ist offenbar auch Schuld, daß in den letzten zehn Jahren die Anzahl der zum Tode verurtheilten doppelt so stark gewesen, als in den vorhergehenden 20 Jahren. Die Zahl der andern Missethäter ist in dieser Zeit vierfach verdoppelt worden. Und doch thut man keinen ernstlichen Schritt zur Verbesserung! — Fox vortreffliche Rede für die Preßfreyheit. O daß doch alle Fürsten und Regierungen diese großen und ewigen Wahrheiten beherzigen wollten! „Man sehe in „der Welt um sich, und ich erkühne mich zu sagen, daß ein „jeder, der den gegenwärtigen Zustand der Aufklärung und „Sitten, die Wissenschaft der Gesetzgebung, und die Fort„schritte in den nützlichen Künsten des Lebens beobachtet, ge„stehn muß, daß die Wohlthaten, die die Menschen der Preß„freyheit schuldig sind, nicht durch alle Kunst der Presse be„schrieben werden können. — Daß die Presse frey und unb 2 gehin-

„hindert seyn muß; beweiset die Erfahrung aller Nationen, „die solche auf eine unweise Art gefesselt haben. Diese Fes= „seln raubten dem Lande blos das Wohlthätige der Presse, „den Mißbrauch aber vernichteten sie nicht. Die Zügellosig= „keit brach durch die Gesetze, während daß der kluge Gebrauch „dieses Mittels nicht versucht werden durfte. Die Verläum= „dung breitete sich aus, allein die Wahrheit wurde erstickt." — Nie hatten brittische Minister einen härtern Stand ge= habt, als in den Debatten in beyden Parlamenten über den Krieg, der Rußland erklärt werden sollte. Sie befanden sich in einer wahrhaft bedauernswerthen Lage, sie schränkten sich auf kurze Erklärungen ein, in denen sie immer dasselbe wieder= holten, und selbst der sonst so beredte Großkanzler sprach in den ersten Tagen der Untersuchung nur wenig. L. Lansdowne sagte öffentlich im Parlament, er habe Nachrichten aus Man= chester, daß dort, so wie in Norwich, alles zur Empörung reif sey, einem so sinnlosen Krieg zu hindern. Dabey führte er einen nicht bekannten Umstand aus dem 7jährigen Kriege an. Man habe nämlich 1757. auf Friedrichs Verlangen eine Brittische Flotte nach der Ostsee schicken wollen, die Preußi= schen Küsten zu decken, ja man habe es feyerlich versprochen, allein die Ausführung dieses Entwurfs sey nachher nach dem Urtheil der erfahrensten Admirale für unmöglich gehalten worden, daher man ihn aufgeben mußte. Diese Debatten wurden durch die Volksstimmung genährt und so lange fort= gesetzt, bis die in Furcht gesetzte Regierung ihre Maasregeln änderte. — Burke streitet gegen die Toleranz, und verthei= digt das angebliche Recht der Regierungen, sich um die Reli= gionsmeynungen der Unterthanen zu bekümmern, mit seichten Gründen. „Es ist höchst nöthig für die guten Sitten, für „das Wohl und die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft, „daß der Staat ein solches Recht haben muß. Meynungen „erzeugen Leidenschaften, und Leidenschaften beherrschen die „Menschen. Meynungen sind die Quellen von Handlungen. „Durch Meynungen steigen und fallen ganze Reiche." Wel= ches Reich ist noch dadurch gefallen, daß die Meynungen frey gewesen sind? Noch keines, aber wohl ist mehr als eins durch Geistessklaverey gesunken. Sind die Sitten in Italien, Spanien u. s. w. reiner, als in Dänemark, und einigen deut= schen Ländern, wo vollkommene Glaubens= und Denkfrey= heit herrscht? — Schwankendes System des Cabinets. Die Befehle zur Entwaffnung der Kriegsschiffe nach geschlossener

Convention mit Spanien, wurden wenig Tage nachher widerrufen, gleich darauf aber blos auf einen Theil eingeschränkt. Hieraus entstand eine Verwirrung in den Häfen, und die Unordnung nahm so überhand, daß man gezwungen war, die Entlassung auf alle Matrosen auszudehnen. Kaum war man mit diesem Geschäfft fertig, als abermals neue Befehle anlangten, Matrosen anzuwerben. — Es ist Thatsache, sagt Hr. v. A. daß selbst der ökonomische Pitt sehr beträchtliche Summen verschwendete, um in Paris die Ordnung der Dinge zu hindern. Sehr wahrscheinliche Vermuthung ist das freylich, aber wodurch qualificirte es sich zur Thatsache? Pitts sonst offener Charakter zeigte sich jetzt in einer andern Gestalt. Er brauchte allerley Künste, sich an der Spitze der Administration zu erhalten, und nahm bey Gelegenheit der Debatten über den Sclavenhandel die Larve der Verstellung an. Daß er sich eine erledigte Sinecure zueignete, wurde als eine sehr gewöhnliche Sache nicht getadelt, laut aber spottete man über die Behaglichkeit, mit der er den schon längst zweydeutig gewordenen Ruhm der Uneigennützigkeit nicht noch mehr zu entkräften, gegen alle Gewohnheit, die Bekanntmachung dieses Umstandes in der Hofzeitung verhinderte. Es blieb gleichwohl kein Geheimniß, und wurde bitter gerügt. Eine Demüthigung für die Minister war der Jubel, mit dem Fox auf einer Reise im nördlichen England vom Volk empfangen ward. In einigen Städten läutete man die Glocken, in andern wurde sein Wagen vom Volke gezogen, und in York erhielt er das Bürgerrecht. — Die sämmtlichen Kriegsrüstungskosten gegen Spanien betrugen 3 Millionen und 133000 Pf. St. — S. 214. lesen wir in einer Note: „Ich will hier die Falschheit einer in allen „Sprachen gedruckten (Hr. v. A. liebt solche tönende Phrasen) „und nie widerlegten Anekdote anzeigen, daß nämlich „Friedrich der Große auf viele seiner Kanonen die Inschrift „setzen lassen: Ultima lex regum (nicht so hörte Rec., sondern: u. ratio r.) „Nach der Versicherung des würdigen Artillerieobersten von Tempelhof aber sind solche Kanonen nie „weder bey der Armee der Preußen, noch in ihren Arsenälen „vorhanden gewesen." Rec. erinnert sich dunkel, irgendwo in den Werken des Königs eine ähnliche Aeußerung gelesen zu haben, die wahrscheinlich zu dieser Sage Veranlassung gegeben. — S. 256. sagt der Verf. etwas sonderbar, „der Flor „der amerikanischen Freystaaten bleibe immer noch im Pro„spekt."

„spekt.“ Versteht er unter Flor die höchste Blüthe der Cultur und des Reichthums, so hat er freylich recht, gewiß aber sind die Amerikaner bey ihrem jetzigen Wohlstand glücklicher, der sich fast einzig auf den Bau der Erde gründet. — Die alte Societät, der Whig Club bekam in diesem Jahre eine ansehnliche Vermehrung ihrer Mitglieder. Auch ward eine neue Societät der Freunde der Preßfreyheit gestiftet, deren Zweck ist, dieses Palladium der Nation zu erhalten, und dessen Vernichtung aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. — Der unter dem Namen Peter Pindar berühmt gewordene Dichter heißt mit seinem wahren Namen nicht Merry (wie Hr. v. A. sagt) sondern Woolcot. Er ist ein praktischer Arzt. — Lord Peter, einer der vornehmsten Katholiken in England, ließ einen prächtigen Aufsatz von allen zur Communion gehörigen Geräthschaften in Silber verfertigen, und schenkte ihn einer protestantischen Gemeinde. Dies kontrastirt sehr mit dem schwärmerischen Eifer des Erzbischofs von Canterbury, der sich in eben der Zeit in Person zu Burke begab, um ihm im Namen der englischen Kirche für sein berüchtigtes, intolerantes Buch über die Französische Revolution zu danken. — Ein methodistischer Prediger ließ durch die öffentlichen Blätter bekannt machen, er werde in seiner Kapelle eine Predigt halten, über den Ursprung, die Siege und Eroberungen der Türken, mit Auslegung und Vergleichung einiger in der Offenbarung St. Johannis sowohl, als in den Ministerialzeitungen befindlichen Stellen, woraus der nahe Untergang dieser schädlichen Menschenrace deutlich erhelle. — Auf der Insel Jersey leben die Französischen Emigrirten, so wie in Deutschland, mit der ihnen eignen Insolenz, in Verachtung der Landesgesetze und Verspottung der Einwohner, so daß der Erzbischof von Bayeux hier mit allen Feyerlichkeiten eine öffentliche Messe las. — Die Mordbrenner in Birmingham wurden in den Ministerialzeitungen, ein gereiztes, aber treues Volk genannt.

Ga.

Vermischte Schriften.

Versuch einer Geschichte des Verschönerungstriebes im weiblichen Geschlechte; nebst einer Anweisung

die

INST. OXFORD. TA

die Schönheit ohne Schminke zu erhöhen, von Dr. G. E. Kletten. Erster Theil, 252 und 2ter Theil, 237 Seiten in 8. Gotha, bey Ettinger. 1792. 1 Rl. 12 gr.

Mit wahrem philosophischen Scharfsinn zeigt der Verf. in diesem — so bescheiden nur als Versuch angekündigten — Werke, daß das weibliche Geschlecht im kindlichen Alter und im rohesten Zustande der Natur schon das Bestreben in sich fühle und äußere, die Reitze ihrer Bildung durch mancherley künstliche Mittel zu erhöhen. Im rohen Zustande suchen die Weiber diesen Endzweck allein nur durch läppische Künsteleyen zu erreichen; der höhere Verschönerungstrieb der mehr ausgebildeten Nationen aber besteht, in dem ihnen angebohrnen Streben der Weiber, den natürlichen Schönheiten, oder der allgemein verschönerten Natur ähnlicher zu werden, d. i. ihre körperliche Bildung sowohl, als die ihres Herzens und ihren Geist zu veredeln. Allein dieser lobenswürdige, ganz ihrer Bestimmung entsprechende Trieb, artet auch bey diesen gesitteten Völkern auf eine höchst verderbliche Weise vielfältig aus; wie der Verf. im 2ten Theile ausführlich beweiset, und eben so nachdrücklich dagegen warnet. — Der Verf., ein wahrer Kenner des Schönen, behandelt diesen seinen Gegenstand in einem so tief eindringenden, angenehmen Ton, streuet so viele feine, hieher gehörige Bemerkungen ein, daß wir unsern Lesern dieses reichhaltige kleine — auch durch typographische Schönheit vortheilhaft sich auszeichnende — Werk, als eine belehrend-unterhaltende Lektüre mit vollem Rechte empfehlen können. Folgende kleine Proben, werden den Geist der Untersuchungen des Verf., und seine Darstellungsart unsern Lesern näher vor Augen stellen; und sie begieriger, hoffen wir, noch machen auf dieses Buch, nach dessen Vorschriften wir wünschten, daß ein jedes Frauenzimmer, die von der Natur in ihr gepflanzten moralischen und physischen Anlagen zu ihrer Veredlung benutzen und ausbilden, und sich, ihnen gemäß, gegen die so schädlichen Misbräuche, Vorurtheile, schlaue Künste der Mode, und eingebildete Galanterien ausgearteter Sitten sichern möchte. — Th. 1. S. 30. f. heißt es: „deshalb gab der Schöpfer ihrem Körper einen lockeren Bau, „allen Fasern mehr Geschmeidigkeit, den Nerven mehr Weichheit und Beweglichkeit, machte sie jeder Eindrücke empfäng-

„licher,

„licher, verstärkte ihre Reizbarkeit, um von allen Gegenständen leichter gerührt zu werden, gab ihrer Einbildungskraft mehr Schnelligkeit, um geschwinder und lebhafter zu empfinden, und die Aehnlichkeiten der Dinge schleuniger zu übersehn, dieselben zu ordnen, und mit einander zu verbinden. Deshalb goß die Natur so viel Allmacht über ihre Reitze, formte ihr Antlitz nach einem ursprünglich schönen Umrisse — füllte die Behälter des Auges mit größerer Menge Feuchtigkeiten, die sie da willkührlicher versenden läßt, um den Lichtstrahl mannichfaltiger und freundlicher zu brechen, und die Blicke sanfter, rührender, zärtlicher zu bilden; wölbte, rundete, ebnete alles, und zog die Federkraft wieder an, um selbst den Gegendruck wollüstiger zu machen. — Deshalb liegt in der weiblichen Natur so viel Empfindsamkeit, und in ihren Empfindungen wieder so viel Willkührlichkeit, Mischbarkeit, Vervielfältigung und Beweglichkeit, wo die Uebergänge so unmerklich, die Grenzen so unkennbar, die Abwechselungen so geheim sind, und die Stufenleiter selbst unserm Nachdenken unerreichbar ist; so viel Schlauheit und Scharfsinn, um unser Herz zu berücken, so viel Täuschung, um jedes leidenschaftliche Gefühl nachzuahmen, Thränen nach Gutdünken hervor zu locken, Gebehrden und Launen abzuändern, und tausend Bilder vorzugaukeln, die uns nach ihrem Willen gängeln.“ — Th. 2. S. 15. u. f.

„— Wäre das Frauenzimmer je der Natur und ihren mütterlichen Lehren treu geblieben, so würde es auch einsehn, was wahre Verschönerung und ächte Darstellung weiblicher Schönheit bedeutet, daß nämlich dieser Endzweck weder durch Schminke, noch durch Mieder, weder durch Frisur und Puder, noch durch Ohrgehänge, durch üppigen Schmuck oder durch Kleiderpracht erreicht werden kann. Es würde bemerkt haben, daß kein einziger Gegenstand in der Natur eine Beschnipplung, Beschmierung, Verdrehung, Quetschung, Einkerkerung u. dgl. verträgt, wenn er seine natürliche Gestalt und Schönheit, und das ihm eigenthümliche Ansehn, nebst seinen andern Eigenschaften beybehalten soll; und daß also auch sie nichts an ihrem Körper verdrehen, verschmieren u. s. w. sollen, wenn derselbe seine natürliche Gestalt und Schönheit, den ihm eigenthümlichen Charakter den Ausdruck der Seele beybehalten soll. — Daraus würden sie ferner gelernt haben, daß die Hauptsache bey der Verschönerung auf die Ausbildung des Geistes und des Herzens abzwecke,

„zwecke, und daß die äußerliche Verschönerung nichts anders, „als die körperliche und sinnliche Darstellung dieses ausgebildeten Herzens und Geistes seyn könne, welches durch eine „geschmackvolle Wahl des Anzugs, der keineswegs die Theile „aufpolstern, verstecken, verschieben, sondern dieselben vielmehr erheben, und dadurch die Vorstellungskraft des Mannes noch mehr beschäfftigen muß, bewerkstelligt werden kann. „Denn wenn in einem schönen Körper nicht eine schöne Seele „sichtbar gemacht wird; wenn nicht dieser schöne verhältnißmäßige Gliederbau von einer schönen Seele durchregt, belebt, gelenkt und geleitet wird, wenn nicht aus einem schönen Munde eine schöne Seele spricht, nicht in den Augen „zärtliche, sanfte, dem ganzen Charakter angemeßne Blicke „gebildet werden, und nicht über die ganze Gestalt ein höchst „gefälliges, anmuthiges, seelenvolles Wesen ausgegossen ist: „so kann auch das äußerliche seelenlose Bild einem verständigen Manne entweder gar nicht, oder nur so lange gefallen, „bis er das Seelenlose in der Gestalt gewahr wird."

Dh.

Briefe an Theokles. Neue Auflage. (??) Berlin und Leipzig, bey Petit und Schöne. 1790. 14 Bog. in 8. 16 gr.

In diesen Briefen wird über verschiedne metaphysische, moralische, politische und andre Gegenstände raisonnirt, z. B. über die Natur mancher Leidenschaften, über wahre Größe, Stolz, Patriotismus, freywilligen Tod, Bescheidenheit, Nachruhm u. s. f. — oft mit großem Scharfsinne, oft aber auch (aus Drang etwas Bizarres, Paradoxes zu sagen) so, daß man unmöglich mit dem Verf. einerley Ideengang nehmen kann. Von letzterer Art ist unter andern S. 48. die Apologie des Krieges; denn, indem der Verf. das Unglück welches ein rohes, kriegerisches Volk stiftet, dem mancherley Elende gegen über in die Wagschaale legt, das man in friedlichen, wohlgeordneten Staaten unter allen Ständen antrifft: so überlegt er nicht, daß jenes in der Natur des Krieges selbst liegt, dieses aber nur zufällig aus Misbräuchen entsteht, die sich vermeiden lassen. Hie und da stößt man auf kühne, neue, gewagte Sätze, die man indessen doch gern liest, weil sie Stoff zum Nachdenken liefern; dann aber kommen

men auch wohl einmal sehr alltägliche Sachen vor, die in vielversprechende Deklamationen gehüllt sind. Manche Begriffe scheinen verwirrt, unbestimmt, manche ganz schief; oft ist ein wenig zu entscheidend über Menschen und Sachen abgeurtheilt, und nicht immer ist die Sprache edel genug, wie z. B. S. 14. Im Ganzen aber verrathen diese Briefe einen Verf., der kein leerer Kopf ist, und man wird mit Vergnügen den versprochnen zweyten Theil erscheinen sehn. Sonderbar ist es, daß der Herausgeber den Text hie und da mit Noten begleitet, wovon man nicht recht weiß, ob man sie für Ernst, oder Spaß halten soll; denn indem er darin mehrentheils seinen Autor zu einem verdrehten Kopfe und leeren Schwätzer stempelt, könnte man billig fragen, was ihn bewogen hätte, ein Werk herauszugeben, dessen Inhalt er größtentheils für Unsinn erklärt.

Pk.

Annalen der bürgerlichen Tugend, oder wahre Fakta zur Bildung des Geistes und Herzens. Flensburg und Leipzig. 16 Bog. mit Vorbericht und Inhalt. in 8. 1792. 16 gr.

Die Absicht des Herausgebers, aus glaubwürdigen Zeitschriften Begebenheiten der letztern Jahre für Lesegesellschaften zu sammeln, ist an und für sich löblich, da die aufgestellten Beyspiele musterhafte Handlungen einzelner Personen enthalten. Arbeitsamkeit, Wohlthätigkeit, Menschenliebe und mehrere Tugenden, die ausgeübt sind, können zur Nachfolge reizen, und es ist besser, daß eine solche Lektüre allgemein werde, als manche Romane und Schauspiele, die den Sitten schädlich sind, die Einbildungskraft erhitzen, und gute Lehren und Grundsätze aus der Seele treiben. Auch für Lehrer ist sie brauchbar. Der Herausg. gesteht zwar, daß die Erzählungen entlehnt sind; nur hätte Rec. gewünscht, daß er die Schriften ebenfalls genannt hätte, aus welchen er sie abdrucken ließ. Ein großer Theil derselben ist aus der vom Hrn. Rath Becker in Gotha herausgegebenen deutschen Zeitung, die wohl in den Händen mehrerer Jugendlehrer und Erzieher ist, oder wenigstens seyn sollte. Die Hoffnung, daß die Verf. wegen des gleichen Endzwecks den Abdruck billigen werden,

kann

kann nach der Meynung des Rec. nicht die stärkste seyn, da, wie bekannt, Hr. B. ein eifriger Gegner des Nachdrucks ist. Das 6te St. ist aus der Berl. Monatsschrift, (11. Band) so wie das 55ste aus den von der litterarischen Gesellschaft in Halberstadt besorgten gemeinnützigen Blättern genommen. — Von Privatleuten mittlerer und niederer Stände sind die Beyspiele nicht alle, wie der Herausg. sagt. Z. B. Nr. 22. handelt von der menschenfreundlichen Sorge des Markgrafen von Baden für die Abgebrannten und Verunglückten in der Stadt Pforzheim; Nr. 2. von den Aeußerungen des Menschenfreunds Pr. Leopolds von Braunschweig; Nr. 59. von den beyden Herzogen von Norfolk. — Nr. 27. enthält gar keine Begebenheit, sondern eine Abhandlung, daß ein Lehrer Ordnung und Reinlichkeit beym gemeinen Mann befördern müsse.

Cw.

Die Gegenrevolution in drey Gesängen, von J. J. K. v. B. 1792. 37 S. in 8. 3 gr.

In platten, holperichten Knittelversen, in welchen die gröbsten Fehler gegen die Quantität der Sylben gehäuft sind, verspottet der Verfasser die Anstalten der Französischen Emigrirten, und ihre kriegerischen Operationen. Der Gegenstand ist wohl ziemlich eines solchen Dichters würdig; aber er hätte als ihr Lobredner auftreten sollen.

Pk.

Arzneygelahrheit.

Auserlesene chirurgische Wahrnehmungen nebst einer kurzen Uebersicht der chirurgischen Vorlesungen, welche im Hotel Dieu zu Paris gehalten werden, von Herrn Desault, Oberwundarzt am Hotel Dieu. Aus dem Französischen. Erster Band. Mit Kupfern. Frankfurt am Mayn, bey Fleischer. 1791. 224 Seiten in 8. Zweyter Band. 1792. 190 Seiten, ohne das Register über beyde Theile. 1 Rk.

In der kurzen Einleitung legt der Verf. den Wahlspruch: occidit qui non servat, den Wundärzten aufs dringendste ans Herz, und vermahnt sie, gute Beobachtungen so früh als möglich bekannt zu machen, weil eine glückliche, aber verheimlichte Entdeckung um einen Tag später ins Publikum geschrieben, vielleicht den Tod mehrerer Menschen nach sich ziehen könne. Er giebt deswegen das Original dieser Uebersetzung als Zeitschrift monatlich in vier Bogen, mit fortlaufenden Seitenzahlen unter dem Titel: Journal de chirurgie, heraus. Erste Wahrnehmung von Hrn. Manoury. Ein junger Mensch schoß sich mit einer Pistole, die angeblich mit drey Kugeln geladen war, in den Mund. Nach einer Stunde war das ganze Gesicht geschwollen, die Hälfte der Zunge war auf der rechten Seite zerrissen, und, gleich dem ganzen Mund, schwarz und verbrannt. An der untern Kinnlade bemerkte man zwischen dem Augen- und ersten Backenzahn einen Bruch und beträchtlichen Splitter. An der obern Höhlung des Gaumens fand man hinterwärts ein großes Loch, das einen Daumen gefaßt hätte. Herr Desault brachte, um sich zu versichern, ob die Kugeln ins Gehirn gedrungen, eine weibliche Sonde in diese Oeffnung, fand aber keine Gemeinschaft mit der Hirnschale. Wohin die Kugeln gekommen, weiß Hr. D. nicht zu bestimmen. In der Absicht, das aus dem Loche und der Nase hervorkommende Blut zu stillen, brachte er eine biegsame silberne Sonde durch das rechte Nasenloch bis in den Rachen ein, und führte

führte das Ende zum Munde heraus. Am Ende der Sonde wurden zwey schmale gewichste Zwirnbändchen gebunden, zwischen welchen man ein Bäuschgen Charpie befestigte, welches hinlänglich groß war, um den verletzten Theil des Schlundes auszufüllen. Man zog darauf die Sonde mit den Bändchen zur Nase heraus, und applicirte das Charpiebäuschgen an den gehörigen Ort, und füllte die Nase mit Charpie aus. Am andern Tage nahm er diesen Verband wieder weg, und brachte, weil das Schlingen unmöglich geworden war, eine dicke elastische Sonde so ein, daß sie in die Speiseröhre eindrang, befestigte sie äusserlich durch Fäden, und ernährte auf solche Weise den Patienten durch die durch diese Röhre vorgenommenen Einspritzungen. Zum Gurgeln wurden blos erweichende Decocte gebraucht. Am 15ten Tage wurde die Sonde herausgenommen, aber auf Verlangen des Kranken wieder eingebracht, und bis zum 30sten Tage gelassen. Der Bruch der untern Kinnlade heilte am langsamsten. Der Geschmack kam wieder. Reden und Kauen waren nach einigen Monaten noch etwas beschwerlich. — **Zweyte Wahrnehmung. Bruch der Hirnschale mit einem sichtbaren Eindruck derselben, ohne Trepanation geheilt.** Von Herrn Gorre. Der Kranke war auf den Kopf gefallen, und verlor viel Blut aus der Nase und am meisten aus dem linken Ohr. (Letzteres Zeichen wäre also nicht so unbedingt tödtlich, wie einige Herren es vorgeben.) Auf dem linken Seitenbeine, und zwar auf der Vorderseite nach unten, entdeckte man am dritten Tage, als sich die Geschwulst gelegt hatte, eine Vertiefung, die zwey und einen halben Zoll in der Runde im Durchmesser haben mochte. Blos erweichende Aufschläge und Aderlassen stellten den Kranken so wieder her, daß er am 10ten im Krankensaale wieder herumgehen konnte. Nach 3 Wochen genoß der Mann einer vollkommnen Gesundheit, und seine Seelenkräfte waren wieder hergestellt. Der Eindruck der Hirnschale war aber geblieben. Die übeln Folgen, die man bey der Anwendung des Trepans im Hotel Dieu fast beständig beobachtet hat, vermochten Hn. D., diesmal von der Anwendung des Trepans keinen Gebrauch zu machen. — **Kurze Uebersicht der chirurgisch-praktischen Vorlesungen, die Hr. D. im Hotel Dieu zu Paris hält. Krankheiten der Urinwege.** Herr D. theilt sie in zwey Classen, nämlich in die von fehlerhafter Absonderung und die von verletzter Ausleerung. Die Schriftsteller sind in der Bestimmung des Begriffs, welchen sie mit

der

der Diabetes verbunden, untereinander sehr abweichend. Hr. D. bringt sie unter zwey Arten. Die erste entsteht von einer Veränderung der Säfte, die zweyte von der kränklichen Beschaffenheit der Nieren, welche entweder gereitzt, oder erschlafft sind. Die Ursachen, wodurch die Säfte verändert werden, sind ein zu seröses oder zu flüssiges, oder zu aufgelöstes Blut. Es gehört auch hieher die mit einem Fieber verbundene, die arthritische Diabetes, und die, bey welcher der Urin honigartig, oder mit Nahrungssaft vermischt abgeht. Unsere Säfte durften nur ihre Consistenz verlohren haben, um zu einer Harnruhr Veranlassung zu geben, ohne daß ein Fehler in den Nieren zugegen sey. Phlegmatische und schwächliche Leute leiden vorzüglich daran, besonders, wenn sie viel wässeriges Getränke, und eine Menge geistiger Flüssigkeiten genossen haben.* Auch wird sie nach Brust- und Bauchwassersuchten durch Versetzungen zuweilen erzeugt. Nur im Anfang läßt sie sich von andern Arten unterscheiden. In der Folge sind die Symptomen dieser und aller übrigen völlig gleich. Die Krankheit zeigt sich selten auf einmal. Gewöhnlich kündigt sie sich durch öftere Neigung zum Urinlassen an, wozu zuweilen Empfindung von Hitze oder Kälte, die aus dem Bauch sich in die Blase erstrecken, hinzutritt. Bald darauf übertrifft die Menge des Urins die des genossenen Getränks um vieles. Anfangs ist kein Fieber vorhanden. Der Urin ist meistens hell, ohne Geruch und Geschmack, ohne starken Bodensatz. Nach und nach nimmt der Körper ab, auf der Haut und den Eingeweiden empfindet der Kranke eine gewisse Wärme, die Vorläuferin des Fiebers, bekömmt bald darauf Ekel gegen alle feste Speisen, die Haut wird rauh, runzlich und mit Schuppen besetzt. So bald der Urinfluß stockt, schwillt der Bauch an. Nach und nach wird der Puls klein und intermittirend, und der Kranke stirbt. Die zwey Hauptindicationen sind: 1) Den Säften mehr Consistenz zu geben; 2) Den starken Zufluß nach den Nieren zu verhindern. Dies geschiehet (in der ersten Periode) durch verdickende Mittel, oder solche, wodurch die Verdauung gestärkt wird, zu welchen man etwas Gewürz zusetzt. Das Getränk muß weder zu wässerig seyn, noch in zu grosser Menge genossen werden. Um die Säfte nach der Haut hinzuziehen, seyn schweistreibende Mittel schädlich, weil sie hier gegenseitig den Antrieb nach den Urinwegen beförderten. Deswegen sey Reiben mit Flanell oder einer Bürste, vorzüglich nach vorhergegangenem Waschen der Haut

mit lauem Wasser, vorzuziehen. Dabey muß sich der Kranke warm halten, und sich zur Beförderung des Schweißes Bewegung machen. In der letzten Periode ist nichts mehr zu thun, als dem Kranken durch säuerliche Getränke Linderung des Durstes zu verschaffen. **Harnruhr von Erschlaffung der Nieren.** Letztere ist öfterer eine Folge dieser Krankheit, als Ursache derselben. Doch können diese Eingeweide von Natur, oder zufälliger Weise schon erschlafft seyn. Zu dieser Gattung gehört auch die von einer theilweisen oder gänzlichen Zerstörung der Nieren entstehende Harnruhr, wiewohl die von letzterer Ursache zu bezweifeln ist. Blos zu Anfang der erstern Gattung können zusammenziehende Mittel, unter welche die Tinktur von spanischen Fliegen, und äusserlich lange fortzusetzende kalte auf die Nierengegend aufzulegende Ausschläge gebraucht werden. **Harnruhr von Reiz in den Nieren.** Der Reitze sind viele, als Gries, Steine, rheumatische, podagrische, Flechten- Kräz- und andere Materien, wohin auch die spanische Fliegen, und ein übermässiger Beyschlaf gehören. Ausser den vorhergehenden Kennzeichen, sind dabey heftige Schmerzen in den Nieren. Die Kurart ist die gewöhnliche. **Dritte Wahrnehmung. Ein Stein, der in der Harnröhre am Eingang der Blase eingeklemmt saß, und von Hn. D. herausgezogen wurde.** Von Hrn. **Manoury.** Eine 62 Jahr alte Weibsperson empfand vor 3 Jahren in der Gegend der rechten Niere fixe Schmerzen, die ihr immer tiefer zu kommen schienen, und sich endlich in die Blase und Harnröhre senkten, und öftere Neigung zum Harnlassen machten. Der Urin war öfters mit Blut vermischt, und der Strom wurde dann und wann plötzlich unterbrochen, und bey einer andern Lage des Körpers wieder hergestellt. Mit der Sonde wurde am Eingang der Harnröhre ein Stein einer Haselnuß groß entdeckt, und mit einer Zange heraus geholt. Etliche Monate nachher kamen solche Zufälle wieder. Hr. D. verrichtete deswegen die Operation ohne Vorkur. Er gab ihr eben die Lage, wie Männern beym Steinschnitte, brachte eine gewöhnliche Sonde in die Blase, neigte sie etwas nach der linken Seite, und brachte in ihre Rinne **Hawkins** verbessertes Gorgeret, dessen schneidender Theil nach der linken Seite unterwärts gerichtet war. Während der Operateur das Gorgeret längst der Rinne des Catheters einstieß, neigte er den Griff des letztern zugleich, wodurch die schneidende Seite des Gorgerets von dem Untertheil der Blase und der linken Seite derselben

derselben zugleich abgehalten wurde. Vermittelst der hernach eingebrachten Zange konnte Hr. D. zwar den Stein deutlich fühlen, aber nicht fassen. Er entdeckte bald durch den Finger, daß der Stein zwischen den Häuten der Blase steckte, schnitt diese deswegen mit einem Instrument, das er erfunden, und das vom V. hier beschrieben und abgebildet ist, entzwey, und hohlte den Stein mit einer gewöhnlichen Zange heraus. Die Patientin war in kurzer Zeit wieder hergestellt. Diese Operation fällt im Hotel Dieu jährlich mehrmals vor. Ehemals pflegte man die Harnröhre und den Blasenhals zu erweitern, und den Stein herauszuziehen. Die beschriebene ist kürzer, weniger schmerzhaft, und der nach der andern Methode so leicht folgende unwillkührliche Abgang des Urins ist niemals danach bemerkt worden, und die nahegelegene Theile leiden keine Gefahr. **Vierte Wahrnehmung. Bruch des Olecranons.** Von Herrn **La Bastide.** Während daß zwey Gehülfen den Arm ausgestreckt hielten, legte man um denselben eine vier bis fünf Ellen lange und drey Queerfinger breite Binde erst in Zirkeltouren, hernach führte man sie in allerley Richtungen bis zum Gelenke. Man drückte darauf den Höker an den Cubitus, und ein zweyter Gehülfe zog die Haut, die den Ellenbogen bedeckt, nach oben, damit sie sich nicht zwischen den Bruch begab, führte darauf die Binde in Gestalt eines 8 um den gebrochenen Theil, und bewickelte den ganzen Arm mit schrägen Umgängen. Hierauf wurde der Arm mit einer starken Schiene versehen, die am Gelenke eine kleine Beugung erhielt, um die zu starke Ausdehnung des Vorderarms zu verhindern, wodurch der zerbrochene Theil gemeiniglich in die Cavität des Olecranons tritt, und den andern Theil zu weit hervordrängt. Die Binde legte man nach dem dritten Tag mehrmals frisch an, und fieng nach dem 21sten bis zum 35sten an, den Arm täglich zu bewegen. **Fünfte Wahrnehmung. Bruch des Olecranons.** Von Hrn. **Chorin.** Sechste **Wahrn.** von ebend. Vf. und dem nämlichen Bruche, auf die nämliche Art glücklich behandelt. **Von der Unterdrückung des Urins.** Die Ischurie ist zweyerley; entweder vollkommen, oder theilweis. Im ersten Fall wird gar kein Urin, im zweyten nur so viel abgesondert, als zur Erhaltung der Gesundheit nöthig ist. Symptomatisch ist sie bey hitzigen Krankheiten, die idiopathische ist ungleich seltener. Die Ursachen können in den Urinwegen selbst, oder ausser ihnen seyn. Der Kranke läßt wenig oder keinen Urin, spürt auch keine Neigung

dazu, hat keine Geschwulst in der Bauchgegend, keinen oder wenigen Harn in der Blase beym Einbringen des Katheters, aber mehr oder weniger Schmerz in der Gegend der Hüften, und Ekel und harnartigen Geschmack, Neigung zum Brechen, Schluchsen, das Ausgebrochene riecht nach Urin, das Athemholen wird kurz und beschwerlich, auch gesellen sich wohl Schlafsucht, Zuckungen und Raserey hinzu. Die Prognose ist fast immer schlimm. Fast jederzeit macht der Urin neue Krankheiten, und wenn er durch andere Wege, als die Haut, den Mund und dergl. abgeht, ersetzt dies die Nieren nicht, und tödtet gemeiniglich früher oder später. Die Heilart muß auf allgemeine oder örtliche Vollblütigkeit, Verstopfung der Harngefäße durch verdickten Schleim, durch Eiter, der in den abführenden Nierengefäßen enthalten ist, oder der in den Nieren selbst sitzt, sie gänzlich zerstört, oder zusammendrückt, auf Würmer, wenns dergleichen in den Nieren giebt, auf Gries und kleine Steine, auf Entzündung und deren verschiedne Ursachen, gerichtet seyn. Geht der Nieren in Eiterung über, und die Geschwulst zeigt sich auswärts, so kann man sie öffnen. Zuweilen bleiben nach dieser Verrichtung zeitlebens fistulöse Geschwüre übrig, und der Patient kann dabey ein hohes Alter erreichen. Man legt mit Vortheil eine Sonde von elastischem Gummi in die Wunde, um den Ausfluß des Eiters zu unterhalten. Die Wunde muß von Zeit zu Zeit untersucht werden, damit sich kein Stein in ihr erzeuge, und sich einklemme. Der Fall, wenn sich der Eiter in die Zellenhaut ergießt, ist gewöhnlich tödtlich. Die Verhärtung der Nieren ist nicht immer eine Folge der vorhergegangenen Entzündung. Oft sind sie mit Wasserblasen, Eiter und dergleichen angefüllt, manchmal sind sie skirrhös, und werden selten hergestellt. Die Unterdrückung des Harns kann auch durch Krämpfe und Lähmung entstehen, seys von verminderter Lebenskraft, oder irgend einer Schärfe. **Ueber die Verrenkung der untern Extremität der Speiche, von Herrn Desault.** Daß diese möglich und beobachtet worden, weiß man, wenigstens in Deutschland sehr gut. Sie wird vorwärts verrenkt, wenn die Gewalt, während der Arm rückwärts gebogen ist, rückwärts aber, wenn eben diese Gewalt, während der Arm sich unterwärts kehrt, wirken sollte. Dies wird durch sechs Beobachtungen bestätigt. **Siebente Wahrnehmung. Ein bereits in Eiterung übergehendes krebsartiges Brust-Gewächs wird durch die Operation glücklich geheilt.**

Die

Die schnell zunehmende Geschwulst der Brust war so groß, daß sie die Größe eines gewöhnlichen Menschenkopfs wenigstens um ein Drittheil übertraf. Sie wurde durchs Messer abgenommen; Die Heilung geschah erst nach den 120ten Tage, da sie sonst gewöhnlich zwischen dem 30sten und 50sten zu geschehen pflegt. **Achte Wahrnehmung. Eine Kopfwunde mit einer tödtlichen Ergießung auf die Hirnhaut, von Boudrye.** Ein Säbelhieb auf die linke Seite des Stirnbeins, wodurch die äussere Bedeckungen, und ein Theil der äussern Knochentafel in Faden gerader Richtung von einander getrennt wurden, verursachten erst am 15ten Tage bedenkliche Zufälle. Aderlassen und ein Blasenpflaster auf den Kopf waren die Gegenmittel!! Am 18ten Tage starb der Kranke. Die Oeffnung zeigte, daß die innere Tafel des Stirnbeins völlig unbeschädigt war, und die harte Hirnhaut noch fest an ihm saß. Sie war voll eines schleimigen gelben Ueberzugs, welcher zugleich die ganze Oberfläche der linken Hälfte des Gehirns bedeckte. Auch war die ganze rindenförmige Substanz von der nämlichen Farbe. Aus der Heilart und den Folgerungen sieht man, daß Herr D. unsern Schmucker nicht gelesen hat. **Neunte Wahrnehmung. Operation einer doppelten Haasenscharte, mit einer Spalte an der Gaumenwölbung.** (Mit einem Kupfer) von **Chorin.** Ein fünfjähriges Mädchen von gesunder Constitution hatte an der Oberlippe zwey Spalten, eine jede vier Linien breit, die sich bis in die Nasenlöcher erstreckten, und durch eine Art von Knopf von einander getrennt waren. Die obere Kinnlade war doppelt durch drey Linien breite Spalten getrennt. Hinter diesem Knopf befand sich ein Theil der obern Kinnlade, sechs Linien breit, der etwas mehr als der Ueberrest der Kinnlade hervorstand. Herr D. ließ vor der Operation 18 Tage lang mit einem Band den Knopf drücken, um ihn mit den Lippen gleich zu bringen, und das Knochenstück niederzudrücken. Die Operation gerieth ohne Abkneipen des Knochenstücks glücklich. Die angelegte Bandage war zweckmässig. **Zehnte Wahrnehm. Eine Necrosis am Unterkiefer. Von J. B. J. Boulet.** Der 39jährige Patient hatte seit 8 Monaten am 5ten Backenzahne einen Beinfraß. Als der Patient eine Nacht in freyer Luft zubrachte, bekam er daselbst einen unausstehlichen Schmerz, und eine beträchtliche Geschwulst am Backen. Nach vergeblichem Aderlassen und ohne Nutzen aufgelegten Breyumschlägen, brach am 18ten Tage eine Eitergeschwulst von selbst

im Munde auf, und alle Backzähne bis auf den ersten giengen verlohren. Eine auswendig am Winkel des Kinnbackens, und eine andere inwendig im Munde an der letzten Zahnlücke sitzende Eitergeschwulst zeigten nach ihrer Eröffnung und durch eine eingebrachte Sonde, daß der Kinnbacken entblößt, und auf 8 Linien Länge todt abgelöst und etwas beweglich zu seyn schien. Hr. D. nahm den kariösen Knochen, der aus der ganzen einen Seite der Kinnlade bestand, den Condylus und den Obertheil des kranzförmigen Fortsatzes ausgenommen, hinweg. Durch die Fistel am Halse wurde ein Haarseil eingebracht, und durch den Mund herausgezogen, die Wunde mit erweichenden Mitteln behandelt, und nach 28 Tagen nach der Operation verließ der Kranke das Hotel Dieu. Die Wunde im innern Theil des Mundes blieb fistulös. **Eilfte Wahrnehmung. Ueber ein schwammichtes Gewächs des Sinus maxillaris. Von Plainaud.** Vier Jahre nach einer starken Quetschung erhob sich das Backenbein, das Auge trat hervor, und wurde schwächer, der Nasengang verengerte sich, und es entstand ein Triefen der Augen. Im Hospital zu Lille glaubte man ein Nasengeschwür vor sich zu haben, riß die Backenzähne aus, und durchbohrte die Zahnlade, fand aber ein schwammichtes Gewächs, welches wegen starker Blutung nicht herausgenommen werden konnte. Die Abbindung durch einen Messingdrath konnte der Kranke für Schmerzen nicht aushalten. Er gieng ins Hotel Dieu. Herr D. machte einen halbmondförmigen Einschnitt von hinten nach vornen, der sich von dem weichen Gaumen bis an den Vordertheil der Gaumenhöhlung erstreckte, und einen zweyten, zwischen dem Buccinator und der Zahnlade, von so großem Umfange, als der erste war, faßte die Geschwulst mit den Fingern, nahm sie heraus, und schälte den Ueberrest los. Die starke Blutung und die dreymal wieder nachwachsende Geschwulst wurden durchs Brennen getilgt. Am 134sten Tage verließ der Kranke das Spital. **Zwölfte Wahrnehmung. Ueber eine skirrhöse Geschwulst an der untern Oeffnung des Magens, von Bruguiere.** Ein 30jähriger Patient hatte öfteres Aufstossen, Kollern im Leibe, auch zu Zeiten Kolikschmerzen und eine gewisse Empfindung an der Magengegend. Der Kranke starb in wenigen Tagen unter entzündungsartigen Zufällen. Bey der Oeffnung fand man viele Luft, Eiter, die genommenen Arzneyen, das Netz geschwollen, entzündet, durch die Eiterung zum Theil zerrissen, die Gedärme entzündet, auch brandig. Eben so Milz und Gekröse.

In der Mitte des Pylori war eine scirrhöse Geschwulst, in der Größe eines Taubeneyes, in der Mitte in Eiterung übergegangen, und der ganzen Länge nach durchlöchert. **Ueber die Krankheiten der Urinwege. Fortsetzung. Von der Verhaltung des Urins.** Er kann in den kleinen Becken der Nieren und dem sogenannten Trichter sich aufhalten, und sie zu einer ungeheuren Größe ausdehnen. Hiervon kann man eine dreyfache Ursache annehmen, wovon die erste ein fremder Körper, die zweyte, in Entzündung, Verschwellung, Krampf, die dritte in einem kränklichen Zustand der nahen Theile, und einem Druck derselben besteht. Daß Eiter oder verdickter Schleim die Harngänge verstopfen könne, sey durch Beobachtungen noch nicht bestätigt, und unwahrscheinlich. Eben so sehr zweifelhaft sey die krampfhafte Verengerung der Harngänge. Meistens liegen diese Krankheiten ausser dem Gebiete der Chirurgie, und sind so schwer in ihren Ursachen zu erkennen als zu heilen. **Dreyzehnte Wahrnehmung. Bruch des Olecranums, verbunden mit dem Bruch der Speiche. Von Casaubon.** Wurde nach der oben angegebenen Art des Herrn Desaults behandelt. **Vierzehnte Wahrnehmung. Ueber ein Carcinom am Auge, wobey die krebsartige Materie sich über den ganzen Körper verbreitet hatte. Von Boulet.** Das Auge war seit 12 Jahren blind, und seit 2 Jahren krebsartig und schmerzhaft geworden. Zu eben der Zeit bekam der Kranke eine fast unschmerzhafte Geschwulst in der obern Bauchgegend, und welche sie fast ganz ausfüllte. Auch spürte er herumziehende rheumatische Schmerzen. Das Auge stand 8 bis 10 Linien vor der Basis der Augenhöhle, und stellte eine einförmige harte und schwärzliche Geschwulst vor, aus der ein häufiger stinkender, zuweilen mit Blut untermischter Eiter floß. Nach Verhältniß war auch das obere Augenlied angegriffen. Die Umstände besserten sich nach und nach. (Wie, und durch welche Mittel?) Den Tag nach dem Genuß unverdaulicher Speisen, und nach kurzen Klagen, starb der Patient. Der Augapfel stellte eine schwarze unförmliche leberartige Masse vor. Die Leber war ungeheuer vergrößert und auswendig und inwendig voll von Knoten von verschiednen Farben. Eben so das Netz, Gekröse und andere Eingeweide. Auf der linken Seite war keine Spur von der Niere und deren Pulsader. Lungen und Herz hatten die nämlichen Knoten. **Brüche des Schlüsselbeins. Von Garnier.** Es sind funfzehen Beobachtungen, welche

die Heilmethode des Herrn Desshaults und den Erfolg enthalten. Er ließ den Arm des Kranken, der gerade vor ihm stand, durch einen Gehülfen so weit in die Höhe heben, bis er mit der Axe des Körpers in perpendiculäre Richtung kam. Er brachte darauf seitwärts der Brust eine Art von einem keilförmigen Kissen an, das die Länge des Arms hatte, und aus alter Leinwand verfertigt war. Es war 4 bis 5 Zoll breit, und an der Basis 3 Zoll dick. Letztere wurde gerade unter der Achsel angebracht, indem einer der Gehülfen das Kissen heraufzog. Dieses erste Stück des Verbandes wurde durch eine 5 bis 6 Ellen lange und 3 Queerfinger breite Binde gehalten, deren eines Ende in der Mitte des Kissens angelegt, und einigemal kreisförmig um den Leib geführt wurde. Alsdann wurde die nämliche Binde schief von der Brust über die rechte Schulter hinterwärts und unter derselben weggeführt; darauf gelangte sie in horizontaler Richtung von der Brust auf das Kissen, von wo sie schief nach hinterwärts über die rechte Schulter, von da wiederum nach vorne und unter die Brust, endlich aber horizontal nach hinterwärts über das Kissen u. s. w. herumgeführt wurde, bis der noch übrige Theil der Binde verbraucht war. Nunmehr faßte Herr D. den Ellenbogen mit der einen Hand, hob ihn in die Höhe, um das der Schulter zunächst befindliche Fragment mit dem des Brustbeins in gleiche Richtung zu bringen. Der Ellenbogen wurde, mit gebogenem Vorderarm, an die Seite der Brust gedrückt, und mit einer 6 – 7 Ellen langen und 4 Queerfinger breiten Binde an dieselbe befestigt. Alle die neben und unter dem Schlüsselbein befindlichen Höhlungen wurden mit Charpie ausgefüllt, und die beyden zerbrochenen Knochen mit zwey zusammengelegten doppelten 7 — 8 Zoll langen, 3 Zoll breiten, und mit Goulardschem Bleywasser befeuchteten Compressen, bedeckt, und mit einer dritten Binde befestigt. Schon am 18ten Tage war der Bruch geheilt. Der Verband blieb aber aus Vorsicht bis zum 21sten liegen. **Funfzehnte Wahrnehm. Verhaltung des Urins, durch ein in der Harnröhre befindliches Hinderniß.** Von Cagnion. Es war eine Verhärtung, die 12 Jahre nach einem Tripper sich erzeugte, und durchs Einbringen des Catheters und durch die Eiterung gehoben wurde. **Verhaltung des Urins in der Blase.** Statt jeder andern Eintheilung nimmt Hr. D. nur eine vollkommene und unvollkommene an. Die erstere kann die Blase zu einer ausserordentlichen Größe ausdehnen. Um eine solche Verhal-

Verhaltung zu erkennen, muß man die rationellen Kennzeichen mit den in die Sinne fallenden vergleichen. Unter den zahlreichen Ursachen, die zur Verhaltung des Urins Gelegenheit geben können, kann man vorzüglich zwey allgemeine, nämlich die Schwäche der Blase, und den Widerstand, den der Urin beym Durchgang durch die Harnröhre erleidet, rechnen. Die Erfahrung lehrt, daß viele, die des Nachts auf der Seite liegend den Urin lassen, von Verhaltung desselben zuletzt angegriffen werden. Kömmt diese Verhaltung von zu großer Schwäche und bey alten Leuten vor, bey welchen die Blase sich nicht genug zusammenziehen kann, um den Widerstand des Blasenhalses zu überwältigen, so helfen kalte Aufschläge, oder wenn man solche Leute an einem kalten Ort pissen läßt. Doch muß die Sonde dabey gebraucht werden. Hr. D. bedient sich solcher, die $2\frac{1}{2}$ Linie dick sind, giebt aber den elastischen den Vorzug. **Sechzehnte und siebzehnte Wahrnehmung. Von der guten Wirkung des spanischen Fliegenpflasters bey heftiger Erschütterung des Gehirns auf den Kopf gelegt. Von Gavard de Montmelian.** Dem ersten Patienten, der eine Erschütterung erlitten, aber keine äusserliche Quetschung hatte, lief aus der Nase, dem Mund, und den Ohren vier Tage lang Blut aus, und er wurde, durch Blasenpflaster auf den Kopf gelegt, gerettet. **Achtzehnte Wahrnehmung. Heilung eines widernatürlichen Afters, wobey zwey Theile des Darmes sich außer dem Leibe befanden.** Ein Matrose erhielte durch ein Bombenstück eine Wunde, die sich zwey Zoll über den Bauchring auf der rechten Seite bis zu Ende des Hodensacks erstreckte, in welchem die Hoden ganz blos lagen. Im obern Winkel der Wunde war ein Anhang von dunkelrother Farbe, ein Zoll lang, der aus dem getheilten Darm bestand, und beym Auswaschen der Wunde in den Bauch zurück trat. Nach fünf Monaten hatte dieser Darm durch sein Vorhängen eine beträchtliche Größe erlangt. Aller Unrath war durch ihn, keiner durch den Mastdarm gegangen, etwas harte weißliche Materie ausgenommen, die alle 3 — 4 Monate abgieng, und Schleim war. Bey näherer Untersuchung fand man, daß die hervorhangende Geschwulst von dem dem Magen zunächst gelegenen Darmtheile (?) gebildet wurde, und dieser in sich eingeschoben war, (invaginé) Die kleinere Geschwulst, das Ende des nämlichen Darms war mit der größeren verwachsen. Beyde waren sehr verdickt und verhärtet. Herr D. faßte die Geschwulst

schwulst einige Minuten lang mit den Händen und drückte sie. Sie verminderte sich dadurch sehr. Er umwickelte sie deswegen mit einer einfachen Binde in seiner hervorhängenden Länge, die Spitze ausgenommen. In vier Tagen hatte er dadurch seine natürliche Dicke wieder erlangt. Er ließ ihn daher senkrecht in die Höhe heben, brachte einen seiner Finger in seine Oeffnung, drückte ihn dadurch zurück, und entwickelte ihn, und auf diese Art auch die kleinere Geschwulst. In die Oeffnung legte er eine Compresse aus zusammengewickelter Leinwand und befestigte sie mit der Inguinalbinde. Am nämlichen Tage entstand Kollern im Leibe, und ein Durchfall am zweyten, der sich an den folgenden Tagen in einen natürlichen Stuhlgang verwandelte. Nach 8 Tagen wurde die Wunde blos mit Compressen bedeckt, und mit einer elastischen Bandage festgehalten und vollkommen geheilt. Nach einem Jahr, da dieser Matrose eine Tonne Wein heben wollte, platzte seine Bandage und der Bruch kam aufs neue hervor, und wurde auf die beschriebene Art zum zweytenmal geheilt.

Ab.

Michaelis Gherardini, überzähligen Arzt (es) in der (m) großen, wie auch St. Corona-Hospitale zu Milano, Geschichte des Pellagra, aus dem Italiänischen, Lemgo, in der Mayerischen Buchhandlung. 1792. 8. 176 Seiten. 8 gr.

Als Beytrag zu dieser neuerdings bekannt gewordenen und beschriebenen Krankheit, allenfalls brauchbar, sonst aber unerheblich. Denn der gute Mann schwaßt schon in der Vorrede S. 14. daß Hipp. von der Schule in Athen gekommen sey, und brüstet sich, nach Art der Italiener, allenthalben mit Litteratur und Belesenheit, welche ihm, als Nichtkenner, gar nicht anpassend sind. Der Verf. giebt eine Geschichte des Pellagra. Die Krankheit befällt vorzüglich die Landleute um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, und äussert sich, ausser den allgemeinen Zufällen, durch ein schmerzhaftes Ziehen am Hand- und Fußrücken, so wie an den entblößten Theilen, mit Brennen und Jucken, mit einer röthlichen glänzenden Geschwulst des Oberhäutchens, das sich in kurzem abschuppt und wieder erzeugt, und mit kleinem schwachen Pulse. Im zweyten

ten Grade ist eine Schwermuth, Mattigkeit und Taumeln, Mangel an Appetit und Schlaf, unordentliche Monatszeit bey den Weibern, stiller Wahnsinn, Abschuppung mit häßlicher Hautveränderung und Verschlimmerung der Zufälle vorhanden. Der Kranke ist verloren, wenn sich ein Durchfall oder Speichelfluß einfindet, Zunge und Schlund brandig werden, die Haut aufspringt, und das Uebel wird durch die Verbindung mit andern Krankheiten gefährlich. Die Wirkung der Sonne ist unverkennbar, die Krankheit nicht ansteckend, wird durch die Erneurung nicht ärger, durch Alter und Geschlecht nicht gelinder, und von Niemanden beobachtet worden. (Hier eine unnütze und mangelhafte Geschichtsklitterung, und dennoch ist der Verf. nicht mit allen seinen Landsleuten, die davon geschrieben haben, bekannt.) Stramboli wird vermißt. Ist nicht der Alpenscharbock oder Asturische Aussatz, verhält sich im Anfange, wie die Rose, und entsteht von den nämlichen Ursachen, ist in Insubrien endemisch, nicht blos vom Sonnenbrande oder der Luft, nicht von Hautwürmern oder Unreinlichkeit, etwas von unterdrückter Ausdünstung, am meisten von den ungesunden Nahrungsmitteln abzuleiten, deren Stoff sich im Frühjahre an die Haut absetzt. Diese ist die gelegentliche, die Schärfe die nächste, der Sonnenbrand die entfernte Ursache. — — Ist doch wohl zu weit ausgeholet. Denn bey den meisten Bauern in Deutschland sind alle diese Ursachen vorhanden, und dennoch kein Pellagra. Alles übrige ist gelehrte Spreu, die Vorhersagung oberflächlich, die Verwahrung beschränkt sich auf besseres Brodt und Reinigung der Luft, und antiscorbutische Molken, die Kur ist nicht durch Milch und Butter, nicht durch Spiesglas, Quecksilber, Kampher, Theer- und Kalchwasser, mehr durch vegetabilische Mittel, Molken und Baden, durch Knoblauch innerlich und äusserlich, gegen den Durchfall die Simaruba und brauner Weydrich ꝛc. anzustellen. — Wir sind also durch des G. Schrift in der Erkenntniß dieser Krankheit nicht weiter vorgerückt. Die Uebersetzung ist etwas steif, und, wie es scheint, nicht immer getreu.

Dk.

Johann Emanuel Gilliberts, d. A. Dr. und Prof. zu Lyon, Sammlung praktischer Beobachtungen und Krankengeschichten. Aus dem Lateinischen. Nebst

Nebst einigen Anmerkungen und einem Anhange von Ernst Benj. Gottl. Hebenstreit, d. A. Dr. und öffentlichem Lehrer in Leipzig. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung, 1792. auf XLVI und 448 Seiten. Mit einer Kupfert. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Der Verf. dieses Buches ist ein eklektischer Arzt, hat also zu keiner Fahne geschworen; vielmehr behauptet er mit Recht, daß alle Vervollkommnung und Bereicherung der Arzneykunde aus drey Quellen fliessen müßten; nämlich aus der Beobachtung des Ganges der Natur in den meisten hitzigen, und in vielen chronischen Krankheiten; aus einem vernünftigen Empirismus; und aus richtig und scharf gefaßter Analogie. „Wer, „sagt der Verf., wohl ausgerüstet mit anatomischen, chemischen „und naturhistorischen Kenntnissen aus diesen drey Quellen zu „schöpfen verstehet, der, nur der allein kann die Heilkunde mit „wahrem Nutzen ausüben, und mit seinen Erfahrungen berei„chern.“ Dergleichen Beobachtungen und Krankengeschichten werden hier von dem Verf. geliefert: die Beurtheilungen derselben und die Folgerungen daraus sind dem Leser überlassen. Er hat mancherley Gelegenheit gehabt, viele Kranke zu sehen und zu beobachten: mancherley Schicksale hatten ihn in verschiedene Himmelsgegenden gebracht; daher sind seine Beobachtungen desto lehrreicher und desto gewisser. Die Hauptabsicht des Verfassers ist, wie er selbst auch saget, mit denselben zu beweisen: daß die Natur die Krankheiten heile: daß der Arzt zu Erreichung seiner Absichten weniger und einfacher, einheimischer Mittel bedürfe; und daß er mit denselben alle mögliche Ausleerungen bewerkstelligen, die allzu schwachen Kräfte stärken, und die allzu regsamen mäßigen könne. Dies ist freylich eine Wahrheit, an welche noch so wenige, sowohl Aerzte als Kranke, glauben; es ist daher nöthig und gut, daß sie öfterer geprediget wird. Viele Aerzte mögen wohl immer noch meynen, daß darinne Wissenschaft und Kenntnisse bestünden, wenn sie bey jedem Krankenbesuche, täglich ein- und mehreremale, neue Verordnungen machten und andere Recepte verschrieben, und ein nicht geringer Theil derselben brüstet sich wohl gar noch damit: diesen besonders empfehlen wir gegenwärtiges Buch zu einer bessern Belehrung, und angehenden Aerzten zur bedächtlichen Nachahmung.

Vor

Vor den in diesem Buche so zahlreich gelieferten Beobachtungen und Krankengeschichten hat der Verf. zuvörderst eine Probe eines nach reinen Erfahrungen entworfenen Krankheitssystems mitgetheilet, und, wenn diese Probe gefallen sollte, so verspricht er vielleicht zu andrer Zeit auch die übrigen Krankheitsklassen nach diesem Plane zu bearbeiten. Die Krankheiten hat er hier blos nach der Verwandtschaft und Aehnlichkeit ihrer Zufälle, nicht nach den Ursachen, oder nach einer besondern Theorie geordnet. Nach dieser Ordnung sind hier blos synthetisch alle allgemeine Wahrheiten aufgestellt, welche sich auf die Heilkräfte der Natur bey Hautfehlern, Verletzungen und Wunden beziehen. Der Verf. hat hiervon also, wie auch Sagar gethan, zwey Krankheitsklassen gemacht, nämlich vitia und plagae, welche Sauvages unter einer einzigen, nämlich vitia, begriffen hatte. Er gestehet, Sagars nosologisches System habe ihm hierbey zum Leitfaden gedienet, und wir finden die Ordnung fast ganz nach dem System des Sagar, mit nur wenigen Abänderungen, dagegen mit vielen eingewebten eigenen wichtigen Bemerkungen.

Nach der Probe von des Verf. Krankheitssystem folgt Seite 93 ff. eine anatomische Beschreibung eines unreifen, monströsen Kindes, welchem der Kopf mangelte. Auf der Kupfertafel ist dies monstrum acephalum abgebildet. Der Fall ist ganz merkwürdig. Nur einiges davon zu sagen: außer dem Kopfe fehlten auch noch verschiedene wichtige Theile und Eingeweide sowohl in der Brust, als Bauchhöhle, z. B. Schlund, Magen, Leber und Milz, und dennoch enthielt der obere Theil der Gedärme, welche zusammengewickelt den Unterleib ausfüllten, eine ziemliche Menge Kindspech. Angefügt ist hier auch noch die Geschichte von einem Steine, welcher in dem Gehirne eines gesunden und gut gemästeten Ochsen gefunden worden.

Nun folgen nach diesem Allen neun Sammlungen von Beobachtungen und Krankengeschichten, über fünf hundert der Zahl nach, so wie sie der Verf. ohne gelehrten Prunk aufstellen wollte. Die erste Sammlung betrifft äusserliche Krankheiten; die zweyte Fieberkrankheiten; die dritte Entzündungen; die vierte krampfhafte Krankheiten; die fünfte schmerzhafte Krankheiten; die sechste Krankheiten mit Ausleerungen; die siebente Krankheiten der Einbildungskraft; die achte Krankheiten von Schwächen; und die neunte Kachexien. Freylich

sind

sind es fast durchgehends nur Beyspiele von gewöhnlichen und allgemeiner vorkommenden Krankheiten, mit welchen man sich, besonders der angehende Arzt, vor allen Dingen, vertraut machen soll: sie werden für letztern von ausgezeichnetem Nutzen seyn, und ihm im Anfange den Mangel eigner Erfahrung ersetzen.

Angehängt hat der Verf. noch: 1) Uebersicht der Kranken, welche im Jahre 1785. im Hospitale zu Lyon geheilt worden oder gestorben sind; und hierüber werden praktische Anmerkungen mitgetheilet, welche die trefflichsten praktischen Regeln zu Behandlungen vieler Krankheiten aus verschiedenen Krankheitsklassen enthalten: 2) eine Abhandlung über die Heilkräfte der Natur, in einem Sendschreiben an Hrn. L. Viter, Arzt zu Lyon: und 3) ein Sendschreiben an Herrn Tissot zu Lausanne, von der Verbesserung des Medicinalwesens. Im letztern hat sich der Verf. zu sehr in Ideen verirrt, die wohl schwerlich realisirt werden dürften.

Der deutsche Herausgeber, Hr. Dr. Hebenstreit, hat auch noch einen Anhang beygefügt, worinne er, gerade zur rechten Zeit und am schicklichsten Platze, von den Gränzen der Heilkräfte der Natur handelt, damit unwissende oder sorglose Aerzte diese Kräfte nicht zu weit ausdehnen mögen, oder ihnen mehr zu bestreiten überlassen, als sie wirklich überwinden können. — Zuletzt noch ein Wort von dieser deutschen Uebersetzung. Sie läßt sich recht gut lesen, und ist deutlich. Sie ist nicht überflüssig und war für viele nöthig: denn von der Urschrift waren zu wenige Exemplare nach Deutschland gebracht worden, und sie selbst war in einem dunkeln und barbarisch: lateinischen Style geschrieben, daß mehrere sie wohl nicht recht würden verstanden haben. — In den meisten beygefügten Anmerkungen hat der Uebersetzer manche Meynung des Verf. eingeschränket und berichtiget.

Kb.

Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Handbuch der griechischen und lateinischen Sprichwörter, von George Thom. Serz, Rektor der Lo-

ren-

renzer-Schule und Prof. der ebräischen und griechischen Sprache. Erster Theil. Nürnberg, bey Stiebner. 1792. 1 Alphabet 16 Bogen. in 8. 1 Rthl. 16 gr.

Eine verdienstliche und brauchbare Arbeit hat Hr. Rect. und Prof. Gerz allerdings geliefert, und wir wünschen, daß es dem Werke an Abgange nicht fehlen möge, um auch den zweyten Theil nachliefern zu können. Es ist erwachsen aus den Bemerkungen, die sich Herr G. zu seiner Ausgabe der Erasmischen Adagien gesammlet hatte. Die Sprüchwörter folgen hier nicht in der Erasmischen, so oft veränderten, Ordnung, und überhaupt in gar keiner Beziehung auf Ordnung, sondern das Register muß Auskunft geben. Sie haben, außer dem Vorzuge einer größeren Vollständigkeit, auch das Verdienst, daß die Stellen alter Schriftsteller, in welchen sie vorkommen, bestimmter citirt, und was bey dem Zustande der Kritik in Erasmus Zeiten noch nicht allemal möglich war, in ihrer verbesserten und berichtigten Leseart angeführt sind. Durch das letztere bekommt unterweilen schon allein ein Sprüchwort eine andere Gestalt und leichtere Erklärung. Z. B. Das was Erasmus in der Form anführt, proteruiam fecit, stammt aus einer falschen Lesart des Macrobius, die jetzt in propter viam verändert ist.

Freylich, wie auch Hr. G. in der kurzen Vorrede bevorwortet, man muß es hier, wie im Erasmus, nicht so genau mit dem Gepräge dessen, was hier zum Sprüchwort gestempelt ist, nehmen. Inzwischen hätte doch der Verf. nicht übel gethan, in der Vorrede einen allgemeinen Begriff davon zu entwickeln, und die mancherley Gattungen aufzuführen. Ein Sprüchwort im engsten Verstande (wenn Rec. hierüber seine Meynung und Behandlung zeigen darf) ist eine durch eine kurze Formel ausgedrückte Maxime, die im gemeinen Leben als solche geläufig ist, wie z. B. proximus sum egomet mihi; patria est, vbi bene est; procul a Ioue, procul a fulmine. Diese bedürfen selten einer Erläuterung oder historischen Aufklärung. Hingegen im weitläuftigerem Verstande werden nun alle besondere Formeln des mündlichen oder schriftlichen Ausdrucks darunter gezogen, die eine in irgend einem Volke, Stadt, Volksclasse oder Zeitalter geläufige und üblich gewordene Anspielung enthalten. Diese Anspielung kann

sich nun gründen bald auf Mythen (wie Tithoni senecta); oder auf Geschichte (wie odium Vatinianum); oder auf einzelne Anekdoten (wie ne sutor ultra crepidam, oder tamquam assem elephanto dare); oder auf einen witzigen und mehrmals nachgesprochenen Einfall (wie tria Cappa pessima); oder auf Gebräuche (wie non semper Saturnalia); oder auf Volksmeynungen und Aberglauben (wie supercilium salit); oder auf Charakteristik gewisser Stände oder Völker; (als lippis et tonsoribus notum; Sardi venales; Punica fides); oder auf sehr bekannte Fabeln (als non omnibus dormio); oder auf geläufig gewordene Stellen der Schauspiele und Dichter (z. B. timeo Danaos et dona ferentes); und so weiter. Hier thut uns nun die Entwickelung jener Anspielung immer zum richtigen Verständnisse und zur nicht verfehlten Anwendung des Ausdrucks einen angenehmen Dienst, den das beste Lexikon doch nicht immer vollständig leisten kann. Daß aber der Verf. nicht einer solchen genetischen Ordnung gefolget ist, können wir ihm nicht verdenken: denn es wäre eine verzweifelt mühsame Auswahl.

Um Hrn. S. zu zeigen, daß Rec. sein Werk nicht ohne Aufmerksamkeit durchblättert hat; (denn ein Buch dieser Art ganz und in allen Artikeln durchzulesen und zu prüfen, wird man nicht mit Billigkeit zur Ausfindung eines Urtheils verlangen): so will ich nur ein Paar Erinnerungen beyfügen, welche mir beym Nachschlagen mehrerer Sprüchwörter aufgestoßen sind.

Zu S. 156, *adire manum.* Die Erklärung des Sinnes ist ganz richtig: sie paßt wenigstens auf alle die Stellen des Plautus, wo die Redensart vorkommt. Denn sie kommt nur im Plautus vor, und zwar nicht in der einen blos angeführten Stelle, Poen. 2, v. 11. (nicht v. 15, wie hier vielleicht verdruckt ist); sondern auch Casin. 5, 2, 46. Persa, 5, 2, 18. und Aulul. 2, 8, 8. Aber auch so sieht man noch nicht die Entstehungsart und den etymologischen Zusammenhang des Sinnes mit den Worten. Sie scheint in der Sprache des gemeinen Mannes geherrscht zu haben. Die Erklärung ist vom Muretus in Var. Lect. 19, 19 vorgetragen.

Zu S. 423, *ita fugias, ne praeter casam.* Schon Donat zu der bemerkten Stelle im Terenz schwanket in Erörterung dieses Sprüchwortes. Auch Scheller in seinem Wörterbuche ist ungewiß, und greift fehl in der Vergleichung mit

 einem

einem andern (man solle nicht aus dem Regen in die Traufe gehn) welche er doch mit einem Vielleicht entschuldiget. Brouw in seinen Observationibus (B. 3, C. 9) entlehnt es von einem Sclaven, der vom Feldstück weg fliehen will, und den Weg der Flucht nicht vor seiner Wohnung oder Hütte vorbey nehmen wird, wo er am leichtsten könnte aufgefangen werden. Das paßt aber nicht gut auf die Stelle im Phormio. Besser von einem Hunde, der sich nur so weit retirirt, bis er seine Hütte erreicht, und dann am wehrhaftesten ist. Am treffendsten kann man es aus unsern Sprüchwörtern mit dem vergleichen: man muß das Schwerdt, womit man sich wehren kann, nicht aus den Händen geben.

Zu S. 159. *Cassiis tristior et Lycurgis.* Die Meynung des Valesius ist mehr als wahrscheinlich, daß hier der Attische Rhetor als strenger unerbittlicher Ankläger gemeynt sey. So charakterisirt sich auch dieser Lykurg durch seine Rede gegen Leokrates, die einzige, die noch von ihm übrig ist. Man vergleiche die Schulzische Ausgabe dieser Rede.

Zu S. 354, *magno anno Platonis.* Daß dieß gleichbedeutend mit dem vorigen ad Calendas graecas gebraucht werden könne, oder je gebraucht worden sey, zweifle ich sehr. Auch hat Herr S. keine einzige Stelle nachgewiesen. Denn dieser annus sollte nicht erst kommen, sondern existirte schon immer, nur daß sein chronologischer Umfang äusserst groß war. Zu den Citaten hätte noch gesetzt werden können der Dial. de caussis corr. eloqu. cap. 16. Es gehörte also gar nicht unter Sprüchwörter.

Kb.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum Libri quinque. Ex recensione *Frid. Aug. Wolfii.* Accedit diversitas lectionis *Ernestianae.* Lipsiae. 1792. impensis Crusii. 284 S. 8. 14 gr.

Seit langer Zeit ist uns keine Ausgabe eines alten Schriftstellers zu Handen gekommen, welche, bey geringern äussern Ansprüchen, einen grössern innern Werth und Gehalt besessen hätte. Beym ersten Anblick erhalten wir hier nichts weiter

 als

als einen neuen Abdruck der tusculanischen Gespräche, ohne alle Anmerkungen, mit einigen unbeurtheilten Varianten der Ernestischen Ausgabe; aber eine nähere Betrachtung zeigt gar bald, daß diese Abweichungen von der größten Wichtigkeit sind, und daß wir hier einen ganz neuen, mit den tiefsten kritischen Einsichten, Scharfsinn und Kenntniß der Sprache berichtigten, und einer ganz ungewöhnlichen Korrektheit abgedruckten Text erhalten haben. Von der letztern Eigenschaft dieser Ausgabe mag dies ein Beweis seyn, daß wir bey der aufmerksamen Lektüre von vier Büchern nicht mehr als zwey Druckfehler haben entdecken können. S. 63. verum taemn statt verum tamen und S. 117. restingumus, wo in der Theilung des Worts ein i übersehen worden ist.

Was den Text anbetrifft, so sind die Abweichungen desselben, wie schon gesagt, von der größten Bedeutung und von auffallender Menge. Nur wenige Seiten stimmen ganz mit der Ernestischen Recension zusammen; auf den meisten findet man vier, fünf und mehrere Veränderungen, welche auch, so weit bis jetzt zu urtheilen erlaubt ist, als wahre Verbesserungen angesehen werden müssen. Es ist diese Ausgabe der allerüberzeugendste Beweis, wie wenig noch bisher für die Berichtigung des Textes der philosophischen Schriften des Cicero geleistet worden, und daß Ernesti die Vollendung desselben mehr zurück als vorwärts gebracht habe. Einen weit bessern Text hatte schon Davisius geliefert, (zu dessen Lesarten Herr Wolf an vielen Stellen zurückgekehrt ist,) und es ist schwer einzusehn, aus welchen Gründen Ernesti das Bessere so oft verlassen, und das erweislich Schlechtere an dessen Stelle gesetzt hat. Ich habe mich oft gewundert, sagt der gelehrte Herausgeber in der Vorrede, (daß Ernesti, dem sich nicht leicht jemand an Talenten, Gelehrsamkeit und kritischen Hülfsmitteln vergleichen konnte, nicht einmal in Rücksicht auf grammatische Richtigkeit und Eleganz der Sprache so viel geleistet hat, als er hätte leisten können.) Wenn er sich mehr hätte anstrengen, und nur die allgemeinen Hülfsmittel, und seine Bibliothek benutzen wollen, so würde der neuere Interpret sich nicht so oft durch die Dornen der Kritik winden müssen."

Noch ist uns zwar nicht zu urtheilen erlaubt, wie viele der aufgenommenen Verbesserungen dem eigenthümlichen Scharfsinn des Herausgebers zugehören, — welcher in einer größern Ausgabe von seinem kritischen Verfahren Rechenschaft

zu

zu geben versprach, — aber so viel können wir versichern, daß uns auch die meisten von denjenigen, deren Quelle wir nicht entdecken konnten, den lebhaftesten Beyfall abnöthigten, und uns oft auf das allerangenehmste überraschten. Oft ist es nur eine Veränderung der Interpunktion, eine leichte Versetzung der Worte, was dem Sinne aufhilft und ihn berichtigt; oft die Hinweglassung interpolirter Stellen, deren Unächtheit sogleich in die Augen fällt, so bald sie einmal bezeichnet ist; oft die Einschaltung eines Wortes, das der Text unumgänglich zu erfordern scheint, und von dessen Auslassung man sich meistentheils ziemlich wahrscheinliche Gründe anführen kann. Wir wollen zur Bestätigung unsers Urtheils einige merkwürdige Lesarten des ersten Buchs auszeichnen.

L. 1. anno ante natum Ennium. Die angehängten Worte qui fuit maior natu, quam Plautus et Naevius, werden für unächt erklärt, et Naevius ist eine offenbare historische Unrichtigkeit, (welche Davisius bemerkt, aber für einen Gedächtnißfehler des Autors hält.) Cap. 4. In quam exercitationem nos studiose dedimus mit Vermeidung des operam dedimus, welches auch mehrere Handschriften auslassen. Cap. 8. nunc agnosco Graecum. Sed quoniam coegisti — statt et quoniam. Jenes erfordert die logische Verbindung schlechterdings. Ebendas. Si te rogavero aliquid, non respondebis? statt nonne. Cap. 10. reliqua fere singuli. Ut multi ante veteres, proxime —. Gleich darauf wird eine dunkle Stelle durch die Interpunktion trefflich verbessert. Aristoxenus erklärte die Seele für eine Spannung des Körpers, vel ut (statt velut) in cantu et fidibus quae harmonia dicitur, sic ex corporis totius natura — wo gewöhnlich der Satz velut — dicitur zum vorhergehenden gezogen wird. Cap. 12. Die alten Römer hielten den Tod für eine Wanderung commutationemque vitae, quae in claris viris et feminis dux in coelum soleret esse, quum ceteri humi retinerentur, ut permanerent tamen. Eine vortreffliche Lesart, statt der schlechterdings verwerflichen — esse, in ceteris humi retineretur, et permaneret —. Cap. 14. Ut ait ille in Synephebis statt ut ait Statius, wo andre Ennius lesen, andre den Namen gar auslassen. Cap. 17. Die feurigen Theile streben empor, ut hae sursum rectis lineis in coelestem locum subvolent, statt rursum. Ebend. non nominata magis quam intellecta statt non intellecta. Cap. 18. id est anima-

malem wird als Glossem eingeklammert; ebenfalls auch die Worte nulla est celeritas, quae possit cum animi celeritate contendere im 19ten Capitel. Cap. 20. ist statt et, si jam possent in homine uno cerni omnia die schöne Verbesserung Bentleys aufgenommen in homine vivo. — In demselben Capitel nisi enim, quod nunquam vidimus, id quale sit, intelligere possemus mit Hinweglassung der Negation vor dem letzten Verbo, die den Sinn ganz entstellt, und deshalb schon von Davisius verworfen worden ist. Cap. 25. Anima sit ignisve nescio; statt anima sit animus ignisve — und ebendas. wird in der Stelle quorum conversiones omniaque motus qui animus vidit das Wort animus für eingeschoben erklärt. Bentley hatte animo verbessert. Eine eben so nothwendige als leichte Verbesserung ist in demselben Cap. quod si hoc in mundo fieri sine deo non potest statt quod si in hoc mundo — Eben so nothwendig und schön liest der Herausg. im 26sten Cap. Ergo animus, ut ego dico, divinus, ut Euripides audet dicere, deus est, statt E. a. qui, ut ego dico, divinus est, ut E. a. d. deus. Cap. 31. tantum autem abest ab eo, ut malum mors sit, quod tibi dudum videbatur, ut verear, ne homini nihil sit, non malum aliud certe, sed nihil bonum aliud potius. Diese verwirrte Stelle lautet hier so: tantum autem abest, ut malum — ut verear, ne homini nihil sit non malum aliud, certe nihil bonum aliud potius. Vortrefflich und, unserm Gefühl nach, ausser allem Zweifel wahr ist in demselben Capitel die Verbeßerung folgender Stelle: catervae veniunt contradicentium, non solum Epicureorum, quos equidem non despicio, sed nescio quomodo doctissimus quisque contemnit. Hier findet man weder Ciceros Gesinnungen noch Sprache. Marcius läßt contemnit aus, und nun entsteht durch eine leichte Veränderung des despicio in respicio, welche sich vielleicht ebenfalls auf alte Ausgaben gründet, die schöne Lesart non solum Epicureorum, quos equidem non respicio, sed nescio quomodo doctissimus quisque, welches so gefaßt werden muß: Contradicunt non solum Epicurei sed doctissimus quisque. „Es finden sich hier eine Menge Gegner, nicht blos Epicureer, mit denen ich leicht fertig werden wollte, sondern fast gerade alle die aufgeklärtesten Philosophen.“ — Cap. 35. ist in der Stelle quasi vero ista vel quicquam die Verbesserung Petri Fabri aufgenommen: quasi vero ista vi quicquam, und gleich darauf tum eventum, statt tamen eventum. Ebend. non fi-

beri

deri deleri statt defleri. Cap. 38. et dubitas, quin sensus in morte nullus sit, cum in ejus simulacro videas esse nullum, statt nullum sensum. C. 42. Nimmt der Herausgeber die gute Lesart des Cod. Medic. auf: mors, si est misera, miseriae finis esse nullus potest.

Diese Proben, die sich noch um die Hälfte hätten vermehren lassen, können einen hinreichenden Beweis von den zahlreichen und glücklichen Verbesserungen abgeben, welche der Text dieses Buches von Cicero unter den Händen des eben so gelehrten und scharfsinnigen Herausgebers erhalten hat. Die Erscheinung der grössern, mit einem Commentar und kritischen Anmerkungen versehenen Ausgabe, deren wir oben schon erwähnt haben, wird mit nächstem versprochen, und auf sie soll eine ähnliche Bearbeitung der disputationum academicarum folgen. Nach einer so schönen Probe von dem ausserordentlichem Talent des Herausgebers sind wir fest überzeugt, daß jeder Freund der Schriften des Alterthums und des Cicero insbesondre der Erfüllung dieses Versprechens mit Verlangen entgegen sehen wird.

Go.

Messianische Weissagungen des Alten Testaments. Uebersetzt und erläutert zum Gebrauch für angehende Theologen. Leipzig, bey Crusius. 1792. 176 S. 8. 1/2 R.

Die in dieser Abhandlung übersetzten und erläuterten Schriftstellen sind 1 B. Mos. 3, 15. 12, 2. 3. 49, 10. 5 B. Mos. 18, 18. Psalm 2, 8. 16. 22. 40. 45. 69. 72. 110. Hos. 3, 4. 5. Mich. 5, 1 — 8. Hagg. 2, 6 — 9. Zach. 9, 9. 10. 14, 20. 13. 13, 7 — 9. und 12, 10 — 14. Maleachi 3, 1 — 4. Jesaia 7, 14 — 16. 8, 23. 9, 1 — 6. 11, 1 — 14. 40, 1 — 11. 52, 13. Kap. 53. Jerem. 23, 1 — 6. Ezech. 34, 22 — 29. Das Verzeichniß enthält nicht blos solche, die nach des Verf. Meynung den Namen messianische Weissagungen d. i. Hinweisungen auf einen künftigen großen König, der der Retter des Volks werden würde, verdienen; sondern auch verschiedene, welche fälschlich von einigen Auslegern in diese Klasse aufgenommen sind, und von dem Verf. verworfen werden. Hätten diese nicht ganz ausgeschlossen seyn

 müssen,

müssen, oder hätten sie, wenn sie neben den andern gesetzt werden sollen, nicht noch mit einigen vermehrt werden müssen, z. E. Jonas? Würde es nicht schicklich gewesen seyn, die ächtmessianischen Weissagungen von den unächten zu trennen, statt daß jetzt beyde mit einander vermischt sind? In der Ordnung jener würden wir von den minder deutlichen ausgegangen seyn, und mit den klaren und weniger bestittenen den Beschluß gemacht haben. Gleich die erste Stelle oder das sogenannte Protevangelium wird aus der Reihe der hieher gehörigen verstossen. Dieses Schicksal haben auch Ps. 69. Hos. 3, 4. 5. Mich. 5, 1 — 7. Hagg. 2, 6 — 9. Jes. 7, 14. Der Verf. giebt zuerst eine Uebersetzung, alsdann eine Beurtheilung des Inhalts, in wieweit derselbe messianisch zu nennen sey oder nicht. Alsdann kommen noch Bemerkungen, die sich auf einzelne Wörter und Redensarten beziehen. In der Uebersetzung ist mehr Rythmus, und Feuer und Stärke des Originals als in den gewöhnlichen zu seyn pflegt. In den Psalmen erhebt sie sich so sehr über die Knappische, als sich diese über die des Ritt. Michaelis empor schwung. Man wähle nur z. E. den Anfang des 40sten Psalms. Knapp: „Jehoven vertraue ich, denn er neigt sein Ohr zu mir (und hört mein „Schreyen) zieht mich aus der mörderischen Grube (aus zä„hem Schlamm). Stellt auf Felsen meine Füsse und sichert „meinen Tritt, (giebt mir in meinen Mund ein neues Lied) „einen Loßgesang auf unsern Gott! Viele die das sehen, wer„den Jehoven ehren und ihm vertrauen!“ Unser Verfasser: „Ich traue auf Jehoven, (und er war mir geneigt) er hörte „mein Gebet, (zog mich herauf) aus Todesgruft, (aus tiefem „Schlamme) stellt meine Füsse auf den Fels, (macht meine „Tritte fest) gab mir in den Mund (ein neues Lied) ein Loblied „unserm Gott. (Viele die es hören) werden ihn verehren, „(werden trauen auf Jehoven.“) Nicht, um nach Recensenten-Gewohnheit zu tadeln, sondern um die Aufmerksamkeit, womit wir die Uebersetzung durchgelesen haben, zu beweisen, und ihren Verfasser zu einer nochmaligen Feile aufzumuntern, machen wir einige Erinnerungen. Ps. 40, 7. *Mir schenktest Du Weisheit*, statt des wörtlichen mir hast Du Ohren gebohrt, scheint uns zu frey zu seyn, und die Weglassung der Metapher nach der Glosse zu ariesen. 45, 14. *Von Gold durchflochtnen Kanten strahlt ihr Gewand.* Von strahlen nichts im Original. Hier steht das simple לבושה Schöner vertirt Mendelssohn: die Feyerkleidung goldgestickt

stickt. Das Wort strahlen scheint ein Lieblingswort des Vf. zu seyn. Es kömmt auch v. 10 vor: zu Deiner Rechten strahlt die Königinn in Ophirs Goldgeschmeide. So wenig man niedrige Ausdrücke in Gedichten gebrauchen muß, so unnöthig sind die prunkvollen und prächtigen in Liedern, die so viele natürliche Schönheiten haben wie die hebräischen. — 72, 16. Auf hoher Berge Gipfel wallt ihre Frucht wie Libanon. Warum nicht wörtlich, rauscht ihre Frucht wie Libanon. Wer in einem Walde Gipfel der Tannen von dem Winde biegen gesehen und ihr Rauschen gehört hat, wird ihre Vergleichung mit dem Korn auf den Saatfeldern, das vom Winde getrieben wird, richtig und schön finden. Matt ist daher die Anmerkung des Verf. Das Korn steht so dicht wie Libanons Wald. In eben diesem Verse ist die Schlußzeile unübersetzt geblieben — Psalm 110, 2. Es strecke von Zion aus Jehovah deinen mächtigen Scepter, beherrsche deine Feinde. Sehr unpoetisch, zu wörtlich, und nicht deutlich genug. Der Sinn ist: Jehovah streckt aus Zion den Scepter, mit welchem Du regieren sollst. v. 6. er schmettert dahin das Haupt aus weiter Flur. Hier soll wohl auf für aus zu lesen seyn. Wer in diesem Buche neue Erklärungen erwartete, würde den Titel vergessen haben, nach welchem es zum Gebrauch der Anfänger bestimmt ist. Es würde zu weitläuftig seyn, anzuzeigen, welcher Erklärung der Verfasser auch nur bey den vornehmsten von ihm erläuterten Kapiteln folge. Der Beytritt eines Gelehrten kann ausserdem einer Sache, die aus Gründen ausgemacht werden muß, kein Gewicht geben. Die Auslegung, welche Friedländer in Mendelsohns Papieren von Ps. 110 gegeben hat, wird sehr gut entkräftet. In der Note d. S. 99. wird der berühmte Michaelis wegen einer Bemerkung kritisirt, die er selbst in den supplem. ad lexica hebr. v. נדב und in der dritten Ausgabe seiner Psalmen zurückgenommen hat. Vor נדבות v. 3. möchte nicht ב zu suppliren seyn, wie der Verf. behauptet, sondern עם. Am wenigsten stimmen wir mit dem Verf. bey dem Ps. 45. überein. Auch in diesem soll der Messias besungen werden. Aber schicket es sich für den, daß er der schönste unter den Menschenkindern (beyläufig, Menschenk. ist deutsch-hebräisch, und sollte aus einer reindeutschen Uebersetzung verbannt seyn) genannt werde; oder lesen wir sonst, daß er mit prächtig gekleideten Gemahlinnen vermählt ist? Wenn gleich ein großer morgenländischer König so beschrieben werden konnte, so

 scheint

scheint doch dieser Zug sich nicht gut zum Messias zu passen. — Maleach. 5, 1. soll der Gesandte Elias seyn. Die Behauptung, daß je näher der Zeitpunkt heranrücke, da der Messias erscheinen sollte, desto deutlicher auch die Orakelsprüche der Propheten von ihm werden, ist aus den alten Dogmatiken angenommen, und scheint sich zu den eigenen Erklärungen des Vf. nicht wohl zu reimen, da er alle aus den kleinen Propheten angeführte Weissagungen, auf welche jener Satz vornehmlich gegründet war, bis auf Zach. 9, 9. 12, 10. verwirft und für unmessianisch hält. Alle Stellen des A. Test., welche auf den Messias gezogen werden, obgleich in keiner dieser Name ausdrücklich vorkömmt, schildern in einem gewissen Helldunkel einen künftigen mächtigen König, unter dessen Regierung weit glücklichere Zeiten seyn werden, und man kann aus keiner mit Gewißheit beweisen, daß dem Schriftsteller die Person oder die Thaten Jesu vor Augen geschwebt haben. Wenn man Jesus darin findet, so ist dieses lediglich denjenigen zuzuschreiben, die diese Stellen zuerst auf ihn angewandt, und zur Vertheidigung der Richtigkeit ihrer Anwendung behauptet haben: es sey von Jesus darin geweissaget. Was der Verf. in der Vorrede über die Meß. Weiss. überhaupt sagt, erschöpft diese Materie noch lange nicht, und die zur Beurtheilung und Würdigung der M. Weiss. vorgeschlagenen Regeln bleiben zu sehr beym Allgemeinen stehen. Bücher und Abhandlungen der Art erregen nur den Reitz nach gründlichern, und tiefer eindringenden. Unter der Vorrede stehen die Buchstaben C. G. K.; deren Ausfüllung wir andern überlassen.

Fh.

Handbuch zur Erklärung des Neuen Testaments für Ungelehrte. Zweiter Theil. Leipzig, bey Crusius. 1792. 318 S. 8. 18 gr.

Rec. würde sich freuen, wenn er hören sollte, daß dieses Buch in vielen Familien, die noch nicht aller Ehrfurcht gegen die Religion und die Bibel entsagt haben, beym Vorlesen der Bibel gebraucht würde. Es müßte einer aus der Lutherischen Uebersetzung vorlesen, und der andere die Umschreibung oder den Commentar zu jedem Verse aus dem vorliegenden Buche mittheilen. Denn, da es einem Ungelehrten schwer fallen möchte, bald auf die Lutherische Bibel, bald auf dieses Buch,

das einemal bey einzelnen Worten und das anderemal bey ganzen Versen die Augen zu heften, so wünschen wir, (denn rathen, dürfen wir wohl nicht sagen), weil die A. D. Bibl. nicht für die Classe von Lesern geschrieben wird, für welche das Buch ist) daß der Hausvater sich von seinem Sohne oder einem andern aus seiner Hausgenossenschaft im Beyseyn aller ein Stück aus Luthers Bibel vorlesen lasse, welches er sogleich mit den dazu gehörigen Anmerkungen aus diesem Handbuche begleite. Es ist so faßlich und so vortreflich zu diesem Endzweck eingerichtet, daß dem gemeinsten Verstande mit diesem Hülfsmittel wenig Dunkeles in der Bibel übrig bleiben wird, und es ist um desto mehr zu empfehlen, weil ohne dieses oder ein ähnliches Hülfsmittel die Luthersche Uebersetzung nicht bloß dem gemeinen Manne, sondern auch dem Gelehrten mit jedem Tage unverständlicher wird. Die in diesem Theile erklärten Bücher sind die Apost. Gesch., der Brief an die Römer und der erste an die Corinther. Der Verf. hat verschiedene Wundergeschichten in der Ap. Gesch. nach den Hypothesen einiger neuern Ausleger, vorzüglich Eichhorns, erklärt, und dadurch auch dem Ungelehrten Gelegenheit gegeben, hierüber nachzudenken. Exempel findet man 5, 20. 8, 26. 29. 39. 9; 7, 10, 20. Die Wundergabe, nie erlernte Sprachen zu reden und zu verstehen 1 Kor. 12, wird zugegeben, und die Gabe der Weissagung K. 14. in Vortrag und Erklärung der Religionswahrheiten aus göttlicher Eingebung gesetzt. Röm. 9, 5. wird von Christo erklärt. Ap. Gesch. 7, 25. wird das Verfahren Mosis gebilliget, mit dem Zusatz: **es ist der Vernunft und dem Rechte der Natur gemäß, die Gewalt eines Unterdrückers der Menschheit** (ein solcher war aber der von Mose erschlagene Egyptier nicht) **mit Gewalt abzuwehren und zu bändigen: und Einer muß allemal den Anfang machen.** 1 Kor. 6, 1. warnet der Verf. vor Processen und Advocaten in sehr harten Ausdrücken. In wenigen Stellen, wo es auf Erklärung ankömmt, sind wir anderer Meynung. Ap. Gesch. 2, 11. **Judengenossen d. i. Proselyten** ist für den Ungelehrten undeutlich. v. 15. **daß die Juden** 7, 14. ist Stephanus ein griechischer Jude zu nennen? Die Juden aus Palästina konnten und pflegten sich auch der griechischen Sprache zu bedienen. 7, 18. **welcher** (König von Egypten) **den Joseph wegen seiner Verdienste um Egypten nicht schätzte.** Besser: **dem Joseph und seine Verdienste ums Land unbekannt waren.** v. 42. **Aber Gott wandte**

sich

sich d. i. änderte seine Gesinnung. Die letzte Vorstellung ist nicht weniger anthropomorphisch als die erste. 9, 9. Wir vermissen ungern die Erklärung dieses Verses. Gegen Ende der Ep. an die Corinther führen wir dieselbe Klage. Apost. Gesch. 9, 27. ist zu kurz und unrichtig erklärt. Die Sprache der Erläuterungen, die bald Anmerkungen bald Umschreibungen sind, ist grammatisch richtig, ausser daß wir einigemal lernen für lehren gebraucht finden. Ap. Gesch. 8, 35. Röm. 7, 7. Der falschen Rechtschreibung Zilizien, Zäsarien, Zeres für Cilicien, Cäsarea, Ceres hätte sich der Verf. enthalten mögen.

Dr.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten von Johann Benjamin Koppe, Königl. Großbritt. Churf. Braunsch. Lüneb. erstem Hof- und Schloßprediger und Consistorialrath. Nach seinem Tode herausgegeben. Erste Sammlung. Göttingen, bey Dieterich. 1792. 8. 480 Seiten und 72 Seiten Vorrede und Pränumeranten-Verzeichniß. 1 Rg. 12 gr.

Wenn ein Prediger bey seinen Lebzeiten nicht selbst bestimmt, was für Predigten nach seinem Tode durch den Druck bekannt gemacht werden sollen, so kann man in den meisten Fällen immer sicher annehmen, daß, wenn Freunde und Bekannte dennoch aus seinen nachgelaßenen handschriftlichen Predigten mehrere drucken lassen, der Verfasser selbst sie in der Gestalt, in welcher sie nach seinem Tode wirklich erscheinen, nie würde haben drucken lassen. Und je grösser ein solcher Mann als Prediger und Schriftsteller ist, desto sicherer kann man immer seine Misbilligung voraussetzen; besonders dann, wenn er, ausser seinen Prediger-Geschäften, in einem ausgebreiteten Wirkungskreise stand, ein thätiger arbeitsamer Mann war, und dabey, so parador es auch klingen mag, durch Fleiß und Umgang mit der verfeinerten Menschenklasse sich einen über das gewöhnliche sich erhebenden Reichthum an Ideen erwarb. In diesem Fall wird dieser Mann immer zwar gute, oft schö-

ne

ne und musterhafte Predigten zu Papiere bringen; aber seine übrigen Geschäfte und selbst die Ubertät seines Geistes sind ein Hinderniß, allen seinen Predigten das Siegel der Vollendung in dem Maaße aufzudrücken, als es geschehen würde, wenn er selbst seine Manuscripte für den Druck bearbeitet hätte. Er konnte bey seinen anderweitigen Geschäften und bey so vielen ihm von allen Seiten zuströmenden Ideen nicht immer die Haltung und das Kolorit des Ganzen im Auge behalten, nicht immer die logisch-richtig gemachte Anordnung der Materialien unausgesetzt verfolgen, nicht immer die Sprache seinen Ideen so genau, als möglich, anpaßen, und ihr durch gehörige Ründung der Perioden den Wohlklang geben, den er derselben bey mehrerer Muse, und bey der Absicht fürs Publikum zu arbeiten, hätte geben können. Und was das hauptsächlichste ist, er konnte im Augenblick des Niederschreibens, wie Hr. Spittler in der Vorrede zu Koppens Predigten auch anmerkt, nicht alle die sich ihm ausdrängenden fruchtbaren Ideen so fixiren, als er es bey mehrerer Muse würde gekonnt und gethan haben. In diesem Falle nun war ohne Zweifel der sel. Koppe. Die Predigten, welche wir vor uns liegen haben, sind nach seinem Tode herausgegeben, und tragen alle so sehr das unverkennbare Gepräge des großen, aufgeklärten, rechtschaffenen, für das Gute so eifrig wirksamen Mannes, daß wir sie mit Recht unter die vorzüglichsten Predigten unserer Zeit rechnen können. Indessen kann Rec., wenn er unpartheyisch seyn will, bey aller Verehrung, die er für den sel. Mann hatte, bey der willigsten Anerkennung des vielen von Koppe gestifteten Guten in den Hannöverschen Landen, diese Predigten für keine vollendeten Meisterstücke halten. Was für einen Grad von Vollkommenheit Koppe selbst ihnen würde gegeben haben, wenn er sie selbst für den Druck bearbeitet hätte, läßt sich nun freylich nicht bestimmen, es läßt sich doch aber ein höherer Grad voraussetzen, als die gegenwärtigen haben, wenn man auch nur diese Predigten liest, und sich dann den ganzen Mann dabey denkt, der sie geschrieben hat. Koppe war mit Geschäften überhäuft, fieng gewöhnlich erst den Sonnabend die Ausarbeitung seiner Sonntagspredigt an, arbeitete langsam, und strich, wie wir von Herrn Hoppenstedt wissen, noch spät am Sonnabend alles weg, was er gearbeitet hatte. Wenn denn unter diesen Umständen ein Mann dennoch solche Predigten niederschreibt, als diese sind, so kann man leicht denken, was er bey mehrerer Muse und von ihm selbst gebrauchter Feile

grei-

geleistet haben würde. Er würde z. B. bestimmter in seinen Beweisen und sorgfältiger in der Entwickelung der Ideen gewesen seyn, als er es in der zweyten Predigt gewesen ist: er würde vielleicht die siebente und neunte Predigt gar nicht aufgenommen, oder doch hin und wieder mehr die Spuren des Systems verwischt haben; er hätte die so unvollendete zwanzigste Predigt gewiß vollständiger ausgearbeitet, und überhaupt hätte er wohl mehr für die Reinheit der Sprache gesorgt, die jetzt theils durch grammatische Unrichtigkeiten, theils durch überhäufte Inversionen, theils durch unmäßig lange, oft zwey Seiten lange Perioden sehr vernachläßiget ist. Das alles mußte jetzt aber so bleiben, wie es ist, wenn dem Publikum genuine Koppische Arbeit sollte eingehändiget werden. Aber die Arbeit ist dem ohngeachtet so schön, daß das Publikum denen, welche die Bekanntmachung derselben veranlaßt haben, viel Verbindlichkeit dafür schuldig ist. Sie bleibt ausser den übrigen schriftstellerischen Produkten des zu früh verewigten Mannes ein Denkmal, was er auch als Prediger war, und wie viel Gutes er auch in diesem Posten noch würde gestiftet haben, wenn er nicht so früh das Ziel erreicht hätte. — Der Predigten sind in diesem ersten Theile vier und zwanzig. Die Hauptsätze sind nicht neu; aber die Behandlung derselben im Ganzen genommen logisch - richtig, und, was ihnen besondern Werth giebt, praktisch. Zum Grunde liegen bey vielen freygewählte Texte, nicht immer die Sonntagsevangelien, ein Beweis, daß es den hannöverischen Predigern frey steht, zu ihren Predigten Schriftstellen zu nehmen, welche sie wollen. Die Vorrede ist ein Denkmal der Freundschaft, welches Herr Hofr. Spittler, als Herausgeber dem sel. Koppe gesetzt hat, und worin er einen zweyten Theil dieser Predigten ankündigt. Das Pränumerantenverzeichniß ist eines der größten, welches Rec. jemals gesehen hat, und hoffentlich wird es keinen gereuen, sich diese Predigten angeschafft zu haben.

Ao.

Ueber die Vernunftwidrigkeit einiger Lehren des gewöhnlichen Kirchensystems. Von Philipp Ludewig Mark, Doktor der Theologie. Halle, bey Hendel. 1792. 134 Seiten in 8. Mit dem Motto: Nun, nun, verschütt' er nur nicht gar das

Kind-

Kindlein mit dem Bade, Das arme Kindlein das, fürwahr es wär ja Jammerschade. Bürger. 8 M.

Der Vf. findet es mit Recht unschicklich, wenn diejenigen auf eine unanständige Weise als unvernünftige und nicht selbst denkende Männer verunglimpft werden, die das protestantische System annehmen. Allerdings kann ein Mann ein sehr vernünftiger, einsichtsvoller und auch in vielen Stücken selbstdenkender Mann seyn, und doch die Lehren des protestantischen Systems alle für wahr und gewiß halten, indem er in seiner Jugend einmal zu gewissen Vorstellungen davon gebildet ist, und weder Gelegenheit noch die nöthigen Vorkenntnisse hat, um genauer zu untersuchen. Gerade dies war der Fall mit Newton und Leibnitz, auf die der Vf. sich beruft. Zu dieser Männer Zeiten waren sehr viele Fragen entweder ganz der Untersuchung entzogen, welche gründlich untersucht werden musten, wenn man über das System mit Einsicht urtheilen wollte. Kritik und Exegese waren in ihrer Kindheit, und die Philosophie war längst gewohnt von der kirchlichen Theologie am Gängelbande geleitet zu werden, hatte darüber aber fast vergessen, selber freye Schritte zu wagen.

Die Hauptabsicht des Verf. ist, zu zeigen, daß die Lehren des Systems nicht vernunftwidrig seyn. Er sagt, die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher fordre nur Beybehaltung der wesentlichen Lehren derselben, wenn sie auch nicht in dem Sinne genommen würden, worin sie in den symbolischen Büchern genommen seyn. Die Fragen, ob der Inhalt der symbolischen Bücher wahr, und ob er zum Heil der Seele zu wissen nothwendig sey, setze er hier bey Seite; denn wenn der Inhalt wahr sey: so könne er für den, der ihn erkennen könne, nicht gleichgültig seyn. Unstreitig könne aber jede Lehre des Systems auf eine für Sittlichkeit und Tugend wohlthätige Weise angewendet werden. Das beweise Zollikofer, Spalding, Teller und Sack, indem keiner mehr als sie auf Lauterkeit des Herzens dringen könne, als diese Männer. (Hier ist Rec. mit dem Verf. einig. So wie diese Männer die christlichen Glaubenslehren vortragen, sind sie vorzutragen, und so vorgetragen werden sie nicht schädlich; sondern vielmehr recht nützlich. Aber eben diese Männer predigen überall nicht die Lehre des Systems; sondern die eigentliche biblische Lehre,

wenn

wenn sie gleich niemals Lehren des Systems angreifen, welches auch kein protestantischer Lehrer in seinen Predigten thun sollte, weil er dadurch immer viel schaden und nicht nützen konnte, und weil er es seinem Vertrage mit seinen Vorgesetzten schuldig, und dieß zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe in den protestantischen Kirchen nöthig und nützlich ist.) Nach obigen sehr verwirrt vorgetragenen Sätzen kommt der Verf. denn auf die Untersuchung der Vernunftwidrigkeit einiger Lehren des Systems, und zuerst auf die Lehre von der Dreyeinigkeit. Diese, sagt er, könne man sich so vorstellen: Der Vater sey der durch die Natur sich offenbarende Gott; der Sohn, der durch die wunderbaren Begebenheiten in der sichtbaren Welt sich offenbarende Gott; der heilige Geist, der durch wunderbare Einwirkungen in menschliche Seelen sich offenbarende Gott. Der Verf. bedenkt aber nicht, daß vor allen Dingen erwiesen werden müste, daß die Dreyeinigkeitslehre des Systems in der Bibel gegründet sey, indem sonst aller vernünftige Grund einer solchen Lehre wegfallt. Er bedenkt ferner nicht, daß hier nur eigentlich von der in den symbolischen Büchern hinlänglich, besonders in dem als symbolisch angenommenen nicänisch-constantinopolitanischen Symbolum, bestimmten Lehre vom Vater, Sohne und heiligen Geiste, als dreyen im göttlichen Wesen wirklich subsistirenden, und persönlich verschiedenen, aber jede das göttliche Wesen ganz und ungetheilt besitzenden Personen die Rede sey. Endlich wird nicht allein derjenige, welcher wunderbare Begebenheiten in der sichtbaren Welt, und wunderbare Wirkungen an den Seelen der Menschen, wenn nicht geradezu leugnet, doch nicht für erweislich hält, des Vf. Vorstellungsart verwerflich finden; sondern es wird auch überhaupt anstößig seyn, daß ein und eben derselbe Gott, der sich auf dreyfache Art offenbaret, deswegen als ein in drey Personen bestehendes Wesen vorgestellt werde. Es ist längst erinnert, daß man auf diese Weise leicht noch mehrere Arten der Offenbarung Gottes ausfindig machen und die Zahl der Personen in Gott vermehren könnte; und alles kommt also auf die Frage an, ob die ganze Lehrart von drey Personen in Gott biblisch sey oder nicht? — Noch sonderbarer benimmt sich der Verfasser, da er zeigen will, daß die Lehre von der Gottheit Christi nicht vernunftwidrig sey. Er meynt, wer mir zugebe, daß wenigstens durch Christum wirkliche Wunder in der physischen Welt vorgegangen seyn, der könnte Ursache finden, von der Verbindung nicht sowohl des Vaters oder des heiligen

Gei-

Geistes als vielmehr des Sohnes Gottes mit dem Menschen Jesu zu reden. Dabey wird nun schon vorausgesetzt, der Sohn Gottes sey Gott, der die Wunder in der physischen Welt wirkte. Aber wenn nun daraus, daß durch Christum wirkliche Wunder in der physischen Welt vorgegangen waren, folgte, daß der Sohn Gottes sich mit dem Menschen Jesu verbunden hätte: so könnte derjenige, welcher glaubte, daß durch Moses, Josua, Simson, Elias, Elisa, Jesaias, Petrus, Paulus u. s. w. wirkliche Wunder in der physischen Welt vorgegangen wären, auch daraus folgern, der Sohn Gottes habe sich mit Moses, Josua, Simson u. s. w. mit jedem Wunderthäter verbunden. Er thut sich übrigens viel auf die Unterscheidung zu Gute, daß man wohl von Gottheit Christi, aber nicht von Gottheit Jesu reden müsse; aber die Hauptsache, den biblischen Grund oder Ungrund der Lehre läßt er unberührt. Er hegt auch den Grundirrthum, der die Quelle alles Misverstandes und aller verkehrten Vorstellungen von der Person des Messias und Christus war, nämlich, daß der Name: Sohn Gottes in der Bibel der Name einer besondern aus dem göttlichen Wesen erzeugten Person, oder der göttlichen Natur, Jesu Christi sey, und sieht nicht ein, daß dieser Name nach der Bibelsprache unleugbar die Person des Messias, und zwar, wegen der innigen Verbindung, worin er als Messias mit Gott stand, bezeichnet. Ganz unbefriedigend ist, was über die zwo Naturen in der Person Christi gesagt wird. Das Anstößige dieser Lehre will der Verf. durch die Bemerkung heben, daß doch Christus in einer innigen Verbindung mit Gott gedacht werden müsse, wenn er uns das seyn solle, was er für uns ist. Aber ist denn die Lehre von zwo Naturen in Christo, wie sie von Cyrill wider Nestorius und von den Verfassern der Concordienformel wider die Reformirten festgesetzt ward, blos die Lehre, daß Christus innig mit Gott verbunden sey? — Auch verändert der Verfasser ganz den Begriff der Erbsünde, wenn er die Folgen der ersten Sünde daher ableitet, daß sie begangen sey, ehe die Menschen im Guten befestigt gewesen seyn, und nicht so viele schlimme Folgen gehabt haben würde, wenn die Menschen schon mehrere Geschlechte hindurch im Gehorsam gegen Gott geübt gewesen wären; ferner, wenn er sie blos als einen natürlichen Hang zu dem, was böse ist, beschreibt; und bey dem allen bleibt doch dasjenige, was er zur Vertheidigung seiner Vorstellungsart beybringt, Folgerung aus einer Hypothese, die keinen Grund weder in der Vernunft, noch in der

Bibel hat. Er hätte zeigen müssen, daß es der Vernunft gemäß sey, daß der Mensch von Natur, ohne durch die Taufe und den heiligen Geist wiedergebohren zu seyn, wenn er sonst auch als ein ungetaufter Nichtchriste alle natürlichen Mittel anwende, ganz unfähig sey, was Gott gefällt, zu erkennen, zu wollen und zu thun, und daß ein jeder Nichtchriste um der Erbsünde willen ewig verdammt sey; denn das ist unstreitig die Lehre des Augsburgischen Bekenntnisses. — Dann kommt der Verf. auf die Lehre von der Erlösung der Menschen durch den Tod Jesu, und zeigt, daß sich der Einfluß der Hinrichtung Jesu auf die Erlösung der Menschen vom Elende der Sünde auf mannichfaltige Weise vernünftig denken lasse. Aber er hätte zeigen sollen, daß die Lehre des Systems, daß Gott allen Menschen unter der Bedingung der vollkommnen Erfüllung seiner Gebote ewige Seligkeit verheißen, und wenn sie diese Bedingung nicht erfüllten, ihnen den leiblichen, geistlichen und ewigen Tod gedrohet habe; daß nun deswegen jeder Mensch hätte verdammt werden müssen, weil keiner die Gebote Gottes vollkommen erfüllt habe, und daß deswegen der ewige Sohn Gottes ein Mensch geworden sey, um durch seinen leidenden Gehorsam alle Strafen aller Sünde zu büßen und der göttlichen Gerechtigkeit Genüge zu leisten, und durch seinen thuenden vollkommnen Gehorsam an ihrer Statt das Gesetz Gottes zu erfüllen, um ihnen durch seinen leidenden stellvertretenden Gehorsam Befreyung von der Schuld und Strafe, und durch seinen thuenden Gehorsam die ewige Seligkeit zu verdienen. So sagt dem Verf. die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben nur so viel, daß wir wirksam überzeugt seyn, daß unsre Sünden uns von Gott aus lauter Gnade um Christi willen vergeben seyn, und die einzelnen Theile, welche dieser Satz enthält, determinirt er nur so, daß dadurch alles abgesondert wird, was die Vernunft absondern lehrt, wenn wir wirklich gebessert, und der Gnade und des Wohlgefallens Gottes wirklich froh und gewiß werden wollen. So heißt ihm der Satz, daß alle Nichtchristen verdammt seyn, nur so viel, daß der Christ zu einer vollkommnern Seligkeit gelangen könne, als dem Nichtchristen zu erlangen möglich sey; und endlich die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen versteht er so, daß darin nur behauptet werde, daß die hier ungebesserten ewig die Folgen ihrer Sünden in dem fernen Zurückbleiben von der Höhe der Vollkommenheit und Glückseligkeit, wohin sie sonst gelangt seyn würden, erfahren

würden.

müssen. Rec. will hier die Schwierigkeiten nicht rügen, die auch bey diesen Vorstellungsarten in den beyden letzten Lehren bleiben. Aber das kann er doch nicht unbemerkt lassen, daß auf solche Weise die Vorstellungsart des kirchlichen Systems wesentlich verändert wird. Sie wird allerdings auf diese Weise und durch eine solche Veränderung verbessert, und Rec. ist so weit davon entfernt, die Bemühungen unsrer vortrefflichsten Gottesgelehrten, welche den Lehren des Systems eine minder schwierige, und für die Beförderung christlicher Weisheit und Tugend fruchtbarere Bedeutung zu geben suchen, zu tadeln, daß er nichts mehr wünscht, als daß einem jedem darin alle rechtmäßige Freyheit gelassen werde. Auch ist eine solche mildere Vorstellungsart von den Lehren des Systems nicht erst vom Verfasser dieser Schrift angegeben. Man findet sie vielmehr bereits und zum Theil besser ausgeführt und sorgfältiger bestimmt in vielen neuern Schriften, theils von den oben genannten würdigen Lehrern, theils von Hermes, (s. besonders dessen Handbuch der Religion,) Sturm, Münter u. a. Nur das ist dem Verf. eigen, daß er damit erweisen will, daß die von ihm erörterten Lehren des Systems nicht vernunftwidrig seyn. Wenn wir zugeben, daß keine Lehre des Systems vernunftwidrig sey: so muß es doch einleuchten, daß derjenige, welcher das erweisen will, daß die Lehren des kirchlichen Systems nicht vernunftwidrig seyn, vor allen Dingen die eigentliche Kirchenlehre genau so bestimmt, wie sie in den symbolischen Büchern bestimmt worden, und vollständig angeben, und dann von jedem zu dieser Lehre gehörenden Satze zeigen müsse, wie und warum er der Vernunft gemäß sey. Ein Vertheidiger der Vernunftmässigkeit der Lehren des Systems darf sich auch nicht hinter der Behauptung verstecken, daß dergleichen Bestimmungen der Lehre nicht wesentlich zum kirchlichen Systeme gehören. In dem durchgängig sehr consequenten Systeme hängen alle Sätze so genau und unzertrennlich an einander, daß man keinen dieser Sätze wegnehmen kann, ohne jenen Zusammenhang, und die davon abhängende Bündigkeit und Festigkeit des ganzen wohlverbundenen Gebäudes zu vernichten. Wenn Gegner des Systems den Sätzen desselben den Vorwurf machen, daß sie wider die Vernunft seyn: so wollen sie nicht damit sagen, daß die Hauptlehren des Systems nicht sehr vernunftmäßig vorgestellt werden können; sondern sie wollen sagen, daß die Vorstellung, welche das System von diesen Lehren mache, ihnen

mit der Vernunft nicht vereinbar scheine. Wer diesen Vorwurf widerlegen will, muß nicht, wie der Verfasser, die Vorstellungsart des Systems verändern, sondern sie ungeändert lassen und so vertheidigen. Dies hat der Verf. nicht geleistet. Um so viel weniger hätte er so hoch und hart mit Vorwürfen über diejenigen herfahren sollen, welche bey der innigsten Verehrung Jesu und seiner Lehre sich nicht überzeugen können, daß die dem System eigne Vorstellungsart zur Lehre Jesu gehöre, und der Vernunft und würdigen Begriffen von Gott gemäß sey.

Bg.

Haushaltungswissenschaft.

Auserlesene Sammlung vermischter ökonomischer Schriften für die Freunde meiner praktisch ökonomischen Encyclopädie, vom Commissionsrath J. Riem. Zweyten Bands vierte Lieferung. Mit Kupf. Dresden. 8. 176 Seiten, zugleich mit dem Haupttitel des zweyten Bands, unter der Jahrszahl. 1792. 16 gr.

Aus den Anzeigen der churfürstl. S. Leipziger ökonomischen Societät von der Ostermesse 1791, bemerken wir Eichelfütterung der Schafe von Pastor Germershausen S. 15. Nicht alles Vieh kann die Eicheln vertragen: nur den Mastschweinen, und auch diesen nur unter gewissen Umständen, scheinen sie zu bekommen. Den Schafen insbesondre möchten sie gleichfalls nicht zuträglich seyn: allenfalls nur unter anderes Futter gemischt. Auch wäre zu versuchen, wie sich die Eicheln gemälzt verhielten. — Frostverwahrungsmittel, S. 23. von Prof. Böhmer zu Wittenberg. Das von Stromer in den Abhandlungen der schwedischen Akademie vorgetragene Mittel mit Entblattung der Bäume hat zwey Bedenklichkeiten: 1) die Mühsamkeit des Abblattens, 2) den wahrscheinlichen Schaden, der dadurch entsteht, daß die Wirkung des Safts für die Zukunft in Hervorbringung der Knospe, wo so vieles von den Blättern abhängt, aufgehalten und gestört wird. Ueber dieses sehen wir, daß die Natur selbst thut,

then, was wir durch das Abblatten thun wollen, indem sie bey eintretender Kälte die Blätter welkt und dadurch die Circulation des Safts hindert. — Die Einwirkung des Frosts auf die Bäume liegt wohl am meisten in der zarten Beschaffenheit der Zweige, und es käme also darauf an, diese Theile härter zu machen, welches durch Einwickeln der zarten Triebe geschehn könnte. — **Auffammlung und Gebrauch des Meilerwassers, S. 30. von Bergassess. Karsten.** Man braucht auf Eisenblech- und Messingwerken theils die Vitriolsäure, theils die Roggenbeitze. Mehrere preussische Werke bedienen sich aber auch des Meilerwassers, und die auf andern mißlungene Versuche lagen wahrscheinlich in der unzweckmässigen Aussammlung desselben. Alle Verunreinigung muß vermieden werden, daher die Sammlung erst zwey bis drey Tage nach dem Anfang des Brands beginnen muß, ausserdem man eine theerartige Flüssigkeit bekommt. Dann bringt man Röhren 1½ Fuß lang, an einem Ende 1 — 1½ Zoll, am andern 2 — 2½ Zoll im Lichten weit, mit der weiten Oeffnung in Meiler, mit der engen in den Spund eines Fäßchens, worinne sich die Dämpfe sammeln und niederschlagen. Die Röhren werden nur an der Seite angebracht, wo die Meiler den meisten Schutz vor dem Wind haben. Alle 24 Stunden sammelt man das Wasser in ein grösseres Gefäß, und steckt die Röhre tiefer ein: ganz aber hört man auf, sobald der Meiler ¾ niedergebrennt ist. — **Handsägemaschine nebst einem Kupfer.** S. 37 für Einen Mann. Durch einen als Gegengewicht dienenden Klotz geschieht das Zurückschieben der Säge, das sonst durch den zweyten Arbeiter bewirkt wird. — **Gurken zu stängeln.** S. 47. um grössere und mehrere Früchte zu ziehn. Dieses kann Rec. aus den Erfahrungen einiger seiner Bekannten bestätigen. — **Anwendung des Eiben- Iben- oder Taxusbaums, *Taxus baccifera*, wider die Folgen vom tollen Hundsbiß.** S. 53. In einem Decoct gegeben wurden dadurch, nach dem Zeugniß gerechtlicher Akten, zwey Personen und ein Hund gerettet. **Von mehrerem Nutzen und besonders der zu bewirkenden Unschädlichkeit des Taxusbaums bey dessen Anwendung zum Futter fürs Vieh.** S. 65. Noch immer bleiben die Meynungen von Schädlichkeit und Unschädlichkeit des Taxus getheilt. Es scheint jedoch, als ob er im Winter seine oft erprobte schädliche Eigenschaft verliere. — **Beyträge über die in den vorigen Anzeigen gelieferte Nachrichten von Dreben,**

Segeln und Traben der Schafe, S. 70. mit Anmerkungen einiger Mitglieder dazu. Sie bestätigen die Möglichkeit einer Cur bey Schafen, welche nur an einer oder zwey Blasen leiden und zeitig Hülfe erhalten. — Fernere neue Entdeckungen von den Schaf-Egeln und deren Erzeugung. S. 113. Es giebt wirklich zweyerley von einander unterschiedene Arten Egel, grössere und kleinere. Daß sie mit dem Wasser von den Schafen eingezogen würden, ist nach allen Beobachtungen und nach dem Bau der Gallenblase und Gänge, in welchen sich diese Thiere finden, noch mehr als höchst unwahrscheinlich. Die Entwickelung der Egel aus ihren Eyern ist immer mit dem Tod der Alten verbunden.

Hm.

Neue Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft. Erster Band. Berlin, bey Pauli, 1792. 760 Seiten in 8. XIV Seiten Vorrede und $1\frac{1}{2}$ Bog. Register. 2 Rthlr.

Nachdem Hr. Graßmann den 8ten Band der ältern Berliner Beyträge beschlossen hatte, wie wir S. 163 im 101ten Bande unsrer Bibl., desgleichen S. 204 im 108ten Bande angezeigt haben, so fieng er unterm Titel: neue Beyträge, davon die fünf ersten Stücke im 108ten Bande S. 205 auch kurz berührt wurden, an, und beendigte mit dem 6 — 12ten Stücke diesen ersten Band; der aber nichts anders enthält, als was auch in drey andern Abhandlungen, mit ihrem besondern Titel, erschienen ist, und zwar ist hier:

Erste Abhandlung: Ueber das Nutzbare und Fehlerhafte, bey der Eintheilung des unter dem Pfluge stehenden Ackers in drey Feldern. S. 3 — 356.

Zweyte Abhandlung: Von dem Anbau und der Benutzung des Saflors. S. 357 — 569.

Dritte Abhandlung: Von der Benutzung des Torfs zur Feuerung. S. 569 — 760.

Es machen hier also gerade wieder 12 Stücke, wie ehemals bey den alten Benkendorfischen Beyträgen einen Band aus: da aber diese drey Abhandlungen schon apart abgedruckt

gedruckt, und unter ihrem Titel zu haben sind, so sehen wir nicht ein, warum man sie noch einmal, unter dem verführerischen Titel: **Berliner Beyträge**, kaufen solle. In unserer Bibliotheck ist jede dieser Abhandlungen daher schon apart recensirt worden, und so bedürfen diese neuen **Berliner Beyträge** keiner weitern Recension. Genug sey es — wie oben geschehen — die Ueberschriften anzuzeigen. Daß der weitschweifigste Styl immer noch herrsche, und dieß dabey oft über die unbedeutendsten Sachen; dieß wird der Leser ohne unser Zuthun erfahren, auch sehen, daß manche: **Unrichtigkeiten**, und manches: **Vielleicht**, darinn ist; und doch sollte keins von beyden von so gesetzten Autoren, wie Herr Graßmann einer seyn will und seyn sollte, erwartet werden. Z. B. nur eine einzige Probe von jeden Stücken, und beyde auf zwey Seiten zugleich. S. 566. **Kohlsaamen** zu Oel bestimmt, soll von weniger Bedeutung seyn, da er nur **kleinkörnig** wäre. Nur **Rapsaamen** sey reichhaltig an Oel und lohnhaft an Körnern, aber auch nur **kleinkörnig**, und befriedige das Bedürfniß nicht. Was meynt denn der Verf. unter beyden Linnesisch? Sonst ist Kohlsaamen nicht so kleinkörnig wie Raps, und Raps nicht so kleinkörnig wie Rübsen. Was will also der Oekonom aus seiner Lehre ziehen? Doch ein: **Vielleicht**, wird alles gut machen. Größern Einfluß würden die Früchte aus den Rothbüchen, dem Saflor und den Sonnenblumen haben, da sie größere **Körner** in sich enthalten, wenn deßen (deren) starke Hülsen zuvor davon könnten abgesondert werden. **Vielleicht** — so heißt es weiter — ließe sich dieses schon dadurch einiger **Maaßen** bewirken, daß man diese Körner scharf **trocknete**, und hernach die Hülsen in der Mühle oder Grützstampfe, wie beym Buchweizen, **von den Körnern** absonderte. Dieß: **Vielleicht** überläßt Hr. G. nun den **Kunstverständigen**. Aber warum überläßt er nicht auch **Kunstverständigen** die **Berliner Beyträge** zu schreiben, die ohne das **Vielleicht** uns **richtiger** belehren können, was wir in der **Landwirthschaftswissenschaft** thun sollen und können.

B.

Erste Grundsätze der Wiesenwirthschaft, des Futterbaues, der Wiesenpolicey und des Wiesenrechtes,

 nebst

nebst einer vorgesetzten Abhandlung über das Verhältniß des Wiesenbaues zum Ackerbau und Viehzucht von D. C. G. Rößig, Professor zu Leipzig. Leipzig, bey Sommer. 1792. 125 Seiten. 8. 8 gr.

Es wird hier in einer gedrängten Kürze alles angeführet, was zu den auf dem Titel genannten Dingen gehört, und es werden zugleich bey einem jeden Capitel die vornehmsten Schriften angezeigt, wo man darüber weiter nachlesen kann. Kap. 1. handelt von dem Begriffe der Futterökonomie, oder des Wiesen- und Futterbaues, und andern dahin gehörenden Gegenständen. Kap. 2. Von der Geschichte der Futterökonomie. Kap. 3. Von der Litteratur des Wiesen- und Futterbaues. Kap. 4. Von dem Verhältniß der Wiesenwirthschaft und des Futterbaues zum Ackerbau und Viehzucht. Kap. 5. Von Beurbarung der Ländereyn zu Wiesen und Futteräckern. Kap. 6. Von der Anlegung der Wiesen und Futteräcker. Kap. 7. Von den Gräsern. Kap. 8. Von eigentlichen Futterkräutern und zwar von dem Klee. Kap. 9. Von der Luzerne und deren Baue. Kap. 10. Vom Baue der Esperzette. Kap. 11. Von verschiedenen andern vorzüglichen Futtergewächsen. Kap. 12. Von den Küchengartenpflanzen, welche man zu Fütterung benutzt. Kap. 13. Von Futterknollen und Futterwurzeln. Kap. 14. Von Gemengfutter. Kap. 15. Von Saamen- Frucht- und Laubfütterung. Kap. 16. Von den Benutzungen der Wiesen u. Heuerndte. Kap. 17. Von der ökonomischen Wartung der Wiesen. Kap. 18. Von der Wiesenwässerung. Kap. 19. Von der verschiedenen Benutzung der Gräser und Futterpflanzen in Bezug auf die Thierarten und ihre verschiedene Bestimmung. Kap. 20. Von den Wiesenunkräutern. Kap. 21. Von den Feinden der Wiesen und andern Nachtheil für dieselben. Kap. 22. Von ökonomischen Anschlägen der Wiesen. Kap. 23. Von der Wiesenpolizey. Kap. 24. Von den Wiesenrechten. Der Herr Verf. bestimmt das Verhältniß zwischen Acker- und Wiesenbau, und zwischen Wiesenbau und Viehzucht dahin, daß zu 100 Ackern, jeder zu 300 Quadratruthen gerechnet, 34 Stück Rindvieh gehören, und daß wenn dieses Vieh Winter und Sommer im Stall gefüttert worden, und jedes Stück im Sommer täglich 36 Pfund Gras und im Winter 9 Pfund Heu erhält, so würden 24½ Acker zu 300 Quadratruthen dazu erfor-

fordert werden. Das Verhältniß zwischen Acker- und Wiesenbau würde also seyn wie 100 zu 24½ und das Verhältniß zwischen Wiesenbau und Viehzucht wie 24½ zu 34. Dagegen wird bey dem Weidegang das Verhältniß des Ackers zum Wiesenbau wie 100 zu 47¾ und zwischen Viehzucht und Wiesenbau wie 34 zu 47¾. Woraus man denn siehet, daß der Weidegang in Vergleichung mit der Stallfütterung schädlich sey.

Bo.

Erziehungsschriften.

Pädagogisches Glaubensbekenntniß über die einer jeden Menschenklasse zu wünschende Art der Ausbildung und Aufklärung. Zur Beherzigung für Orthodoxen und Heterodoxen, denen Menschenwohl am Herzen liegt. Frankfurt und Leipzig, bey Mezler. 1792. 307 Seiten in 8. 18 Kr.

Der Verf. ist gewiß selbst ein guter Hausvater und Erzieher; dies Zutrauen erwirbt ihm seine Schrift, die viel eigene Erfahrung und Empfindung verräth: ist gewiß selbst ein Schulmann, und ein guter verdienter, aber verkannter und gedrückter Schulmann, wahrscheinlich an einem Orte Oberdeutschlandes, etwa des schwäbischen Kreises, (wie sein Styl, seine Orthographie und seine Idiotismen vermuthen lassen), wo keine edleren und aufgeklärteren Männer im Publikum sind, die ihm Gerechtigkeit, Achtung und Trost wiederfahren lassen. Denn er ergießt sich zuletzt in eine mißmüthige Laune, wie sie unter solchen Umständen einem so braven Manne zu verzeihen steht, ob es gleich ein kleiner Fleck des Schriftstellers ist.

Wer über Erziehung bereits gedacht, gelesen und gehandelt hat, der findet zwar in dieser Schrift durchaus nichts Neues, aber dennoch vieles von dem Bekannten und Bewährtem gut geordnet und gesammlet. Zu empfehlen bleibt sie also immer, wenn auch nicht mit Beziehung auf Orthodoxen und Heterodoxen, wie der Titel sehr überflüßig besagt, doch für Eltern, Erzieher, Schulephoren und Schulpatronen, welche zuweilen der Schule selbst noch nicht entwachsen sind.

„Das erste Lebensjahr eines Menschen ist eine höchst „wichtige Periode, und in dieser ein Kind vernachlässigen ist „eben so viel, als es für das ganze Leben verwahrlosen. Die „Erziehung eines Kindes muß daher gleich nach seiner Geburt „anfangen.“ Hievon geht der Verf. aus, und ob es gleich nicht mit zu der vorgelegten Frage gehört (als die sich auf besondere Menschenklassen oder Stände, und nicht auf das, was sie alle gemein haben sollten, bezieht): so sagt er doch damit eine große, den meisten Eltern noch unbekannte und unbeherzigte Wahrheit, und führt die Erziehungsmaximen vom ersten bis vierten Jahre so lichtvoll und bestimmt aus, daß der erste §. oder lieber die vier ersten als eine Volksschrift oder durch den Weg des Calenders verdienten in aller Hände gebracht zu werden.

Zu dem eigentlichen Thema schreitet er nun erst im fünften §. und fängt 1) von den Landleuten an. Was für Kenntnisse, Geschicklichkeiten und Fertigkeiten gehören zu ihrem Stande? Mit der Antwort wird man an sich sehr zufrieden seyn. Rec. will hier aber nur ein Paar vorläufige Erinnerungen machen, die zur Vereinfachung der Ausführung gedient haben würden. Erstlich sind hier die Kenntnisse mehr als Schulkenntnisse aufgestellt. Diese Ausbildung oder dieser Unterricht in der Schule ist aber mehr Vorbildung und Vorbereitung zur Ausbildung. Nicht, was muß er (der Landmann z. E.) in der Schule schon lernen oder gelernt haben? liegt in der Frage, wie ich sie mir denke; obgleich freylich die Schule zu allem dem einen Grund legen muß. Sondern, wie weit sollte zum Nutzen seines Standes und aller seiner Mitstände der schon erwachsene Landmann in seinen Kenntnissen gehen? Wie viel gebührt ihm von Religion, von der Diätetik, von den Landesrechten, von der Naturkunde und so nach Verhältniß weiter, zu wissen, um ein verständiger, überlegt handelnder Bauer zu seyn, und doch nicht sich zum Abbruch seiner Bestimmung weiter zu versteigen? durch welche Anlässe, Reitze und Mittel sucht man ihm, auch nach der Schule, diese Ausbildung zu erleichtern und zu geben?

Zweytens, wenn der Verf. jedesmal anfängt vom Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Sitten- und Klugheitslehre u. s. w. so sieht er sich genöthigt, dies bey jedem Stande zu wiederholen, weil es ein Gemeingut gleichsam ist, und allen Classen zugehört. Wäre es nicht besser gewesen, vorher im Allge-

Allgemeinen zu erörtern, was gehöret allen Menschenklassen von Ausbildung gemeinschaftlich zu? Und nun alles das vorausgesetzt, was muß nun jede Classe gleichsam zu ihrem eignen Antheil erhalten? Hiedurch, glaube ich, wäre manche Wiederholung zu vermeiden gewesen, und es hätte weniger das Ansehen, als wenn man jedem Stande eine lange Reihe von Kenntnissen abfoderte.

Wenn endlich der Verf. die Frage berühret, aber woher nun die dazu tüchtigen und vorgeübten Schulmeister? woher der Reitz für fähige Köpfe, sich diesem Stande zu widmen? woher die Nahrung für diesen Reitz in einem so gering geachteten und gering belohnten Berufe selbst? so scheitern leider alle unsere Vorschläge an der Saumseligkeit und Kärglichkeit der meisten Staaten. Denn daß der Verf. in der Hauptstadt ein Schulmeisterseminarium errichten, und dem Direktor tausend Thaler, wenn ers hätte, Besoldung und so viel bürgerliches Ansehen geben will, als ein Mann nöthig hat, der viel Gutes würken soll: das thut kein Fürst, weil es kein Finanzrath, kein Bürgermeister, kein Consistorialrath ihm rathen wird. Bewahre der Himmel, würde der denken, so viel habe ich kaum, oder noch nicht. Und was die Schulmeisterstellen betrifft, wenn die auch hin und wieder, (wie im Hannöverschen) auch gerade mit 10 oder 20 Rtyl. im Jahre erhöhet werden: so ist das freylich besser als gar nichts. Aber im Ganzen doch wenig, und wird gemeiniglich ein Aufhebens davon gemacht, als wäre die Sache nun bereits gethan. Manche Fürsten wären auch würklich für solche Fälle nicht so illiberal, wenn nur die, die sie umgeben, weniger selbstsüchtig wären, und wenn sie das nicht sind, dem guten Charakter der Fürsten mehr zutraueten.

Auf die Landleute folgen 2) die untersten Stände der Städtebewohner, als Schuster, Schneider, Zimmerleute u. s. w. (§. 6.) 3) der mittlere Bürgerstand, als Kaufleute, Künstler u. s. w. (§. 7.) Hier schweift der V. von der Ordnung seines Weges ab, und indem er die Schulen in Dorf- Bürger- und lateinische Schulen abtheilt, so vergißt er, daß er uns hier nun sagen sollte, was jenem dritten Stande zu seiner Ausbildung wissenswürdig ist, und geht ganz über zu der Beschreibung einer lateinischen Schule, schaltet Regeln und Beyträge zu einer guten Behaltmethode ein, wie er sich ausdrückt. Diese Regeln sind wirklich den Erfahrungen guter Schulmänner analog, und angehenden Lehrern sehr zu empfehlen.

Bis

Bis hierhin oder bis ins 14te Jahr läßt nun der Verf. Kaufleute, Künstler, Schreiber und künftige Gelehrte in einem Unterrichte beysammen seyn, und so auch alle lateinisch und griechisch treiben; von jetzt an aber läßt er die ersten in ihre besondern Lehr- und Uebungsinstitute abgehen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Die letztern aber, die eigentlich Studirenden, vertheilt er in Klöster und Gymnasien, und wirft nun §. 8. die Frage auf, was 4) für die, die sich dem geistlichen Stande widmen, zu lernen sey a) in Klöstern (nach der im Würtembergischen bestehenden Verfassung also) und Gymnasien, b) auf Universitäten. Wenn er nun auf Schulen die gewöhnlichen Schulwissenschaften und Sprachen verlangt, so sieht man wieder nicht ab, warum er nicht diese Schulvorbereitung unter einem allgemeinen Gesichtspunkt für alle Studirende verlangte, da sie ihnen, bis auf das Hebräische ausgenommen, gemein seyn muß. Er muß ja sonst bey allen Facultäten dasselbe wiederholen. Und was den Umriß der Universitätswissenschaften betrifft, so scheint der eigentlich nicht zu der aufgeworfenen Frage zu gehören, weil die Kenntnisse bestimmt genug sind, die jedem Gelehrten in seinem Fache dienen, hier aber nur die Rede von den Gränzen des Unterrichtes und der Einsichten für die unstudirten Stände war. Inzwischen hört man gern den Verf. auch darüber seine Meynung sagen, weil freylich manches noch nicht so ist, wie es seyn sollte.

Daß der Verf. beym Unterrichte der Religion die natürliche der geoffenbarten vorangehen läßt, ist recht gut. Aber nach Rec. Urtheil sollte man beyde nie trennen. Es sind für uns nicht mehr zweyerley Religionen, und unsre geoffenbarte Religion oder ihre Quelle, die Bibel, schließt jene ganz mit ein. Eine encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften und eine Geschichte der klassischen Literatur der Griechen und Römer habe ich unter den Lectionsfächern ungern vermißt. Einige Anmerkungen, die physische und moralische Bildung junger Leute betreffend, sind hier wieder am unrechten Orte angehängt, weil sie aufs Allgemeine gehen.

Im 9ten §. wird 5) die Bildung künftiger Erzieher und Schulleute behandelt a) für deutsche Schulmeister, b) für die Lehrer der lateinischen Trivialschulen. Hier beyläufig viel gesunde Maximen zu einer vernünftigen und weisen Behandlung der Jugend in den Lehrstunden und im Umgange: ferner

die Eigenschaften eines guten Schulmannes werden hier aufgezählt, wo freylich viel von ihm, und eine Grösse des Muthes und der Seele gefordert wird, die sich fast kein Mensch, kein Engel zumuthen läßt. „Lerne, erhabener, göttlicher denken als „alle deine Mitbrüder! — so heißt es hier — denn sie erwar„ten es von dir, daß du arbeitest, ohne Belohnung (wenig„stens ohne angemessene); daß du dein Vermögen einbüßest, „ohne Hoffnung; daß du Kinder hinterlässest, ohne Vermögen; „daß du Homunciones nachtretest, ohne Muchzen; daß du dich „hudeln lassest; ohne Widerrede; daß du servus servorum seyst, „ohne Grämen; daß du glücklich — seyst oder dich dafür hal„test, ohne Vergnügen! Lerne alles dieses und noch mehr ꝛc." — Nun, verzeihet, ihr gutmüthigen Leser, dem Verf. diese Anwandlung von Laune. Ganz so schlimm mag es freylich nicht allen gehen, aber einigen, oder vielmehr vielen, gewiß. Es ist beynahe kein Stand, von dem man bald so widersprechende, bald so schwere Dinge verlangt; kein Stand, der, um recht zu würken, so viele Kräfte des Geistes abnutzen und so viel stillschweigend ertragen muß; und kein Stand, der, wenn er würklich Verdienste entwickelt, tiefer seine Herabwürdigung fühlen muß, als dieser, besonders an manchen Rathsschulen. Ich wünsche dem würdigen Manne, daß seine Erlösung nahe sey, und er in anständigere Verhältnisse komme. — c) für Lehrer auf Gymnasien und Universitäten.

Im 10ten §. kommen 6) Aerzte und Wundärzte an die Reihe; im 11ten 7) Rechtsgelehrte; im 12ten 8) Geschäftsmänner und Staatsleute, wo auch beyläufig die Erziehung der Prinzen in Erwägung kommt; im 13ten 9) gemeine Krieger und Kriegesanführer; im 14ten 10) das weibliche Geschlecht in niedern, mitleren und höheren Ständen.

„Möchte es mir gelungen seyn — so schließt der Vf. —" unter manchen **Geist- und Feder-lähmenden Umständen** (würdiger Mann, nur wer mit dir ähnliche Erfahrungen gemacht hat, der erkennt dich unter diesen Ausdrücken ganz, und dem möchte das Herz bluten) „etwas Brauchbares zu ei„nem zweckmässigeren Jugendunterricht beygetragen zu haben! „Möchte es mir gelungen seyn, nur die fünf ersten Stücke „— denn zu den letzteren reichten weder meine Zeit, „noch meine Gesundheit, noch meine Kräfte hin — zum „Beyfall der Kenner ausgeführt zu haben!" — Nun, das hat er würklich, und die ersten fünf Paragraphen sind vor-

trefflich

trefflich ausgeführt, so wie das edle Geständniß seiner eignen gestörten Seelenruhe alle die kleinen Mangel oder vielmehr Entschuldigungen seines gekränkten Gefühls, (auch ohne das viele Gute, was nur in einer weniger ausgedachten Ordnung gesagt ist, anzurechnen) hinlänglich bedecket.

Td.

Versuch einer Moral zu Bildung junger Frauenzimmer. Breslau, bey Gutsch. 1792. 125 Seiten. 8. 8 gr.

Einer von den vielen mislungenen Versuchen für Frauenzimmer, dergleichen jede Messe hervorzubringen pflegt. Man verspricht sich von einer Moral für Frauenzimmer schon nicht viel Gutes, wenn man sieht, daß sie nach Art der Kompendien in Paragraphen abgetheilt ist, und die gewöhnlichen Rubriken: von den Pflichten 1) gegen Gott, 2) gegen unsern Nebenmenschen 3) gegen uns selbst — enthält. Bemerkt man aber vollends — was hier gleich auf den ersten Seiten in die Augen fällt — daß ihr Verf. gar nicht die Gabe eines deutlichen, lebhaften, der Würde des Gegenstandes angemessenen Vortrags besitzt, sondern in einem frostigen, schalen Ton spricht, daß es seinem Ausdruck, wie seinen Begriffen, an Genauigkeit und Bestimmtheit fehlt, und daß ihm auch nicht ein Fünkchen philosophischen Geistes eigen ist: so zweifelt man nicht weiter, daß das Buch für seinen Zweck nicht untauglicher hätte eingerichtet seyn können. Um nur ein einziges Beyspiel von dem Geist des Verf. zu geben, so heißt es §. 9. „Pflichten sind überhaupt alle fromme und rechtmässige Handlungen, (!!) und in dem darauf folgenden §. wird gesagt: Diese „Pflichten aber können füglich unter drey Haupttitel gebracht „werden, 1) eine gründliche Erkenntniß Gottes, (also ist die „Erkenntniß Gottes eine Handlung!) 2) Beförderung der „Ehre Gottes, 3) der Gottesdienst."

Gw.

Handlungs- Finanz- und Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

Die doppelte Buchhaltung für Kaufleute in Helwings Manier, oder: leichte und faßliche Methode, die kaufmännische Buchhaltung nach den (der) besten Art von sich selbst gründlich und geschwind zu erlernen. Herausgegeben von Joseph Michael Kesler. Erster Band. Enthält 1) den ersten oder theoretischen Theil, welcher von den allgemeinen Grundsätzen des kaufmännischen Buchhaltens und von der Beschaffenheit, Einrichtung und dem Gebrauch der verschiednen Handlungsbücher handelt. 2) den zweyten oder practischen Theil, welcher den Plan einer Waarenhandlung im Großen zur Anwendung der im ersten Theile gegebnen Grundsätze zum Gegenstande hat. Für zwölf Monate angenommen, und in vier und zwanzig Aufgaben zertheilt, welche mit den nöthigen Erläuterungen begleitet sind. Ein sowohl zum Selbstunterricht als zu Vorlesungen eingerichtetes Lehrbuch. Prag, bey Widtmann. 1793. 17 Bogen. 8. Zweyter Band. Fortsetzung des zweyten oder practischen Theils, enthält die Ausarbeitung des Plans einer Waarenhandlung im Großen, in nachstehenden zu einer richtigen Buchhaltung durchaus erfoderlichen sieben Handlungsbüchern, als: 1) Memorial oder Strazze. 2) Kassabuch. 3) Journal. 4) Hauptbuch. 5) Monatlich Balanzbuch. 6) Waarenscontro oder Generalwaarenkonto-Kurantbuch und 7) Waarenkalkulationsbuch. 20 Bogen. 1 Rg. 8 gr.

Der weitläuftige Titel sagt alles, was der Verf. in diesem Werke zu liefern gedenkt. Da seine Absicht nach der Vorrede

dahin

dahin geht, seinen lieben Landsleuten ein im eigentlichsten Verstande für sie bearbeitetes Werk zu liefern, und er es nothwendig fand, sich nach ihren Bedürfnissen zu richten, so wollen wir ihm den Vorwurf nicht machen, daß er eine überflüssige Arbeit übernommen habe, indem es an Unterweisungen zum Buchhalten nicht fehlt, und Berghaus in seinem selbstlehrenden doppelten Buchhalter in der ganzen Einrichtung des Buchs sein Vorgänger gewesen ist. Nur auf die Bearbeitung kommt es an, und da möchte noch wohl manches zu verbessern seyn. Die allgemeinen Grundsätze im ersten Abschnitt des ersten Theils sind richtig und in so fern zureichend, da sie bey mündlichem Unterricht mehr erläutert werden können. Wenn er aber im zweyten Abschnitt, in welchem er von der Beschaffenheit, Einrichtung und dem Gebrauch der verschiednen Handlungsbücher redet, S. 36. sieben Hauptbücher herzählet, und dahin Bilanzbuch, Waarenscontro und Kalkulationsbuch rechnet, so ist dieses wider alle Grundsätze und Regeln. Nicht einmahl das Kassabuch kann aufs strengste genommen ein Hauptbuch genannt werden, viel weniger jene; sie gehören schlechterdings zu den Neben- und Hülfsbüchern — S. 54. Pferdekonto und sofern kein Handel damit getrieben wird, sondern sie entweder zur Bequemlichkeit oder zum Transport der Güter dienen, ist eine überflüssige, man möchte sagen ungereimte Konto. Der Kaufmann kann zwar in Rücksicht auf den Gebrauch in seinem Haushaltungs- oder Handlungsunkostenbuch anmerken, was sie ihm jährlich zu stehen kommen. Aber da die Ausgaben für dieselbe einer von diesen beyden Kontos nothwendig zur Last kommen, so ist es unnütz, davon eine besondre Rubrik zu formiren; noch eine unnützere Weitläuftigkeit ist es, jeden Monat zu berechnen, was man in Ermangelung derselben für Transportirung der Güter würde haben bezahlen müssen, und die Pferdekonto dafür zu kreditiren. S. 90. Das Haushaltungs- und Handlungsunkostenbuch zusammen zu ziehen, möchte wohl keinen Beyfall finden. Was zu Handlungsunkosten ausgegeben wird, notirt gewöhnlich ein Bedienter; was aber der Kaufmann in seiner Haushaltung verwendet, und wozu er die Gelder, die er dazu aus der Casse nimmt, anlegt, wird er selten durch seine Bediente anschreiben lassen, sondern selbst in einem besondern Buch bemerken. — Alle Waaren mit dem Verf. auf eine Generalwaarenkonto zu werfen, und dagegen einen besondern Waarenscontro zu halten, hat viele Schwierigkeiten: Letzteres Buch

ist als Hülfsbuch ungemein nützlich, allein dem ohngeachtet ist es der Ordnung gemäßer, wenigstens denen Waaren, wovon man gewöhnlich Lager hält, ihre Rechnung im Hauptbuch zu geben. Wir konnten unsere Anmerkungen vergrößern, zu Ersparung des Raums lassen wir es aber hierbey bewenden, und setzen nur noch hinzu, daß die practischen Aufgaben sehr dem schon angeführten Berghaus (oder vielleicht Helwing, den Rec. nie gesehen, auch in den Buchläden seines Wohnorts nicht auftreiben können), nachgeahmt sind, wie ein jeder aus Vergleichung beyder Werke finden wird nur ist Berghaus vollständiger wie unser Verf., und daher zum Unterricht besser zu gebrauchen.

Ak.

Encyclopädie der Cameralwissenschaften im eigentlichen Verstande, entworfen von Dr. Karl Gottlieb Rößig, Prof. zu Leipzig, bey Beer. 1792. 8. 232 Seiten und XXIV Seit. Vorrede und Register. 16 gr.

So sehr wir mit Vergnügen bemerken, daß der Verfasser dieses Lehrbuchs in seinen Untersuchungen über Finanzwissenschaft und Polizey seit der Herausgabe seiner diesen Wissenschaften insbesondre gewidmeten Kompendien keinesweges stehen geblieben ist, so wenig fanden wir doch die Grundbegriffe dieser Wissenschaften und ihre Grenzen richtiger als vorher festgesetzt, vielmehr durch die neuen Versuche, beyde zu bestimmen, nur neue Verwirrung und Unordnung veranlaßt. Wir müssen daher die in derselben Rücksicht von mehrern Recensenten früherer Schriften des Verf. geführten Klagen auch hier wiederholen.

Die Staatswissenschaften sind (nach den Vorerinnerungen des Verf.) 1) Allgemeine, nämlich Staatsrecht, welches (S. III.) die Verhältnisse des Regenten gegen das Volk nach Grundsätzen äusserer Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit betrachtet: und Politik, die (S. VI.) sich mit den Verhältnissen des Regenten gegen das Volk, in Absicht auf Ausbildung des Staats, Regierungsform und Ausübung der wesentlichen Magistratsrechte, nach Grundsätzen der Klugheit beschäftigt; 2) Besondre, die einzelne Gegenstände oder ganzen Klassen der-

selben, (dieser Gegenstände nämlich) die zum Zweck des Staats gehören, behandeln. Dahin gehören Eigentliche Staatswirthschaft, welche (S. VII.) die gerechte und kluge Gründung, Erhaltung, Verwaltung und Vermehrung der Fonds, woraus die eigentlichen Staatsbedürfnisse besorgt werden, zum Gegenstand hat. — Eigentliche Kameralwissenschaft die (S. VIII.) mit Gründung, Verwaltung und Vermehrung des Kameralvermögens des Fürsten als Fürsten, und abgesondert von der eigentlichen Staatskasse sich beschäftigt, und — Polizey, in welcher Wissenschaft (S. X.) Gegenstände, die in den Verhältnissen des Regenten zu den Unterthanen, für den Staat wichtig sind, und doch kein Regal ausmachen, oder doch nicht als solches angesehen werden können, betrachtet werden. — Man sieht von selbst, wie sehr es dieser Eintheilung der Staatswissenschaften an logikalischem Grund und an Bestimmtheit fehlt. Offenbar zu enge sind die dem Staatsrecht und der Politik angewiesene Gebiete, da bey beyden die Verhältnisse gegen andre Staaten ganz ausgeschlossen sind. Auch ist der Begriff des Verf. vom Staatsrecht nichts weniger als richtig ausgedrückt. Eine Wissenschaft, die gewisse Verhältnisse nach Grundsätzen äusserer Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit betrachtet, ist dieser letztern Bestimmung wegen noch keine Rechtswissenschaft, die vielmehr mit rechtlichen Verhältnissen zu thun hat. — Am wenigsten wird die Trennung der eigentlichen Staatswirthschaft von der eigentlichen Kameralwissenschaft zu vertheidigen seyn. Die Festsetzung eines Unterschieds zwischen Kameral- und Staatsvermögen, den der Verf. annimmt, gründet sich keinesweges auf die Natur der Sache, sondern nur auf einzelne Verfassungen, die er doch nach wiederholten Aeusserungen, mit Recht, nicht als Regel betrachten will. — Was über den Begriff der Polizey zu erinnern wäre, übergehn wir, und beziehen uns auf das, was in unsrer Bibliothek an mehrern Orten, vorzüglich aber Band. 73. 2. S. 598 fg. und Bd. 87. 2. S. 354 fg. über das Wesen dieser Wissenschaft gesagt worden ist.

Nach diesen Voraussetzungen erwarten ohne Zweifel dem Titel zufolge unsre Leser in dieser Encyclopädie das, was der Verf. eigentliche Kameralwissenschaft nennt, abgehandelt zu sehn. Sie finden aber wirklich mehr, als sie erwarteten; denn auch das beschäftigt hier den Verf., was er eigentliche Staatswirthschaft und Polizey nennt. Wie soll man dieses

Miß-

Mißverhältniß des Titels zu dem Inhalt erklären, wenn der Verf. nicht die äusserste Flüchtigkeit bey Abfassung dieser Bogen eingestehen soll, die auch in manchen seiner Perioden sichtbar wird, wie z. B. S. I. sogleich der Anfang: „Ehe ich zu „der Encyclopädie selbst fortgehe, ist es, wie ich glaube, nicht „zweckwidrig, theils von dem Plane, Begriff und Grenze der „Staatswissenschaften etwas zu bemerken, welchen ich vor„züglich befolgt habe, und welcher von andern in mehrern „Gegenständen abgeht, theils auch etwas ꝛc.“ — S. III. „Man kann im Staat die Verhältnisse des Regenten zu dem „Volk als einen ganzen moralischen Körper betrachten, sowohl „überhaupt, als in Bezug auf jeden einzelnen Unterthanen, in „Absicht auf äussere Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, welche in „der Erfüllung oder Unterlassung der absoluten oder Vertrags„zwangspflichten besteht; dieses gehört fürs allgemeine „Staatsrecht ꝛc.“

Ueber die Behandlung der Wissenschaft selbst können wir dasjenige wiederholen, was die Recensionen der Kompendien des Verf. über Finanz- und Polizeywissenschaft bey diesen gesagt haben, da die Encyclopädie gröstentheils ein gedrängter Auszug von ihnen ist. Man kann mit den vorgetragenen Sätzen sowohl an sich, als in Ansehung ihrer Vollständigkeit und Deutlichkeit wohl zufrieden seyn. Die Finanzwissenschaft des Verf. gab die Sätze zu dem, was hier Kameralwissenschaft heißt. Ein Theil von ihr, vorzüglich die Abhandlung von den Steuern und von der Nutzung einiger wesentlichen Regalien, ist jetzt der Staatswirthschaft einverleibt und die Grundsätze von Staatskredit und den Kreditanstalten, auch klüglicher Wirthschaft mit den Staatsrevenüen beygefügt. In der Polizeywissenschaft ist dem frühern Lehrbuch in Ansehung der Sätze ganz gefolgt und nur ihre Stellung hier und da verändert und, soweit wir finden konnten, verbessert.

Angehängt sind von S. 181 an bis zum Ende mehrere Schemata zur Erläuterung der Sätze von Pachten und Etats. Diese scheinen uns mit der gedrängten Behandlung des Lehrbuchs, in welchem die Sätze blos angedeutet werden, nicht in Verhältniß zu stehen, dagegen wir sie bey einer ausführlichern Behandlung der Kameralwissenschaft nicht überflüssig gefunden haben würden. In einer schicklichern Verbindung können wir auch ihre Brauchbarkeit nicht anders als anerkennen.

Hm.

Historische Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland. Nebst einem Anhang über die zweckmässigste Einrichtung der Gefängnisse und Irrenanstalten, von H. B. Wagnitz, Zweyten Bandes Erste Helfte. Halle, bey Gebauer. 8. 1792. 286 S. ohne Vorr. und 2 Bog. Tabellen. 1 Rk. 8 ℛ.

In derselben Manier, wie in dem ersten Theil, liefert der verdienstvolle Verf. hier die Fortsetzung der Beschreibung der Zuchthäuser, und zwar des zu Augspurg, Braunschweig, Bremen, Cassel, (in einem Anhang von dem dasigen Gefangen-Stock- und Spinnhaus,) Celle, Dessau, Erfurt, Frankfurt am Mayn, Giessen, Gotha, Halberstadt, Halle, Hamburg, Luckau in der Niederlausitz, Ludwigsburg in Würtemberg, Magdeburg, Mannheim, Meiningen, Spandau, Weimar; dann in einem Anhang, Nachricht von einigen Schweizer Zuchthäusern, nämlich zu Zürich, Basel und Bern. Diese Anstalten sind freylich in sehr verschiednen Rücksichten merkwürdig: einige, um ihrer Vorzüge willen und als Muster der Nachahmung: andre dagegen wegen ihrer Fehler. Vorzüglich umständlich sind die Nachrichten von den Zuchthäusern zu Braunschweig, Halle und Hamburg. Von andern Anstalten dieser Art konnte der Verf. nur unvollständige Nachrichten erhalten und überhaupt wurde ihm die Sammlung aller dieser Bemerkungen ausserordentlich schwer. Die zweyte Hälfte dieses Bands soll nun zum Schluß des ganzen Werks die Resultate aus diesen Nachrichten, mit einigen noch zu diesem Gegenstand gehörigen Abhandlungen enthalten, wovon unter andern im ersten Band die Schilderung von Howards Verdiensten um die in Zuchthäusern und Gefängnissen leidende Menschheit und die Nachricht von den diesen Gegenstand behandelnden Schriften genannt wurden, und schon zum voraus eine günstige Erwartung von dieser zweyten Abtheilung erregen.

Ge.

Botanik, Gartenkunst und Forst-wissenschaft.

Bemerkungen auf einer Reise nach Harbke. Ein Beytrag zur Forstwissenschaft und Gartenkunst. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1792. 88 Seiten in 8. 8 gr.

Jeder Liebhaber der Forstwissenschaft und Gartenkunst wird diese Bemerkungen des Herrn geh. Forstraths Hennert mit Vergnügen und Nutzen lesen. Ausser einer kurzen, aber den Meister in der Kunst verrathenden Beschreibung der berühmten Gartenanlagen und Holzanpflanzungen zu Harbke, enthalten diese wenigen Bogen sehr interessante und lehrreiche Nachrichten von denen in den Königl. Preuß. Landen gemachten Holzanpflanzungen; davon die beygefügten Tabellen eine unterrichtende und deutliche Uebersicht gewähren. Am Ende des Werks findet man ein Verzeichniß derjenigen Bäume, Sträucher und fruchtartigen Gewächse, die in den Pflanzungen zu Harbke zu verkaufen sind. Man sieht daraus, wie beträchtlich sich die Anzahl der Gewächse, seit dem Jahr 1783, da Herr Justizrath Hirschfeld in seinem Taschenbuche für Gartenfreunde ein Verzeichniß von den in Harbke zum Verkauf angebotenen Pflanzen einrückte, vermehrt hat. Damals waren derselben nur 68 verschiedene Sorten; gegenwärtig sind sie bis auf 253 vermehrt worden. Auch bringt der Verkauf dieser in Harbke angezogenen fremden Holzarten dem Besitzer eine gute Einnahme. In manchen Jahren soll sich der Ertrag, blos von Lerchen- Weimuthskiefern- Tatarischen Ahorn- und anderm Holzsaamen, über tausend Thaler belaufen.

Von dem Herzogl. Braunschw. Geheimenrath und Leibmedikus Hr. Pott, haben wir, wie Herrn Hennert versichert wurde, ein Werk zu hoffen, worinne eine genaue Nachricht von allen in Harbke befindlichen ausländischen Holzarten nach ihrer jetzigen Größe, Stärke, Alter, und wie sie von Zeit zu Zeit in ihrem Wachsthum zugenommen haben, nebst vielen andern wichtigen Bemerkungen zu finden seyn wird. Wir wünschen, die wirkliche Erscheinung dieses in allem Betracht nütz-

 lichen

lichen und zur Aufklärung in der Holzanpflanzung dienlichen Werks bald ankündigen zu können.

Eb.

Johann Jacob Wallers, Kunst- und Lustgärtners in Stuttgart, praktische Anleitung zur Gartenkunst, oder des schwäbischen Gärtners nützlicher und getreuer Unterricht zu Anlegung und Unterhaltung der Lust- Küchen- und Baumgärten, denen dazu gehörigen Pflanzen und deren Cultur; nebst vielen ökonomischen Anmerkungen, und einem dreyfachen Gartenkalender rc. aus vieljähriger eigener Erfahrung entworfen. Mit drey Kupfertafeln. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. Stuttgart, bey Mezler. 1792. 688 Seiten. 1 Rl. 16 gr.

Die erste Ausgabe dieses Gartenbuchs ist nicht ohne Beyfall aufgenommen worden, und hiezu hat ohne Zweifel vieles beygetragen, daß nicht leicht ein Gewächs, das in den neuern Zeiten ein Gegenstand der Gärtnerey worden ist, darinn vermißt werden wird, und das in den gewöhnlichen Gartenbüchern vergeblich gesucht wurde. Hiezu kam, daß man auch in Privatgärten anfieng, allerley ausländische Holzarten, oft nur in kleinen Anlagen, anzupflanzen, von deren Beschaffenheit und Pflanzungsart man dazumal nur aus großen und kostbaren Werken den nöthigen Unterricht schöpfen konnte; daher dieses wohlfeilere Wallerische Gartenbuch denen desto willkommener war, die eben nicht geneigt waren, viel Geld für ein großes Werk auszugeben. Und noch immer ist es für diejenigen nützlich und brauchbar, welche theils nicht Lust, theils nicht Zeit haben, sich jener grössern Werke zu bedienen.

Man hat übrigens diesem Buch bey seiner ersten Erscheinung nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß der inzwischen verstorbene Verfasser gegen einige verdiente und geschickte Gärtner mancherley sehr beleidigende Ausfälle gethan, auch nirgends angezeigt habe, woher er die Benennungen der Pflanzen genommen habe, ob von Linné oder Miller. Beyden

den Mängeln hat der neue Herausgeber, wie er in der Vorrede sagt, abgeholfen, manches berichtigt, und mehrere Artikel, vornehmlich einiger Blumenpflanzen, beträchtlich vermehrt. Rec. kann also diese neue Ausgabe den Gartenfreunden als ein brauchbares Handbuch empfehlen.

Et.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Beleuchtung der bisherigen, und besonders der Küsterschen Darstellung der Geschichte der Warkotschen Verrätherey gegen den König Friedrich den Zweyten. Grottkau, 1792. 8. 108 Seiten und VIII S. Vorrede. 6 gr.

Ueber diesen bekannten schändlichen Vorfall war schon vorher vielerley gedruckt worden. Das erste war die „zuverläßige Nachricht von dem Freyherrn v. Warkotsch und Franz Schmidt, welche wegen Hochverraths den 11ten May 1762 im Bildniß zu Breslau justificirt worden, Bresl. 4." Hierauf folgte ein Bericht, welchen der, in diese Sache mit verwickelte Jäger, M. Kappel im Jahr 1787 aufgesetzt hatte, und welchen H. Laveaux in Strasburg, französisch übersetzt, in seine vorgebliche Geschichte Friedrich des Zweyten aufnahm, und der aus dieser weiter ins Deutsche übersetzt, in den 7ten Bd. der Regierung Friedrich des Großen, ein Lesebuch, Halle, 1788 und f. 8. eingerückt wurde. Endlich fügte der H. Consistorialrath Küster zu Magdeburg seinem Bruchstück aus dem Campagneleben eines Feldpredigers, Berl. 1790. 8. eine neue Erzählung dieses Vorfalls bey, zu welcher einige Berichtigungen von ihm, in der Berliner Monatsschrift vom October 1790 erschienen, welche Hr. Stille zu Strehlen wieder berichtigte, worauf von dem erstern eine weitläuftige Erzählung von diesem Vorfalle in seinen Lebensrettungen Friedrichs des Zweyten . . . Berl. 1791. 8. erschien, welche aus einer Nachricht von dem erwähnten H. Stille und aus des vorher angeführten Kappels Berichtigungen derselben, so wie aus einem neuen eigenen Berichte von diesem letztern, und aus dem Bericht und

Gutachten des Breslauischen Oberamtes an den König, vom 22ten März 1762 besteht. Auch war der Vorfall noch in dem bekannten Werke von Schlesien, so wie von Denina (obgleich vorsetzlich verstellt und verstümmelt) u. a. m. erzählt worden. In der vorliegenden Schrift tritt ein neuer Berichtiger des H. Küsters, der allerdings nicht sehr pragmatisch bey seiner Behandlung dieses Vorfalls zu Werke gegangen war, auf, und wenn er gleich nichts Neues darüber sagt: so hat er denn doch das Falsche, Unzusammenhängende und Unbedeutende in der Küsterschen Behandlung sehr anschaulich gezeigt, und von S. 41 an, aus dem oberämtlichen Berichte an den König, aus der angeführten, gedruckten, zuverlässigen Nachricht, aus dem Werke von Schlesien und andern Quellen mehr, eine vollständige und zuverlässige Geschichte der Wartotschischen Verrätherey zu liefern gesucht. Die Erzählung der Begebenheiten stimmt mit dem, was der Rec. selbst von dieser Sache weiß, bis auf einige Kleinigkeiten, so ziemlich überein. So brach z. B. der König nicht, wie es S. 45 heißt, den 9ten November so früh von Schönbrun auf, und ließ in der Stille sich nach Strehlen führen, weil er, wie der Vf. sagt, „besorgte, daß die Oesterreicher ihm dahin zuvorkommen möchten; denn mit seinem kleinen Gefolge allein, als worin seine ganze Begleitung der Erzählung nach, von Schönbrunn aus dahin bestanden haben soll, hätte er dieses doch nicht verhindern können; und die brennenden Laternen, welche Kappel ihm vortragen mußte, vertragen auch mit jener Stille sich nicht sonderlich, und sind, wenn man ganz unbemerkt fortkommen will, nicht eben gebräuchlich. Auch war, so viel Rec. weiß, der Verräther nicht, wie unser Verf. S. 55, dem H. Küster nach erzählt, durch den König selbst von den nothwendigen Fouragelieferungen frey gesprochen worden. Dazu war Friedrich der Zweyte wohl zu unpartheyisch; seine entschiedenen Lieblinge oder Freunde hätten ihn um dergleichen, die Lasten Anderer vermehrende, Begünstigungen nicht ansprechen dürfen. Aber, im Vertrauen auf die Freundschaft des H. v. Krusemarck, u. a. m. hatte W. sie unterlassen, und unter allerhand Vorwänden, sich davon loszumachen gesucht. Eben so wenig läßt sich eigentlich sagen, daß das Regiment, bey welchem derjenige Officier stand, welcher den W. entwischen ließ, (S. 70.) im Avancement deswegen gelitten habe. Dieses ist nämlich nur dann der Fall, wann ein Regiment so genannten Einschub erhält. Aber nicht allein alle erledigte Subalternstellen, sondern

dern auch die erledigten Schwadronen wurden aus dem Regiment besetzt; nur der Hr. v. Rabenau, und folglich auch sein Hintermann, wurden nicht zu Majors befördert. Und eben so undeutlich ist es, wenn der Herr Vf. (ebend.) sagt, daß, bey Vorschlägen zu Beförderungen im Regiment, der König lange Zeit geantwortet habe, daß, wofern unter den zum Avancement vorgeschlagenen Hauptleuten derjenige wäre, welcher den W. entwischen lassen, keiner einen Pas avanciren, sondern seinen Abschied haben solle. Denn dieses klingt so, als ob nicht blos der Hr. von Rabenau, sondern, im Fall mehrere mit ihm zugleich wären zu Beförderungen vorgeschlagen worden, auch diese sollten verabschiedet seyn. Allein, es war bey diesen Fällen nur immer die Rede von dem Hrn. v. Rabenau. Ferner hätte der Hr. Vf. zur Vollendung der Geschichte noch hinzu setzen können, daß, nach dem Hubertsburger Frieden, um eben die Zeit, als der Herr von Trenk aus seinem Verhaft losgebeten wurde, von Oesterreichischer Seite, aber indirecte, einige Schritte zur Wiedereinsetzung des Warkotsch geschahen; und daß der König auf die deshalb geschehene Aeusserung, im Gespräche, antwortete: wenn der Wiener Hof erklären will, daß W. durch ihn zu seinem Anschlage veranlaßt worden ist: so soll er sogleich seine Begnadigung erhalten. — Was die Art und Weise anbetrifft, wie der Verf. die Begebenheiten dargestellt und entwickelt hat: so scheint diese ihm nicht ganz gelungen zu seyn. Er sucht z. B. die Quelle der Schandthat des W. in einem gegen den König daraus entstandenem Hasse, daß dieser weder ihm, noch sonst irgend einem Güterbesitzer, eine tyrannische Behandlung der Bauern gestatten wollen. Aber so gegründet das Letztere auch ist, und so gewiß dieser Bösewicht, wie mehrere, obgleich sonst gutgesinnte schlesische Edelleute, ihre Vorrechte und Freyheit durch die preussische Regierung von Schlesien für beeinträchtigt hielten, und diesem zu Folge nicht immer zufrieden waren: so lag der Grund von jenem Vorhaben doch wohl näher in dem Charakter des W. Er war ein ausschweifender und zugleich ehrsüchtiger Mann; er hatte gar keine moralischen Grundsätze, und zugleich viele und lebhafte Wünsche. Er liebte das Vergnügen, und bedurfte, zur Befriedigung desselben, sehr viel. Hiezu kam, daß der lange gedauerte, und in diesem Zeitpunkt unglücklich geführte Krieg eine Menge Beschwerlichkeiten und Drangsale für die Bewohner Schlesiens nach sich zog, und daß er selbst von Jugend auf unter den Oesterreichischen Völkern ge-

dient hatte. Und wer weiß, ob nicht Anträge und Anerbietungen oder große Versprechungen von der feindlichen Seite sich hiemit vereinten? Auf alle Fälle versprach der Bösewicht sich reichliche und ansehnliche Belohnung: was bedarf es, für einen Menschen von solchem Charakter, mehr? Und da wir nichts Bestimmtes über den Ursprung dieses Anschlages in der Seele des W. wissen, so bleibt uns nichts übrig, als an seinen Charakter uns zunächst zu halten. Es muß sogar gänzlich dahin gestellt bleiben, ob nicht irgend ein Oesterreichischer Partheygänger ihm die erste Veranlassung dazu gegeben hat? — — Eben so unrichtig, als, nach des Rec. Ermessen, unser Vf. die Quelle dieses Hochverrathes angiebt: eben so unbedeutend und zwecklos scheint das Philosophiren S. 46 über die Innschrift auf dem Kamine; eine kleine, glückliche Bemerkung in dem Werke über Schlesien ist, unsers Bedünkens, dadurch sehr langweilig commentirt worden. Diese Innschrift, ut cum igne, sic cum regibus, wirkte wahrscheinlicher Weise auf den W. nicht anders, als wie alles wirkt, was wir täglich sehen; das heißt, wir denken uns eigentlich nichts mehr dabey. — Doch wir enthalten uns mehrerer Bemerkungen über die Art, wie der Hr. Verf. seinen Gegenstand ausgeführt hat; genug, daß die Leser hier die bis jetzt von dieser Begebenheit bekannten Umstände, im Ganzen, richtig beysammen finden. Was aber, unsers Bedünkens, bey der Sache noch bemerkt zu werden verdient, ist das Benehmen Friedrich des Zweyten. Seine erste Frage an Kappel war: „wodurch Er (der König) dieses an seinem Herrn (dem W.) verdient habe?“ Schwerlich dürften die gewöhnlichen Könige nur den Gedanken gehabt haben, daß sie so etwas verdienen könnten; sie würden dadurch aufgebracht werden, nicht, wie diese Frage es beweist, darüber bekümmert gewesen seyn. Und wenn man zugleich die Gefahr, in welcher jener Fürst sich bey dieser Gelegenheit befand, die Schändlichkeit des Unternehmens, und die Erbitterung, welche dasselbe, von Seiten des Feindes voraus setzt, in Erwägung zieht: so kann man der innigsten Theilnehmung für ihn sich nicht erwehren. Auch rechtfertigt diese Begebenheit zum Theil das Mistrauen oder die Geringschätzung, welche Er gegen das menschliche Geschlecht überhaupt gehabt haben soll. Warkotsch war nicht blos sein Vasall, sondern er war auch öfterer — sein Tischgenosse gewesen; der König war ihm gleichsam mit Höflichkeit zuvorgekommen! Zwar sind auch andre Fürsten von ihren Lieblingen verrathen worden, ohne daß solche

che Verrätherereyen dergleichen Wirkungen hervor gebracht haben; aber es frägt sich, welchen Eindruck sie auf eine Seele voller Kraft und auf einen nachdenkenden Geist machen müssen? — —

Noch ein Wort von dem Jäger Kappel, welcher in dieser Geschichte eine so wichtige Rolle spielt. Was unser Herr Vf. über den Charakter desselben sagt, scheint dem Rec., welcher diesen Menschen gekannt hat, sehr wahr und richtig. Aber desto mehr hat es ihn verwundert, daß der Herr Verf. sich bey dieser Gelegenheit (S. 99.) desjenigen anzunehmen scheint, was in den Briefen eines (sogenannten) alten Preussischen Officiers darüber gesagt wird. Dieser hatte (S. 45) erzählt, daß Kappel von Almosen leben müsse. Da es im Preussischen und denjenigen, welche um die Geschichte Friedrichs sich ein wenig genau bekümmert hatten, so ziemlich allgemein bekannt war, daß Kappel eine Versorgung erhalten hatte: so erklärte der Feldprediger in seinen, gegen jene gerichteten Briefen sich diese Erzählung dadurch, daß der alte Officier einen falschen Kappel, der, wie der Rec. aus eigener Erfahrung weiß, vor ohngefähr acht bis neun Jahren, in Deutschland, besonders in Sachsen, herumbettelte, für den wahren gehalten haben müsse; und mit dieser Erklärung hätte der Officier immer zufrieden seyn können. Unser Verf. aber scheint, wie gedacht, jene Erzählung in Schutz zu nehmen, weil er mehrere Beweise von Kappels Unzufriedenheit anzuführen weiß, und es also nicht unwahrscheinlich findet, daß dieser auch gegen andre geklagt haben könne. Allein der alte Officier sprach nicht von Kappels Klagen, sondern sagte, „es sey weltkundig, daß derselbe von Almosen leben müsse.“ Dieses sind denn doch ein Paar sehr, sehr verschiedene Dinge! Und was wohl zu merken ist, jener Officier führte das Geschick des Kappel als einen Beweis von der Undankbarkeit des Königes an. Unser H. Vf. hätte also wohl gethan, wenn er etwas genauer jene Erzählung des Officiers mit der Begebenheit selbst verglichen hätte. Er, welcher Kappels Lage kennt, und seinen Charakter so richtig beurtheilt, hätte dann zuerst der Behauptung des Officiers widersprechen müssen. Oder hat er etwan die Briefe desselben nicht gelesen? dann hätte er aber sich des Urtheils über die Nachrichten darin enthalten sollen. Auch würde er schon aus einem aufmerksamen Lesen der Briefe des Feldpredigers haben sehen können, daß nicht sowohl von Kappels Charakter, als von dem Schicksale desselben, und von dem Betragen des

Köni-

Königes gegen ihn, die Rede in diesem Streite war. Wenn dieser Mensch in diesen Briefen ein treuer, rechtschaffener Mann genannt wird: so heißt er dieses sichtlich nur in Beziehung auf die Entdeckung der Verrätherey des W., und der Feldprediger äussert nirgends, daß er ihn persönlich oder seine Denkart kenne; er behauptet nur, daß derjenige, welcher, der Erzählung des Officiers zu Folge, von Almosen lebe, nicht jener seyn könne, weil dieser versorgt sey.

P. g.

Gründliche Geschichte der Türken und ihrer mit den morgenländischen, deutschen, russischen Kaisern und andern christlichen Mächten geführten Kriege. Aus dem Italiänischen des Abts Becattini. Mit berichtigenden Anmerkungen. Erster Band. Leipzig, bey Büschels Wittwe. 1792. XVI Seiten und 539. 8. 1 Rk. 8 gr.

Das Lob, das dieser Geschichte, die sich blos auf die kriegerischen Unternehmungen der Türken einschränkt, in der Allg. Literat. Zeitung gegeben ist, bewog Herrn J. G. Büschel sie deutsch herauszugeben. Der erste Band geht bis an das Jahr 1623 und es werden ihm die übrigen bald nachfolgen. Der deutsche Leser kann sich nun überzeugen, daß jenes Lob nicht ungegründet war, und er wird sich freuen, daß der Uebersetzung ein Mann sich unterzogen hat, der nicht allein die dazu erforderlichen Sprachkenntnisse besaß, sondern durch Anmerkungen das Original berichtigen konnte. Es ist dies an vielen Stellen geschehen, wo man sich bisweilen über die Flüchtigkeit des Italiäners wundern muß. S. 2. Z. 11. Seleuciden hätte verbessert werden sollen in Seldschukiden, oder, wie die Ausländer zu schreiben pflegen, Seljuciden. Jeder Anfänger in der Geschichte weiß den Unterschied dieser Regenten. S. 7. Z. 24. Hellespont oder dem See von Marmora ist ohne Berichtigung geblieben. Letzterer hieß bey den Alten Propontis. S. 67 scheint uns das von dem Uebers. kritisirte Lob, das der Verf. dem Reisenden Marco Polo ertheilet, gegründet, und nicht zur Unzeit gegeben zu seyn. Doch wir hören auf, dergleichen Kleinigkeiten mehr anzumerken.

Dr.

Briefe

Romane.

Briefe einer Sonnenpriesterinn. Gera, bey Rothe. 1792. 174 S. 8. 12 gr.

Zili, eine Sonnenpriesterinn in Peru, wird bey einem Ueberfall mit fortgeschleppt, gerade als sie mit einem peruanischen Prinzen Aza vermählt werden soll. (?) Auch der geliebte Aza wird gefangen und fortgeführt, beyde wissen von ihrem wechselseitigen Schicksale nichts, indessen schreiben sie sich doch mit Hülfe des Verf. die zärtlichsten herzbrechendsten Briefe. Freylich trennen Meere sie, und sie werden in harter Gefangenschaft gehalten und wissen nicht, wie sie ihre Liebesbriefe einander in die Hände bringen sollen; allein geschrieben mußten die Briefe einmal werden, denn der Verf. wollte ja ein Buch daraus machen, und der wird dann auch wohl dafür sorgen, daß die Briefe an die Behörde kommen. Zili wird an einen Franzosen Dederwill verkauft, der sie, wie leicht zu erachten, für sein baares Geld dazu brauchen will, wozu wohl eher ein schönes Mädchen, das mit baarem Gelde erkauft war, gebraucht worden ist. Sie stürzt sich aus Mismuth vom Schiffe ins Meer, wird aber gerettet, worüber sie à la Werther gar erbaulich räsonnirt. Sie findet in Dederwill einen braven Mann, lernt bey ihm lesen und schreiben, (nun erst? nachdem sie schon mehrere Bogen voll der zärtlichsten Klagen an ihren lieben Aza geschrieben hatte? Mendacem oportet esse memorem.) Sie kommt nach Frankreich, wo sie freylich gar viele ihr fremde Gegenstände findet und sich über manches nicht genug wundern kann. (Ein abgenutzter Romanen-Coup, den der Verf. nicht einmal gehörig benutzt! Seine Zili soll naive Beschreibungen von solchen ihr neuen Gegenständen geben, aber Naiveté ist nicht des Vf. glänzende Seite, und eine affectirte verballhornte Naiveté ist ein erbärmliches Wischiwaschi.) Dederwills Mutter sieht sie, wie natürlich, für die Mätresse ihres Sohnes an, wofür sie auch jeder, der gesunde Augen hat, ansehen mußte. Zili nimmt dieß aber sehr schief und höchst übel. Dederwills Mutter, die ihren Sohn gern verheyrathen will, findet diese Zili ihrem Plane hinderlich, sie schafft sie also ins Kloster. In allen diesen Situationen wird die Korrespondenz mit Aza immer fleißig fortgesetzt, gerade als ob von Paris nach Peru, oder wo etwa der geliebte Aza

stecken mag, wöchentlich ein Paar reitende oder fahrende Posten giengen! Aza erhält indessen, der Verf. mag am besten wissen, durch welchen Postboten, die Briefe richtig, und wird auf Deterville eifersüchtig.

Eine Herzogin, was für eine, erfahren wir nicht, macht indessen Aza frey; aber sie hat sich in die peruanische königliche Hoheit verliebt und will für ihre Ranzionsgelder wieder geliebt seyn. Obgleich nun Aza etwas Zweydeutiges in der Zili Briefen in puncto der Treue gefunden haben will, und es ihm Kampf kostet, sie noch für unschuldig zu halten, so denkt er doch am Ende das Beste von ihr, vermuthlich nach dem Spruche: de absentibus et mortuis nil nisi bene. Er bleibt ihr, trotz aller Machinationen, Cabalen und ziemlich plumpen Dreistigkeiten der verliebten Herzogin, dennoch treu. Die Herzogin sucht endlich ihn und Zili zu vergiften. Man kann leicht denken, zu welchen herzbrechenden Briefen die Entdeckung dieser Vergiftung Anlaß giebt. Endlich, (denn Rec. ist müde, den verliebten Abentheurern weiter nachzulaufen,) führt sie der Verf., weil doch jeder Topf seinen Deckel finden muß, wieder, man weiß nicht wie, zu einander, sie gehen nach Peru, und sind überschwenglich in ihrem wechselseitigen Besitz und Genuß glücklich.

Dies ist der Gang eines höchst faden, in langweiligen Briefen verfaßten Romans, wo statt der Sonnenpriesterinn und des peruanischen Prinzen, ohne Beleidigung und Anstoß gegen die historische Kunst, eben so gut und besser ein empfindsamer Student und ein empfindelndes Fräulein oder Mädchen hätte gebraucht werden können. Denn was die Sonnenpriesterinn dabey soll, sehen wir nicht ein. Alles ist so ganz alltäglich, die Sprache und die Empfindungen der beyden Liebenden sind so gut europäisch, als in tausend andern sogenannten deutschen Original-Romanen. Aber der Titel sollte locken, und so ward aus einem gewöhnlichen Mädchen eine Sonnenpriesterin geschaffen. Der Verf. läßt seine beyden Liebenden so überspannte Ideen von Liebe und geliebt seyn, auskramen, wie sie etwa in den Zeiten des Wertherschen Fiebers und der Siegwartschen Wuth, Mode waren. An dergleichen schaalen Liebesmährchen und bis zum Eckel abgenutzten verliebten Gewäsche und leeren Declamationen haben wir schon zu oft Sinn und Geschmack fürs Gute verderben sehen, als daß wir auch nur das Geringste mit gutem Gewissen dazu beytragen könnten,

der-

dergleichen Bücher durch Empfehlung in Umlauf und Vertrieb zu bringen. Es kommt dazu, daß man auch Phrasen wie folgende mit lesen muß: „Mein Leben schien durch jede Schweißlücke zu entrinnen.“ Nun! Romane müssen seyn, so wie ja Aergerniß seyn muß; aber wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!

D.

Erzählungen aus der Urwelt. Erster Band. Wittenberg, bey Kühne, 1792. 220 Seiten mit Kupfern. 16 gr.

In der Zuschrift an Freund K** und sein Mädchen (des Freundes nämlich) rechnet ihnen der Vf. diese Erzählungen als ein Geschenk an, welches die glücklichsten seiner Stunden, die zufriedensten seines Lebens hervorgebracht hätten! ! — Vermuthlich will er denjenigen Zustand darunter verstanden wissen, den man Schlaf nennt, und sodann würden die Erzählungen selbst das Resultat davon, nämlich Traumbilder, seyn; denn daß ihm wachend eine so buntscheckige Reihe von Hirngespinnsten vorüber gewandelt haben sollte, will Rec. nicht hoffen!

Aus so manchem Dutzend Ritter-Romane, die den Verf. den Tag über beschäftigen mögen, hat solcher also den hundertsten zusammen geträumt. Ueberall die nämlichen Bestandtheile, die nämliche Sprachverderberey, und vor allen Dingen dieselbe Fieberhitze, womit ein dergleichen Schriftsteller nur nach den Abentheuern jagt, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, ob solche wahrscheinlich, und in der Ordnung, worin er sie aufstellt, auch nur denkbar seyn können. Ein solcher Fabrikant sudelt für die leider! so zahlreiche Classe von Lesern, die, zur Schande des Menschenverstandes, noch immer ihre Einbildungskraft, gleich viel womit, berauscht haben wollen; und diesen kindischen Kitzel wird auch unser Romanenkoch ihnen so gut als irgend ein anderer befriedigen.

Die erste und längste Erzählung hat zur Ueberschrift: Pfaffentrug und Weiberlist, und enthält nichts, als was Bücher gleichen Schlages uns schon unzähligmal aufgetischt haben. Blos die Auflösung des Knotens scheint, so viel Rec. in der Eile sich entsinnen kann, dem Vf. eigen zu seyn. Nachdem

dem er nämlich mit ungeheuerm Aufwande von Abentheuern eine Menge Verwandte und Herzensfreunde endlich zusammengebracht hat, geräth er auf den tollen Einfall, die ganze Gesellschaft bey einem Freudenmahle zu vergiften. Nicht genug damit! der einzig übergebliebne Waffenknecht Diebold „ließ einen großen Leichenstein auf die Grabstätte so vieler Edlen legen. Der Stein war weiß. Da dachte Diebold, er möchte den nächtlichen Wandrer erschrecken. Er beschloß ihn „zu färben, und färbte ihn — — mit seinem Blute! !"

Mit Blut hätte sich die erste Erzählung geendigt, und nichts besseres prophezeiht die Aufschrift der zweyten: der blutige Helmbusch. Hier war jedoch das Beywort ganz überflüssig; beym Lichte besehen, Subject sowohl als Prädicat. Es ist nämlich von einem getödteten Ritter die Rede; ein Unschuldiger wird für den Mörder gehalten, und soll eben mit dem Leben dafür büßen, als der wahre Thäter noch zu rechter Zeit entdeckt wird; nicht aber in eigner Person, sondern nur durch Angabe eines Dritten, der den mit Blut besudelten Helm des Erschlagnen herbeybringt, und zugleich aussagt, wer der Thäter gewesen. — Allein was kümmern unsre Scribler sich um den Titel? Wer sollte nicht glauben, daß alle diese Scenen zum wenigsten vor Hermanns Zeit vorgefallen wären; da doch die Urwelt dieses Romanenschmieds, laut eigner Angabe der darinn gewechselten Briefe, erst gegen Ende des XIVten Seculi zu suchen ist. Daß in der Sprache zugleich neologisirt und archaisirt wird, kann man sich vorstellen. Hier wird der Tod, alias Knöchler bey diesen Herren, der Holzmeyer titulirt. An heillosen, unsre Sprache immer ärger radbrechenden Inversionen ist eben so wenig Mangel. Wie dem guten Geschmack in den folgenden Bänden mitgespielt werden wird, muß die Zeit lehren! D.

Thalheim von Regensburg, eine Sage aus dem dreyzehnten Jahrhundert. Dritter Theil. Wien, bey Stahel. 1792. 13 Bogen. 8. 18 Kr.

Wohl uns, daß doch nun mit diesem Theile dies Werk zu Ende ist! der Verf. hat keine Mühe gespart, die an sich schon unbedeutende Geschichte, durch seinen schleppenden Styl und eine unreine Schreibart, noch langweiliger zu machen.

Pk.

Wie-

Weltweisheit.

Fragmentarische Versuche über verschiedene Gegenstände der speculativen und praktischen Philosophie. Erstes Stück. Von Johann Heinrich Pirner, der Rechte und Weltweisheit Doctor und ordentlicher (m) Professor der Rechte auf der Akademie zu Frankfurt an der Oder. Berlin und Frankfurt an der Oder, bey Kunze. 1792. 194 Seiten in 8. 12 gr.

Der Zweck und die Absicht dieser fragmentarischen Versuche
wird in der Vorrede vom Verf. also angegeben. „So groß
„mein Bemühen auch ist, mich immer mehr zu einem tüchti-
„gen akademischen Docenten zu bilden, und nach meinen Kräf-
„ten in dem Lehrstande zu wirken, dem ich mich einmal ge-
„widmet habe, um der besondern Reflection meiner ge-
„neigten Obern und des so sehr gütigen Beyfalls mei-
„ner Zuhörer ferner mich würdig zu zeigen; so halte ich es
„doch für Pflicht gegen mich selbst, dem so verzeihlichen Wun-
„sche jedes akademischen Docenten die Hand zu bieten, weiter
„als in Frankfurts Mauern, und in den Wänden meines Au-
„ditorii bekannt zu werden; und mein Bemühen allein nicht
„unmittelbar für das Cathederleben einzuschränken. Ich bin
„daher gesonnen, einen Theil der Muse, so mir die treue Er-
„füllung meines Lehramtes gönnt, schriftstellerischen Arbeiten
„zu widmen. Zu diesen habe ich mir durch Bearbeitung so
„mancher Gegenstände der Philosophie und des Rechts, durch
„aufgesetzte Resultate meines eigenen Nachdenkens über die-
„sen und jenen Punkt, schon ansehnlichen Vorrath gesammelt;
„so, daß bey vielen Aufsätzen nur noch die Feile und genauere
„Durchsicht nöthig ist. Mit diesen Produkten trete ich hier
„auf, und da ich mich theils zu schwach fühle, etwas Größe-
„res als ein mehr vollkommnes Ganze jetzt zu liefern, auch
„das Catheder nie als Nebensache meines Amts ansehen könn-
„te (welches auch wohl kein patriotisch gesinnter Lehrer, habe
„er auch eine noch so große fixe Besoldung, je thun wird), so
„giebt meine schuldige Bescheidenheit diesen Erstlingen meiner
„Schriftstellerarbeiten den Titel als bloßer Versuche und
„bloßer Bruchstücke. In diesen Fragmenten werde ich

„Philosophie zum Hauptaugenmerk machen, es ist mal (einmal) „das Nebenher, — wie es Musäus in seinen Reisen „nennt, so mich von jeher vorzüglich interessirt hat, und dem „ich mich so gern gewidmet (habe). Da ich Recht der Na„tur, Gesetzgebung, besonders des peinlichen Rechts, ganz zur „Philosophie rechne: so werde ich aus diesen, die Menschheit „so nahe angehenden, Theilen der Wissenschaften sehr öfters „einige Theorien bearbeitet liefern. Auch Recensionen über „neuere Bücher und kleinere Schriften werde ich mit Beschei„denheit und nach impartheyischer subjektiver Ueberzeugung „zuweilen mir erlauben, und Biographieen großer um Wissen„schaften verdienter Männer mit einmischen. Ob ich meinen „Wunsch, auf eine nicht nachtheilige Art bekannter zu „werden, durch diese Fragmente erreichen werde, wird und „muß die Zukunft — bey den weitern Stücken — lehren."

Diese Vorrede bedarf wohl weiter keines Kommentars, und unsere Leser werden aus derselben schon sattsam ersehen, was sie sich eigentlich von diesen fragmentarischen Versuchen zu versprechen haben.

Das vor uns liegende erste Stück enthält a) eine versuchte Darstellung und Erläuterung der Reinholdschen neuen Theorie des Vorstellungsvermögens, und b) eine Anzeige der Vorlesungen des Verf. im vergangenen Winter-Cursu, nebst einigen Gedanken über die zu lehrende (n) Wissenschaften selbst.

In Ansehung der ersten dieser Abhandlungen sagt der V., er werde es für das größte Lob halten, wenn man nur von ihm urtheile, daß er Reinholds Lehren verstanden habe. Dies ist wirklich ein überaus bescheidenes Verlangen, und es mag wohl selten ein Schriftsteller in Ansehung des ersten seiner Produkte eine so geringe Prätension gemacht haben. Rec. meynt jedoch, daß es eben nicht ein besonderes Lob ausmache, wenn man von dem Kommentator eines philosophischen Systems und einer wissenschaftlichen Theorie weiter nichts sagen kann, als er habe dasjenige, worüber er schrieb, verstanden. Denn dies ist doch das Geringste, was man von ihm nur erwarten kann, und wer ein System nicht versteht, soll auch darüber nichts schreiben. Auch gehört ja Herr Reinhold zu denjenigen philosophischen Schriftstellern, die überaus faßlich und deutlich schreiben, und auf die Bestimmtheit ihrer

Aus-

Ausdrücke sehr viel Fleiß verwenden. Rec. sieht daher auch deswegen nicht ein, wie ein akademischer Lehrer der Philosophie darauf im geringsten stolz seyn könne, daß er die Reinholdischen Schriften verstanden hat. Wenn inzwischen zum Verstehen einer philosophischen Theorie dieses erforderlich ist, daß man in den Geist derselben eingedrungen sey, die Principien derselben genau anzugeben wisse, die Folgen derselben vollständig übersehe, das Unterscheidende derselben angeben könne, und alle Einwendungen, die gegen die Richtigkeit ihrer Principien und Resultate möglich sind und Statt finden, auf eine befriedigende Art aufzulösen im Stande sey; so müssen wir gestehen, daß Herr P. die Reinholdische Theorie des Vorstellungsvermögens auch nicht im geringsten verstanden habe. Alles, was er nämlich darüber zu sagen weiß, ist nichts weiter, als bloße kurze Wiederholung dessen, was man in den Reinholdischen Schriften weit vollständiger, bestimmter und richtiger angegeben finden kann. Nirgends führt er seine Leser in den Untersuchungen über das Vorstellen des menschlichen Gemüths weiter, als wie sie durch das eigene Lesen der Reinholdischen Schriften schon gebracht werden können, und steigt ihm ja einmal ein bedeutender Zweifel gegen die Richtigkeit dessen auf, was in der Theorie des Vorstellungsvermögens gesagt worden ist (wie z. B. S. 45 und 46. wo ganz richtig bemerkt wird, daß eine Vorstellung nie als Gattung, sondern nur als etwas Individuelles in uns wirklich sey, und daß der Begriff der Vorstellung, welcher der Reinholdischen Elementar-Philosophie zum Grunde liegt, aus Abstraktion entstanden sey); so macht er doch weiter keinen Gebrauch und keine Anwendung von demselben, und nimmt seine Vernunft gleich wieder unter den Glauben an die Reinholdische Unfehlbarkeit gefangen.

In der Anzeige seiner Vorlesungen erzählt der Verfasser zuvörderst, daß er habe ein Programm schreiben, und darin die Art, wie er Wissenschaften lehre, angeben wollen, daß er lange krank gewesen, und sehr frühzeitig Professor geworden sey. Hierauf werden die Wissenschaften angegeben, die er lehren will, und dieselben ihres bekannten Nutzens wegen den Studenten in Frankfurt empfohlen.

Wb.

Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde, herausgegeben von Karl Philipp Moritz und Salomon Maimon. Neunten Bandes drittes Stück. Berlin, bey Mylius. 1792. in 8. 126 Seiten. 10 gr.

Voran geht eine Einleitung zur neuen Revision dieses Magazins, von Herrn S. Maimon, worin die Leser benachrichtigt werden, daß Herrn Prof. Schmids empirische Psychologie ins Künftige bey diesem Magazin soll zum Grunde gelegt werden, weil doch in Bearbeitung jeder Wissenschaft allemal irgend ein System angenommen werden muß, sowohl die Erlernung zu erleichtern als auch die Erfindung zu befördern. Vorjetzt wird der Anfang damit gemacht, einzelne Sätze dieses Buchs zu berichtigen; worinn uns aber nicht überall der Vf. mit erwünschtem Glücke scheint verfahren zu haben. Gegen die dort gegebene Erklärung des Bewußtseyns und der Vorstellung wird anfangs mit Grund erinnert, daß das Bewußtseyn nicht in einem würklichen Beziehen oder Bezogenwerden einer Vorstellung auf ihr Objekt und Subjekt bestehen kann, weil dies nicht ein; sondern fünferley Bewußtseyn ausmacht, Bewußtseyn vom Objekte, Bewußtseyn vom Subjekte, Bewußtseyn von der Vorstellung, Bewußtseyn von dem Beziehen überhaupt, und Bewußtseyn von der besondern Art des Beziehens. Er selbst giebt dagegen folgende allerdings treffendere, jedoch nicht genung bestimmte Erklärung einer Vorstellung; sie ist dasjenige, das sich, als Theil eines Ganzen, oder einer Synthesis, (in der Apperception) als Merkmahl auf dasselbe bezieht. Diese Erklärung hat theils beträchtliche Dunkelheit; denn soll die Vorstellung sich auf das vorgestellte, als Theil und als Merkmal gänzlich beziehen? oder soll, was in einer Rücksicht Theil ist, in einer andern als Merkmal angenommen werden? theils enthält sie auch Unrichtigkeit; denn nicht jeder Theil des Vorgestellten ist Merkmal der Vorstellung, die Hand z. B. kann nicht zur Vorstellung des Menschen dienen. Der Verf. geht noch weiter, er leugnet, daß die Beziehung der Vorstellung auf Subjekt und Objekt ursprünglich ist, und behauptet, sie entstehe erst durch eine psychologische Täuschung auf folgende Art: aus der Gewohnheit, jede Wahrnehmung auf andere Wahrnehmungen durch den Begriff der Koexistenz zu beziehn, entsteht diese transcendente Neigung der Einbil-

bildungskraft, eine jede Wahrnehmung auf ein Etwas überhaupt zu beziehn. Ich habe z. B. immer wahrgenommen, daß die gelbe Farbe entweder mit der vorzüglichen Schwere, der Härte und Dichtigkeit im Golde, oder mit der Zähigkeit und Weiche des Wachses, oder sonst einer Eigenschaft koexistirt. Ich mache daher diesen Erfahrungssatz nicht nur allgemein, sondern auch transcendent, die gelbe Farbe muß einem nicht nur unbestimmtem, sondern unbestimmbarem Etwas gehören. Auf diese Art entsteht die fingirte Idee von einem Objekte ausser dem Denkungsvermögen. So bald die Vernunft diese Täuschung entdeckt hat, muß auch diese Theorie wegfallen. Dem steht aber entgegen, daß was nichts vorstellt, gar nicht verstellt, mithin jede Vorstellung nothwendig eine Beziehung auf etwas enthalten muß, das nicht sie selbst ist; steht entgegen, daß diese Herleitung der Täuschung zu weit ist; denn wenn die Koexistenz allein Quelle der Beziehung ist, warum machen wir nicht den Fluß zur Vorstellung des Berges, der beständig daran liegt? warum machen wir das Portrait eines Menschen zur Vorstellung dieses Menschen, das doch nicht allemal mit ihm koexistirt? der Verf. erklärt höchstens, warum wir gewisse Qualitäten auf Subjekte beziehen, aber nicht, warum wir Bilder, Gemälde, die wir doch nicht als Qualitäten betrachten, auf ganz von hier gesonderte Gegenstände beziehen. Es folgen zwey Briefe von Taubstummen, bey welchen wir das Eigne des Ideenganges, welches der Herausgeber homerisch nennt, näher bemerkt wünschten, da es uns nicht geglückt hat, es aufzufinden. Der dritte Aufsatz betrifft die Möglichkeit einer Charakterzeichnung aus der Handschrift. Den allgemein hier aufgestellten Satz, daß die Handschrift Merkmale des Charakters vom Schreiber an sich trägt, stellen wir nicht in Abrede, und gestehn dem Verf. gern zu, dies in gutes Licht gesetzt zu haben; ob aber dies allemal so kenntlich und hervorstechend ist, daß dieser Charakter ganz bestimmt, und vollständig daraus könne abgenommen und mit aller erforderlichen Zuverlässigkeit abgenommen werden, daran haben wir noch manchen Zweifel. Wenn man aufs Einzelne kommen, und die jedem Charakter eigne Art zu schreiben durch Zeichnungen bestimmen wird, dann erst wird sich hierüber mehreres sagen lassen. Die folgende Geschichte eines Trübsinnigen oder eigentlicher wohl eines Wahnsinnigen, scheint uns das Sonderbare nicht zu enthalten, was die Ueberschrift angiebt. Daß ein heftig Verliebter, dem Hindernisse entgegen gestellt werden, Mißtrauen

 gegen

gegen alle Menschen faßt, daß er, der an sich einige Talente bemerkt, und darauf großen Werth setzt, nachdem er in überspanntem Studiren seine Kräfte erschöpft hat, sich einbildet, ein vornehmer Mann zu seyn, und am Ende zu einer ganz andern Person sich umschafft, das alles liegt ganz im gewöhnlichen Gleise der Verrückungen. Es folgt ein Schreiben vom Hrn. Obereit an Herrn S. Maimon, worin dieser anmerkenswerth findet, daß Obereits sonderbarer Styl nicht aus Schwärmerey, sondern aus der Erhabenheit des Gegenstandes, und einer Fülle der Gedanken quillt, die keinen dieser Größe angemessenen Ausdruck findet. Wir wenigstens möchten das nicht behaupten, den nämlichen Styl hat Hr. Obereit immer, und bey sehr verschiedenen Gegenständen gehabt; und hier besonders können wir die Erhabenheit des Gegenstandes nicht auffinden. Das ganze Schreiben geht am Ende dahinaus, daß die Cabbalistischen Sephirothen und die Kantischen Kategorieen Eins sind, daß also die uralte Weisheit des Orients, und die neue Metaphysik des Occidents im Grunde auf Eins abzielen. In dem darauf folgenden Antwortsschreiben wird dieser Gedanke mit Recht als unbrauchbar verworfen, und Herr Obereit auf die Simplicität unsrer neuern Philosophie zurück gewiesen. Die Erfahrung über das Gedächtniß hat nicht die erforderliche Deutlichkeit, weil die Stelle dieses Magazins, worauf sie sich bezieht, nicht vollständig angezogen ist. Es folgen zwey merkwürdige Träume, die fast pünktlich in Erfüllung giengen, aber darum kein würkliches Divinations-Vermögen beweisen, weil unter zahllosen Träumen der Zufall leicht zweyen einmal Erfüllung verschaffen kann. Zu mehrerer Belehrung hätte angemerkt werden müssen, ob ihr Urheber öfteren Träumen unterworfen ist? ob er nicht unzählige Male unerfüllte Träume gehabt hat? ob er nicht gewöhnlich von unangenehmen Dingen träumet? Den Beschluß macht die Herstellung eines Melancholischen, der durch gütige Behandlung, und Gewinnung seines Zutrauens allmählig in die Bahn des richtigen Urtheils wieder eingelenkt ward; doch nicht ohne Beyhülfe der erforderlichen Heilmittel für den Körper.

Ai.

Mathematik.

Fr. L. v. Cancrin — einzelne Bauschriften. Erster Theil, welcher von dem Bau der Pottaschensiederenen, Bierbrauerenen, Teiche, Röhrbrunnen und Fruchtmagazinen handelt. Mit acht Kupfertafeln. Zwenter Theil, welcher von dem Bau der deutschen Bauerhöfe, Weiler und Dörfer, dann aber auch der Anlage und dem Bau der neuen, ja der Verbesserung der alten Städte handelt. Mit acht Kupfertafeln. Frankfurt, im Verlag der Hermannischen Buchhandlung. 1791 und 92. 2 Alph. 7 Bogen. 8. 3 Rk.

Der Titel zeigt schon zur Genüge, was man in diesem neuen Werk des Vf. zu suchen hat, und jede Abhandlung ist so eingerichtet, daß sie auch einzeln verkauft werden kann. Die Kupfer sind deutlich gezeichnet und vollständig erklärt, so daß denen, die diese Schriften nutzen wollen, nichts unverständlich bleiben kann. Die Angaben und Einrichtung der Bauproducte sind auf richtige Grundsätze gegründet, die Regeln und Vorschriften brauchbar und mit praktischen Anmerkungen begleitet. In der ersten Abhandlung findet man besonders die Anlagen von eingemauerten Wärmekesseln, der Sied- und Laugenpfannen, und der Calciniröfen auf eine Feuerung von Torf- oder Steinkohlen eingerichtet, auch in einem Grundriß die bequemste Disposition aller zu einer Siederey gehörigen Theile. In der zweyten ist vorzüglich eine zur Holzersparung eingerichtete Malzdarre zu bemerken, und in Grundrissen, Aufriß und Durchschnitt gezeiget, wie ein Gebäude, das allein zur Bierbrauerey bestimmt ist, am zweckdienlichsten einzurichten. In der dritten zeichnet sich vorzüglich die Beschreibung der Dämme nud der in ihnen angebrachten Striegelschächte zur gänzlichen Ablassung der Teiche, aus, dessen Bau umständlich angegeben ist. In der vierten Abhandlung ist die Anlegung der Brunnenkammern zu beachten. In Absicht des Materials der Röhren giebt der Verf. den in Leim gegoßenen eisernen Röhren vor allen den Vorzug, wenn man nicht auf das erste aufzuwendende freylich hohe Capital Rücksicht zu nehmen hat.

In der letzten Abhandlung des ersten Theils endlich wird den steinernen Magazinen mit Recht der Vorzug gegeben. Uebrigens gründet sich die Einrichtung in Absicht der Vertilgung des Kornwurms auf eben die Grundsätze, die schon Dinglinger in seinem Entwurf 1768 vorgeschlagen, und in einem Riß gezeiget hat, etwa noch die Einrichtung des Dachs, den Zug anlangend, dem Rec. zweckdienlicher zu seyn scheint. Auch glaubt er, daß die von Hrn. von C. in seinem Plan angebrachten Stuben für den Verwalter ꝛc. füglich wegbleiben können, weil sie bey einem jeden Magazin wenigstens, nicht so nothwendig sind, und doch der Schornsteine wegen theils die Kosten sehr erhöhen, und den Raum verengen, theils immer noch einige Besorgnisse für Feuer erregen. In der ersten Abhandlung des zweyten Theils sind erst Regeln gegeben, wobey doch die grosse Weitläuftigkeit hätte vermieden werden, und das ganze Capitel von der Schönheit ohne Schaden wegbleiben können. Dann folgt ein Entwurf für ein Bauernhaus, das nach dem Verf. zweystockig seyn, die Thür immer in der langen Seite haben, und mit Steinen nicht allein gedeckt, sondern auch in den Fachen ausgemauert seyn soll. Von Wellerwänden und Leimdächern ist der Verf. kein Freund. Die Häuser sollen überdem mit Mauern 6 Fuß hoch, oder mit brettern̄en Wänden eingeschlossen werden. Aber wie viele Bauern werden sich wohl solche Häuser und Höfe zu bauen im Stande seyn? Die Einrichtung der Dörfer hat mit den Eickelmayerschen Vorschlägen vieles gemein, dessen Abhandlung aber gar nicht gedacht ist. In der letzten Abhandlung ist viel Richtiges und Gutes gesaget, aber wunderbar ist es, daß der Verf., da er doch von der Bequemlichkeit, Schönheit und Zierlichkeit in eigenen Abschnitten redet, und oft manches wiederholet, nichts von der Erleuchtung einer Stadt gedenket.

Wu.

Mathematik für Aerzte. Angefangen von Johann Ernst Basilius Wiedeburg, Churf. Sächs. W. u. E. Kammerrath und Professor der Mathematik zu Jena, fortgesetzt und vollendet von Dr. Johann Jac. Kohlhaas, praktischem Arzt und zweyten Stadtphysikus in Regensburg. 2 Alph. 24 Kupfern.

pferr. Jena, in der Cröker. Buchhandl. 8. 1792. 1 Rg. 16 gr.

Herr Kohlhaas erwähnt in der Vorrede, Herr Hofr. Loder in Jena habe 1786 die Verfertigung dieses Handbuchs Wiedeburgen aufgetragen. Derselbe ließ Arithm. Geom. Trigon. nebst einem Theile der Statik bis 320 Seite drucken, hinterließ auch zwo Kupfertabellen über die Geometrie, und eine über die Mechanik. Um Ostern 1787 zeigte er mathematische Vorlesungen für Aerzte an; von deren Nutzen er Boerhavens und Hallers Zeugnisse anführen konnte. Nach seinem Tode trug Hr. L. die Vollendung H. K. an. In der Arithmetik und Geometrie erwartet man wohl nichts der Arzneykunst eignes (Exempel von Eintheilung und Rechnung bey den medicinischen Gewichten hätten sich doch beybringen lassen, und bey den Verhältnissen, die Ingredienten von Arzneyen, wo z. E. im Baldingerischen Magazine unter den Anecdoten manche Recepte angeführt werden, die als unproportionirlich lächerlich sind. Die Anatomie hat geometrische Namen.) Was Wiedeburg gefertigt hat, endigt sich mit der Standhaftigkeit des Körpers, dessen Directionslinie unterstützt wird. Hr. K. fängt seine Arbeit sogleich mit der Erinnerung an, daß bey dem Baue des menschlichen Körpers die Kraft schief an den Hebel und näher am Ruhepunkt angebracht ist als die Last, also viel größer seyn muß, dagegen von ihm die Last geschwind bewegt wird. Beym Flaschenzuge erwähnt er den Gebrauch, den die alten Wundärzte davon machten, da durch die Kraft vieler Rollen, ein einziger Mensch das Bein stärker ausdehnen und anziehen konnte, als sonst etliche. (Man kann beyfügen, daß sich die Stellung des Gliedes so sehr genau erhalten ließe, weil es seine Lage nur wenig änderte, wenn die Kraft am Flaschenzuge sehr viel fortrückte.) Bald darauf wendet Hr. K. Sätze der Geometrie und Trigon. auch der Lehre von der schiefen Ebene, auf die Geburtshülfe an. Er beschreibt die Knochen des weiblichen Beckens, und zeigt wo da schiefe Flächen vorkommen, wie sich Linien in demselben gegen einander verhalten und Dreyecke bilden, welches an der Abbildung eines Gerippes erläutert wird, auch so Gestalt der Gebärmutter, Lage des Kindes, wie die hier gebräuchlichen Werkzeuge wirken. Die innere Reihe der musculösen Fasern des Magenschlundes habe bey Ochsen und allen den Thie-

gen, in deren Schlunde die Speisen in die Höhe steigen müssen, die Figur eines Schraubenganges; fände das schraubenförmige Hinunterschieben der Nahrungsmittel nicht statt, so könnten die, die auf dem Kopfe stehn, in dieser Stellung nicht essen und trinken, wie doch wirklich geschieht. Die Schneid- und Spitzzähne sind Keile. Friction gestattet nur auf rauhen Oberflächen sicher zu gehen u. d. gl. Damit Knochen, die sich an einander bewegen, nicht von ihr Schaden leiden, befinden sich zwischen ihnen Knorpel und klebrichter Saft. Anwendungen der Hydrostatik: die bilis cystica müsse ihren Ursprung aus der Leber haben, weil die Leber ganz allein zu Absonderung der Galle bestimmt ist, und die Gallenblase zu klein ist, eine solche Menge Galle abzusondern. Im menschlichen Körper sey der Weg noch unbekannt, durch welchen die Galle aus der Leber in die Gallenblase geleitet wird, ohnerachtet man im Ochsen solche Gänge entdeckt hat. Es lasse sich also beym Menschen nichts anderes annehmen, als daß die Galle durch den ductum choledochum zurücktrete, wenn sie im Zwölffingerdarme höher steht, als die Gallenblase, welches besonders geschieht, wenn man liegt. Blut, dessen Stand und Bewegung in seinen Gefässen. Gesunde und frische Lunge eines todtgebohrnen Kindes sinke im Wasser, aber das Blut in einer Lunge könne auch schon in Fäulniß gegangen seyn, oder sie könne Verhärtungen haben, alsdann könne auch die Lunge eines Kindes, das schon Odem geholt hat, sinken. Hydrostatik auf chemische Gegenstände angewandt, eigne Schweren, Auflösungen, Füllungen. Untersuchung flüssiger Materien. Auf Naturgeschichte und gemeines Leben: Schwimmen der Fische, Menschen und Thiere. Anwendung der Aerometrie: Luft ist zu Verdauung der Speise nöthig, befindet sich im Milchsafte und Blute, im letztern ist sie elastisch u. s. w. Einige dieser Behauptungen sind gegen Hallern. Verhalten der Luft in der Lunge und beym Odemholen, bey Ausdünstungen, Luftarten. Von der Hydraulik: Ventile, Valveln, und ihnen ähnliche Vorrichtungen im menschl. Körper. Die Milchgefässe seyen Haarröhrchen, in welche der Milchsaft von freyen Stücken hineindringe, wenn sie nur in Ansehung ihrer Theile von schwererer Art sind, welches daraus hergeleitet wird, daß sie aus Häuten bestehn, Häute aber in Milch zu Boden sinken. Der Brustkanal, in welchem der Milchsaft aufsteigt, sey sehr enge, vielleicht noch überdies mit Ventilen versehn, das Herz ein Druckwerk, Bewegung des Blutes. Des Grafen Garaye hydrau-

hydraulische Chemie. Anm. d. Optik. Bau des Auges, Sehen, und Fragen darüber, z. E. warum Kurzsichtige im Alter besser sehen, gern kleine Schrift lesen, übersichtig und schielend sind? Optische Werkzeuge.

So weit geht diese Mathematik für Aerzte. Von den astronomischen Wissenschaften wird ihnen nichts gesagt. Merkwürdig ist hier, wie die Brauchbarkeit der Wissenschaften durch die Mode verändert wird. Die iatromathematici der vorigen Zeiten wußten wenig von den Dingen, die gegenwärtiges Buch enthält, aber sie berechneten Mondslauf und Aspekten; jetzo sieht der Arzt nicht in den Calender, wenn gut Aderlassen ist. Wolfs Abh. wie der Arzt dem Astronomen nachahmen soll, könnte ihm doch lehrreich seyn. Nun überhaupt wegen einer Mathematik für Aerzte. Freylich hat man das Beyspiel an Polaks Mathesi forensi, einem Buche, das, so elend es ist, doch wiederholte Ausgaben erlebt hat. Mit einer Anatomie, Botanik, Chemie für Aerzte würde sich doch wohl kein Schriftsteller können empfehlen, obgleich mancher glückliche Praktiker von der feinsten Anatomie nicht viel kennt, von den Pflanzen die wenigsten officinell sind, und die Chemie nützlich wäre, wenn es auch keine Kranken gäbe. Aber mit Rechte verlangen die Lehrer der Arzneykunst, man soll diese Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange lernen, um alsdann in Physiologie, Pathologie, Materia Medica, Pharmacie, das aus ihnen gehörig zu verstehen und zu brauchen, was dem Arzte nöthig ist. Warum soll sich denn die Mathematik für den Arzt verstümmeln lassen, dem sie als vernünftigen Gelehrten nützlich ist, auch wo sie nicht zum Receptschreiben dient? Er lerne also wenigstens ihre Anfangsgründe auch im Zusammenhange, dann wird er ihre Anwendungen verstehn und selbst machen. Als mathematisches Lehrbuch wäre gegenwärtiges sehr unvollkommen. Es sagt z. E. nichts von Zusammensetzung der Kräfte, erwähnt den Gebrauch der Momente nicht, und so ist die Anwendung auf Knochen der Gliedmaßen als Hebel nicht deutlich, von den Muskeln, in sofern sie vermöge ihrer Fasern wirken, liesse sich gar nichts sagen, so sind von den Anwendungen, die Hr. K. macht, einige, als eben von den Muskeln, vom Schwimmen, hydrostatische Prüfungen u. d. gl. manche in blos mathematischen Lehrbüchern, z. E. dem Kästnerischen, das er auch mit gebraucht hat, ausführlicher erwähnt.

Um-

Umständlicher und dadurch nützlicher hätte er seine Einsichten zeigen können, wenn er, mit Voraussetzung der mathematischen Kenntnisse aus irgend einem Lehrbuche, derselben Anwendung den Aerzten mehr entwickelt hätte.

Hz.

Vermischte Schriften.

1. Aktenstücke, die Reform der Jüdischen Kolonieen in den Preussischen Staaten betreffend. Von Dav. Friedländer. Berlin, bey Voß. 1793. 188 Seiten. 8. 14 gr.

2. Ein Wörtchen über Juden, von N. D. S. D. J. B. A. D. W. Veranlaßt durch die von Herrn Friedländer herausgegebenen Aktenstücke. Berlin, bey Dieterici. 1792. 1½ Bog 8. 3 gr.

No. 1. Bey den mannichfaltigen Bemühungen menschenfreundlicher Männer, die bürgerliche Verbesserung der jüd. Kolonieen zu bewirken, fanden sich Hindernisse und Schwierigkeiten, die ihnen im Wege standen. Jeder Kenner der Literatur weiß, wie immer, und besonders im letzten Jahrzehend Gründe für und wider die Ausführbarkeit und Nützlichkeit der dahin gehörigen Vorschläge von Männern aufgestellt wurden, die im Gebiet der Gelehrsamkeit gewiß nicht Fremdlinge waren. Warburton, der so manche harte Dinge behauptete, urtheilte schon in seiner divine legation of Mose, „daß die Juden, so lange sie nicht Christen würden, nicht verlangen könnten, in einem christlichen Staat als Bürger aufgenommen zu werden, weil Gott sie verurtheilt habe, unstet und flüchtig, ohne Vaterland und Bürgerschaft auf der Erde zu leben.“ — Welch ein unrichtiger Grund, der kaum einer Widerlegung bedarf! Die Schwierigkeiten hingegen, die man in dem Charakter des Volks selbst, in ihrer Religionsverfassung und ihren Ceremonialgesetzen zu finden glaubt; der Nachtheil, der den ursprünglichen Landeseinwohnern daraus erwachsen könnte, scheint allerdings beträchtlich genug, und dürfte erst eine stufenweise Verbesserung der Jüdischen Nation erlauben.

In

In diesem Buche, welches Hrn. Friedländer auf alle Art, als einem Mitgliede der unterdrückten jüdischen Nation, als Philosophen, als preussischem Patrioten, Ehre macht, ist zuerst eine lesenswerthe mit philosophischem Geiste verfaßte Einleitung. Sie enthält Betrachtungen und historische Nachrichten, die Juden in den Pr. Staaten betreffend. Der Verfasser zeigt darin die Unmöglichkeit, daß Juden, die allenthalben unter verschiedenen Regierungsformen leben, theils mehr, theils weniger Freyheiten und Gerechtsame haben, in Sitten und Charakter gleich seyn können, und man alle Juden nicht nach einem Maasstabe messen dürfe, wenn man wider ihre Aufnahme zu Mitgliedern eines Staats protestiren walle. Hierauf giebt er eine Schilderung der Polnischen Juden, und vergleicht sie mit den dortigen Bauern. So treffend das Gemälde im Ganzen genommen seyn kann, da der Zeichner desselben die Genauigkeit in der Art beurkundet, daß es nicht um einen Zug veredelt oder verhäßlicht worden sey, so drangen sich, andern Nachrichten zufolge, dem Rec. dennoch einige Zweifel auf. Nach S. 10 haben die Juden in Polen keine Erziehungsanstalten. Versteht man dieses in dem Sinne, wie es gewöhnlich gebraucht wird, von öffentlichen Schulen und Unterweisungsörtern, so widerspricht dieses ein Mitglied der Nation selbst. Maimon besuchte in Posen nach S. 278 des ersten Theils seiner Lebensgeschichte die dortige Judenschule, wo er junge Schüler antraf. — S. 11. „Vom Wucher und den dahin gehörigen kleinen Vergehungen wissen sie nichts.“ Sollte diese allgemeine Behauptung nicht Verschönerung seyn? Rec. bezieht sich hier auf die im Fabrischen neuen Magazin 3 Band 1 St. befindlichen Bemerkungen über die Herrschaft Serrey in Polen, wo die Betrügereyen und unerlaubten Kunstgriffe der dortigen Juden geschildert werden. Rec. wünscht, daß auch das letzte Gemälde dem Originale nicht anpassend seyn möge!

Es folgen nun Betrachtungen über die Ceremonialgesetze; (In der Beylage ist die Erklärung der naturalisirten Itzigschen Familie abgedruckt, vermöge der sie mit Ausnahme der bereits existirenden Pakte und Testamente die Landesgesetze für sich und ihre Nachkommen verbindlich anerkennt.) Interessante Belehrungen über das Amt und die Würde eines Rabbiners, der sich in den Pr. Staaten weder mit Erziehung befaßt noch mit dem Gottesdienste zu thun hat, sondern nur

Trauungen und Ehescheidungen besorgt, und Rathgeber und Gelehrter dieser Nation ist. — Ferner beleuchtet der Verf. die Einwürfe des Ritters Michaelis und anderer wegen des Nationalcharakters, der in einem hohen Grade der Verderbtheit beschuldigt wird, und theilt in einer merkwürdigen Beylage die Menge der in den sämmtlichen Preuß. Provinzen 1789 obgeschwebten Kriminalprocesse nach den besondern Arten der Verbrechen mit, woraus sich ergiebt, daß unter 1703 darin verwickelten Personen nur 22 Juden gewesen sind, und von den hierunter zum Tode verurtheilten Menschen keiner von der jüdischen Nation sich befunden hat. —

Die Aktenstücke selbst sind von den jüdischen Deputirten der von dem jetzigen Könige angeordneten Kommission eingereicht. Sie enthalten einen Abriß des politischen Zustandes der Jüdischen Kolonieen in den Pr. Staaten, mit Ausschluß von Schlesien, Westpreußen und Ostfrießland, woraus man sowohl die jährlichen allgemeinen bestimmten, als auch die besondern jährlichen bestimmten und unbestimmten Abgaben, wie auch die Lasten und Beneficien, von denen die Judenschaft ausgeschlossen ist, ersehen kann. (Man sieht, daß die Juden wirklich erstaunend belastet sind.) Diesem sind Betrachtungen über die solidarische Verbindung der Juden, und über die Handlung beygefügt. Die wichtigste Beschwerde ist die solidarische Verbindung der Judenschaft in den sogenannten Preußischen Provinzen, wodurch sie in solidum für die Erlegung der Königl. Gefälle haftet, auch wenn ein Mitglied derselben stiehlt, oder gestohlne Sachen an sich kauft, dem Eigenthümer den Werth zu erstatten verbunden ist. (Daß dies wirklich hart ist, kann wohl niemand leugnen.) In einer andern Eingabe beklagen sich die Deputirten über die Strenge des Pfand- und Leihreglements in Rücksicht auf die Juden. In dem Reskript des Generaldirektoriums wurde den Deputirten bekannt gemacht, daß die solidarische Verbindung unter gewissen Einschränkungen und Bedingungen aufgehoben werden solle; worauf eine anderweitige Vorstellung der Deputirten, nebst Betrachtungen über die erhaltenen Vergünstigungen und damit verknüpften Obliegenheiten erfolgte. Die Königl. Kommission setzte die allgemeinen Principien, nach denen die Reform des Judenwesens statt finden sollte, fest, welche vom Generaldirektorium genehmigt und vom Könige vollzogen wurden. Es ergieng ein Reskript

an

an die Königlichen Kammern, dessen wesentlicher Inhalt ist: 1) Soll die solidarische Verfassung der Schutzjuden für ihre öffentlichen Abgaben sowohl, als für die Kosten zu der Gemeindebedürfnissen aufgehoben werden. 2) Die jüdischen Gemeinden, die Schulden haben, sollen die Qualität und Quantität derselben, und die Art und Weise, sie nach und nach zu tilgen, angeben. 3) Die Juden sollen zwar ungestörte Religionsfreyheit behalten, aber die Kirchen- oder Synagogen- und Ritual-Coaction und Disciplin soll aufhören. — Der ganze Reformeplan wird in der Folge öffentlich bekannt gemacht werden. — So viel von dem Inhalte des Buchs. Der Herausgeber, der sich schon um die Erziehung und den verbesserten Unterricht seiner jüngern Glaubensgenossen sehr verdient gemacht hat, wird bey den mehresten seiner Nation unsterblich bleiben, da er ausgerüstet mit den dazu erforderlichen Kenntnissen zu ihrer bürgerlichen Verbesserung alles unternimmt, damit die Glieder derselben ihres Daseyns froher werden, und als brauchbare und nützliche Bürger in mehreren Verhältnissen und Ständen dem Staate dienen können, dessen Unterthanen sie sind. Der Erfolg wird lehren, ob bey der — wie Rec. gehört hat — im Dec. 1792 verfügten Zusammenkunft der Deputirten aller Provinzen die Schwierigkeiten glücklich gehoben werden, die ein Theil, wie man sagt, manchen Verschlägen entgegen setzt. Die milde Pr. Regierung, unter deren Zepter die jüdische Kolonie lebt, hat sich schon in den neuesten Zeiten durch manche ihnen erzeugte Wohlthaten gegen die Juden ausgezeichnet. Hierzu gehören die Aufhebung des Leibzolles und die Befreyung von der Porzellainabnahme. — Bey den unter den besondern bestimmten jährlichen Abgaben S. 58 aufgeführten Indemnisationsgeldern, wo der Verf. glaubt, daß die andern Städte auch diese Abgabe nach Verhältniß zahlten, bemerkt Rec., daß dieß nicht wahrscheinlich ist, da diese Abgabe in dem Lokale Berlins ihren Grund hat, und erst Michaelis 1766 anfieng, da die Lehrer des grauen Klosters wegen der Wohnungen der Juden im Berliner Viertel eine Entschädigung für die dadurch verminderten Stolgebühren verlangten, und durch einen Vergleich mit der Judenschaft die jährliche Summe von 165 Rthl. erhielten. Dieser Fall möchte schwerlich an irgend einem andern Orte, so viel Rec. weiß, statt finden.

Nr. 2. Diese Blätter enthalten eine Schilderung der Juden in den ältern Zeiten und einige Züge der Beschaffenheit der

der jetzigen Nation. Die verdientesten Männer, deren Aufenthalt Berlin war, oder noch ist, werden mit Ruhm genannt, die verbesserte Erziehung wird in Vergleichung der ehemaligen dargestellt, und im Namen von Jünglingen mit Wärme vom Könige das Geschenk des Bürgerrechts erbeten. Der Aufsatz ist in einem fliessenden Style verfaßt und läßt sich ganz gut lesen.

Da in Schlesien die jüdischen Einwohner vermöge eines Königl. Edikts vom 21 May 1789 vorzügliche Gnadenbezeugungen erhalten haben, ihnen vom Könige zur Vermehrung ihres Schulfonds 4000 Rthl. ertheilt worden sind, für ihre Wilhelmsschule ein eigenes Schulkollegium niedergesetzt und dieselbe am 15 März 1791 feyerlich eingeweiht ist: so eröffnet die Regierung für die Kolonie dieses Landes die angenehmsten Aussichten, und gewährt auch für die Bewohner der andern Staaten die erwünschtesten Hoffnungen.

Ew.

Bruchstücke aus der Moral, Natur-Geschichte und Poesie, für junge Personen beyderley Geschlechts. Leipzig, bey Hilscher. 1792. 19 Bog. 8. 10 gr.

Dies ist eine Sammlung von Aufsätzen, die aus dem Gentleman's Magazin ganz gut übersetzt sind. Das Verdienst der Auswahl ist hingegen nicht groß. Sie sind von sehr verschiednem Inhalte und Werthe. Höchst elend ist z. B. das Raisonnement über die Stellung, welche dem menschlichen Körper am natürlichsten ist. Die Nachricht von dem Kempelnschen Schachspieler kömmt auch zu spät, da jetzt jedermann weiß, daß dabey eine, obgleich immer sehr feine und bewundernswerthe, Täuschung im Spiele war. Die Beschreibung von Tahitti hätte doch wenigstens aus den neuern Reisebeschreibungen ergänzt werden sollen. Endlich die prosaische Uebersetzung der Poesien ist äusserst langweilig zu lesen.

Eg.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Wilhelm Gilpin's, M. A. Domherrn zu Salisbury und Predigers in Boldre im New-Forest, Bemerkungen, vorzüglich über malerische Naturschönheit, auf einigen Reisen durch verschiedene Gegenden von England und Schottland aufgesetzt. Aus dem Englischen, mit Anmerkungen des Uebersetzers. Erster Theil. Mit einer Kupfertafel. Leipzig, bey Junius. 1792. 472 S. und XXXVIII S. Vorrede. 8. 1 Rg. 8 gr.

Auch in Deutschland sind die englischen Originale, welche hier zusammengezogen und verdeutscht geliefert werden, wenigstens durch die Anzeigen mehrerer gelehrten Zeitschriften, allgemein bekannt geworden. In England wurden sie mit lautem Beyfall aufgenommen; und kein Werk dieser Art hat ihn jemals mehr verdient, als dieses. Jeder Leser von Geschmack und Gefühl, der Freund des Großen und Schönen in der Natur, der Landschaftsmaler und Gartenkünstler, und auch der Menschenkenner, Geschichtskundiger und der Alterthumsforscher findet darin reiche Nahrung für Geist und Herz. Genaues Studium der Natur und ein ästhetischer Sinn, der jedem Zuge ihrer Schöpferhand nachzuforschen versteht, ein wissenschaftlich gebildeter Geist, praktische Kunstkenntnisse, eine glühende Phantasie, die Gabe eines blühenden Vortrags und einer täuschenden Darstellung, und das Vermögen, seine individuellen Empfindungen andern mitzutheilen und eigen zu machen, — dies sind die höchst selten in einem Mann zusammentreffenden Eigenschaften, die unsern Verf. charakterisiren, und deren reife und genußreiche Früchte wir in seinen Werken sammeln. Mit unbeschreiblichem Vergnügen und der angestrengtesten Aufmerksamkeit begleiten wir ihn durch Englands und Schottlands reizende Gegenden; hingezaubert steht der Abwesende vor dem Bilde, das sein begeisterter, in glühende Farben der Phantasie getauchter Pinsel uns darstellt — wir genießen

mit ihm. Und damit dieser geistvollen Unterhaltung nichts mangele, bereitet er auf seinem Wege durch jene treflichen Gegenden dem Leser oft Ruhepunkte, und theilt ihm zur Abspannung der Aufmerksamkeit Betrachtungen über Menschen und Sitten, theoretische Bemerkungen über Malerey und Architectur, merkwürdige Züge aus der Geschichte Grosbrittanniens und biographische Anekdoten, Nachrichten von Kunstsammlungen, von einzelnen Kunstwerken u. s. w. mit. — Allerdings mögen diese Reisebeobachtungen und malerischen Gegendbeschreibungen ein noch höheres Interesse für den Einheimischen, mit jenem Locale Vertrauten, und für denjenigen auswärtigen Leser haben, der sie selbst sah, und nun hier Rückerinnerung an die dort genossenen Freuden findet; doch aber darf Rec., dem dieses Glück nicht zu Theil ward, von dem Vergnügen, das ihm die Lectüre dieser Werke dem ungeachtet gewährte, auf das Vergnügen vieler andern Leser schließen, und sie deswegen angelegentlichst empfehlen. Um aber zu diesem Vergnügen auswärtiger Leser beyzutragen, widerräth Rec. die ununterbrochen fortgesetzte Lectüre dieses Werks. Man betrachte es als eine große Sammlung von Landschaftsgemälden, welche nicht auf einmal durchgesehen werden darf, um die Schönheit der einzelnen Stücke zu genießen. Man muß oft dahin zurückkehren, um diese schätzen und sich ganz damit vertraut machen zu können.

Die Uebersetzung umfaßt drey verschiedene Reisebeschreibungen des englischen Verfassers; dieser erste Theil nämlich die Bemerkungen über einige englische Gegenden, vorzüglich in **Cumberland** und **Westmoreland**, und die erste Hälfte der Reise auf **dem Fluß Wye**. Ein nachfolgender zweyter Theil wird die zweyte Hälfte der letztern und die Reise in das **Schottische Hochland** enthalten. Wir hoffen zuverläßig, der Uebersetzer werde, um in dem Verdienstlichen seines Unternehmens in nichts zurückzubleiben, uns auch von dem in der Vorrede angezeigten vierten Werk des Hrn. *Gilpin's*, *Remarks on forest-scenery* mit Darstellungen von den malerischen Waldgegenden des **New-Forest** in **Hampshire**, eine Verdeutschung liefern.

Bey dem lobenswürdigen Unternehmen selbst, diese schönen ausländischen Produkte, die, wegen der durch die vielen Kupfer in aqua tinta so sehr vermehrten Kostbarkeit, wohl nur in weniger deutscher Leser Hände kommen dürften, (nur

die

die observations on the River Wye hat Rec. bis jetzt erhalten können,) durch eine Uebersetzung auf deutschen Boden zu verpflanzen, gieng der uneigennützige Verf. den Uebersetzern mit manchen Zusätzen, erläuternden Anmerkungen u. dgl. zur Hand, durch deren Benutzung das Interesse des Werks für das deutsche Publikum noch vermehrt ist. Die Uebersetzung verdient Beyfall. Nur sehr selten entdeckt man einigen Zwang des Uebersetzers. Ganz im Charakter des Originals fließt übrigens die Sprache bald ruhig und sanft, wo von dem stillen Reiz dieser oder jener Gegend die Rede ist, und erhebt sich bald mit Kraftfülle bey den Darstellungen erhabener Naturscenen. Die vielen Anmerkungen des Uebers. unter dem Text erläutern verschiedene dunkle Stellen desselben, oder berichtigen und ergänzen ihn mit vielem Fleiß und mit Sachkenntniß. — So leid es Rec. ist, bey dieser Uebersetzung keine getreue Nachstiche der trefflichen Blätter in aqua tinta zu finden; (wovon die Originale der Gegend des Flusses Wye vor ihm liegen); so muß er doch den in der Vorrede angegebenen Gründen, warum sie nicht geliefert werden konnten, beytreten. — Die einzige beygelegte Kupfertafel stellt die verschiedenen Formen von Bergen im Umriß dar, und gehört zu der S. 81 u. f. vorgetragenen Theorie dieses Theils der Landschaftsmalerey.

Die große Reichhaltigkeit, Mannichfaltigkeit und oft sehr gedrängte Kürze dieses Werks, gestattete keinen eigentlichen Auszug desselben. Rec. will deswegen hier nur eine kurze Uebersicht desselben, mit Bemerkung der Hauptgegenden, durch welche der Verf. seine Reise nahm, mittheilen. — Er hebt in der Reisebeschreibung von Cumberland und Westmoreland mit allgemeinen Bemerkungen über das Eigenthümliche der englischen Gegenden an, welches theils in der Cultur des Bodens und der Beschaffenheit der Luft, theils aber in der Verschiedenheit der Bäume und Pflanzungen, der Mannichfaltigkeit der Parks und Gärten liegt. Die malerische Wirkung der Ansicht dieser Gegenden wird noch durch die vielen auf den Bergen und in den Thälern zerstreuten gothischen Schlösser und Klöster und deren Ruinen gehoben. — Die Reise des V. gieng durch Oxford — Warwick — Ches — und Lancas-Shire; der Rückweg durch York — Derby — Leicester — und Northumberland Shire. Ueber einzelne Gegenden auch dieser Provinzen theilt er Bemerkungen mit, doch bleibt Cumberland und Westmoreland, die Berge,

 Seen,

Berg, Thäler, Wälder, Felsen, Wasserfälle und Flüsse, so wie die Ruinen, Lagen der Städte und Dörfer u. dgl. daselbst sein Hauptaugenmerk. — Die eingestreuten theoretischen Bemerkungen über einzelne Theile der Landschaftsmalerey sind mit vieler Sachkenntniß und mit Geschmack vorgetragen. — Eben so behandelt sind die Beobachtungen über die Gegenden des Flusses Wye in der zweyten Reise des Verf.; weil aber dieser Gegenstand nicht so reichhaltig war, füllen die Bemerkungen darüber auch nur einige Bogen an. Mit recht vielem Vergnügen sehen wir der Fortsetzung dieser interessanten Werke im deutschen Gewande entgegen.

Hr.

Erdbeschreibung der Preußischen Monarchie, von M. F. G. Leonhardi. Zweyter Band. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke. 1792. 744 Seiten. 8. 1 Rg. 12 ℞.

Dieser starke Band enthält nicht einmal ganz Niederschlesien, denn es fehlt noch das Fürstenthum Neiße. Welch ein weitaussehendes Unternehmen, aus den Topographien der noch fehlenden Länder eben so detaillirt und umständlich, als in den beyden ersten Bänden geschehen ist, abschreiben zu wollen! Der Plan des Verf. ist, wie er vorgiebt, um der Vollständigkeit willen zwar erweitert worden, da das Buch für alle Gerichtsstellen, Postämter, Handelsleute, Manufacturisten u. s. f. ingleichen zur Bestimmung der Lage des Orts beym Lesen der Zeitungen brauchbar seyn soll; jedoch kann dieser Plan wieder vielleicht eingeschränkt werden, da er nach der Vorrede zum ersten Bande über denselben beym letzten Bande sich erklären wird. Das Geheimniß will der Rec. den Lesern erklären. Der Verf. fand von Schlesien die Zimmermannschen Beyträge zur Beschreibung von Schlesien, welche sehr genau und umständlich die Beschaffenheit auch des kleinsten Orts angeben. Die schöne Gelegenheit, den Bogen zu füllen, wollte er nicht unterlassen, er schrieb also, uneingedenk seines vorigen Plans, diese Beyträge tapfer ab; wie es der Augenschein zeigt, wird er von einer andern Provinz weniger abzuschreiben finden; so zieht er wieder seinen Plan ins Enge, und seine Erdbeschreibung wird dürftig werden. Das sollte nicht seyn. Ein fester Plan mußte gemacht und durchgesetzt werden.

Der

Der Verf. giebt die Vorarbeiten, die er benützt hat, an. Das mehreste Vorzügliche, Brauchbare und Richtige — und dies ist der größte Theil des Buchs — gehört daher den Verfassern jener Arbeiten. Wollte Rec. sich auf den Inhalt weitläuftig einlassen, so würde er nicht das Buch des Hrn. L., sondern die Schriften jener Männer beurtheilen müssen, und dies ist zu seiner Zeit schon geschehen. Jene, die als Geschäftsmänner archivalische Nachrichten nutzen konnten, schrieben aus einem ganz andern Gesichtspunkte, hatten ganz andere Plane und Endzwecke bey der Verfertigung ihrer Bücher, als bey einer vollständigen Geographie Statt finden können. Herr Zimmermann, der Verf. der eben gedachten Beyträge, erklärt seine Sammlungen mit einer lobenswürdigen Bescheidenheit nur für Materialien, Versuche und Bruchstücke, die in dem Jahre, worin er schrieb, der Wahrheit gewiß nahe kamen, da er aus den ächtesten Quellen schöpfen konnte. Allein, bleiben denn mehrere Angaben im Jahre 1792 so richtig, als sie vor einigen Jahren waren? Sind jetzt z. B. mit Gewißheit eben so viele Bäcker, Brauer, Branntweinbrenner und andere Professionisten und Künstler noch in Reichenstein und anderswo, als sich vor einigen Jahren da befanden, als Hr. Z. schrieb? Warum ist es nicht durchgängig so gemacht (wenn ja das Detail in den Plan gehörte), wie S. 279 bey Schweidnitz, wo die Jahrzahl 1784, oder bey Winzig S. 533, wo 1787 angegeben ist? Das ist doch deutlich und bestimmt. Eben so ist es mit der Zahl der Einwohner. Wie unzuverläßig wird es nun, wenn man im Jahre 1792 S. 211 in den beyden Dörfern Eisenberg und Rahrisch im Fürstenthume Brieg noch annehmen muß, daß 382 Menschen da wohnen! Ueberhaupt sieht Rec. nicht ein, wozu hier noch ältere Listen, z. E. S. 271 die Professionisten, welche 1471 in Schweidnitz wohnten, ausgeschrieben sind. Dergleichen statistische Angaben sind wohl im Zimmermannschen Werke an ihrer Stelle; aber gar nicht hier; denn in einer Erdbeschreibung der Preußischen Monarchie kann man theils nicht so sehr in manches Detail eingehen, und überhaupt soll eine solche Erdbeschreibung nicht Materialien enthalten, sondern soll aus guten Materialien mit Verstand zusammengesetzt seyn, aber alle Sachen, wie die angeführten, kann man da weder erwarten, noch suchen. Eben dies gilt von der Anzeige der Künstler und Handwerker in Brieg vom J. 1750, von den vielen Seelenlisten, z. E. in Ohlau,

die zum Theil aus dem vorigen Jahrhunderte sind; von der Zahl der gewalkten Stücke der Tuchmacher in Löwenberg im Fürstenth. Jauer von 1602 bis 1617, oder von den Weitzen- und Gerstenbiergebräuden von 1604 bis 1613. Rec. erkennt gewiß die Nutzbarkeit solcher Tabellen an, nur gehören sie nicht in eine Erdbeschreibung der Preußischen Monarchie. — Sogar die Dörfer, die zu den Kreisen gerechnet werden, und ihre umständliche Beschreibung, sind sämmtlich aus dem erwähnten Zimmermannschen Werke abgeschrieben. Allein, Gleichförmigkeit konnte der Verf. bey allen Kreisen nicht haben, wenn jene Quelle für ihn erschöpft war. Im Breslauischen Fürstenthume sind 463 Dörfer angegeben, und nur 13 derselben sind namentlich aufgeführt, da im Jauerschen Fürstenth. von 352 Dörfern, wo nicht alle, doch nur wenige ausgenommen, ziemlich genau und umständlich aus Zimmermanns VIten Band. abgeschrieben sind. Die Beschreibung der Schlesischen Dörfer nimmt einen grossen Platz in dieser sogenannten Erdbeschreibung der Pr. Monarchie ein; in einigen Fürstenthümern ist ihre Entfernung von einer Stadt bey den meisten derselben angezeigt, z. E. beym Fürstenth. Jauer und Brieg, bey andern ist nur der Name des Dorfs und weiter nichts angeführt, z. B. beym Glogauischen Kreise. Die Postämter (denen der V. vergiebt, nützlich werden zu wollen) würden also nur hin und wieder Auskunft finden können. Die Keyßersche Dorfgeographie von Deutschland ist auch zu dem Endzwecke bestimmt, und wird bey aller ihrer Unvollständigkeit vielleicht eher dazu von den Postbeamten angewendet werden können. — Bey einigen Dörfern ist der Bierzwang angeführt, auch wohl das *ius patronatus*, wovon bey den mehresten nichts erwähnt wird, weil — Zimmermann nichts davon erwähnte; — und überhaupt, wir sagen es nochmals, wie können solche kleine Umstände in die Erdbeschreibung einer Monarchie gehören!

Der Hr. L. schreibt zuweilen so flüchtig ab, daß selbst kleine Widersprüche, sobald sie bey seinem Vorgänger stehen, und die vielleicht Druckfehler seyn können, auch übertragen werden. Hr. Z. hatte B. V. S. 369. 376. gesagt: Freyburg im F. Schweidnitz hatte 1633. 18 Tischler, gegenwärtig nur 3; und dann bey der Aufzählung der sich hier befindenden Künstler und Handwerker giebt er nur zwey Tischler an. Eins kann doch nur richtig seyn. Hr. L. folgt S. 190. 191. getreulich

nach,

nach. Es ist eine Kleinigkeit, welche der Zimmermannschen Beschreibung nichts von ihrem Werthe nimmt; aber sie ist — wie so manches andere — ein Beweis, daß Hr. L. oft gedankenlos abschreibt. Sonst sind im Ganzen genommen die Menge Zahlen aus Zimmermann u. a. richtig und correct abgedruckt, daß Rec. der im Buche herrschenden Correctheit alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Nur einmal stieß Rec. auf die Auslassung eines Huthmachers in Stroppen im F. Oels. S. 639. — Die Buchdruckerey des Bunzlauer Waisenhauses wurde erst im Jun. 1767 für die Anstalt erkauft, welches der Herausgeber in der fünften von Hrn. Woltersdorf herausgegebenen Nachricht von der Bunzlauer Waisen- und Schulanstalt 1767 hätte ersehen können. Von dieser Nachricht wird gesagt, daß es das erste Werkchen sey, welches, ausser einigen Kleinigkeiten, in dieser Druckerey abgedruckt werden. — Die Nachricht vom Armenhause in Kreutzburg hätte können aus Fabri's neuem geogr. Magazine IV. B. ergänzt werden, wo die Verordnung vom 13. Apr. 1787 abgedruckt ist, vermöge der das Armenhaus von dem Preise der verkauften Immobilien, die unter 1000 fl. in Schlesien verkauft werden, ½ pro Cent heben soll. Mit dem 1. Jun. d. J. wurde mit Erhebung dieser Abgaben angefangen. — Wenn der Herausg. S. 15 sagt, daß, des Matthias von Ungarn Regierung ausgenommen, auch beständig Kriege und Plünderungen in Schlesien gewesen wären, so widerspricht dies der Geschichte. Unter Matthias erregte der unruhige Herzog Johann von Sagan, wegen seiner vermeintlichen Ansprüche auf Glogau, Krieg und Verheerung. Er belagerte und bemächtigte sich einiger Städte, verbrannte und verwüstete die Vorstädte derer, welche er nicht einnehmen konnte, ja, bediente sich zur Einnahme verabscheuungswürdiger Mittel, wie z. E. bey der Belagerung von Glogau, wo er todtes Vieh und Koth in das Schloß werfen ließ, um die Belagerten durch den Gestank zur Uebergabe zu zwingen. S. 16. „Während Leopolds Regierung (von 1657 bis 1705) starben die letzten Herzöge aus dem Piastischen Stamme 1675 aus.“ Diese Stelle ist etwas dunkel, und müßte füglich so abgeändert werden: Unter Leopolds Regierung starben die Herzoge aus dem Piastischen Stamme aus. Der letzte war George Wilhelm von Liegnitz, Brieg und Wohlau, dessen Tod 1675 erfolgte. — Die freye Standesherrschaft Beuthen steht nicht unter der Breslauischen, sondern Gr. Glogauschen Kriegs- und Domainenkammer. —

Rec. glaubt, daß das Historische und Statistische, besonders aus der alten Zeit, fast immer hätte wegfallen müssen, daß mehr Gleichförmigkeit bey der Arbeit beobachtet werden, und daß sie lieber noch nicht einmal jetzt hätte versprochen und geliefert werden sollen, bis Hr. L. von den Fürstenthümern und Kreisen eine gleichförmige, planmäßige Erdbeschreibung stellen konnte. Hierzu gehören Kosten und Beurtheilungskraft, und es ist nicht hinreichend, fertig abzuschreiben, wo man etwas hat, und wegzulassen, wo nichts gedrucktes vorhanden ist. Bey den Dörfern, wenn sie einmal angeführt werden mußten, hätten vielleicht die jetzigen adelichen Besitzer nicht übergangen, dagegen aber die mehresten bis auf Seelenzahl und hier und da eine unbedeutende Merkwürdigkeit ausgestrichen seyn können. Rec. setzt voraus, daß bey jedem Kreise ein für allemal das Jahr vorher genannt wäre, in welchem diese Zählung angenommen sey. So hätte Hr. L. immer das Zimmermannsche Werk nutzen können, aber nicht es blos abschreiben müssen. Vielleicht hätte sich bey mehrerm Nachdenken ein Ausweg gefunden, die Dorfbeschreibung durch Zeichen abzukürzen, wie man eine Probe in Fabri's neuem geograph. Magazine II. B. 2. St. S. 196 ff. finden kann. Eine solche Raumersparung ist wirklich beträchtlich, und Entfernungen von der Stadt, (wenn sie der Verf. von allen Dörfern bekommen hätte,) hätten dann vielleicht immer stehen können.

Rec. giebt hier noch die Versicherung, daß er auch mit Vergnügen manche gute Abänderung wahrgenommen hat, z. B. S. 87. Daß die Besitzer der Pfandbriefe jetzt nur 4 pro Cent erhalten, u. a. m. Er erwartet nichts Vollkommenes, und weiß nach Büschings, des Geographen, Worten: „daß die Erdbeschreibung eine unbeschreiblich große, schwere und mühsame Arbeit sey, den vereinigten Fleiß ganzer Gesellschaften fordere, und einzelne Fehler unvermeidlich bleiben." Sollte daher Hr. L. lieber bey einer so großen, schweren und mühsamen Arbeit mehr Zeit und Anstrengung sich wohl verdrießen lassen? Mit der Ausführlichkeit dieses Plans oder vielmehr mit Abschreibung alles dessen, was vorhanden ist, es sey richtig, oder nicht, zweckmäßig, oder nicht, möchten vier Bände für die Preußische Erdbeschreibung wohl nicht hinreichen. Schon das Register beym letzten Bande wird vielen Raum einnehmen.

Cw.

Beyträge zur Kenntniß, vorzüglich des Innern von England und seiner Einwohner. Aus den Briefen eines Freundes gezogen von dem Herausgeber. Drittes Stück. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung, 1792. 126 Seiten, gr. 8. 9 gr.

Was wir von den beyden ersten Heften dieser Beyträge gerühmt haben, gilt in gleicher Maaße auch von gegenwärtigem dritten. Die hier gelieferten Nachrichten verrathen durchaus den Mann, der lange im Lande gelebt, und dem es weder an Hülfsmitteln noch an Interesse fehlte, sich von allem auf das genaueste zu unterrichten. Ein Beweis seines Forschungsgeistes ist es, daß er die Gegenstände zu wiederholtenmalen der Betrachtung und Prüfung unterworfen, und seiner Wahrheitsliebe, daß er nicht ansteht, nicht ganz gegründete Urtheile bey später erlangter besserer Einsicht zu berichtigen oder ganz zurück zu nehmen, wovon in diesem Stücke mehr als Ein Beyspiel vorkömmt. — S. 3. Die Rede, die der König bey der Eröffnung und dem Schlusse jeder Parlamentssitzung hält, wird vom Minister gemacht, und vorläufig in seinem Hause gelesen, welches so öffentlich geschieht, daß nicht nur seine Freunde, sondern auch Oppositionsglieder und andere Leute, die gar nicht im Parlamente sitzen, dahin gehen, um die Rede zu hören. — Uebertrieben ist es, wenn einige Liverpool 60,000 Einwohner geben; der Verf. glaubt nicht, daß 57,000 hier sind. Uebrigens ist sie immer noch im Wachsen. Da die englischen Städte weder Mauern, Gräben noch Barrieren haben, so sind viele einer beständigen Veränderung unterworfen, und manche Stadt wird ansehnlich und wichtig, ehe in der Fremde ihr Name recht bekannt wird. So ist Sheffield in Yorkshire eine der ansehnlichsten englischen Städte, ansehnlicher als York. Sie hat 30,000 Einwohner, und ist sehr reich, denn sie hat die berühmten Fabriken der sogenannten plattirten Waaren (plated works). Die Anhöhe bey Liverpool, die Volkmann unrichtig den St. Jacobsberg nennt, heißt Mount Sion. — Es wird täglich gemeiner, auch Kauffartheyschiffe mit Kupfer zu beschlagen, weil man es sehr vortheilhaft findet. — Liverpool hat eine Judenschule, welches in England, ausser London, eine Seltenheit ist. Ueberhaupt giebt es auf dieser Insel nur wenig Juden. Wahrscheinlich aus demselben Grunde, warum

sie in Pohlen und ähnlichen Ländern ohne Industrie so zahlreich sind. Niedliche Einrichtung der englischen Kirchen im Innern. In einer hiesigen Kirche sind Kanzel, Pult und alle Sitze von Mahagoniholz. — Die Bevölkerung von Warrington schätzte D. Enfield gegen den Verf. auf 10,000 Seelen. Die Gegend umher wimmelt von Fabriken. — Der Kanal des Hafens v. Bridgewater geht 7 Meilen von Manchester hoch über die Irwell (nicht Mersey) hinweg. Volkmanns Reisen durch England rühmt der Verf. als eines der genauesten und brauchbarsten Werke seiner Art, ob er schon einige kleine Fehler derselben verbessert. Selbst in keiner englischen Schrift findet man so viel Wissenswerthes beysammen. — Die eigentliche Heimath des begüterten Engländers ist sein Landsitz (Country-Seat). Der größte Theil der Peers sowohl, als der Commoners ist nur zur Zeit der Parlamentssitzungen in London, und sobald diese geendigt sind, geht er nach Hause, d. h. auf seine Landsitze. Ueber den Einfluß, den Landbesitzungen verschaffen. Wenn ein Großer seinen Seat nicht bewohnt, so verliert er seinen Einfluß, und kann als ein Mann von großem Vermögen in seine Provinz kommen, ohne daß er viel zu bedeuten hat. In Irland ist der Aufenthalt der Großen auf ihren Sitzen noch weit kostbarer, als in England. Ein solches Haus gleicht einem kleinen Hofe, an dem oft mehr aufgeht, als an dem Hofe manches deutschen Fürsten. — Das Geld steht bey keiner Nation in so ungemessenem Ansehn, und bringt nirgends so zu Ehren, als in England. Die Engländer sind nicht das Volk von Philosophen, das man sich auf dem festen Lande träumt. Ein Fremder wird öfter nach seinem Anzug, als nach seinem innern Verdienste beurtheilt. — Die Miliz ist gegenwärtig auf einen vortreflichen Fuß gesetzt. Ein Theil derselben (und man wechselt ab) wird jährlich zusammengezogen, und da müssen sie alle Dienste regelmäßiger Truppen thun. Sie sind so gut montirt und exercirt, daß einer, der nicht sehr an regelmäßige Truppen gewöhnt ist, sie gewiß dafür halten würde. — Manchester hat in einem Zeitraume von sechs Jahren (1784 — 90) einen Zuwachs von 14,830 Seelen erhalten. — Der Verf. horchte mit vieler Aufmerksamkeit auf die Wallisische Sprache, konnte aber nicht das geringste herausbringen. Die Töne sind fast alle guttural, und von einer Art, von der sich ein Sachse keinen Begriff machen kann, wenn er nicht Züricher oder Berner in ihrer Sprache gehört hat. — Titel und Verfassung des englischen und

irischen

irischen Adels. Ausführlicher und genauer, als Rec. diese Materie irgendwo behandelt gefunden hat. Die Peeresses in their own right sind eine Art von Adel, die man nur in diesen drey Reichen kennt. Eine solche Peereß ist vollkommen das, was ein Peer ist, nur daß sie als Frauenzimmer nicht wirklich im Oberhause sitzen kann. Verheyrathet sie sich an einen Commoner, so behält sie ihren Namen und Titel, so wie ihr Mann den seinigen. Stirbt sie, so erbt ihr ältester Sohn ihren Namen und Titel, und wird Peer, da sein Vater nach wie vor Commoner bleibt. Es giebt zwey Arten solcher Peers. Der Titel stirbt entweder mit der männlichen Nachkommenschaft, oder vererbt sich auch auf die Töchter. Die erste Art wird gemacht, um die Zahl des Adels nicht zu sehr zu vermehren. — Gentleman ist in Rechtssachen allerdings ein Titel, und bedeutet einen Mann, dessen Vorfahren durch drey Generationen das Recht hatten, ein Wappen zu führen. Fast jedermann führt in England ein Wappen, und niemand wehrt es ihm. — Nationalschulden sollen in England nicht so gefährlich und schädlich seyn, als es scheine. Etwas wahres mag an der Sache seyn, allein das äusserste Ziel derselben, das die NS. nicht überschreiten darf, ohne einen großen Theil der Nation zu Grunde zu richten, scheint doch ziemlich nahe zu stehen. — Geschichte des Parlaments und des Ministeriums in den Jahren 1781—84, in Verbindung mit statistischen Nachrichten und Erläuterungen. Interessant, wenn gleich nicht ganz neu. Selten wird jemand seine Popularität und seinen Einfluß, wenn er ihn in England einmal verlohren hat, wieder bekommen. So gieng es Fox, so dem großen Chatam, der von dem Augenblick an, wo er aufhörte, Pitt zu seyn, und ins Oberhaus kam, seine Macht und seinen allgewaltigen Einfluß verlohr. — Die Opposition ist zur Aufrechthaltung der Constitution nothwendig. Ohne dieselbe würde die Constitution bald zu Grunde gehen, und in eine unumschränkte Monarchie oder noch verhaßtere Aristokratie ausarten. — Ueber das Mißvergnügen des Volks bey neuen Auflagen. Das Geschrey, das bey solchen Gelegenheiten zu entstehen pflegt, bedeutet oft sehr wenig. Um den Grund oder Ungrund solcher Klagen beurtheilen zu können, muß man lange im Lande leben, und Menschen aller Art kennen lernen. Von jeher klagte man, und prophezeihte den Untergang des Reichs als nahe bevorstehend, indeß das Land mit jedem Jahre blühender, reicher und mächtiger wird. Ein Theil einer Stadt oder Grafschaft ver-

versammelt sich, und unterschreibt Klagen, während ein anderer Theil des nämlichen Orts gerade auf dieselbe Art sich versammelt, und erklärt, daß das, was geschehe, ihren Beyfall habe. Beyde Partheyen nennen sich dann die Einwohner. — Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben einiger berühmten Männer; Lord Hood, Fox, Pitt. Letzterer erträgt jetzt die bittern und beleidigenden Angriffe der Opposition mit Ruhe und kaltem Blute, welches beweist, daß er viel über sich und seinen Charakter gewonnen haben muß. Denn als er unter Shelburne Kanzler der Exchester war, ärgerte er sich einst so sehr über die Opposition, daß er im Hause in offenbare Hitze ausbrach. Man lachte ihn aus, und nannte ihn den angry boy (den hitzigen Knaben), ein Eckelname, den er lange behielt.

Gh.

Romane.

Leben und Meinungen, auch seltsamliche Abentheuer Paul Ysops, eines reducirten Hofnarren. Vom Verfasser des Erasmus Schleichers. Erster Theil. Leipzig, 1792. bey Fleischer. 25 Bog. 8. 1 Rg.

Wer den Erasmus Schleicher gelesen hat, weiß es, daß in diese Geschichte ein gewisser Paul Ysop mit eingeflochten ist, der, wie ein Irrlicht, mehrmalen erscheint, und wieder verschwindet, und wie ein deus ex machina blos gebraucht wird, bald eine Verwickelung aufzulösen, bald eine gefällige Situation anzulegen, ohne daß es der Verf. für gut befunden hat, die Neugierde des Lesers über die eigene Geschichte dieses sonderbaren Mannes zu befriedigen. Nachdem also nun über den Schleicher, nach Anheftung zweyer neuer Theile, nichts mehr zu schreiben übrig ist: so war es leicht vorauszusehen, daß Hr. Cramer, der, wie es scheint, seine Feder nicht lange unbeschäftigt ruhen lassen kann, nunmehr die Geschichte dieses Paul Ysops bearbeiten werde. Ysop wird im Schleicher als ein reducirter Hofnarr aufgeführt, ist aber dabey ein Mann von so ausserordentlicher Klugheit, Weltkenntniß und Gegenwart des Geistes, daß Leser, deren Neugierde sich auf die Romanenwelt einschränkt, allerdings auf seine Geschichte,

zumal

zumal sie, beim Tone der zwey ersten Bände des Schleichers geschrieben, aufmerksam und neugierig werden mußten. Am meisten werden sie begierig seyn, zu erfahren, durch welche Glücksspiele Ysop der zwar sonderbare, aber gescheite und erfahrne Mann geworden sey,

Qui mores hominum multorum vidit et urbes,

der er in der Schleicherschen Geschichte ist; sie werden hauptsächlich die Geschichte seines vorigen Lebens zu erfahren wünschen, ehe er, beynahe in Bettiergestalt, ihre erste Bekanntschaft macht. Allein, wir fürchten sehr, daß die Leser diese ihre Erwartungen so wenig werden erfüllt sehen, als wir, die wir das Buch mit den günstigsten Vorurtheilen in die Hand nahmen, aber nicht ohne Mißvergnügen über getäuschte Erwartung aus der Hand legten. Wenn man wahrnimmt, daß der Verfasser des Siegfrieds von Lindenberg sich nach einer Reihe meisterhafter, origineller Romane endlich erschöpft hat; so ist dies nicht so sehr zu verwundern. Wenn aber ein angehender Schriftsteller, der in seinem ersten Geistesprodukt, wie Cramer im ersten Theil seines Schleichers, so viele Proben von Originalität und schöpferischer Einbildungskraft gegeben hatte, nicht nur in der Fortsetzung dieses Romans, sondern auch in seiner nächsten Arbeit so tief herabsinkt, daß er zu wahren Armseligkeiten, den schalesten, unwahrscheinlichsten Erdichtungen und den trivialsten Einfällen seine Zuflucht nehmen muß, um ein neues Ganze zusammenzusetzen; dann ist es eben so traurig für den Leser, als warnend für den Verfasser, seiner schriftstellerischen Ehre zu schonen, und ein Feld zu verlassen, das nun nicht mehr für ihn Blumen trägt.

Nach einem Eingang S. 1, hinter welchem man alles in der Welt eher, als die Beschreibung der Zeugungsstunde Ysops erwarten sollte, und nach ermüdenden moralischen Declamationen über epikurische Mädchen, erfährt man, daß Paul Ysop die Frucht einer glücklichen Schäferstunde ist, die Fräulein Augustine mit einem vor ihrem Landhause aufgefangenen jungen Flüchtling, Friedrich Heerbrand, genossen hat. Diese Vaterschaft würde ungewiß seyn, indem der Verf. unmittelbar darauf mehrere solcher Scenen, mit einem Illuminaten, mit einem Exjesuiten und mit ihrem Hausknecht, mit den nämlichen Farben malt, so daß der Leser nicht wissen kann, in welcher Buhlschaft die Existenz Paul Ysops eigentlich ihren hin-

reichen-

reichenden Grund habe: allein, der erste Liebhaber verweist sofort Augustinen auf die ihm ertheilte Nachricht von ihrer Schwangerschaft, an einen Dorfpfarrer, Sebaldus, seinen ehemaligen Hofmeister, der bereits hierüber die nöthige Anweisung hat. Diesem wird also bald darauf ein frischgebohrnes Kind zugeschickt, das er nach dem aufgehängten Jugendnamen seines Vaters Paul Ysop tauft. Die Mutter läßt der Verf. gleich darauf mit einem reichen Ostindienfahrer — als Lehrerin eines weiblichen Instituts zur Bevölkerung einer wüsten Insel, abgehen, und nie wiederkommen. Bis zum Eckel weitläuftig wird nun die Geschichte seiner Kinder- und Knabenjahre erzählt. Die Geduld der Leser wird strapazirt, sich die albernsten Knabenstreiche auf eine ermüdende, pomphafte Art vorerzählen zu lassen. Sogar das abgedroschene Stückchen wird nicht vergessen, dem, welchem man einen Schabernak spielen will, Erbsen auf eine Treppe zu streuen, und solche mit einem Bret zu bedecken, aber nur hier durch den höchst wahrscheinlichen Zusatz verschönert, daß Ysop nach geschehenem Fall die Erbsen wieder zusammenlieset, und an deren Statt eine Speckschwarte hinlegt, die dem, der sie findet, den Gedanken erwecken soll, daß sie eine Katze dahin getragen habe — als wenn nach dem Poltern einer von der Treppe herunter stürzenden Person der Andere mit Lichtern nicht zu Hülfe kommen, niemand auf die Spur der Erbsen kommen; und nach einem solchen nächtlichen Schrecken gleich alles im Hause so ruhig werden sollte, daß der Bube Zeit haben kann, die zerstreuten Erbsen unbemerkt wieder zusammen zu lesen; und überhaupt eine Speckschwarte den nämlichen Effekt zu thun im Stande wäre. Nach dem Tode des Sebaldus kommt inzwischen Ysop nach Tramsthal auf eine öffentliche Schule unter einem besondern Vormund. Dieses giebt dem Verf. Anlaß, sein Bekenntniß über Erziehung einzuschalten, zu deren Grundsatz er annimmt, Kinder durch die Furcht zum Gehorsam zu gewöhnen, und nicht zu frühe Herren und Männer aus ihnen zu machen, die Strenge der Fürstenschulen, deren Zögling er war, zu rechtfertigen, und gegen die Weichlichkeit der modernen Erziehung in (und ausser) den Philanthropinen zu eifern, wodurch Kinder für alle künftige Verhältnisse verwahrloset würden eine Stelle, der wir aus dem ganzen Buche vorzüglich unsern Beyfall geben. Nach einem Eingang von den ungleichen Aeusserungen der ersten Liebe eines jungen Menschen, die sehr richtig geschildert werden, kommt nun der Verf. auf die Beschreibung

der Schulthaten des jungen Ysops: und diese bestehen darin, daß er seines Vormünds galante Haushälterin aufschnürt, und zuletzt bey ihr im Bette angetroffen wird; und, auf die unbegreiflichste Art, die nur ein Romanschreiber seinen Lesern zu glauben zumuthen kann, zur Mitternacht das Cantorat besteigt, sich aber verirrt, in des Cantors Studirzimmer tritt, sich den Tacitus ausbittet, dann von der Magd weggeleuchtet wird, aber dennoch im Hause bleibt, und die Nacht bey Fränzchen, der Tochter des Cantors, zubringt. Der erste Streich hat die Folge, daß sein Vormund ihn auf eine feine Art aus dem Hause schafft, aber inzwischen sein Geld verthut; wobey sich aber Ysop wieder durch eine schöne Wirthin schadlos zu halten weiß; der zweyte aber, daß Fränzchen schwanger wird, und Ysop mit Ernst darauf denkt, sie zu entschädigen. Indem er mit diesen Gedanken umgeht, findet er in einem benachbarten Walde den Kameraden seiner Kindheit, Joseph, der mit ihm in dem Hause des Sebaldus war erzogen worden, und nun aus einer Waisenhausschule entsprungen war, um mit seinem Robinson und einigen Landkarten sein Glück zu Schiff zu machen — eine bereits abgenutzte Erdichtung — und den Ysop zur Gesellschaftleistung aufferdert. Diesen aber hält Fränzchen und deren Versorgung zurück. Allein, durch ein glückliches Ohngefähr, dergleichen Hr. Ct. und andre Romanschreiber seines Gleichen immer zu ihrem Gebote haben, muß eben der vierschrötige Präfect, der freylich Amtswegen ein Recht hatte, in dem Hause des Cantors aus- und einzugehen, nebst einem Freund vor dem Busch vorbeygehen, hinter dem Ysop und Joseph versteckt liegen, und zur Notiz Ysopens Bekenntnisse thun, die diesem über seine Verhältnisse mit Fränzchen die Augen öffnen — welche Armseligkeit der Erdichtung! Nun wird Ysopen der Entschluß leicht, nicht wieder nach Tramsdahl zurück, sondern mit Josephen in die Welt zu gehen. Zum Glück hat er seine ganze Baarschaft bey sich (schade, daß er nicht auch durch einen eben so glücklichen Einfall die Taschen voll Wäsche gestopft hat) — und fragt weder itzt noch in der Folge nach dem für ihn ausgesetzten Capital, noch nach der Rechnung des Vormunds. Beyde Flüchtlinge gerathen nun nach Hamburg, wo Joseph, weil er nichts gelernt hatte, auf keinem Schiffe angenommen wird. Nun besaß er zwar Sprache, um sich zu erkundigen, was er zur Brauchbarkeit für eine weite Seereise eigentlich zu erlernen habe: allein, dieser Weg ist unserm Verf. viel zu natürlich: Joseph sieht ein Mädchen

einem

einem abgehenden Schiffe nachweinen, worin ihr Geliebter, ein Barbiergeselle, war. Auf einmal schreyt er wie unsinnig — ein Barbiergeselle! und rennt durch alle Gassen, bis ihn endlich ein besoffener Barbier in die Lehre nimmt, und beynahe verhungern und erfrieren läßt. Ysop hingegen findet einen andern Deus ex Machina in Hamburg, einen niederländischen Kaufmann, der seinen Vater zu kennen scheint, und, ohne sich ihm zu entdecken, vor seiner Abreise, ihm angemessene Anweisung an ein vornehmes Handelshaus hinterläßt, dessen sich denn auch Ysop so wohl bedient, daß er eine glänzende Rolle in Hamburg zu spielen anfängt, so daß Männer und Weiber, Matronen und Mädchen, aus den entferntesten Enden der Stadt auf einen Tag in Gesellschaft mit dem artigen Jüngling (er kann damals kaum 15 Jahr alt gewesen seyn) speculiren und subscribiren: nur klagt er darüber, daß er in Hamburg in der Liebe nicht viele Fortschritte gemacht habe, weil daselbst überhaupt Liebe verhandelt, nach Pfunden abgewogen, oder nach Ellen zugemessen, und nur mechanische Menschen fortgepflanzt würden. Nun wird Ysopen von seinem Hausherrn angesonnen, sich zu einer künftigen Lebensart zu entschließen — und er wählet sich, nicht sowohl das Studiren, denn er hatte keinen bestimmten Zweck, sondern das Besuchen einer Universität. Nun machte auf einmal, wer von den dasigen Kaufleuten eine Tochter hatte, Plane, um ihn für sich zu behalten, und stellten ihm Netze, und doch wußte niemand, worauf sich der Anschein seines Vermögens gründe, (so unsicher und aufs Geradewohl handelt kein Kaufmann in solchen Angelegenheiten). Am meisten zog ihn eine gewisse Emilie, die Tochter eines bankrottirten Kaufmanns aus Altona, an, die er aber, nach einem schlecht geschilderten Kampf zwischen Liebe und Argwohn, verläßt, und sich nach Minerva begiebt — so nennt Hr. Er. die Universität, die er nun in Ysops Person schildern will. Es ist nun einmal seither leider Mode geworden, daß angehende Schriftsteller Kritiken über Universitäten schreiben, wo sie studirt, und vielleicht — Wohlthaten genossen haben: daher kann man auch wohl Hrn. Er. den Kitzel verzeihen, über L. zu spötteln. Gleich der Eintritt in die Stadt wird Ysopen verleidet; er wird von einem Thorschreiber gehudelt, und von dem Kaufmann, an den er empfohlen war, diesen Tag, weil er Gesellschaft habe, nicht angenommen. Nur ein Caffeehaus, an dessen Frequenz von Juden und Heiden, Türken und Christen, Griechen und Arabern der Chiliaste ein Bild seines

tausend-

tausendjährigen Reiches sehen kann (und doch war es nicht Meßzeit) söhnte ihn wieder aus. Den Anfang seiner akademischen Laufbahn macht Psop, der überkluge Jüngling, wie ein dummer Junge; er weiß nicht, was er studiren soll, auch nicht, was er auf diesen Fall für Wissenschaften und Kenntnisse zu erwerben habe, die er bey jedem Studium brauchen kann, sondern geht auf den Markt, und wo er denn einen Strom junger Menschen in ein Haus, einströmen sieht, da zieht er nach; und da kam er denn das einemal zu einem freundlichen Männchen von Rechtsgelehrten; ein andermal zu einem Mediciner, der Arzneyen zu probiren rieth; und dann zu einem blutjungen Herrlein, der von der Toilette einer Madame her zu feinem Tischchen flog, um eine theologische Vorlesung zu halten — Wir überwinden unsern Verdruß, dergleichen Armseligkeiten abzuschreiben, um es unsere Leser fühlen zu lassen, wie leicht sichs der Verf. mache, um über L. spötteln zu können. Nachdem er noch zwey Philosophen ähnlicher Art, und endlich ein ungeheures Bierviertel vom theol. Katheder alle Neologen, und die arme Vernunft bis zur Hölle verdammen gehört hatte; riß er für Ungeduld gar aus, entschlossen, Kriegsdienste zu suchen. Die Pferde sind schon gesattelt, um L. auf ewig zu verlassen. (Und dies thut der Unbesonnene, ohne sich Jemanden zu entdecken, oder sich über die Gewißheit der nachzuschickenden Renten sicher zu stellen.) Allein, er geht nicht: eine neue Liebe, der er bisher entsagt zu haben schien, hält ihn zurück. Auf dem Hingang zu seinem Pferd verrenkt ein Mädchen vor ihm den Fuß — die nimmt er auf seine Arme, und trägt sie zu ihrer Mutter — und nun ist er gefesselt — und bleibt. O quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi! Um dieses Mädchen glücklich machen zu können, fängt er an zu studiren, zu Hause nämlich, ohne ein Collegium zu hören, und bewirbt sich am Bergauer Hof um eine Beförderung, zu der er Hoffnung hat. Allein, weil Henriette Verwandte am Allruner Hofe hat, die mit ihr andre Absichten haben; (man weiß es schon aus dem Schleicher, wie erfinderisch Hr. Cr. in Schaffung neuer Fürstenhöfe und ihrer Namen ist) der Allruner Hof aber mit dem Bergauer verwandt ist: so wird Psops Anstellung hintertrieben, (daß zwey deutsche Fürstenhöfe über die Heyrath eines bürgerlichen Studenten mit einem bürgerlichen Mädchen communiciren, wird zwar die Leser Wunder nehmen, allein, in der Cramerschen Welt ist es nun nicht anders) und Henriette sieht sich genöthigt, bey aller

 ihrer

ihrer Liebe zu Ysopen, ihre Hand einem Andern zu geben, der die ökonomischen Umstände ihrer Mutter verbessern kann. Und kaum hat Ysop diese traurige Lage Henriettens von einer Freundin gehört, als er sich, wie ein ehrlicher Mann, entschließt, ihr die Wahl leicht zu machen. Wer sollte nun nicht meinen, daß er dieses durch seine Entfernung von Minerva und ein mehrige Ergreifung des Militärstandes in fremden Diensten thun werde? Allein, diese Handlungsart wäre viel zu natürlich und vernünftig, als daß Hr. Cr. seine Helden so könnte handeln lassen. Man höre aus dem Munde Ysops selbst, wozu er sich nun entschließt — „so wahr mir Gott helfe in meiner Todesangst — spricht er zu Henriettens Freundin, — warnen Sie alle Mädchen vor mir — denn ich bin von nun an der größte Schurke gegen das ganze weibliche Geschlecht, nicht aus Rache, weil es mich nicht glücklich gemacht hat, sondern blos, um mir selbst den Weg in das Herz eines guten Mädchens zu versperren. Keine Thräne der Tugend und Unschuld rührt mich mehr! wo ich sie finde, will ich sie morden!" Und diesem Schwur bleibt er dermaßen treu, daß der liebenswürdige und verständige Jüngling von nun an zum niederträchtigsten Schurken und Wollüstling ausartet: auch handelt er schlecht genug, in der letzten Unterredung mit Henrietten, deren Anblick ihn zu ganz andern Empfindungen auffordern mußte, sich von dieser verworfenen Seite zu zeigen, so daß der Leser von Gefühl mit dem Verf. zürnen muß, daß er eine Scene, die eine der rührendsten im Buche hätte werden können, auf eine so schändliche Art verdirbt. Einmal, da er trunken vom Genuß der berühmtesten Kokette des Orts (der Verf. nennt sie Mad. Lason) des Nachts nach Hause kommt; dringt sich eine unbekannte, verhüllte Person ihm nach ins Haus: Und das ist diese tugendhafte, unglücklich verheyrathete Henriette (der Verf. vergißt, daß er sie an einen Mann am Bergauer Hofe vermählt hatte — und ein solches Weib wird freylich in einen weißen Mantel verhüllt — zur Mitternacht — auf den Ecken der Gasse — auf einen liederlichen Burschen warten, und mit ihm ins Haus schleichen!!) Sie dringt mit Thränen in ihn, um seine Seele zu retten, sich sofort aus Minerva zu entfernen. Werden aber nun wohl Leser von feinem Gefühl dem Verf. die Ungezogenheit zutrauen, daß er Ysopen die augenblickliche Aufopferung Henriettens in einem geilen Wunsche zum Preiß seiner Abreise macht; und daß das gute, für die Errettung ihres ehmaligen Lieblings zitternde Weib

treuherzig genug ist, sich zu dieser Schande bereit finden zu lassen, wenn den Bösewicht nicht noch zur rechten Zeit das Gewissen gerührt hätte, noch ohne den Raub ihrer Tugend sich zu entfernen? Nein, so sehr muß ein Romanschreiber die Geduld seiner Leser nicht mißbrauchen! Nun also ist die Abreise in die Welt beschlossen. Er weiß es aber eben so wenig, wohin und in welcher Absicht; als er es wußte, warum er nach Minerva kam. Doch eine dringendere Ursache seiner Abreise war das Aussenbleiben seiner Gelder. Er hinterließ seine Habseligkeiten seinem Reitknecht (die Gläubiger werden durch Stillschweigen befriedigt). Jedoch, damit er nicht ganz mit leerem Beutel seine Wanderung antritt, so giebt ihm der Verf. einige tausend Thaler an ganz entbehrlichen Juwelen in die Tasche (würklich viel erspart von einem Etourdi, der von den Wohlthaten eines Unbekannten lebte). Hier sollte nun eigentlich der interessanteste Theil der Geschichte Ysops angehen; die Erzählung seiner Begebenheiten von seiner Flucht aus M. bis zu seiner Anstellung als Hofnarr. Aber auch hier täuscht der Verf. seine Leser, indem er diesen ganzen wichtigen Zeitraum von — vielleicht zwanzig Jahren, wenn wir recht rechnen, ganz überspringt, und nur so viel davon sagt: „Zu Roß und zu Fuß hatte er nun beynahe die ganze Oberfläche der Erde durchwandert, Meere durchschifft und Berge bestiegen, und alle Nationen beynah von Person kennen gelernt.“ Würde man ihm nicht gerne die ekelhaft ausgedehnten Erzählungen von Ysops läppischen Knabenstreichen, die so oft wiederholten Grecourtschen Gemälde genossener glücklicher Stunden und manche Ausbrüche einer widerlichen Redseligkeit geschenkt, und dargegen lieber eine wahrscheinliche Zusammendichtung von Reisen und Abentheuern in mehrern Ländern, wenn er anders dergleichen zu geben im Stande war, zu lesen gewünscht haben? — Kurz, Ysop geräth endlich in Umstände, die ihn nöthigen, an dem Obersberger Hof um eine geringe Landstelle (es fiel vermuthlich dem Verf. in der Geschwindigkeit, ausser dem Dorfpfarr, worzu er seinen Helden nicht machen durfte, kein anderes Diensichen auf dem Lande namentlich ein —) sich zu melden, wird aber abgewiesen, und sieht sich gezwungen, um den vacant werdenden Posten eines Hofnarren nachzusuchen, den er denn auch erhält. Es kann wohl seyn, daß es den Verf. gereuet haben mag, daß er seinen Ysop gleich zum erstenmal im Erasmus Schleicher als einen reducirten Hofnarren gestempelt hat; er wußte damals noch nicht, daß er Beruf

 finden

finden würde, seine Geschichte zu schreiben — und nun kann er ihm diesen Charakter indelebilis nicht wieder abnehmen, und man sieht es freylich, wie sehr er verlegen ist, Ysopen gleichsam, aus den Wolken herab in diesen Stand zu stürzen — denn freylich ist es eine Sottise, dem Leser glauben zu machen, daß ein so durchaus gescheiter, stolzer, allgemein beliebter (welches bey allen Gelegenheiten per μερισμον bewiesen wird) in allen Fächern brauchbarer und an allen Höfen willkommener junger Mann so tief habe herunter sinken können, daß er bey allen seinen Reisen durch die Welt und gefundenen Bewunderung an so vielen (freylich Cramerischen) Höfen nicht einen fixen Aufenthalt, oder anständigen Posten, seine Talente anzuwenden, habe finden können — aber einmal war er der reducirte Hofnarr; er mußte folglich Hofnarr werden, es mochte sich schicken oder nicht. Jedoch dafür hat Hr. Cr. gesorgt, daß er nur Hofnarr nach dem Namen und nach dem spanischen Kragen, im Grund aber Vertrauter und erster Minister seines Fürsten ist, so daß sich alle andere Minister und Räthe vor seiner Satyre fürchten, und wenn er bey Tafel ein Mährchen über ihre Finanzoperationen absingt, alle davon laufen, den dickleibigten Gewissensrath ausgenommen, der sich nicht stören läßt, seine Hasenpastete im alten Franzwein so wacker zusammen zu arbeiten, daß ihm die Augen vor dem Kopfe lagen, wie den Gergesener Schweinen, als der Teufel in sie fuhr (im Vorbeygehen ein Beyspiel von des Verf. feinem Witz). Jedoch, da der Hofnarr auch diesem eine Gewissensrüge hält, bekömmt er auch Se. Hochwürden zum Feind, und — siegt über ihn. (Er ist von so großer Wichtigkeit, daß benachbarte Höfe ihn nicht nur wegen vereitelter Absichten ihrer Ungnade und Ahndung würdigten, sondern auch ganz insgeheim durch ihn eine viel bedeutende Allianz mit einem königlichen Hofe zu Stande kommt, darob denn der ganze Hof, wie billig, erstaunt, und sich ärgert; daß ihm neben dem Fürsten ein Stuhl gesetzt wird, daß er mit ihm ausfährt, selbst Audienz annimmt, u. s. w. Das laßt mir doch einen Hofnarren seyn! Seine Beschäftigungen sind ein beständiger Kampf gegen die Menschenplackereyen der Finanzgeister, Aufdeckung ihrer Cabalen durch Gesänge oder allegorische Gemälde, Ueberreichung von Memorialen, die von den Hofschranzen unterschlagen wurden. Ausser der Beschämung und Kränkung, die er dadurch den Großen des Hofs zufügt, neckt er sie auch noch durch allerliebste Späßchen; dem Beichtvater practicirt er das Strumpfband einer berüchtigten

Dame

Dame (die Uniform davon muß also bekannt gewesen seyn), auf sein Bauchkissen; Plusmachern steckt er Stückchen Schafwolle auf den Ermel, daß der Fürst bey dem ersten Bückling sie frage, ob sie Schäfchen geschoren hätten — der allerwitzigste Hofnarrenstreich aber, den er seinen Feinden spielte, ist dieser: Ysop übernimmt gegen einen Dritten die Wette, Freunde von Feinden auf das zuverläßigste zu unterscheiden. Er ward krank — von Fürsten und Höflingen besucht und bedauert: an einem Morgen kommt die unerwartete Nachricht: er sey gestorben. Jedermann kommt, sich selbst von seinem Tode zu überzeugen: er ist und bleibt todt; und man vermuthet genommenes oder gegebenes Gift. Der Fürst und einige Große beweinen ihn herzlich; Andere lassen ihre Freude nur zu deutlich merken. Als er beerdigt werden soll, kommt der Fürst noch einmal, Ysopen im Sarg zu sehen, und dann nach dem Grabe zu begleiten. Allein, eine Leiche liegt zwar im Sarg; Ysop aber sitzt an dem Tisch vor einer Bouteille Wein. — Und dies geht so zu: Ein Mensch war im Wasser verunglückt: den läßt Ysop auf sein Zimmer bringen, und statt seiner in das Bett legen; er selbst versteckt sich in ein Behältniß hinter der Tapete, in dem er durch verborgene Kanäle alles sehen und hören konnte, was nicht nur in seinem Zimmer, sondern im ganzen Schlosse gethan und gesprochen wurde. — Wir können uns nicht entbrechen, diesen Cramerschen Einfall etwas zu zergliedern. Der Ertrunkene verunglückte, entweder vor der Krankheit Ysops, oder während derselben. Im letzten Falle wäre es viel gewagt gewesen, auf gerathewohl sich krank zu stellen, und dann es darauf ankommen zu lassen, wo der Zufall eine Leiche herführen werde, die er statt seiner unterschieben könnte. Also vermuthlich wußte bereits Ysop, wo er den Leichnam hernehmen sollte, als er sich krank machte. Wenigstens aber war er zwey Tage krank gewesen, als man an einem Morgen hörte, er sey todt: folglich war denn auch der aus dem Wasser gezogene Leichnam über zwey Tage alt; nun weiß man aber, wie entstellt Leichname in diesem Falle aussehen, und wie es schlechterdings gar nicht denkbar ist, ein solches Cadaver mit der Leiche eines zweytägigen Bettkranken zu verwechseln. Hr. Cr. zwar weiß, nach der leichten Art, wie er mit seinen Lesern fertig wird, dafür Rath: Ysop hat selbst den fremden Leichnam übermalt, daß er ihm ähnlich sah — Welche Unverschämtheit, glauben machen zu wollen, daß von den vielen Personen, vom Fürsten an bis zum Hofbedienten, die in

das Zimmer strömten, um den Ysop todt zu sehen, nicht einer den einfältigen Betrug und die Spuren aufgetragener Farben bemerkt haben sollte, die doch sogleich in die Augen fallen mußten! Wie läßt sich so unbemerkt der Leichnam eines Ertrunkenen weg- und sogar in das fürstliche Schloß schaffen? Fiel gar niemand, weder von Wächtern noch Neugierigen, darauf, die Thür des Tapetenschranks zu öffnen? Sollte sich der Arrestante, durch die Länge des Stehens müde, nicht selbst durch eine unwillkührliche Bewegung verrathen haben? Hatte dieser Schrank, wenn er Röhren hatte, die zum Gehör führten, — welch ein elender Behelf — nicht auch Röhren für das Aug, um die Blicke derer zu beobachten, die bey der Leiche standen?

Aus dieser einzigen Zergliederung, statt vieler andern, die die Kritik anbringen könnte, lerne Hr. Gr. fühlen, mit wie weniger Achtung er sein Publikum behandelt, dem er für die geneigte Aufnahme seiner ersten Arbeit Dankbarkeit schuldig war; solche Erdichtungen aber einer armseligen Phantasie seinen Lesern aufzubürden, ist die größte Beleidigung, die ein Romanschreiber ihnen anthun kann. Zuletzt fallen die Feinde Ysops darauf, den Fürsten an eine Maitresse zu fesseln, und durch diese den Hofnarren zu stürzen. Nach mehrmaligen Unterhandlungen kommt sie endlich an, und siehe, es ist Emilie, Ysops ehemalige Geliebte, die er noch jetzt nicht vergessen konnte. Sein Schrecken über deren Anblick wird wohl geschildert, und der Held des Buchs beym Schluß dieses Theils in eine Situation gelassen, die freylich für den folgenden die Erwartung spannt — wenn nur der Verf. sie nicht wieder durch Gaukelsprünge vereitelt!

Rg.

Novellen, von C. R. Grafen von Vargas. Erster Theil. Berlin, 1792. bey Vieweg dem ältern. 10 Bogen. Zweyter Theil, 13 Bogen in 8. 1 Rt. 4 gr.

Ganz artige Kleinigkeiten, in müßigen Stunden zu lesen; aber wahrlich nicht des typographischen Aufwandes werth, der daran verschwendet ist.

E.

Schöne

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Rheinische Bilder, gesammelt von Nik. Vogt. Mainz, bey Fischer, 1792. 9 Bog. 8. 8 gr.

„Bisher (sagt der berühmte Verf.) war ich bemüht, die großen Verhältnisse der europäischen Republik zu schildern; nun will ich mich in meine Heimath zurückziehen, und mich hauptsächlich mit dem, was um und neben mir ist, unterhalten. — — Natürlich ist es, daß ich diese Gegenstände mehr dichterisch als philosophisch behandle, weil sie mich näher angehen: indessen werde ich meistens solche Stücke aus der Rheinischen Geschichte hervorgraben, welche nicht nur den Rheinbewohnern, sondern jedem Deutschen, ja, jedem Europäer merkwürdig sind. Die Rheinischen Gauen sind zwar kleine Fleckchen auf dem Theater der Welt, allein, darum doch jedem Fremden nicht unwichtig. Die natürliche Schönheit des Landes wird von allen Reisenden bewundert; seine Produkte erfreuen und stärken die Bewohner des fernsten Norden; von Mainz aus brachten die Römer durch Drusus ihre Gesetze und Künste nach Deutschland; vom Rheine her wurde durch den heil. Bonifaz und Karl d. G. die christliche Religion und bürgerliche Cultur beynahe über ganz Europa verbreitet; durch zwey Mainzer Bürger wurden wichtige Epochen in der Welt- und Menschengeschichte gestiftet; indem Walpoden den Grund zu den großen Handelsbündnissen legte, und Guttenberg mit seinen Gehülfen, Faust und Schaffer, die Buchdruckerey erfand. Diether, Weßel, Hutten und Melanchthon gaben am Rheine den Ton zu einer sanften Kirchenreformation; Werner, Gerhard, Berchtold und Johann Philipp trugen das Meiste zur Gründung der jetzigen deutschen Verfassung bey; auch kann nicht geläugnet werden, daß zu Mainz der Anfang zur katholischen Schulverbesserung gemacht wurde. Solche Vorzüge meines Vaterlandes mußten mich natürlich begeistern, und verdienen gewiß auch, dem Auslande dargestellt zu werden." — Gewiß, und zumal von einem so geistreichen Kopfe und einer so geschickten Hand, wie die des Verf. ist. Mit Vergnügen haben wir aus diesem ersten Versuch gesehen, daß der vortrefliche philosophische Geschichtschreiber auch für die Poesie mehr als gemeine Talente besitzt. Das erste Stück dieser Sammlung ist ein kleines gereimtes Gedicht an Walpoden von

Mainz, Stifter des Rheinischen Bundes, beym Anblick des sturzdrohenden Kaufhauses. Von mehr Bedeutung ist das Fragment eines historischen Schauspiels: **Faust, der Erfinder der Buchdruckerey.** Zeichnung der Charaktere, Anlage der Scenen, Dialog, alles verräth die glücklichste Anlage zur dramatischen Poesie. Nur wünschten wir, daß der Verf. durch Vermeidung entbehrlicher rheinischer Idiotismen den übrigen Deutschen in andern Provinzen den Genuß seiner schönen Geschenke nicht verleiden möchte! Am Schluß findet man die Note: „Die übrigen Aufzüge dieses Stücks lassen sich jetzt nicht wohl ins Publikum geben: ich habe deswegen auch in diesem ersten Aufzuge den Knoten geschürzt gelassen.“ Erquickend war für Rec. die edle Freymüthigkeit, mit welcher der Verf. zu einer Zeit, wo man von Mainz aus, und zwar von höchster Hand, einen Preiß auf die beste Vertheidigung des Cölibats setzte, die Rechte der Natur und die Entscheidung der gesunden Vernunft mit so viel Wärme und Nachdruck in Schutz nimmt. — **Heinrich Frauenlob, oder der Sänger und der Arzt.** Nur dem Dichter von wahrem Talent kann es, so wie hier dem Verf. gelingen, den Leser so ganz in die Zeit und unter die Personen der Vorwelt, die er schildert, zu versetzen. Treflich, voll ächter Naturzüge und Beweise von tiefer Menschenkenntniß ist vorzüglich die Scene S. 45 u. s. w. Die eingestreuten Verse darf man nicht nach dem Maaßstabe messen, der für Gedichte unserer Tage gehört: sie sind und sollen **Meistersängerey** seyn. Und als solche ist sie gewiß nicht ohne Werth. Wir heben zur Probe Frauenlobs Schwanengesang aus:

Sie liebt mich — o singt es ihr Vögel dem Haine!
Sie liebt mich — o sagt es ihr Bäche dem Rheine!
Sie liebt mich — o hört es ihr Söhne des Landes!
Sie liebt mich — und gab mir den blumigen Kranz.

Seht! wie sich jene Ulme hebt,
Und über alle Bäume schwebt,
Sie ist bey weitem nicht so schlank
Als meiner Göttin Wuchs und Gang.

Seht dort hin über jenen Hügel
Des stillen Rheines Wasserspiegel,
Er ist wohl nicht so sanft und klar,
Als meiner Göttin Aeugleinpaar.

Seht

Sehe dort am goldnen Weinkreise
Die runde Welle zart und weiße,
Sie wiegt nicht sanfter in dem Wind,
Als meiner Göttin Busen lind.

Sehe dort aus jenen Purpurbeeren
Des jungen Mostes Feuer gähren,
Mehr honigtriefend ist der Mund
Und meiner Göttin Lippen rund.

Hier brach sie Blümchen mir zum Lohne,
Und flocht mir diese schöne Krone,
Der Quell glänzt noch von ihrem Bild,
Die Luft ward durch ihr Lied gefüllt.

Sie sah manche Thränen fließen,
Ich durfte ihre Händlein küssen,
Doch ach! man riß sie weg von hier,
Und ließ mich, um zu sterben, hier.

Lebt wohl denn, gute Mainzer Frauen!
Dies Aug wird euch nicht mehr beschauen,
Lebt wohl, ihr Mädchen dieser Stadt!
Er stirbt, der euch gelobet hat.

Ihr seht ihn unter euch nicht wieder,
Ihr höret nicht mehr seine Lieder.
Nur eins noch dring vom Herzen bang
Elise — als ein Schwanensang.

Bs.

Romantische Erzählungen und Gedichte, komischen und zärtlichen Inhalts, von J. T. Plant. Leipzig, bey Voß und Leo, 1793. 16 und 184 S. 8. Mit Kupfern. 14 gr.

Schon die acht ganze Seiten lange Vorrede durch herrscht ein so unartiger, schielender, mit einem Worte schlechter Geschmack, daß Rec. aus Schonung gegen den Verf. ihrer gar nicht erwähnt haben würde, wenn Hr. P. nicht mit großer Selbstgefälligkeit sich darin so viel auf den Umstand zu gut

 thäte,

thäte, Vater eilf anderer Produkte zu seyn, die seit zwölf Jahren in die Welt spazieren, wohl aufgenommen, zum Theil öfters aufgelegt, ja, selbst in andere Sprachen übersetzt wären! Sollte mit dieser günstigen Aufnahme es seine Richtigkeit haben, so muß es um den Geschmack unsers Zeitalters doch in der That zweydeutiger aussehen, als Rec. bisher geglaubt hatte! Dem sey indeß, wie ihm wolle; auch wo der Verf. seine Romanzen, Erzählungen (in Prosa und in Versen), Lieder, Elegien, Fabeln, Sinngedichte, unschuldige Pasquinaden u. s. w. gedichtet habe, wird in besagtem Vorberichte angezeigt: in Mecklenburg nämlich, Pommern, Dännemark, Schweden, Berlin, Chursachsen, u. s. w. Daß sein sturmvolles Leben oft mit trüben Stunden durchflochten gewesen, wird der Leser bedauern, ihm es auch nicht verargen, wenn er in Geistesbeschäftigungen dieser Art Trost und Erholung suchte. Daß er von den Kindern seiner Laune selbst einen nicht zu hohen Begriff hat, ist eben so gewiß, und auch gewisser, daß sein öfterer Platzwechsel nichts dazu beytrug, seine Einbildungskraft zu exaltiren. In keinem einzigen der von ihm betretenen Dichtungspfade hebt er sich über das Platte, Steife, Wässerige; nicht ein mal auf untadelhafte Mittelmäßigkeit darf er Anspruch machen; Witz, Wohlklang und Erfindung sind ihm unenthüllte Geheimnisse geblieben, und aus dem Reichthum unserer Sprache weiß er in Prosa und in Versen so wenig Nutzen zu ziehen, daß vielmehr gegen Geschmack und Grammatik auf jeder Seite verstoßen wird.

Wem dieses Urtheil etwas hart klingt, der beliebe folgende Pröbchen durchzulaufen; und wenn ihm daran noch nicht genügt, sich durch Ansicht des Buches selbst zu überzeugen, wie sehr Rec. Ursach gehabt, so und nicht anders zu urtheilen. Also, aus den Romanzen:

> Die Abschrift, welche jüngst ein Freund mir zugesandt,
> erscheint nunmehr in diesem Band:
> worin die deutsche Welt der Vorwelt tolles Wesen,
> kurz und erbaulich könne lesen.

Aus den Elegien:

> Ein stiller Wald war unsrer Liebe Zeuge,
> der uns in seine Schatten liebreich lud,
> und Hand in Hand durchschlichen wir Gesträuche,
> und fühlten dieser Schöpfung höchstes Gut.

Von

Von dergleichen Armseligkeiten und Reimen, wie: Monde, trohnte, Augen, rauchen, Gefährten, werden, wimmelt es überall. — Aus den Liedern:

Du Kaffee bist mein Lobgesang:
Du Stärkung schwacher Magen!
Du Labung alter Jüngferchen!
Du Arzt der Weiberklagen!
Du Trost betrübten Wittwerstands!
Du schwacher Roboranz!
Du Extrapost des Blutes!

Daß vor Roboranz das vermuthliche Wort Köpfe fehlt, ist sonderbar genug, und von übler Vorbedeutung! Aus den Erzählungen:

Dem Einen gab er (Cupido) rasch ein Engelchen zum Kuß,
reich, artig, schön und klug zum wonnigen Genuß:
Sie wälzten sich in Seligkeiten,
und schmeckten ungetrübt der Liebe heiße Freuden.
Ihr Leben war ein steter May,
ein steter Jubel und Juchhei!

Aus den Sinngedichten endlich, oder, wie er sie auch zu nennen beliebt, den unschuldigen Pasquinaden:

Wenn eine Frau der Eh' den Schmuck der Treue raubt,
warum muß denn der Mann ganz schuldlos Hörner tragen?
Wer's nicht errathen kann, dem will ich's also sagen:
Der Mann ist ja das Haupt!

Auch durch ein in plattdeutscher Mundart gefertigtes, mehr als zu langes und langweiliges Bauernlied hat der Verf. Mannichfaltigkeit in seine vermischten Schriften zu bringen gesucht. Wie es mit seinen prosaischen Erfindungen und Einfällen aussieht, kann der Leser nunmehr auch ohne unser Erinnern sich vorstellen! Schade um das saubere Papier und die beyden gar nicht schlechten Kupferstiche, womit man diese Sammlung sehr unverdienter Weise ausgeschmückt hat! Unser

Autor

Autor widmet die Früchte seiner Muse der Gemahlin des Prinzen Anton von Sachsen. Was diese Dame, wenn sie anders Deutsch versteht, und die Sudeley liest, von unserm Parnass wohl denken mag? — Sind die übrigen eilf Opuscula dieses Schriftstellers von gleichem Schrot und Korn, so weiß Rec. in Wahrheit nicht, wen er am meisten bedauern soll: den, der solche schrieb, kaufte, las; oder die, welche mit Anzeige davon sich haben befassen müssen?

S.

Theater.

Das Urtheil von Paris, eine Farce in drey Aufzügen! Mainz, bey Fischer, 1792. 6 Bog. 8. 8 K.

Was der Verf. sich unter einer Farce gedacht hat, mögen die Götter wissen; dürfen wir seinen Begriff davon aus dem Stücke beurtheilen, das er uns unter diesem Namen gegeben hat, so muß bey ihm eine Farce die unleidlichste, elendeste Bizarrerie seyn, die je in eines Scriblers Kopfe gespukt hat. Rec. mag in diesem Schriftchen den Anfang, das Mittel, oder das Ende betrachten, (denn es ist hier alles gleich, wo man anfängt oder aufhört) so findet er doch nirgends auch nur die geringste Spur von Plan und Ordnung, nichts von richtiger Zeichnung und Haltung der Charaktere, keinen vernünftigen Zweck, keine Absicht, warum der Verf. dieses oder jenes so oder anders einkleidete und formte, nichts zum Weinen, nichts zum Lachen, (man müßte denn über die unbegreifliche Dreistigkeit, mit einem solchen Produkte bessern Schriften das Papier und den Lesern die Zeit zu rauben, weinen oder lachen,) kurz, nichts, das auch nur im geringsten die Sünde entschuldigen könnte, so etwas geschrieben und in Druck gegeben zu haben. Glücklicherweise ist die Broschüre nicht lang, wir können also unser Urtheil, das allerdings hart klingt, dadurch hinlänglich mit Beweisen belegen, daß wir unsern Lesern mit ein Paar Worten den Inhalt vorlegen.

Sadhebdin, ein vertriebener (warum? wissen wir nicht) orientalischer Prinz, und sein Freund Abdalha reisen unter angenommenen fremden Namen, jener unter dem Namen Paris, dieser unter dem Namen Menter (Mentor?) in

Europa herum, vermuthlich um Weisheit zu suchen, die sie wahrlich auch sehr nöthig haben. Der erste Aufzug zeigt sie im Garten zu Sanssouci. Der Prinz will den großen Friedrich kennen lernen, und sich ihm gleich als einen Mann von Kopf ankündigen, und hat — (man denke! um sich als einen Mann von Kopf anzukündigen!! und in dem Garten zu Sanssouci!!) eine Hurenjägerin mit ihrem Wildpret dahin bestellt. „Hier an dem Altar der keuschen Diana soll dieser großen Göttin zu Ehren das Lämmchen geschlachtet werden.“ Hannchen, ein unverdorbenes, noch unschuldiges Mädchen, kommt, sie weiß so gut, wie die Kupplerin, daß sie mit einem Prinzen zu thun hat, obgleich er unter fremden Namen reiset. Ihr Vater, ein abgedankter Soldatenkrüppel, hat, durch die äusserste Noth gezwungen, das edle Mädchen, seine Tochter, an die Kupplerin verkauft, um sein Leben zu retten. Er ist ihr gefolgt, und stehet von fern, um sich sogleich für den empfangenen Sündenlohn Brod zu kaufen. Das Mädchen entdeckt ihre und ihres Vaters Lage dem Prinzen, der, dadurch gerührt, das Mädchen nicht mißbraucht, sondern ihren Vater rufen läßt, und beyden eine Geldbörse verehrt. Der Prinz schimpft auf den großen König, den er herzlich verehrt, aber doch nicht billigen kann, daß er seine abgedankten Soldaten verhungern läßt. Der alte verhungerte Invalide vertheidigt seinen König. So endigt sich der Auftritt mit dem Mädchen. Der König kommt selbst, und (risum teneatis!) weiß schon das Geschichtchen — denn er hat hinter einer Taxuswand gelauscht. „Die Ankunft dieses Menschen, sagt der Prinz, ergreift mich, wie die Erscheinung Gottes.“ (Gerade wie dem männlichsten Ritter Zimmermann.) Aber doch ist er entschlossen, dem König eben so viele und noch mehrere Sottisen ins Gesicht zu sagen, als er vorhin gegen den alten Soldaten über ihn geäussert hatte. Auch der König sieht gleich in ihm einen Prinzen, gerade als ob die Prinzen, wenigstens die vertriebenen, ein Zeichen an der Stirne hätten, wie Kain, oder als ob sie, wie die Freymäurer, sich unvermerkt andern kenntlich machen könnten! Und doch will und soll der Narre, der hier als Prinz aufgeführt wird, incognito reisen. Anfangs machen sich beyde hohe Personen gewaltige Complimente, bald aber nimmt der Prinz den König in die Schule. Wir verschonen die Leser mit diesem politischen Gewäsche. Friedrich selbst gesteht: „solche Dinge hat mir noch kein europäischer Prinz ins Gesicht gesagt.“ Wir glauben das auch gern; auch

auch würde der respective Verf. dieser Farce es nicht gewagt haben, mit Friedrich von Angesicht zu Angesicht eine solche Sprache zu reden, aber auf einem todten Löwen läßt sich gut tanzen. Nebenher geschehen einige nicht sehr ehrbare Ausfälle auf die rußische Kaiserin.

Mit einem Sprunge versetzt uns der Verf. im zweyten Aufzuge in den Garten zu Fernay, denn Gartenscenen scheint er überhaupt sehr zu lieben. Alles athmet hier epicureische Sinnlichkeit. Auch hier giebt es wieder — Huren, nur keine aus dem Bordell, sondern Grasnymphen, (wie der Verf. die Bauermädchen nennt) und Operntänzerinnen. Voltaire hat eine gewisse Olympia bey sich, die sich wie die frechste Buhldirne beträgt, und sich, dem alten Voltaire zum Trotz, in den Prinzen Paris verliebt. Voltaire zeigt sich hier allenthalben wie ein ächter Schüler Aristipps. Das möchte er auch immerhin; aber die gerechteste Forderung an den Verf. ist es doch wohl, daß er, wenn er Voltairen redend einführen wollte, sich zuvor den Geist seiner Schriften zu eigen hätte machen müssen; aber sein Voltaire ist ein elender, sinnloser Wäscher, kurz, nicht er selbst, sondern der Verf. dieser Farce und sein Geist sprechen aus ihm. Die Bauermädchen treten als neun Musen auf, und singen Lobgedichte auf Voltaire, für welche sie als Musen verdienten ausgestäupt und gebrandmarkt zu werden. Hier ist eine Probe:

> So lage jeder große Geist in Griechenland am Busen
> Fast einer einz'gen nur von uns neun Musen,
> Doch jetzt ist deine Gunst (sie redet den Gott des
> Lichts und aller Kunst an) nur einem unter allen
> Beglückten Sterblichen anheim gefallen.

Dieser beglückte Sterbliche ist, wie natürlich, Voltaire, denn der Schluß heißt:

> und kurz, was du Apoll sonst dem Thucydides,

(Rec. ändert nichts an des Verf. Orthographie.)

> dem Sofokles, dem Aristofanes,
> dem Pindar, dem Euclid, dem Thales und Homer
> nur einzel gabst, glänzt all vereinigt in Voltair.

Am Ende des zweyten Aufzugs spielt der Verf. einen Geniestreich, er läßt die Urania, die Voltaire's Elements ans Fuß-

gestell

gestell einer Bildsäule Apollo's niederlegen soll, stolpern, und die Bildsäule umwerfen. Es entstehet ein allgemeines Gelächter, und Olympia, die das ganze Musenfest veranstaltet hat, springt beschämt auf, nimmt dem Apoll den Lorbeerkranz vom Kopfe, und setzt ihn Voltairen auf.

Abermals ein Sprung! und siehe da, wir sind mit dem dritten Aufzuge auf der Insel S. Pierre in der Schweiz bey Rousseau, der eben aus dem Bette kommt, und seine Morgenbetrachtung unter freyem Himmel anstellt, aber elendes Deutsch spricht, was ihm, einem Ausländer, wohl nicht übel zu nehmen seyn möchte, aber dem Verf. nicht verziehen werden kann, wenn er auch, wie es wahrscheinlich ist, noch eine deutsche Schule frequentirte, als er diese Farce schrieb; z. B. „heute giebts wohl ein schöner Tag — die Wiesen und Dörfer im Thale liegen noch in Schlaf und Nebel gehüllt, (wer denkt hier nicht an das längst ausgemerzte und abgeschaffte: Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt' und Felder, es schläft die ganze Welt u. s. w.?) indeß zieht über jene Schneeberge der Tag heran im schönsten Rosenfarbe u. s. w." Auch unser Hans Jacob, wie ihn der Verf. von den Bauernmädchen nennen läßt, hat ein Gretchen in seiner Clause, die noch im Bette liegt, und eben erwacht und ihren Hans Jacob küßt. Man sieht, daß der Verf. ohne ein Liebchen nicht gut fertig werden kann. Auch dieses Gretchen wird dem alten Hans Jacob ungetreu, und hängt sich an Paris, von dem sie schon träumt, und im Traume ihn küßt. Es kommt nach und nach ein ganzer Haufe Mädchen aus dem Dorfe, die sich hinsetzen und Flachs brechen. Sie singen folgendes Lied, das Rousseau sie gelehrt haben soll, und wodurch sie ihn, da er durch Gretchens Untreue etwas mißlaunig geworden ist, aufheitern wollen.

Wer nicht, wie wir, in Hütten wohnt,
zieh ab!
Knapp knapp.
Wes Thaten nur ein Fürst belohnt,
zieh ab!
Knapp knapp.
Wer nicht gern Brod und Butter ißt, (ißt)
zieh ab!
Knapp knapp.

Wer nicht gradwegs sein Mädel küßt,
zieh ab!
Knapp knapp.

Doch wir verschonen die Leser mit dem weitern Unsinn. Der Geist des seligen Rousseau mag es dem Verf. verzeihen, ihn so prostituirt zu haben. Rousseau war ein wunderlicher Kauz, aber dieses erbärmliche Knapp knapp hätte er sicher die Mädchen nicht gelehrt.

Es erscheinen nun ein Paar lustige Franzosen, die sich allerley Freyheiten bey den Mädchen herausnehmen wollen, aber von Gretchen, Lieschen und Rousseau tüchtig abgefertigt werden, daher sie sich auch endlich mit dem Epiphonem empfehlen: Rousseau sey ein philosophischer Flegel. Nun kommt endlich unser Paris mit seinem Menter, und einige Bauerbursche mit Flöten und Zwergpfeifen, und blasen auch das Liedchen mit dem Knapp knapp. Paris entschließt sich, hier zu bleiben; nothwendig muß ihm der Verf. noch zu einem Liedchen verhelfen, und da fällt denn Gretchen dem Paris um den Hals. Nachdem er viele Gasconnaden herdeclamirt hat, z. B. daß der große Friedrich ihm seine Dienste angeboten, das größte Weib der Welt (Katharina) ihn geschätzt und geliebt habe, seine Werke (des vertriebenen orientalischen Prinzen Werks! Ohe!!) den Beyfall der Gelehrten und schönen Geister erhalten, selbst Voltaire Apollo ihn beneidet habe, versichert er, daß alle diese den Apfel nicht erhalten, sondern daß ihn Gretchen haben solle. Rousseau muß einwilligen, und bittet zum Schluß und zu seinem Troste nur noch um ein Liedchen, das er Gretchen gelehrt habe. Wir setzen, zum Beweis, wie unverschämt der Verf. seine Sünden dem alten Rousseau auflade, das Liedchen her:

Ach, wie gehn die Stunden
Lange ohne dich.
Gänzlich ist verschwunden
Die Natur für mich. (Als die ganze Natur verschwand, wo blieb denn die ganze werthe Gesellschaft?)

Selbst im grünen Haine,
Wenn ich dich nicht hab',
Denk ich mich alleine,
Wie im stillen Grab.

„Rousseau,

„Rousseau, heißt es hier, kommen die Thränen in die Augen." Das glauben wir wahrhaftig auch, daß der arme Rousseau, wenn er zu seinen eingebildeten großen Leiden dieses wirkliche noch hätte erleben sollen, solch ein Lied anhören und es für sein Machwerk ausgeben zu müssen, helle Thränen geweint haben würde.

Geht nur von hinnen!
Ohne dich ein Tag,
Such' ich, wie von Sinnen
Deine Tritte nach.
Sollt' ich dich verlehren,
o dann wehe mir!
Bleib' ich, um zu irren
und zu weinen, hier; u. s. w. Hier fällt Rousseau Gretchen um den Hals, und schreyt: Nur das noch! das noch! und läuft fort. Wir sind froh, daß er fort ist; sonst würde der Verf. ihm noch mehr tolles Zeug in den Mund gelegt haben.

Gewiß werden unsere Leser an den bisher gegebenen Brocken satt und genug haben. Wenn wir sie aber zum Ueberfluß noch versichern, daß die ganze Schartete von Schreib-Druck- und Sprachfehlern, von unanständigen, niedrigen Ausdrücken wimmelt; so werden sie hoffentlich überzeugt seyn, daß unser oben gefälltes Urtheil nicht zu hart ausfiel. Hier sind zum Schluß noch einige klassische Stellen: S. 7. „Wer ein ganzer Kerl werden will, muß mit alles bekannt werden," sagt Paris, und will damit seine Bekanntschaft mit dem Bordellweibe entschuldigen. Nun! es ist ein ganzer Kerl aus ihm geworden! der Himmel erbarme sich seiner ferner! — „Eben weil ich dieses Commerzes müde bin, habe ich das alte Fell hierher bestellt." Und S. 8 empfängt er die Kupplerin also: „O du Vogelheerd! du Leimstange! du Mausfalle! du Mamachen aller Mamachen! du liebes, scharmantes Mütterchen! u. s. w." Doch, wir scheuen uns, noch mehr solcher Eruditäten abzuschreiben. Bisweilen giebt sich der Verf. sogar die vornehme Miene eines philosophirenden Menschenkenners, und dann legt er den Personen seiner Farce die absurdesten Gedanken, die oft an Blasphemie gränzen, in den Mund. So läßt er z. B. Friedrich sagen: „Von Natur aus sind die Menschen künstliche Thiere, sie müssen mithin auch künstlich

regiert werden.“ Was der Verf. doch wohl dabey gedacht haben mag? Wahrscheinlich nichts. Doch dies ist allenfalls Unsinn und Unverstand, aber wenn er S. 36 den großen König zu seiner Biche sagen läßt: „Du bist das einzige lebendige Geschöpf, das ich liebe — seht, Menschen! um gegen euch alle gerecht, um ein ächter König zu seyn, muß man nur Hunde lieben,“ so zeigt er, daß sein Unverstand auch höchst beleidigend und strafbar werden könne. S. 91 sagt Paris: „Es ist wahr, es herrscht unter uns (Orientalern) ein finstrer Aberglaube und ein drückender Despotismus, wo er drückt, (o! caput insanabile! natürlich, was nicht drückt, ist auch nicht drückend. Welche große, neue, wichtige Wahrheit!) aber eben dies kommt daher, weil wir Kinder der Natur sind,“ u. s. w. Das ist eine neue Lehre, daß der drückende Despotismus solche Quellen habe! — Doch genug, und schon längst zu viel über eines der elendesten Produkte der Messe. Wir bitten unsere Leser um Verzeihung, wenn wir ihnen mit der ausführlichen Anzeige einer in allem Betracht elenden Schrift lästig geworden sind. Aber man ist es dem gesunden Menschenverstande, man ist es dem guten Geschmacke schuldig, dergleichen Sündern zuweilen öffentlich die Ruthe zu geben.

D.

Bürgerglück, ein Lustspiel in drey Aufzügen, vom Herrn Professor Babo in München. Berlin, 1792. in der Voßischen Buchhandlung. 107 Seiten, gr. 8. 8 gr.

Dieses Schauspiel hat, wie alles, was Hr. Prof. B. für das Theater geschrieben hat, eine Menge einzelner, zum Theil großer Schönheiten, vortrefliche Szenen, Wahrheit und Neuheit in vielen Charakteren. Es würde ein musterhaftes Drama seyn, wenn die Anlage und die Oekonomie des Stücks gleiche Vollkommenheit besäßen, wenn alles mehr in einander griffe, und der Gang der Handlung rascher und interessanter wäre. Der moralische oder vielmehr politische Zweck, auf welchen der Dichter losarbeitete, ist sehr wichtig; ob aber, bevor die ganze Nation manchen Schritt in der Aufklärung weiter vorwärts gethan, und überhaupt unsere Verfassung in vieler Rücksicht ganz umgebildet worden, durch Schauspiele, und wären es die

vor-

vortreflichsten, die sich nur denken lassen, ein so tiefeingewurzeltes Vorurtheil, als das hier bestrittene, sich nur einigermaßen erschüttern, wenn auch nicht ganz ausrotten lasse, das ist mehr zu wünschen, als zu hoffen. Fast in allen deutschen Staaten ist die Zahl der Expectanten zu den öffentlichen Aemtern viel zu sehr angewachsen; mancher, der das Seinige gelernt hat, aber ohne Verbindung und Vorsprache ist, und vom Glücke nicht begünstigt wird, muß die schönsten Jahre seines Lebens in einer dürftigen und ängstlichen Lage zubringen, und bekömmt erst spät ein kleines Aemtchen, das ihn nur kümmerlich nährt. Ein vergnügteres Leben und ein reichlicheres Auskommen würde er sicherer und früher gefunden haben, wenn er, statt zu studiren, ein vortheilhaftes Handwerk gewählt hätte. Es ist freylich nur ein Vorurtheil, daß der Gelehrte und der Mann von einigem Stande und Ansehen seine Kinder durchaus wieder zu Gelehrten und zu Männern seines Gleichen erziehen will. Viele junge Leute werden auf diesem Wege das Opfer dieses Vorurtheils ihrer Eltern. Allein, die Sache hat noch eine andere Seite, die eben so wenig übersehen werden darf. Was ist nämlich begreiflicher, als daß selbst helldenkende und aufgeklärte Väter und Mütter es nur mit der äussersten Mühe, und oft selbst dann nicht, von sich gewinnen können, ihre Kinder in einen Stand übertreten zu lassen, der im Ganzen noch so verachtet und gedrückt ist, als der Stand der gemeinen Bürger und Handwerker, und der bey der jetzigen Lage der Dinge fast unvermeidlicher Weise mit rohen, ungeschlachten Sitten und einer niedrigen Denkungsart verbunden ist. Wie wenig Menschen haben Stärke des Geistes genug, die Achtung für sich selbst auch dann noch zu erhalten, wenn sie von aussen mit Verachtung kämpfen müssen, und beym Schmutz rauher, körperlicher Arbeiten noch Adel der Gesinnungen und Feinheit des Gefühls zu erhalten? Bey der großen Verschiedenheit der Sitten, der Lebensweise, der Sprache sogar, die, bey unserer jetzigen Verfassung, die verschiedenen Stände trennt und von einander entfernt, sind die Eltern für die Kinder, und diese für jene fast verlohren, wenn die erstern aus dem Stande der letztern treten. Allerdings zwar finden einzelne Ausnahmen Statt, allein, sie sind und können nur zu selten seyn, als daß sie kräftig genug auf die Entschließung ihre Kinder zärtlich liebender Eltern wirken sollten. Hr. P. Babo, der durch eine solche Ausnahme, die den Inhalt seines Stücks ausmacht, zu diesem Zweck wirken wollte, hat seinen angenommenen

nenen Fall, wenn wir uns nicht irren, nichts weniger, als ganz zweckmäßig behandelt. Er hat sich sogar einiger sehr auffallenden Verstöße gegen die Wahrscheinlichkeit schuldig gemacht. Schlicht, einfach und natürlich mußte das Betragen und die Sitten der jungen Handwerker allerdings seyn, die der Dichter hier als Muster und Beweise aufstellt, daß Zufriedenheit, Glück, Wohlstand, Edelmuth und feines Gefühl auch in diesem Stande gedeihen können; aber warum ließ er ihnen das Linkische, Steife und Platte, das in diesem Grade keinesweges mit ihrer Lage nothwendig verbunden war, ja, das sie bey der Bildung, die sie genossen, und bey ihrem sonstigen Verstande und ihren hellen Köpfen, nicht einmal haben konnten? Ihre erste Erziehung erhielten sie in einem Hause, wo feiner Ton herrschte, von einer Mutter, die eine Frau von Geist und Gewandheit ist, sie kommen von einer neunjährigen Wanderschaft durch Frankreich und England und einem langen Aufenthalt in Paris und London zurück — und sprechen und benehmen sich, wie die gemeinsten deutschen Handwerker, die ohne alle Cultur aufgewachsen sind, und nie den Umgang gebildeter Personen genossen haben. Dies streitet eben so sehr mit dem Zwecke des Dichters, als mit der Wahrscheinlichkeit. Und daß ihre Mutter so weit und so ganz über alle Vorurtheile, über alle Schwächen, ja sogar über das, was weder Vorurtheil noch Schwäche ist, Herr werden und bleiben konnte, daß keine Aeusserung, kein Wort, kein Blick verräth, als wünsche sie auch nur die mindeste Kleinigkeit an ihrem Meister Zinngießer und Meister Tischler runder, feiner, geschmeidiger — dies ist eben so sehr, und fast mehr noch gegen Natur und Erfahrung, und raubt mehr als einer Szene die Miene der Wahrheit, welches der Wirkung des Ganzen und der Illusion nicht anders als nachtheilig seyn kann. — Aus folgender Stelle aus der ersten Bewillkommungsszene zwischen der Mutter und den beyden Söhnen, mögen die Leser selbst beurtheilen, in wiefern unser Urtheil gegründet ist, oder nicht:

Konrad. Viel Glück, herzliebe Frau Mutter!

Felix. Es freut uns inniglich, die Frau Mutter gesund und wohl anzutreffen.

Konrad. Einen schönen Gruß an die Frau Mutter von unserm Oheim, Herrn Franz Stelling, berühmten Handelsherrn und Fabrikanten — —

Felix. Wie auch von seiner hochgeehrten Frau und Jungfer Schwester — (zu Konrad) du! sieh, die Frau Mutter weint.

Hofräthin. Vor Freude, Kinder! (küßt beyde) Mein Felix! Mein Konrad!

Konrad. }
Felix. } (Sie halten zwar beyde immer noch die Hände ihrer Mutter fest, drehen sich aber jetzt mit dem Leibe und Gesichte ein wenig seitwärts von ihr weg, weil sie sich der Thräne schämen, die ihnen in die Augen kömmt. Der eine streicht seine Haare mit der Hand, und sieht an die Decke des Zimmers; der andere betrachtet seinen Huth, und trommelt mit dem Fuße leise auf dem Boden.)

Hofräthin. Nun, steht ihr ja da, als wenn euch die Arbeit ausgegangen wäre. Seht ihr denn euern Oheim nicht?

Konrad. }
Felix. } (Gehen zu Stelling, und drücken ihm, unter einer Verbeugung, die Hände.)

Felix. Viel Glück zum Gruß, Herr Oheim.

Konrad. Bin erfreut, den Herrn Oheim gesund und wohl anzutreffen.

Felix. Auch einen schönen Gruß von dem Herrn Oheim, Franz Stelling, berühmten Fabrikanten —

Konrad. Und seiner wohlerbaren Frau und Jungfer Schwester u. s. w.

Bs.

Arzneygelahrheit.

Don Joseph Masdevall (*), Doctoris der Arzneykunst der Universität Cervera, würklichen Königl. Leibarztes — — Bericht über die Epidemien von faulen und bösartigen Fiebern, welche in den letzten Jahren im Fürstenthum Catalonien geherrscht haben. Nebst der glücklichen, geschwinden und sichern Heilmethode dieser Krankheiten. Aus dem Spanischen übersetzt von D. C. H. Spohr, in Seesen. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung, 1792. 120 Seiten in 8. 10 gr.

Obschon es in Deutschland nicht an Schriften über diesen Gegenstand fehlt; so gesteht doch Rec. hier sehr gern, daß Hr. D. Spohr allen Dank verdient, indem er dieses spanische Produkt auf deutschen Boden verpflanzte. Unerwartet war es in der That Rec., so viel Gutes von einem spanischen Arzte hier zu lesen. Im Jahr 1783 verheerte Catalonien ein Faulfieber — unser Verf. bekam vom Grafen Florida Blanca einen königlichen Befehl, die Curart der dortigen Aerzte zu ändern, und auf königliche Kosten von einem Orte zum andern in diesem Fürstenthume zu reisen. Er fand die Dummheit und Unbesonnenheit der dasigen Aerzte bis zum höchsten Grade gestiegen, indem sie jedem Kranken ohne Unterschied zur Ader ließen, u. s. w. — und hatte das Vergnügen, daß, da diese verdammte Methode abgeschafft, und seine Vorschriften genau befolgt wurden — die Sterblichkeit dadurch ausserordentlich vermindert wurde. Die Schrift ist in sechs Kapitel getheilt, als: 1) Nachricht von den Epidemien, von faulen und bösartigen Fiebern, welche in dem Fürstenthume Catalonien hauptsächlich vom Jahre 1764 an bis 1783 geherrscht haben. 2) Geschichte der Epidemie, welche im Anfange des Jahres 1783 in der Stadt Lerida ausbrach, und sich zu gleicher Zeit in vielen andern Städten, Flecken und Dörfern dieses Fürstenthums ausbreitete. 3) Beschreibung der Symptome und Zufälle, welche die epidemischen Krankheiten begleiteten, wovon im vorigen Kapitel die Rede war. 4) Von den Ursachen der beschriebenen epidemischen Krankheiten und ihrer Vorhersagung. 5) Beschreibung der specifischen, sichern und leichten Heilmethode, welche der Verf. den epidemischen Fiebern entgegensetzte, und sie damit viel besser und in kürzerer Zeit, als mit andern seit Hippokrates bekannten Mitteln geheilt hat. 6) Von den Mitteln, sich gegen diese Krankheiten zu verwahren. Beschluß.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir kürzlich das 5te und 6te Kapitel beleuchten, und das Wissenswerthe darstellen. Er fieng die Cur mit einer Mischung aus verdünntem Brechwein und Weinsteinrahm an. Dann gab er diese Mischung sparsamer, wodurch er Ausleerungen durch den Stuhl, vermehrte Ausdünstung und mehrern Harntrieb unterhielt. Nach drey-, viertägigem Gebrauch empfand schon der Kranke beträchtliche Erleichterungen. Erfolgten die besagten Wirkungen nicht, so ließ er den Kranken Klystire mit Weinessig,

Hönig und Wasser geben. Das Getränk war mit Citronensaft stark gesäuertes Wasser. Folgten dem ungeachtet die Ausleerungen durch den Stuhl nicht hinlänglich; so wurden dem Kranken mit unter ein oder das andere Loth von dem Brunnensalz von Higuera gereicht. Fleischspeisen wurden durchaus nicht erlaubt, sondern seifenartige und süße Früchte, welche in dortigen Gegenden im Ueberfluß wachsen — Bey der Abnahme des Fiebers erlaubte er seinen Kranken Chocolade, Mandelmilch, Nudeln, Reißmehl, alten, kräftigen Wein u. dgl.

Im Fall die obbeschriebene Methode mit dem Spiesglasmittel nicht hinlänglich war, so gab derselbe Chinalattwerge, worunter Sal absynthii, (??) Sal ammoniacum und Brechweinstein in kleinen Prisen gemischt war. — Von Blasenpflastern scheint derselbe kein Freund zu seyn, und verwirft den Gebrauch derselben (unsers Bedünkens) etwas zu voreilig. So wie uns auch der so oft empfohlne Gebrauch der Fleischbrühe nicht immer anwendbar zu seyn dünkt. Den Saft von den Granatäpfeln empfiehlt derselbe zu gleicher Zeit mit vieler Wärme (ist freylich nur ein herrliches, labendes Mittel für einen kranken Catalonier!!), wenn dem Kranken der Mund und die Zunge sehr trocken ist. Eine hierher passende Stelle (S. 64.) müssen wir ganz abschreiben: „eine eben solche Erfrischung geben auch die Kirschen, die Wassermelonen, die Erdbeeren und alle andere dergleichen saftige, süße und seifenartige Früchte, deren Saft, wenn er in den Magen kommt, denselben kühlt, und zu gleicher Zeit die Fäulung der gallichten Säfte verbessert. Ja, man bewürkt mit solchen Mitteln, ohne nöthig zu haben, sich der Purgirmittel zu bedienen, auch häufige Stuhlgänge, wodurch viele Unreinigkeiten, und sogar oft eine große Menge Spulwürmer, mit sehr merklicher Erleichterung für die Kranken ausgeleert werden, insonderheit wenn man ihnen mit den oben beschriebenen Klystiren zu Hülfe kommt.“

S. 65 erörtert unser Verf. die Ursachen, warum diese und jene Fälle nicht immer nach unsern Wünschen ablaufen, und dieses macht in der That seinem Beobachtungsgeiste Ehre. Diese sind denn freylich darin zu suchen, 1) wenn der Arzt zu spät gerufen wird. 2) Wenn die Krankenwärter ihre Pflicht versäumen, und die Vorschriften des Arztes nicht genau genug befolgen, besonders wenn der Kranke mit Irrseyn befallen ist, u. s. w. Hier ist es denn nothwendig, daß die Chinalattwerge

öfterer gereicht, und die kühlenden Klystire häufiger gegeben werden.

Alle alexipharmische (fährt derselbe S. 66 fort), herzstärkende, und überhaupt die meisten Mittel, deren sich die gemeinen Aerzte dieser Provinz in so dringenden Fällen bedienen, sind nicht hinreichend, den Kranken aus der gefährlichen Lage zu reissen u. s. w. (S. 68.) eifert derselbe abermals sehr gegen den Gebrauch der Blasenpflaster bey diesen Krankheiten (vielleicht bewürkt der Gebrauch derselben in nördlichen Gegenden ungleich bessere Würkungen als in Spanien?) er nennt die Blasenpflaster ein barbarisches, afrikanisches und teuflisches Mittel. S. 7x u. ff. spricht der Verf. manches derbe Wort mit seinen Collegen, den Catalonischen Aerzten, welche anfänglich gegen seine auf königlichen Befehl angegebene Methode verschiedenes, theils aus Dummheit, theils aus Neid, einzuwenden, die Unverschämtheit hatten — „Der Ruf dieser unwissenden Aerzte, sagt er, dient nur dazu, daß viele Familien in Trauer gesetzt werden.“ Rec. glaubt daß gegenwärtige Anzeige hinlänglich seyn wird: deutsche Aerzte auf das Lesen dieses Buchs aufmerksam zu machen, und wenn das Lesen desselben auch zu weiter nichts diente, als eine Kenntniß von der ausübenden Arzneywissenschaft, wie solche in Spanien Mode ist, zu erlangen.

Ez.

Allgemeines medicinisch-diätetisches Handbuch bey der Sauerbrunnencur, welches die dabey nöthig zu beobachtende Maasregeln enthält, und Anweisung giebt, den vorkommenden Vorurtheilen und Fehlern gehörig zu begegnen, von D. C. F. Reuß. Frankfurt und Leipzig, bey Metzler, 1792. 8½ Bogen in 8. 6 gr.

Weder der Arzt noch der Laie in der Kunst wird im Stande seyn, aus dieser Brochüre Belehrung oder Unterhaltung zu schöpfen. Der Vortrag ist so schleppend und gedehnt, das Vorgetragene so unbestimmt, trivial und unrichtig, daß man wahrlich glauben sollte, es sey wenigstens 50 Jahre früher geschrieben, als abgedruckt. In der ersten Hälfte seiner Schrift

handelt

handelt der Verf. hauptsächlich von dem Selter Wasser, sucht zu bestimmen, ob man vor der Brunnencur Ader lassen und laxiren, bey derselben Magentropfen nehmen müsse? wie man das Wasser am besten erwärmen könne? u. s. w. Auf den letzten vier Bogen hat er einige Abschnitte aus Hrn. Marcards Anleitung zum Gebrauch des Pyrmonter Brunnens, (nämlich über die Lebensordnung bey der Brunnencur, über einige Zufälle, welche während der Cur gewöhnlich bemerkt werden, und über die Nachwürkung der Brunnencur) ziemlich verstümmelt abdrucken lassen.

Unterricht für Hebammen; ein Lesebuch, von D. F. Ch. Bruch, Physicus des Oberamts Lichtenberg im Herzogthum Zweybrücken. Frankfurt, bey Andreä, 1792. 8 Bogen in 8. 5 gr.

Da wir mehrere recht gute Handbücher zum Unterricht der Hebammen besitzen: so müssen wir um desto mehr dieses nicht nur zu kurze, sondern auch unvollständige, und nicht von Unrichtigkeiten ganz freye Lesebuch zu den leicht entbehrlichen Schriften verweisen. Die Kürze seiner Arbeit könnte der V. durch mündlich ertheilte Zusätze noch wohl verbessern; allein, ein Lesebuch für Hebammen sollte doch billig keine, ihnen zu wissen nothwendige Lehren — z. B. die richtige Entwickelung des Kopfs und der Schultern in der natürlichen Geburt — ganz unberührt lassen, sehr genau bestimmt alles vortragen, und keine offenbar unrichtige Sätze enthalten. Zum Beweise unsers Urtheils wollen wir nur folgende, in der That unrichtige Aeusserungen des Verf. anführen. — S. 15 wird vom weiblichen Saamen gesprochen; — S. 17 gelehrt, daß ein sogenanntes Mondkalb aus einem unreifen Ey entspringe; S. 22 daß die im achten Monate gebohrnen Kinder gewöhnlich stürben, die im siebenten Monate aber zur Welt kommenden gewöhnlich leben blieben; ferner behauptet der Verf. noch die längst verworfene Umstürzung der Frucht (culbute) in den letzten Monaten der Schwangerschaft, und versichert S. 29, daß manche Schwangere schon bestimmen könnte, ob sie mit einem Knaben oder Mädchen schwanger gehe. — S. 88 wird das den Säuglingen höchst gefährliche Goulardsche Bleywasser gegen wunde Brustwarzen ohne alle Einschränkungen angerathen. — Ein Gran Brechweinstein in 10 Loth

Wasser aufgelöst, theelöffelweise gegeben, möchte doch für die zartesten Kinder noch als Brechmittel zu schwach und langsam würkend seyn.

D. h.

Katholische Gottesgelahrheit.

Religion als die Grundlinie aller Wahrheit und Weisheit betrachtet. Herausgegeben von dem Hofrath von Eckartshausen. München, bey Lentner, 1792. 8. 20 Bogen.

Auch dieses neue Produkt hat den Charakter der übrigen so zahlreichen Schriften dieses Verf. Da wir unsere Leser schon mit vielen Produkten des Verf. bekannt gemacht haben: so können sie auch über den Charakter seiner Schriften nicht mehr ungewiß seyn. Hr. v. Eckartshausen macht sichs gar bequem beym Zusammenschreiben seiner Bücher. Uns dünkt, er setzt sich hin, fängt an zu schreiben, was ihm zuerst in Sinn kommt, blättert in dem nächsten besten Buch, das er neben sich liegen hat, schreibt daraus einige Stellen in sein Manuscript, thut dann wieder von seinem eigenen Vorrath nach Laune hinzu, schreibt einige Rubriken darüber, und schickt sodann das Geschriebene in die Druckerey. Wenigstens kann das vor uns liegende Buch nicht wohl auf eine andere Art entstanden seyn. Es besteht aus einzelnen wahren, halbwahren und falschen Sätzen, die bald in näherer, bald in weiterer, bald in ganz und gar keiner Verbindung mit einander stehen; sondern blos durch den Zufall, wie etwa die Kügelchen an einer Paternoster- oder Rosenkranzschnur, zusammengereiht scheinen. Selbst die Rubriken, unter welche der Verf. die einzelnen Sätze geschrieben hat, stehen in einer blos willkührlichen Verbindung; es sind hier folgende: **Religion, Glaube, Kirche, Ungläubige, Gott, Unsterblichkeit, Christenthum, Verfolg dieser Materie über Religion und Christenthum.** Unter diesen Umständen werden nun unsere Leser wohl auch nicht von uns fordern, daß wir ihnen den Plan des Verf. darlegen sollen. Alles, was wir unter diesen Umständen leisten können, besteht blos darin, daß wir einige einzelne Stellen abschreiben. S. 23 unter der Aufschrift — Glaube — sagt der

der Verf.: „Wenn ein Gott, Schöpfer Himmels und der Erde existirt; so muß er auch eine Herrschaft über das Geschöpf haben, die gewisse Pflichten von Seiten desselben festsetzt. Es giebt daher ein Gesetz, das Gott selbst für den Menschen gemacht hat. Ueberall also, wo Gott und der Mensch, das Unendliche und das Endliche auf einander Bezug haben, muß das Mysterium erscheinen.“

„Auch ohne Mysterien, sagt der Ungläubige, würde man an eine Religion glauben; — es ist gerade das Widerspiel. In einer Religion ohne Mysterien findet sich Gott nicht ein, denn er selbst ist das größte aller Mysterien, und alles, was von ihm kommt, muß den Charakter davon an sich haben.“

„Die Dunkelheit der Glaubenssätze ist von der göttlichen Religion untrennbar; alle göttliche Handlungen, selbst die, die uns in die Sinne fallen, als die Schöpfung, der Gang dieser Welt sind über unser geringes Raisonnement.“

„Wenn wir Beweise haben, daß eine Revelation von oben kommt, daß Gott geredet hat, müssen wir uns noch darüber wundern, daß wir Gedanken darin finden, die uns verwirrt machen? Meine Vernunft erschrickt vor den Mysterien, wenn ich aber an die Größe Gottes denke, so hält mich nichts mehr zurück; ich erstaune nicht mehr darüber, daß in ihm eine einzige Wesenheit, dreyfach in Personen, seyn soll, daß er alles vorsehen kann, ohne mir darum die Freyheit zu rauben; ich erstaune nicht mehr, daß seine Gerechtigkeit eine Erstattung gefordert habe, die seiner Größe angemessen ist, daß seine Güte diesen Ersatz gemacht hat, daß er aus dem Schooße seiner Barmherzigkeit das Mysterium der Fleischwerdung geschöpft hat. — ein Mysterium, ausser dem nichts erhabeners kann gedacht werden, weil es uns die Religion nur als die höchste Güte eines unbegreiflichen Gottes darbietet.“ Wir können nicht umhin, hier eine Note aus dem ersten Theil der Untersuchungen über den menschlichen Willen, vom Hrn. Prof. Feder, einzuschalten. Er sagt in dem Abschnitt, über *die Liebe zum Wunderbaren und zu Geheimnissen*, in einer Note: *Religion ohne Wunder würde für viele Menschen eine lose Speise seyn, vor der ihnen eckelte. Und es giebt Gelegenheiten, zu bemerken, wie manchem seine ganze Andacht von dem entsteht, wobey ein anderer nur über die Möglichkeit erstaunt, daß Men-*

Menschen so etwas für Religion und Wahrheit annehmen können.

S. 46. „Ohne Opferungen giebt es keine Religion; sie sind so alt als die Welt. Das Opfer des neuen Gesetzes ist nur eine Wiederholung der Menschwerdung; die Handlungen Gottes haben ein Ende. Sein Wort, das nicht vergeht, ist von fortdauernder Wirksamkeit. Es ist jenes Wort, das noch zu den Thieren spricht: vermehret euch; zu den Pflanzen, wachset; und dieses Wort macht die Gegenwart Christi auf unsern Altären wirklich."

Noch wollen wir einiges, das unter dem Artikel — Kirche — steht, hier abschreiben, weil wir dafür halten, daß dadurch über die wahren Gesinnungen des Verf., die er so oft geflißentlich ins Dunkel zu hüllen sucht, einiges Licht verbreitet werde. S. 53 u. fg. „Die Kirche hat den Glauben und die Moral in Verwahr, deren Reinigkeit nichts verderben kann. Wenn auch alle Hirten von einem allgemeinen Verderben hingerissen würden; so würde ihr Ausspruch über diesen Hauptpunkt nichts desto weniger unfehlbar seyn."

„Nichts beweiset die Nothwendigkeit eines Depot mehr, als die Streitigkeiten mit den Ketzern. Man findet nicht einen Punkt der Lehre mehr, der nicht angegriffen worden ist."

„Der Katholicismus ist der einzige unerschütterliche Mittelpunkt aller evangelischen Wahrheiten. Die Verirrungen derer, die sich davon getrennt haben, beweisen es genugsam. Sie arten stufenweise aus, erst in Socinianer, denn in Deisten, und letztlich in Isten, die gar nichts mehr sind. Wird der Glaube nur in einem Punkt erschüttert, so wird alles hinfällig."

„Man verläumdet die Kirche, wenn man ihr die abergläubischen Handlungen und Gebräuche zumuthet, die mit der Zeit den Gottesdienst verunstaltet haben. Man hat zu allen Zeiten die Leichtgläubigkeit des Volks mißbraucht, und von dem Stocke des Romulus bis zu den Zuckungen gab es Schelmereyen genug. In Hinsicht auf Wunder muß man sich an den Geschmack des Volks halten, und diese Irrthümer sind von geringer Folge, und haben nichts zu bedeuten, so lange sie nicht das Dogma oder die Sitten angreifen."

„Die Kirche weiß nichts von den Grausamkeiten, die für die Sache der Religion, und zuweilen auch unter ihrem Namen

verübt

verübt wurden; denn sie gebietet den Menschen, daß sie sich unter einander lieben, und nicht würgen sollen. Die Anmetzelung so vieler Juden, die Verbannung und Ausrottung der Albigenser, der Tempelherren, die schreckliche Metzge der heiligen Bartholomäusnacht, die Scheiterhaufen der Inquisition, alle diese Schrecken sind Gräuelthaten des Fanatismus und der Politik."

„Die Strafe, womit die Kirche seufzend die Ketzer belegt, besteht nur in der Ausschließung von ihrer Gemeinde; allein, die weltliche Macht, die die Stöße fühlte, die eine Rivalität der Gottesdienste dem Staate giebt, hat dem großen Ungewitter zuvorkommen wollen. Wo der Gläubige nur einen verirrten Bruder sieht, dort sieht der Staat einen aufrührischen Unterthan."

„Die Disciplin bedurfte zu Luthers Zeit eine Reforme, und diese wäre ihr auch heut zu Tage noch nothwendig; allein, dieser vorgebliche Reformator, der eine Trennung wünschte, hat die Lehre wider den Glauben der ersten Jahrhunderte und die Worte Christi verstümmelt, er hat, wie die Schrift sagt, den Stoff zerrissen, indem er die Verzierungen davon herabriß, er wollte ein Gebäude ausbessern, und stürzte es vollends ein."

„Nach der Trennung sah Luther den Calvin, den Storck, Carlostat, Münzer u. a. sich mit ihm gegen die Kirche auflehnen, und in der Folge wider ihn selbst; jeder Schüler wollte selbst Meister seyn; ein Jeder wollte sich zum Oberhaupte schwingen. Sobald die Einigkeit gebrochen ist, hat einer so viel Recht als der andere, und zuletzt gäb es so viel Religionen, als Menschen sind, ja selbst in dem Kopfe jedes einzelnen Menschen würde sie nach seiner jedesmaligen Verfassung eine andere Gestalt annehmen."

„Luther heurathet öffentlich eine Klosterfrau; Calvin läßt den Servet verbrennen: ihre Schüler liefern ihrem Souverain siebzehn Batailien, und lassen in Deutschland eine Million Menschen aufwürgen. (Was für eine Stirne muß der Mann haben, der so etwas schreiben kann?) Die Tempel wurden verbrannt, die Klöster geschändet; Feuer und Schwerdt waren die Vorläufer dieser neuen Apostel. Die ersten Christen hielten ihren Glauben auf eine würdigere Art aufrecht: sie mordeten nicht, sie ließen sich auf die Schlachtbank führen."

„Was

„Was ist wohl aus dem Arianismus geworden, der die ganze Erde angesteckt hat? Was aus dem Pelagianismus und so viel andern Sekten? — Sie sind alle verschwunden. Auch der vorgeblichen Reform (Luthers Reformation) wird es so ergehen. Schon ist sie in mehr als vier und zwanzig Secten getheilt, wovon der Anabaptismus allein mehr als vierzehn hervorgebracht hat. Diese Sekten anathematisiren einander, und sind nur in so weit einig, als sie insgesammt wider die Wahrheit streiten. Der Irrthum wird gebohren, verbreitet sich, und besteht einige Zeit; allein, der wahre Glaube hat immer gesiegt — gesiegt über Ketzer und Fürsten, die sich gegen ihn bewaffnet haben.

„Ausser der Kirche ist kein Heil; — eine Maxime, die die Ungläubigen empört, die aber sehr gerecht ist. Die Kirche schließt alle jene aus dem Reiche Christi aus, die nicht an ihn glauben. Welche nicht an Kindesstelle angenommen worden, haben auch kein Recht zur Erbschaft. —“

„Schon vor mehr als dreyhundert Jahren machten unsere Väter den Neuerern den Vorwurf, daß sie von einem ganz neuen Ursprung wären, und folglich nicht die wahre Kirche seyn könnten, deren unterscheidender Charakter die lange Fortdauer ist. So viel Jahrhunderte, die seitdem verflossen sind, geben diesem Beweise gegen die heutigen Neuerer eine unüberwindliche Stärke.“

Sapienti sat! —

Katholisches Gebetbuch, vorzüglich für den Bürger und das Landvolk bestimmt, von P. Karl Nack, Benediktiner im Reichsstifte Neresheim. Im Reichsstift Neresheimischen Verlag. 1792. 8. 24 Bogen.

Dieses Gebetbuch gehört unter die bessern katholischen Andachtsbücher, und ist eigentlich dazu geeignet, praktisches Christenthum, von den Auswüchsen des gröbern Aberglaubens gereinigt, unter dem Bürger und Landmann zu verbreiten. Der Verf. hat schon im vorigen Jahr ein katholisches Gebetbuch für Kinder und junge Leute auf dem Lande drucken lassen, (wovon wir auch schon bey einer andern Gelegenheit in dieser Biblio-

Bibliothek geredet haben,) das gut aufgenommen wurde, und nach wenigen Monaten schon wieder neu aufgelegt werden mußte. Gar viele Bürger und Landleute äusserten gegen den Verf. den Wunsch, daß jenes Gebetbuch für Kinder einen andern Titel haben, und dasjenige, was eigentlich nur für Kinder gehört, weggelassen werden möchte, damit sie es desto bequemer für sich gebrauchen könnten; und dies veranlaßte den Verf., dieses gegenwärtige Gebetbuch zu sammeln und auszuarbeiten. Wir wünschen, daß dieses Gebetbuch eben den Beyfall unter dem Bürger und Landmanne finden möge, den das Gebetbuch für Kinder gefunden hat; weil wir dafür halten, daß dieses Gebetbuch beytragen kann, bessere, Gott würdigere und dem Zweck der Religion angemessenere Kenntnisse und Empfindungen unter dem gemeinen Mann zu verbreiten. — Das Reichsstift Neresheim läßt es sich überhaupt seit einigen Jahren sehr angelegen seyn, durch verschiedene Anstalten, besonders durch zweckmäßige Verbesserung der Landschulen, mehr Aufklärung und praktische Religion unter dem gemeinen Manne zu verbreiten, und wir wünschen, daß durch dieses rühmliche Beyspiel mehrere Schwäbische Klöster gereizt werden möchten, von ihren Reichthümern, die sie besitzen, und von ihrem Ansehen, das sie besonders unter dem gemeinen Manne haben, einen so wohlthätigen, den Absichten des Christenthums im Allgemeinen, und der Bestimmung der Klöster im Besondern so ganz entsprechenden Gebrauch zu machen. — Wir wollen nur noch ein einziges kurzes Gebet aus dieser Sammlung hier abschreiben, das (wie wir hoffen) sowohl für die Gesinnungen des Verf., als für die Behandlungsart seines Gegenstandes kein ungünstiges Urtheil erwecken soll.

„Gebet für Ungläubige, Irrgläubige und solche, die keine Christen sind:“

„Du bist der Vater von uns allen;
Ich bet' — o Gott, laß dir's gefallen!
Für Alle, Juden, Türken, Heiden,
Und Christen, die sich unterscheiden
Im Glauben von uns Katholiken;
Sieh' alle an mit Gnadenblicken!
Gieb Seligkeit durch Jesum Christ,
Der Heiland von uns Allen ist!“

„Ich danke dir, o Gott! daß ich in der christkatholischen Religion gebohren und erzogen bin.“

„O!

„O! möchten doch alle Menschen auf der ganzen Welt Bekenner dieser heiligen und seligmachenden Religion Jesu Christi seyn!"

„Doch auch jene, die es nicht sind — sind deine Kinder, und du liebst sie Alle ohne Ausnahme väterlich! — Du lässest deine schöne Sonne über sie aufgehen, wie über mich; und erhältst und ernährest sie mit väterlicher Güte, wie mich! — Auch Jesus Christus ist für sie, wie für mich, gestorben, und will alle Menschen selig haben."

„O! so sind denn alle Menschen meine Brüder und Schwestern, von welcher Religion sie immer seyn mögen! und deswegen liebe ich alle von Herzen; und ich würde es für die größte Sünde halten, wenn ich einem Türken oder Juden, geschweige einem irrgläubigen Christen, etwas zu Leide thun sollte."

„Die meisten von ihnen meinen es gewiß so aufrichtig mit dir, als wie ich! — und wenn ich unter ihnen gebohren wäre, so würde ich sicherlich auch glauben, was sie glauben — und dich verehren, wie sie — und eben so leben, wie sie!"

„Bewahre mich also, Gott, daß ich meines Glaubens wegen stolz sey, oder Andere, die nicht so, wie ich, glauben, verachte und verdamme! — O! ich trage vielmehr Mitleiden mit allen Irr- und Ungläubigen, und bete für sie."

„Ja, gütigster Gott! Vater Aller! erhöre mein Gebet, welches ich jetzt für diese meine Brüder und Schwestern vor dir ausgieße; — stehe ihnen mit deiner Gnade bey, damit sie dich und deinen Sohn, Jesum Christum, und dessen wahre Lehre kennen, und immer besser kennen lernen, und daß sie dir gleichwohl, so gut sie können, nach ihrem Wissen und Gewissen mit aufrichtigen Herzen dienen mögen! — dann wirst du sie gewiß nicht verderben lassen; — dann werden wir uns einst Alle, wie Kinder eines Hauses, um den besten Vater versammeln; — und dann wird unsere Liebe und unsere Glückseligkeit erst recht vollkommen seyn, und ewig dauern. — Dies gebe der Vater, durch Jesum Christum, seinen Sohn, unsern Herrn. Amen."

G.

Gelehr-

Gelehrtengeschichte.

Nachrichten von sehenswürdigen Gemälde- und Kupferstichsammlungen, Münz- Gemmen- Kunst- und Naturalienkabinetten, Sammlungen von Modellen, Maschinen, physikalischen und mathematischen Instrumenten, anatomischen Präparaten und botanischen Gärten, in alphabetischer Ordnung, herausgegeben von Friedr. Carl Gottl. Hirsching. Fünfter Band, welcher die Zusätze enthält. Erlangen, bey Palm, 1792. 358 S. 8. 1 Rg.

Die Zusätze, welche Herr Hirsching hier nachliefert, sind zum Theil wichtig, und nicht blos aus Schriften, sondern aus eigenen erhaltenen Nachrichten, mitgetheilt. Zu St. Alben in Oberbaiern befinden sich mehrere Originalgemälde von Joh. Holzer und Albrecht Dürer, und in der Klosterkirche zu Aldersbach die Maria in der Glorie, und der heil. Bernhard von Math. Kager. Von Altdorf giebt Hr. H. den Naturliebhabern die angenehme Nachricht, daß von dem, von dem verstorbenen Bürgermeister Bauder entdeckten, Ammoniten- und Belemnitenmarmor noch ein Vorrath in den Händen seiner hinterlassenen Tochter, der Mad. Bauereis, befindlich sey. Das schönste von Baudern entdeckte Stück ist der Kopf eines Alligators, itzt in Mannheim. Unter andern Originalgemälden des van Dyk bewahrt das Benediktinerkloster Att in Oberbaiern eines seiner vorzüglichsten Stücke, die Schlacht wider die Hungarn auf dem Lechfeld unter Otto I. Der Hr. Pfarrer Steiner in Augsburg hat sowohl seine Biblia in nummis, als seine Sammlung alter Kupferstiche und Holzschnitte sehr vermehrt, und die erstere, wie es zu wünschen war, nach einer mehr numismatischen Ordnung in mehrere Kästchen verlegt. Im Kl. Banz sind nun die Gemälde von alten deutschen Meistern in einem besondern Zimmer aufgehangen. Die dort befindliche geschmackvolle Monstranz ist die Arbeit des Hrn. Benz in Augsburg, kostet aber nicht, nach den bisherigen Versicherungen, 150, sondern nur 40000 fl. In der prächtigen Stiftskirche zu Benediktbeuern sind herrliche Gemälde von Asam, van Achen, Loth, Rottenhammer, Amigoni, und in der Klosterkirche des Stifts Beyharting viele kostbare

Gemälde von unbekannten Meistern, unter welchen die Erhöhung Christi am Kreuz, auf Holz gemalt 1557, die Arbeit Holbeins seyn soll. St. Blasien hat nach dem unglücklichen Brande den Verlust seiner Kunst- und Naturaliensammlungen schon sehr wieder ersetzt. Das Münzkabinet, das einzige, was ganz gerettet wurde, ist sehenswürdig, und die Sammlung der Römischen Münzen in demselben die stärkste. Die seltenste Münze in der letztern ist, nach der Beschreibung, ein Fabius Cunctator von Kupfer, beynahe mittlerer Grösse, von dem P. Hergott zu Wien mit mehreren andern römischen Münzen von einem Bauer erkauft, der sie in Ungarn gefunden hatte. Die ganze Münze, deren Hauptseite den Kopf des Fabius mit der Umschrift Q. FABI. MAX. und die Rückseite fünf quer über einander gelegte Fasces mit der Schrift: TARENT. RECEP. zeigt, ist von dem Verf. der Nachricht glücklich erklärt und vertheidigt, aber doch nicht so ganz ausser Zweifel gesetzt, daß der wahre Kenner zu seiner gänzlichen Befriedigung nicht, sie selbst anschauen und prüfen zu können, wünschen sollte. Die Kupferstichsammlung ist durch die Vorsorge des **P. Moritz Ribbele** schon wieder bis auf 32000 Stück gestiegen. Sie faßt mehrere starke Bände von den besten Kupferstechern, **Edelingk, Masson, Nanteuil, Drevet, Nilson, Sandrat**, seltene Holzstiche, und eben so seltne Stücke älterer Meister der verschiedenen Schulen in sich. Das Jahr des bekannten hier befindlichen Holzstichs, die Marter des heil. Sebastian, 1437, vertheidigt der Herr Einsender dieser Nachricht mit sehr guten Gründen gegen die Zweifel des Hrn. v. **Murr**. Die Gemäldegalerie enthält, als Ueberbleibsel zweyer Galerien, die ein Raub der Flammen geworden sind, noch 56 Gemälde. Das Naturalienkabinet ist erst nach dem Brande wieder zu sammeln angefangen worden. — Die in der Domkirche zu Brandenburg an der Altarthür befindlichen Gemälde sollen von **Lucas Cranach** seyn. Von eben diesem Meister ist die Maria mit dem Kinde Jesu in der achten Capelle der Domkirche zu Breslau. Ein Bibliothekar hatte, als Aufseher der in der Bibliothek des Fürstl. Hospitals des Ritterordens der Kreuzherren mit dem rothen Stern zu St. Mathias befindlichen Kupferstichsammlung, den sonderbaren Einfall, daß er die Brüste und andere entblößte Theile der auf den Kupferstichen vorkommenden weiblichen Personen mit schwarzer Farbe übermalen ließ, damit der geistliche Stand mit dem Anschauen derselben kein Aergerniß schöpfen sollte. Der Rec. hat einen

Band

Band Kupferstiche mit einer andern Beschimpfung und dabey wahren Castration in Händen, weil den weiblichen Körpern die Brüste zwar gelassen, hingegen die Naturtheile gänzlich ausgeschnitten sind. — In der Pfarrkirche des Sächsischen Dorfs Prießnitz befinden sich einige schöne Originalgemälde von Lucas Cranach, das Bild Luthers, das Bild des Fürsten Georg von Anhalt und das Bildnis von ihm selbst in seinem 81ten Jahre gemalt. Von den schönen Sammlungen zu Carlsruhe theilt Hr. Hirsching unterrichtende Nachrichten mit. Die öffentliche Modellkammer steht itzt unter der Aufsicht des Hrn. Major Bourdet, und wird nach einem bestimmten jährlichen Fond sehr gut unterhalten und vermehrt. Die vorzüglichste Stärke des von der Fürstin Caroline Luise angelegten Naturalienkabinets besteht in der Mineralien- und Conchyliensammlung. In dem Münzkabinete machen die Römischen Familien- und Kaisermünzen den erstern Gegenstand aus. Unter den letztern befinden sich mehrere ausgesuchte goldne und silberne Münzen, und unter denen von Erz 60 zum Theil noch nicht beschriebene numi contorniati und Medaillons von der ersten Größe. Die Sammlung der Badenschen Münzen, die man in neuern Zeiten unternommen hat, ist vollständig und selten in demselben. Für das physische Cabinet wird nur allein auf Güte und Brauchbarkeit, und nicht auf Pracht Rücksicht genommen. Es ist reich an Maschinen zur Erklärung des Weltbaues, an Werkzeugen zur Erläuterung der Eigenschaften der atmosphärischen Luft, für die optischen Wissenschaften, für die Hydrostatik und Hydraulik. Die Kupferstichsammlung, welche nur generell beschrieben ist, ist in dreyen Zimmern geordnet, und das Gemäldekabinet, das eigentlich dem Herrn Erbprinzen zugehört, besteht größtentheils aus Malereyen und kleinen Staffeleygemälden der besten Niederländischen Meister, eines van der Velde, Backhuysen, Berghem, Waterloo, Wynants, Tenier, van der Werf, van der Neer. Um die in der Galerie, dem herrschaftlichen Palais, dem Akademiehaus und dem Residenzschlosse zu Cassel befindliche Gemäldesammlung bekannter zu machen, hat der V. das gedruckte, aber wenig in Umlauf gekommene, Verzeichniß derselben hier aufs neue abdrucken lassen. Von Celle werden hingegen ganz neue Nachrichten geliefert. Die Gemäldesammlung des Hrn. Oberappellationssecretairs Tschorn, welche wirklich als Sammlung eines Privatmannes beträchtlich ist, zeichnet sich eben so sehr durch ihre Auswahl, als durch die

Art ihrer Entstehung aus. Sie ist nicht das Produkt des Ueberflusses, sondern der mit großer Selbstverläugnung verbundenen Ersparung, enthält nichts Ererbtes, sondern lauter Selbsterworbenes, ist allein aus Neigung und Selbststudium gesammlet. Die Sammlung faßt auf 200 Gemälde guter, nicht alltäglicher, Meister in sich, eines **Bailly, Savery, Mieris, Steen, Moucheron, Ant. le Dûc, Palamedes, Molenar, Poelenburg, Breugel, van der Neer, Huchtenburg, de Laar, Tenier, Wouwermann, Hann. Caraccio, Rubens, Jordaens, Rembrandt, van der Meer** u. m. Die Naturaliensammlung des Hrn. Prof. **Roques** zu Celle ist eben so auserlesen in Conchylien, als reich an Mineralien. Die Sammlung des Hrn. Hofmedicus **Taube** dehnt sich aber noch weiter und auf alle Fächer des Naturreichs aus. Die Kupferstichsammlung des Hrn. Pastor **Schetelig** geht, ohngeachtet sie blos aus Bildnissen gekrönter Personen, Staatsmänner, Generale, Gelehrter und andrer merkwürdiger Männer besteht, schon auf 21000 einzelnen Blätter, unter welchen sich viele Holzschnitte befinden. Einige Klassen, z. B. die deutschen Kaiser, die Könige von Frankreich, England, Pohlen sind ganz vollständig. — Die Kirche des Capucinerklosters zu Clausen enthält einen ansehnlichen Schatz von Gemälden berühmter Meister, unter welchen verschiedene Originale des großen **Rubens** und mehrerer italienischer Künstler sind. Der ganze Schatz rührt von der Wittwe des Königs Carls II. von Spanien, Marie Anne von Neuburg, her, die das Kloster gestiftet und mit diesen wichtigen Kunststücken bereichert hat. — Coblenz ist um mehrerer schönen Privatsammlungen willen merkwürdig, die in diesen Zusätzen eine nähere Beschreibung gefunden haben. Die Kirchen des Collegiatstifts zum heil. Castor und zum heil. Florin, so wie das neue Schloß, haben eine nicht unbeträchtliche Menge der schönsten Meisterstücke des berühmten **Januarius Zick**. Das Naturalienkabinet des Hrn. Canonicus **von Umbscheiden** ist kostbar und merkwürdig, und breitet sich über Conchylien, Mineralien, Versteinerungen, unter welchen letztern sich auch die Papstkrone befindet, und über Vögel aus. Mit diesem verbindet er eine Gemälde- und Kupferstichsammlung und eine Sammlung geschnittener Steine. Ausser ihm besitzen der geistliche geheime Staatsrath und Official, Hr. **Beck**, der Hr. Cammerrath **Winkelmann**, Hr. Hofr. **Marchal** und Hr. Canonicus **Lang** schätzbare Sammlungen von Naturalien und Kupferstichen.

In

In der Pfarrkirche zu St. Peter in Cölln sieht man ein wahres Meisterstück des berühmten Rubens. Das Gemälde stellt die Kreuzigung des Apostels Petrus umgekehrt vor. Rubens malte es zu Antwerpen 1642, und noch ist das ganze Colorit so gut, als wenn das Meisterstück erst von der Stäffeley käme. Rubens machte mit demselben seiner hiesigen Pfarrkirche für den begehrten Taufschein ein Geschenk; und die unwissenden Kirchenvorsteher wußten den Werth desselben so wenig zu schätzen, daß sie, mit einer solchen Bezahlung äusserst unzufrieden, es dem Künstler wieder zurück zu geben beschlossen hatten. Rubens hörte es, und bot ihnen 28000 Rthlr., wenn sie es ihm wirklich wieder einhändigen wollten. Da öffneten sie ihre Augen, und behielten es!

Wir wünschen dem Hrn. Hirsching noch fleißige Beyträge zur weitern Vollendung seiner in vielem Betracht nutzbaren Nachrichten. Es ist für den Kunstliebhaber angenehm, wenn er nicht nur mit dem in so vielen Gegenden zerstreuten Reichthum der Künste, sondern auch mit der in Deutschland so ziemlich herrschenden Liebhaberey für dieselbe vertrauter werden kann. Zuverläßig würden diese Nachrichten noch reichhaltiger werden, wenn sie Hr. H. alle an Ort und Stelle selbst einsammeln könnte. Der Rec. kennt mehrere öffentliche und Privatsammlungen, deren Hr. H. noch keine Erwähnung gethan hat, wahrscheinlich weil die Herren Aufseher oder Sammler derselben zu Selbstbeschreibungen, wie sie für Hrn. H. gehören, entweder zu bescheiden sind, oder zu wenig Zeit haben. Billig aber sollte Hr. H., was wir ihm nochmals an das Herz legen müssen, seine Nachrichten, die durchaus Aufmunterung für Sammler und Kunstliebhaber bleiben müssen, mit keinen persönlichen Ausfällen und Bitterkeiten besudeln. Worzu S. 41 der neue Ausfall auf Hrn. Prof. Kraft in Baireuth? Das Vorhaben desselben, sagt Hr. H., dem Gymnasium einen ihm brauchbaren und nothwendigen Instrumentenvorrath zu verschaffen, verdient allen Dank und kräftige Unterstützung, nur war die Ausführung desselben bis jetzt zu lächerlich und abgeschmackt, als daß sie sich wahren Beyfall hätte erwerben können. Und doch ist der durch die Verwendungen des Hrn. Krafts herbeygeschaffte und hier beschriebene Instrumentenvorrath schön, und der Besitz derselben für so manche andre Schule noch stiller Wunsch! Wir überlassen dem Hrn. Verf. die Anwendung, und bitten ihn nur noch am Ende, auf die

Namen der Künstler aufmerksam zu seyn, und nicht Mantenna oder Boussin zu schreiben.

Au.

Beyträge zur Geschichte der Litteratur und Reformation, herausgegeben von M. Georg Veesenmeyer, des Predigtamts Candidaten in Ulm. Ulm, 1792. in der Wohlerischen Buchhandlung. 182 Seit. 8. Mit einem Register. 10 Kr.

Der Verf., dessen Fleiß wir bereits aus einer andern Schrift vom heil. Abendmal kennen gelernt haben (B. Cl. 2. 335.), kündigt sich in der Vorrede sehr bescheiden an, daß er durch diese Beyträge mehr zu lernen, als zu lehren, wünschte. Er hat sie ganz für die Geschichte der Reformation bestimmt, und schränkt sich ganz auf Schwaben ein, wo noch so manches ins Reine gebracht werden muß, ehe man eine gute Reformationsgeschichte liefern kann. Insonderheit hat die Reformationsgeschichte der Reichsstädte viel Anziehendes, wenn man sie mit beständiger Rücksicht auf die innere Verfassung und die demokratische Freyheit pragmatisch behandelt. Er rühmt unter andern den reichen Vorrath an solchen Schriften, den Herr Prof. Schwarz von Altdorf sich gesammlet habe, aus welcher Quelle wir demnach manches Brauchbare zu erhalten hoffen dürfen. Die Veesenmeyerischen Beyträge enthalten folgende Stücke: I, **Versuch über den Verfasser der untergeschobenen Schrift: Die Testamente der zwölf Patriarchen, nebst einer Beschreibung einer Handschrift der lateinischen Uebersetzung dieser Schrift**: Eine mit vielem Fleiße gearbeitete Abhandlung, welche auch schon von andern zur Beleuchtung der Dogmengeschichte gebraucht worden ist. Zur Aufklärung der Reformationsgeschichte aber trägt sie im Grunde wenig bey. II. **Nachricht von Eitelhans Langenmantel, einem Augsburgischen Wiedertäufer und seinen Schriften.** Dieser wiedertäuferische Schwärmer stammte aus der angesehenen Familie der Langenmantel von Augsburg ab, und stand bey seiner Sekte in großem Ansehen, verlohr aber endlich den Kopf durch die Hände des Scharfrichters. Es ist viel Glück für den Verf., daß er von diesem Schwärmer noch vier Schriften aufgefunden

hat.

hat. Dergleichen schwärmerische Aufsätze giengen leicht verlohren, weil sie zu wenig allgemeines Interesse hatten. III. **Beschreibung der deutschen Ausgabe der zu Baden im Ergöu 1526 gehaltenen Disputation, nebst einer Nachlese zu Waldau's Nachricht von Murners, ihres Herausgebers, Leben und Schriften.** Der Verf. hat ein vollständiges Exemplar der äusserst seltenen Original-Quartausgabe vorgefunden, deren äussere Einrichtung er beschreibt. Es ist viele feyerliche Sorgfalt auf den Abdruck des Originals gewandt worden. Und dennoch hat Murner sich dadurch kein Denkmal seiner Gewissenhaftigkeit gestiftet, indem er sich zur Besorgung einer so sichtbar partheyischen Verstümmelung der Acten und deren Herausgabe gebrauchen ließ. So geschah also mit den Colloquien eben dasselbe, was ehemals mit den Concilien geschehen war! IV. **Nachricht von Heinrich von Kettenbach, einem der ersten Ulmischen Reformatoren und seinen Schriften.** Eine sehr zweckmäßige Arbeit, welche bey Rec. den Wunsch erregt hat, daß der Verf. auch den verdienstvollen Frecht in ein neues Licht stellen, und die Lebensbeschreibungen, die man von ihm hat, einer kritischen Revision würdigen und pragmatisch bearbeiten möchte. Den Kettenbach und dessen Schriften kennt man nun in der That besser, als bisher, und vielleicht findet der Verf. noch in der Folge mehrere Nachrichten von ihm. Er war vorzüglich ein großer Anhänger von Franz v. Sickingen. V. **Verantwortung der evangelischen Bürger zu Ulm gegen Peter Hüz, genannt Neßler.** Dieser Mensch war ein großer Gegner der Evangelischen, welche ihn bey dem Rath als einen Verläumder anklagten. Der Rath schickte die Sache an die Universitäten Cölln, Tübingen und Ingolstadt, und an den Rath der Städte Straßburg und Nürnberg. Die Universitäten sprachen für Neßler, die Städte für die Evangelischen. Hier zeigt sich die Stärke der Ulmischen Demokratie in einer vortheilhaften Gestalt. VI. **Revocationsacte Martin Idelhäusers von 1522, nebst einer Einleitung dazu, worin die Nachrichten von diesem Kaplan am Münster zu Ulm gesammlet sind.** Eine Revocationsacte, deren so viele in den bischöflichen Kanzleyen niedergelegt worden sind, ist immer für die Nachkommen belehrend, denen daran gelegen ist, zu wissen, welche Fortschritte neue Aufklärung zu machen fähig ist. Idelhäuser fieng gut an, aber endigte übel. VII. **Ungedruckte Briefe gelehrter oder berühmter**

Männer des 16ten Jahrhunderts. Unter dieser Rubrik folgt ein Brief Luthers an Adam Krafft, sonst auch Crato und Fuldensis genannt, ein anderer ebendesselben an Hans Honold, ein dritter von ebendemselben an Bernhard Besserer, einer von Melanchthon an Hier. Rehlinger, einer von Joach. Camerarius an Adam Krafft, einer von Martin Frecht an Georg Forster wird ergänzt. Insonderheit sind die Briefe von Johannes Fabri, gen. Schmid, den Conrad Sam betreffend, und dessen Rechtfertigung Nr. 8 und 9, erwünscht, obwohl Rec., wenn er Fischlins Mem. Theol. Wirt. P. I. S. 8, damit vergleicht, darüber insonderheit gründlich belehrt zu seyn wünschte, wie denn Sam von Brackenheim nach Ulm gekommen seyn mag? VIII. Vermischte literarische Bemerkungen, unter welchen sich die Bestätigung auszeichnet, daß Ulm 1530 zu Augsburg dem Kaiser eine eigene Confession übergeben habe.

Agb.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Der Werth der biblischen Exegese, eine Abhandlung von Jacob Jochims, Königl. Dänischem Consistorialrath, Kirchenpropst in der Landschaft Süderdithmarschen und Pastoren in Meldorf. Nach seinem Tode herausgegeben. Altona, 1793. bey Hammerich. 3 Bogen in 8. 3 Mk.

Man sieht aus der Vorrede, daß der verewigte Verfasser die Absicht gehabt hat, diese Abhandlung noch bey seinem Leben herauszugeben; weil er, wir wissen nicht aus welchem Grunde, Verdrießlichkeiten fürchtet, welche diese Schrift ihm zuziehen werde. Er klagt darüber, daß die Candidaten des Predigtamtes sich großentheils damit begnügen, über alle Bücher der Bibel Collegia zu hören, ohne den wahren Geist der Religion und des Christenthums sich bekannt gemacht, vernünftig und ordentlich denken, zweckmäßig predigen und katechisiren gelernt zu haben. Jeder Candidat, den dieser Tadel trifft, hat allerdings Ursache, ihn wohl zu beherzigen. Nur durch eigene Schuld kann er sich denselben zugezogen haben, da es auf der

Uni-

Universität zu Kiel nicht an den Mitteln fehlt, sich die Eigenschaften, Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, deren Nothwendigkeit der Verf. mit Recht behauptet.

So richtig aber jene Sätze des Verf., und so nothwendig auch dem künftigen Prediger vor allen Dingen theils die philosophischen Kenntnisse sind, die ihn ordentlich, richtig und gründlich denken und urtheilen lehren, und die praktischen Einsichten und Fertigkeiten, welche ihn in den Stand setzen, die göttlichen Lehren der Bibel auf eine wirklich erbauliche Weise vorzutragen, um eine recht fest gegründete und wirksame Ueberzeugung von den Wahrheiten und deren Anwendung auf das ganze Herz und Leben, mit einem Worte, um wahre christliche Weisheit, Frömmigkeit und Tugend zu befördern; so unläugbar richtig alle diese Sätze sind: so wenig ist es doch nöthig, den Werth der biblischen Exegese herabzuwürdigen, um jene Sätze zu behaupten. Was der Verf. wider den Werth der biblischen Exegese einwendet, läßt sich hinlänglich widerlegen; denn es beruhet meistens auf ungegründeten Voraussetzungen und Vorurtheilen, die man jetzt schon hinlänglich zu würdigen vermag.

Den Werth der biblischen Exegese verkennet der V. nicht ganz; er gesteht, daß sie die Erkenntniß der geoffenbarten Religion erleichtert, ihre Theile kennen lehrt, Veranlassung giebt, sie nützlich zu lehren und vorzutragen, und viele und starke Zweifel wider dieselbe hebet. Aber fast möchte er 1) eine gänzliche Unmöglichkeit der Bibelauslegung behaupten, da Gott, der die Bibel eingegeben habe, uneingeschränkt und alles auf einmal denke, und kein Mensch vermögend sey, alles anzugeben, was Gott bey den Sätzen und Worten gedacht habe. Doch besteht es nicht auf der Behauptung dieses Einwurfs, der entweder die ungereimte Meinung, daß jedes Wort und jeder Satz der Bibel wirklich alles bedeuten solle, was er bedeuten könne, oder die Lehre der römischen Kirche, daß es eines untrüglichen und von Gott inspirirten Auslegers der Bibel bedürfe, begünstigen würde. Selbst der Systematiker, der eine unmittelbare Eingebung aller Sachen und Worte behauptet, kann jenem Einwurf durch seine Bemerkung begegnen, daß sich der Geist Gottes herabgelassen habe, so sich auszudrücken, wie es der eigenthümlichen Art zu denken und zu schreiben jedes Verfassers gemäß, und wie es seinen Zuhörern und Lesern am verständlichsten gewesen sey; so daß es nur darauf ankomme, den

Sinn zu entdecken, welchen die ersten Zuhörer und Leser mit den Worten und Sätzen verbanden, um zu wissen, was der Geist Gottes habe lehren wollen; indem man denselben lästern würde, wenn man behauptete, daß er unverständliche und folglich unnütze Offenbarungen gegeben habe. Aber der Einwurf schwindet ganz; wenn man mit der göttlichen Leitung und Eingebung bestimmtere Begriffe verbindet.

Demnächst findet der Verf. eine fast unüberwindliche Schwierigkeit der Bibelauslegung darin, daß es so schwer sey, sich in den Enthusiasmus, die Begeisterung und den Gedankenflug der einzelnen Schriftsteller zu versetzen. Dieses kann aber nur eine Ungewißheit in Absicht des Sinnes einzelner Bilder und Schilderungen verursachen. Wenn man aber nicht voraussetzt, daß in solchen Bildern geoffenbarte Lehren enthalten seyn; sondern sie nach den allgemeinen Regeln der Auslegung erklärt und beurtheilt: so läßt sich immer durch die Induction darthun, daß durch die Dunkelheit des Sinnes einzelner Bilder keine Lehre dunkel und ungewiß werde.

Sehr freymüthig und wahr sagt der Verf. S. 13: „Ist es denn so unstreitig gewiß, daß die ganze Bibel von Gott eingegeben, und nöthig und nützlich zur Seligkeit sey? Hauchte Gott dem Moses die Geschichte der Schöpfung ein, womit sich die Bibel anfängt; oder ist sie der Gesang eines Barden, der die Schöpfung besang, und den Moses in seine Weltgeschichte, die er bis zu seiner Zeit schreiben wollte, aufnahm? warum in der zweyten Geschichte der Schöpfung eine andre Ordnung, schon Geographie, der Baum und die Ribbe, und das Weib aus der Ribbe? waren die etwa in der ersten vergessen? das kann nicht seyn, wenn Gott sie beyde eingegeben, und es sind doch offenbar verschiedene Beschreibungen der Schöpfung. Ist die Geschichte des Falles mehr, als eine poetische Vorstellung des Weisen, der über den Ursprung des Uebels nachdachte? oder ist sie von Gott eingegeben, so können die Thiere sprechen, und so bekräftigt, wenn wir diese Erzählung als von Gott inspirirt annehmen, doch in der That Gott die alten Sagen von Saturnus Zeiten? Sollte Gott dem Moses die kleinen Anekdoten aus der Familiengeschichte Abrahams, des Isaaks und Jacobs eingegeben, und die Beschreibung von den weiblichen Künsten, womit sich die Wittwe Ruth den gutmüthigen Boas zum zweyten Manne erwarb, inspirirt haben? Ist es zu gedenken, daß, nachdem der Geist schon die Annalen der jüdischen

und

und israelitischen Könige dem Verfasser der Bücher der Könige eingegeben hatte, er sie nochmals dem, der die Bücher der Chronik schrieb, wieder eingegeben habe, weil etwa einige Zusätze hinzugefügt werden konnten und sollten? Kann man es sich auf eine vernünftige Art vorstellen, daß die Gottheit das Hohelied Salomons eingegeben, und die Weissagung wider Edom, die das Fragment des Obadias ausfüllt, eingehaucht habe?“

Diese Stelle ist ein merkwürdiges ehrenvolles Zeugniß dafür, daß der würdige Verf. selbst gedacht und geprüft habe. Er hätte aber daraus nur folgern sollen, daß dem Christen als Christen nicht die ganze Bibel zur Seligkeit nöthig und nützlich sey; nicht, daß es keiner Auslegung der ganzen Bibel bedürfe. Eben deswegen, damit der Lehrer vor den verkehrten Vorstellungen von der Bibel bewahrt, und zur richtigen Beurtheilung der ganzen Bibel in den Stand gesetzt werde, bedarf der künftige Lehrer zwar nicht der Anhörung der Vorlesungen über alle Bücher der Bibel, aber doch der Geschicklichkeit, alle im Nothfall richtig zu erklären; wozu folglich nöthig ist, daß gelehrte Ausleger alle Bücher der Bibel erklären.

Sehr richtig ist die Bemerkung, daß die geoffenbarte Lehre zwar nur eine, aber ihre Entwickelung fortschreitend geschehen ist, so wie der Verstand des Menschen sich allmählig erhoben und entwickelt hat. Daraus folgert aber der Verf., daß der blosse Exeget nicht im Stande sey, in der Bibel die eigentliche Lehre von der Einkleidung zu unterscheiden. Das vermöge nur der, der mit philosophischem Geiste in das Wesen der Religion eindringe. Man sieht, der Verf. versteht unter dem blossen Exegeten den blossen Grammatiker. Aber dieser ist ohne Philosophie noch gar kein wirklicher Exegete.

Demnächst behauptet der Verf., die Auslegung der Bibel bleibe immer ungewiß, habe keine allgemeingültige und geltende Regeln, und sey daher, wie die Geschichte lehre, wandelbar und veränderlich. Aber wenn gleich exegetische Gewißheit nicht die vollkommenste ist: so muß doch ein jeder Vernünftiger sie für nützliche und hinlängliche Gewißheit erkennen, weil sonst folgen würde, daß man gar kein Buch mit Nutzen lesen könne. Die Hermenevtik hat unstreitig ihre wesentlichen und allgemeingültigen Regeln. Daß sie noch nicht allgemein gelten, das liegt daran, weil noch nicht eben gar lange die Bibel

nach

nach solchen in der Vernunft und Natur der Sache gegründeten Regeln ausgelegt ist. Eben daher mußte sie auch wandelbar seyn, weil sie sich noch vervollkommnete. Kann das ein Einwurf gegen eine Wissenschaft seyn, daß sie sich nach und nach vervollkommnet? Der letzte Einwurf, daß, da wir in der Ewigkeit keine Bibel haben werden, die Exegese nur zu den transitorischen, in der Ewigkeit nicht mehr zu brauchenden Kenntnissen gehöre, benimmt der Exegese nichts von ihrem Werth für dies Leben.

Zuletzt äussert der Verf. noch seinen Unwillen über den hohen Werth, der auf Variantensammlen und Kenntniß der Handschriften gesetzt werde. Freylich ein bloßes vorbereitendes und Hülfsgeschäfte, und von sehr geringem Werthe an sich, aber doch nöthig, als Sammlung von Materialien, welche die höhere Kritik und ächte philosophische Exegese tüchtig benutzen lehrt.

Also die biblische Exegese bleibt in ihrem Werth; aber sehr richtig ists, daß sie allein keinen Theologen und keinen Prediger bilden kann, welchem vielmehr andre Kenntnisse unumgänglich nöthig sind, und das wollte eigentlich der würdige Verf. sagen. Ave pia anima!

Bg.

M. Christian Friedrich Dittenhofers, Predigers bey der Nicolaikirche zu Heilbronn, Predigten zur Beförderung eines vernünftigern, reinern und rechtschaffenern Christenthums. Heilbronn, im Verlag der Eckebrechtschen Buchhandlung, 1792. 592 Seiten. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Der Verf. dieser Predigten hat sich schon in der theologischen Welt als einen aufgeklärten, denkenden Mann gezeigt, und er behauptet auch durch die Bekanntmachung dieser Predigten diesen wohlverdienten Ruhm. Besonders werden die vortrefflichen Aeusserungen, die der Verf. in die Vorrede gelegt hat, und die man in allen Predigten wiederfindet, den Leser an den Verf. näher hinziehen, wenn er anders Sinn dafür hat, und seinen Geist nicht in die engen Schranken der kirchlichen Symbole einzwängt. Diese Predigten entsprechen wirklich dem großen Zweck, der auf dem Titel angegeben ist. Es ist in densel-

denselben durchaus aufs gemeine Leben Rücksicht genommen, und herrschen darin solche Begriffe von der Religion Jesu, die man allen Religionslehrern wünschen muß. Zuweilen ist es uns vorgekommen, als ob der Verf. auf religiöse Mißbräuche seines Orts anspiele, und das möchte vielleicht vielen Lesern an seinem Orte nicht angenehm seyn. Welcher Prediger aber kann das vermeiden, wenn er praktisch seyn, und sich nicht immer und ewig mit Gemeinplätzen plagen will? Und was etwa in Heilbronn von Schwärmern und Pietisten, von Heuchlern und Sektirern, von Andächtlern und Pharisäern gesagt werden kann, das kann wohl an den meisten größern Oertern von diesen Leuten gesagt werden. Und der Verf. hat doch auch, ohne nun gerade seine Leute kanzeln zu wollen, in einem anständigen, obgleich ernsthaften und andringenden, Tone von ihnen geredet, und überall ihnen den Geist, den ächten Geist eines wahren Christenthums gezeigt. Das muß seyn, wenn den mannichfaltigen Hindernissen des wahren thätigen Christenthums entgegen gearbeitet werden soll. Viele dieser Hindernisse aber sind religiöse Vorurtheile, die ein großer Hause der Christen in früherer Jugend annimmt, und die dann leider in spätern Jahren durch so manche elende, dogmatisirende Predigt genährt werden. Hr. D. hat zur Vertilgung vieler dieser Vorurtheile durch diese Predigten einen schätzenswerthen Beytrag gegeben, wofür jeder unpartheyische Leser derselben ihm danken wird. Mit dieser aufrichtigen Schätzung dieser Predigten werden übrigens hoffentlich einige Erinnerungen des Rec. bestehen können, die er bey der Lesung derselben gemacht hat. Dahin gehört, daß die Abschnitte der Predigten fast durchaus zu lang und oft zu wortreich sind, daß die Sprache oft — wie soll ich sagen? — zu gelehrt, und folglich dem gemeinern Leser wenigstens schwerverständlich ist, daß manche Provinzialismen darin vorkommen, welche die gebildete Büchersprache nicht gut heißt, und daß auch wohl in mancher Predigt die Disposition nicht so ganz richtig seyn möchte. Der Verf. ist Denker genug, um die Belege für diese Erinnerungen selbst finden zu können, ohne daß Rec. nöthig hätte, sie hier buchstäblich zu begründen. Der Predigten sind acht und zwanzig, wobey bald die gewöhnlichen Sonntagsevangelien, bald frey gewählte Texte zum Grunde liegen. Zum Beschluß kann Rec. sich nicht enthalten, seine lebhafteste Freude zu bezeigen, daß der Magistrat zu Heilbronn die Glaubens- und Gewissensfreyheit, dieses höchste unveräusserlichste Menschenrecht,

schützt

schützt und befördert, indessen in andern Ländern, in welchen sonst die uneingeschränkteste Denkfreyheit herrschte, Glaubens- und Examinationscommissionen errichtet werden, um, wo möglich, die alte theologische Barbarey wieder herzustellen, und in die hellsten Gegenden die Finsterniß voriger Jahrhunderte wieder zurückzuführen.

Ao.

Rechtsgelahrheit.

Ueber Reichsvicarien. Frankfurt und Leipzig, 1792. 70 Seiten. 8. 6 gr.

Eine von einem ungenannten Pfälzer, in oder nahe bey Mannheim, mit Benutzung der dortigen Hofbibliothek, abgefaßte Abhandlung, deren kleinere Hälfte die Vicariatsliteratur anzeigt. Ausser den vielen Druckfehlern ist solche aber durch den Mangel der Jahreszahlen und der Vornamen der Verfasser entstellt worden, und sehr unvollständig. Z. B. die Anzeige einer wenig bekannten Abhandlung von Cujacius mit den Worten: *Paratit. de officio vicarii*, ist so abgekürzt, daß man darauf fast nicht weiter nachforschen kann. Der historische Abschnitt ist wichtiger, und beschäftigt sich theils mit dem Ursprunge, theils mit dem Fortgange der Vicariate. Ueber jenen wird ein ganzes Alphabet von verschiedenen Meinungen angeführt, zu welchen der Verf. die seinige nicht sehr bestimmt hinzufügt. Sie scheint indeß weniger auf die Würde der Hofpfalzgrafen, als auf die Abtheilung des Sachsen- und Frankenrechts zu gehen. Von den Zwischenreichen nach der goldnen Bulle bis 1657 sind die Hauptdata größtentheils nur kurz, von den neuern aber gar nicht angegeben.

Tz.

Von den Vorrechten der Geistlichen, nach gemeinem deutschen und Chursächsischen Rechte, von D. Frid. Aug. Ferd. Apel. Leipzig, Baumgärtner, 1792. 50 Seiten. 4. 7 gr.

Es ist eine Uebersetzung von des Verf. Diss. de iuribus singularibus Clericorum, praecipue in Saxonia, welche blos vom Verleger durch einen Dritten veranstaltet worden. Wenn sonst keine besondere Hindernisse eingetreten, so wäre es wohl besser gewesen, diese deutsche Ausgabe durch den Verf. selbst besorgen zu lassen. Nach einigen Vorerinnerungen, die Personen, welche zu dieser Klasse gehören, und die Gesetze betreffend, worin sie privilegirt worden sind, wird sodann vom Gerichtsstande, vom Ortsbürgerrechte, von der Freyheit der Trank- und Fleischsteuer, der Generalaccise, vom Zoll und Geleite, vom Abzugsgelde, von Vormundschaften, von der Gerichtsbarkeit der Geistlichen über ihre Pfarrbauern (dieser Punkt hätte wohl etwas umständlicher erörtert werden sollen), von der Rechtswohlthat der Competenz, von der Lehnsfähigkeit, von der Erbfolge der Geistlichen in die mütterliche Gerade, von den Vorrechten alter und dienstunfähig werdender Geistlichen und ihrer Erben, und endlich von der Art und Weise, wie diese Vorrechte verlohren gehen, — gehandelt. Nach S. 13 sollen, einer Chursächsischen Verordnung nach, die Geistlichen verbunden seyn, den Beklagten vor seinem weltlichen Richter zu belangen, wenn gleich der Gegenstand des Rechtsstreits zu den geistlichen Sachen gehöre. Nach S. 28 soll es nicht erlaubt seyn, Fleisch, wofür bereits die Fleischsteuer bezahlt worden, aus andern Orten kommen zu lassen; und solchenfalls die einfache Fleischsteuer bezahlt werden müssen. Nach S. 45 sollen die Wittwen und Kinder solcher Geistlichen, die ihr Amt freywillig niederlegen, oder wegen eines Verbrechens abgesetzt worden sind, das Gnadenjahr nicht zu geniessen haben. Dies Letztere versteht sich wohl von selbst: aber in beyden erstern Stellen ist wohl die Uebersetzung unrichtig, oder der V. hat sich nicht deutlich genug ausgedrückt?

Gf.

Chemie und Mineralogie.

Wilhelm Richardsons Chemie der Metalle, für Fabrikanten und Manufakturisten u. s. w. Aus dem Englischen, mit Anmerkungen des deutschen Herausgebers. Leipzig, bey Weygand, 1792. 8. 320 Seiten. 18 gr.

Der Verf. hat seine Schrift einen Versuch genannt, den in Metallen arbeitenden Künstlern die ermangelnden chemischen Kenntnisse näher bekannt zu machen. Zu dem Ende ist in gegenwärtiger Schrift von S. 3 — 98 eine Einleitung vorausgeschickt, welche das Allgemeinste, Brauchbarste, Faßlichste und gerade nur so viel enthalten soll, als hinreichend sey, bey denjenigen, welchen das Buch gewidmet ist, den Wunsch nach vollständigern Unterricht rege zu machen. Wäre es aber nicht besser gewesen, wenn der Verf., anstatt durch diese Schrift den Künstlern den Wunsch nach besserm Unterricht rege zu machen, ihnen lieber gleich anfänglich so viel von dieser Wissenschaft vorgetragen hätte, als ihnen nöthig wäre? Denn bey der Beschaffenheit gegenwärtiger Schrift läßt sich vielmehr vermuthen, daß Künstler, denen sie in die Hände fällt, die Lust zur anderweiten Belehrung eher verliehren, als verstärken werden, weil beym Vortrage viel zu wenig auf dergleichen Künstler gesehen worden ist, deswegen Deutlichkeit gar oft fehlt, und dagegen vieles Unnütze vorkommt.

H.

Joh. Seraphin Volta ꝛc. chemisch-mineralogischer Versuch über die Bäder und Gebürge von Baaden. Aus dem Italiänischen übersetzt von Karl Freyherrn von Meidinger ꝛc. Wien, 1792. 8. 53 Seiten. 5 Kr.

Der Verf. ließ die Schrift italiänisch in Wien auf eigene Kosten drucken, und nur wenige Exemplare davon auflegen. Die Wichtigkeit derselben bewog den Uebers., sie auf diese Art bekannter zu machen. — Die drey Meilen von Wien entfernten Mineralwässer der Stadt Baaden haben eine Wärme von 27 bis 29° des Reaumürschen Thermometers. Das Sauerbadwasser ergab in der Analyse, ausser fixer, hepatischer und sehr wenig reiner Luft, (die hier, gleich den salzigen und erdigen Bestandtheilen, nach der neuen französischen Nomenclatur angegeben werden,) luftvolle Kalk- und Bittererde, Selenit, Epsomer-, Glauber-, Kochsalz und kochsalzsaure Alaunerde. — Die Gebürge der Gegend sind theils ein dichter, weißer Kalkstein, der jedoch auch Thon- und Bittererde führt, mit versteinerten Schaalthieren und Nestern von

Schwefelkiese; theils eine löcherige Breccie, die aus mancherley kleinen abgerundeten, durch einen kalkspathigen Kitt mit einander verbundenen Steinen und einer Menge Kieskugeln besteht. Stücke von schwarzem Basalt, rother und dichter Lave sollen in dieser Breccie nicht nur, sondern auch im großen Bette des Baadner Giesbaches vorkommen, woraus dann „auf eine alte, durch die vereinigte Wirkung des Meers und der erloschenen Vulkane, deren Spuren in den geschichteten Kalkgebürgen allgemein sind, verursachte Katastrophe“ geschlossen wird. — Wie bey dem Daseyn der Kiese, Versteinerungen und des Wassers, die Zersetzung, Erhitzung u. s. w. der ersten zu erklären, und daraus die Methode mit Wahrscheinlichkeit einzusehen sey, der sich die Natur bedient, diese Mineralwasser darzustellen. — Wegen des medicinischen Gebrauchs wird auf das Werk des Hrn. D. Schenk verwiesen.

Eh.

Joh. Gottlieb Kern vom Schneckensteine oder dem sächsischen Topasfelsen u. s. w. Neue Auflage. Dresden, 1792. 4. 18 gr.

Durchaus nichts anders, als das nämliche, zu Prag 1776 herausgekommene Werk mit einem umgedruckten Titelblatt versehen!

Gd.

Erziehungsschriften.

Ueber den Verfall der Schulen in kleinen Städten, nebst Vorschlägen zu deren Verbesserung, nach den Grundsätzen der Churfürstl. Sächsischen Schulordnung; von D. Gottfr. Ehregott Dippoldt. Dresden, 1792. 8 Bogen in 8. 8 gr.

Der gute Mann hat da viel Wahres und Gutes gesagt. Wollte Gott, daß es auch beherziget und befolgt würde! Er sagt, die meisten Schulen kleiner Städte in Chursachsen (und auch ausser Chursachsen) sind unter dem Mittelmäßigen, viele sind ganz schlecht. Das ist schon, zu sagen, an vielen Orten

eine große Beleidigung. Wie? was? ganz schlecht? und wir sind drinnen erzogen? Desto schlimmer!

Diesen Verfall schreibt der Verf. nicht der Landesherrlichen Schulordnung zu; sie ist über sein Urtheil erhaben. (Warum das? Solche Ordnungen in allgemeinen Angelegenheiten müssen nie sich dem Urtheile des Sachverständigen entziehen wollen. Findet er sie völlig zweckmäßig und unverbesserlich, so ist ja das auch ein Urtheil. Findet er Mängel oder Lücken, so ist es wahrer Patriotismus und Bürgerpflicht, darauf bescheidentlich und freymüthig aufmerksam zu machen). Sondern er sucht ihn in folgenden vier Hauptpunkten, die er gleich mit seinen Verbesserungsvorschlägen begleitet: I. in der Schulinspection. Aber, wo keine guten Lehrer sind und seyn können, da hilft alle Inspection nichts. Ein Pastor und ein Deputirter des Magistrats sollen inspiciren über das Leben der Lehrer, über die Lehre selbst, die Methode u. s. w. Verstehen sie denn das? verstehen sie denn die Lehre, Methode u. s. w.? Und wenn sie es verstehen, verstehen sie denn, aus einem schlechten Schulmanne einen guten zu machen? Ist er aber gut, so erniedrigt ihn das viele Inspiciren in seinen, in der Schüler und in des Publikums Augen. Wer, wenn jeder Mensch in seinen Berufsgeschäften controllirt werden muß, wer inspicirt denn wieder die Inspectoren? Freylich, wären sie so, wie sie seyn müßten, so unterstützten sie den guten Schulmann, den sie gewöhnlich nur hindern und erniedrigen.

II. In der Verbindung der Schuldienste mit Kirchenämtern. Wo der Rector zugleich Capellan ist, soll ihm die Bürgerschaft aus ihren Mitteln für die Schule einen Collaborator halten. Oder für den Küster sollen während der Kirchengeschäfte die übrigen seine Klasse mit einschalten (ist Flickwerk). Bey Gelegenheit der Wochenbetstunden, in welche der Cantor seine ganze Klasse mitnimmt, nennt der Verf. diesen mechanischen Gottesdienst das Schrecklichste aller Religionsverderbnisse (ein wahres Wort!).

III. In der fehlerhaften Localeinrichtung. Dahin gehören: 1) Verwechselung deutscher Schulen mit den lateinischen, 2) unordentliche Einrichtung der Schulstunden, 3) Anhänglichkeit an schlechte Methoden und Bücher, und 4) elende Schulgebäude. Mit Recht rügt er den Unfug mit dem vielen gedankenlosen Beten, Singen und Bibellesen in den Morgenstunden. (Rec. weiß einen Ort, wo man das auf eine sehr

vernünftige Weise abänderte, und wo nun Schulfeinde andächtler calumniirten, man wolle nun Gebet und Gesang geringschätzig machen, sonst habe man doch das (betäubende) Geschrey der Schule über Gassen hinweg gehört.) Auch die elendeste Methode des Religionsunterrichts müßten sich viele tausend Eltern gefallen lassen. (Eben die Eltern sind in der mehreren Zahl Schuld daran, daß kein Lehrer ohne Verfügung eine bessere Methode wählen darf. Und daß diese daran Schuld sind, daran sind wieder häufig die geistlichen Inspectoren Schuld, die nicht frey heraus sagen, was eigentlich Christenthum und christliche Lehre ist, und also den gescheiteren Lehrer in dem Verdachte der Neologie allein sitzen lassen). Den Dresdner Landeskatechismus will er beybehalten wissen. (Vermuthlich aus Respekt: denn er sagt doch, der Lehrer müsse nur das Brauchbare auswählen können. Also muß er doch ein Hankfen klüger seyn, als das Buch, und wäre also auch wohl klug genug, ein besseres Buch wählen zu dürfen). Der V. substituirt daher Rosenmüllers ersten Unterricht in der Religion, und zieht ihn dem neuen Hannöverschen Katechismus, der ihm nicht behagt, weit vor. (Er mag Recht haben; denn dieser letztere ist nur unter den schlechten, d. h. unzweckmäßig eingerichteten, der beste. Uebrigens wundert es den Rec., daß er des wackern und ehrwürdigen M. Krahmers, zu Struppe in der Pirnaischen Ephorie, Katechismus der Religion nach Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums 1792 entweder noch nicht kennt, oder nicht vorzüglich empfiehlt).

IV. **In der schlechten Besoldung, Achtung und Unterstützung der Lehrer und ihrer Anstalten.** Und wo diese Klagen nicht gehört, und ihnen nicht auf die Zukunft vorgebeugt wird, da werden alle andre Versuche und Verbesserungen nur Palliative bleiben. Der Verf. schlägt zwar vor, bald wie oben, die Bürger sollen aus ihrer Tasche geben; bald wie hier, es sollen einige Stipendien eingezogen und den Schullehrern beygelegt werden. Allein, eins ist so unbillig, wie das andere, und hilft nicht viel. Der Handwerker in kleinen Städten kann bey seinen übrigen Abgaben nicht viel mehr aufbringen, will sich nichts aufbürden, und die Reichen übertragen ihn nicht allein. Aber sollten die Güter, welche der Landesherr aus geistlichen Stiftern hat, und die ihm doch, nach dem jetzigen Werthe liegender Gründe und Produkte, viel mehr einbringen, ihn nicht auch verbinden, ad pios usus mehr

aufzuwenden? Sollten nicht dafür Canonicate und Vicarien an Stiftern zu dem Ende eingezogen werden können? Aber davon will niemand hören; niemand will etwas wissen.

Was Hr. D. Dippoldt noch von Armen-, Currend-, Industrieschulen u. s. w. sagt, so wie die Beylagen eines Lectionsverzeichnisses für eine deutsche Stadtschule, und die Liste sämmtlicher Stadtschulen in Chursachsen, übergeht Rec., um des Raums zu schonen.

Mfg.

Neues A B C für die Jugend edler Erziehung. Mit 25 in Kupfer gestochenen Thieren und deren Naturgeschichte. Nebst Anweisung, wie dasselbe von Aeltern, (sowohl) als Lehrern mit Nutzen gebraucht werden kann (könne). Potsdam, bey Horvath, 1792. 4 Bogen, gr. 8. 1 Rthl. Mit illuminirten Kupfern 2 Rthl.

Eine Fibel für Kinder **edler Erziehung**? Bedürfen die Kinder vornehmer und bemittelter Eltern (denn das ist doch wohl nach des Verf. Meinung die **Jugend edler Erziehung**) einer andern Fibel, als die Kinder des Handwerkers und Taglöhners? So dachte Rec., als er den Titel dieser Fibel sah. Er erwartete wenigstens wichtige Aufschlüsse über die große Kunst, das Lesen zu lehren, die vielleicht nur bey vornehmer Leute Kindern anwendbar wären; er glaubte ferner, daß, wer nach den zahllosen Anweisungen zum Lesenlehren, die wir schon haben, noch eine liefere, und sie selbst ein **Neues A B C** nenne, gewiß etwas sich Auszeichnendes, von allem bisherigen Verschiedenes liefern werde. In beyden Stücken irrte sich der Rec. Weil das Buch von vier Bogen Text nebst einigen mit einzelnen Buchstaben bekleisterten Papierbogen und 25 Kupfern, die Rec. bis jetzt noch nicht gesehen hat, den enormen Preiß eines Thalers hat, so kann es freylich kein Handwerker und Tagelöhner kaufen, also bleibt es ein Prärogativ der Reichen — deswegen der Beysatz „für die Jugend edler Erziehung." Sonderbar genug! als ob blos die Reichen eine edle Erziehung genössen, oder deren nur fähig wären! Aber auch Neues fand Rec. nicht. Die Jugend unedler Erziehung, d. h. also

nach des Verf. (der sich mit H. unterzeichnet) Redegebrauch, die Jugend der ärmern Stände braucht die Jugend edler Erziehung um dieses *Neue* A B C nicht zu beneiden. Es ist, etwas neue Brühe abgerechnet, der alte Kohl. Rec. kann, wenn unsere Leser ein wenig Geduld haben, sie die ganze Kunst in wenigen Worten lehren. Hier ist sie:

Man nimmt ein Bild, worauf ein Affe ist, sagt dem Kinde, das ist ein Affe; wenn du die Buchstaben kennst, woraus sein Name bestehet, will ich dir etwas von ihm erzählen. Man legt also ein A, zwey f und ein e nach einander auf den Tisch, zeigt sie dem Kinde, lehrt es die Aussprache, und übt es einigemal, dann erzählt man ihm etwas vom Affen — und der Prozeß ist zu Ende! So schreitet man nach und nach weiter fort zum Buchstabiren, (das der Verf. gegen einige neuere Erinnerungen beybehält,) von einsylbigen zu zwey- und mehrsylbigen Wörtern u. s. w. Finden die Leser hiebey etwas Neues? etwas für die Jugend edler Erziehung Ausgezeichnetes? Ich wenigstens finde es nicht. Begierig wäre doch der Rec. zu wissen, wie der Verf., wenn seine Bilder von sinnlichen Gegenständen zu Ende sind, Wörter abstrakter und aussersinnlicher Gegenstände nach der oben beschriebenen Methode das Kind lesen lehren würde; z. B. Seele, Gott, Religion, Lehre u. s. w.

Angehängt ist ein Unterricht in der Orthographie, der ganz gut ist, wenn ihn der Verf. für Lehrer bestimmte, für Kinder aber ist er nicht faßlich genug, wenn sie noch buchstabiren und lesen lernen. Was sollte er aber im ersten Fall in der Fibel, die nach der Regel nur für kleine Kinder bestimmt ist; im zweyten Fall aber, wenn vielleicht größere Kinder ihn nützen sollen, mußte er eben so wenig in einer Fibel stehen. Ein Kind, das schon schreibt (und schreiben lehrt man gewöhnlich, obgleich gegen des Rec. Methode, die Kinder später als buchstabiren und lesen,) dünkt sich auch schon mehr, und rechnet es sich bald zur Schande, wenn es noch aus der Fibel lernen soll. Auch einen Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache giebt diese Fibel, der sich aber doch nur auf die Declinationen und Conjugationen erstreckt, und für beyde Sprachen vier Seiten in Octav beträgt, damit ja alles fein in nuce seyn möge. Eben so verfährt er mit dem Unterricht in der Zahlenkenntniß und im Rechnen, der sich bis auf die sogenannten fünf Species erstreckt. Die Naturgeschichte hätte billig nur

solche Thiere enthalten sollen, die das Kind auch in natura sehen kann. Wer kann ihm aber einen Vielfraß, ein Zebra, Xoloitz, Quoggelo u. s. w. zeigen? Aber der Verf. mußte für jeden Buchstaben des Alphabets ein Thier haben, dessen Name nach dem Anfangsbuchstaben in das Alphabet paßte. Hinc illae lacrymae! Nach des Rec. Meinung ist alles dieses nichts mehr und nichts weniger als Charlatanerie und Spielerey. Wie die versprochenen Kupfer ausgefallen sind, weiß Rec. jetzt, da er diese Anzeige zum Druck absendet, nicht, denn er hat in seinem Exemplar keine Kupfer gefunden. Auf seine Nachfrage erhielt er zur Antwort, daß sie nicht fertig geworden wären, und nachgeliefert werden sollten. Das Buch erschien in der Ostermesse 1792, er schreibt dieses Anfangs Novembers desselbigen Jahres, und hat noch keine erhalten. — Endlich kommen auch Denk- und Sittensprüche in Reimen, die man zum Theil schon aus Weissens Fibel kennt. Den Beschluß macht, wie in den gewöhnlichen A B C Büchern, ein Gebet für kleine Kinder, die auch wohl ohne Gebet lesen lernen, und als Leseschüler auch ohne Gebet selig sterben können.

Th.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Geschichte der Meinungen älterer und neuerer Völker, im Stande der Rohheit und Cultur, von Gott, Religion und Priesterthum, von Johann Gottlieb Lindemann, Prediger (n) zu Gifhorn und der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen Ehrenmitglied. Sechster Theil. Stendal, bey Franzen und Große, 1792. 304 S. kl. 8. 18 gr.

Der Verf. sagt in der Vorrede, er gebe in diesem Bande die Resultate über die Religionsgeschichte alter und wilder Völker, welches er für ein schweres und gewagtes Unternehmen hält. Rec. weiß nicht, was der Verf. unter Resultat verstehen mag, denn es findet sich in diesem Bande nichts weniger als philosophisch gründliche Urtheile aus einzelnen und zusammengestellten Religionsmeinungen und Gebräuchen; nichts

nichts weniger als zur Exegese unserer Religionsschriften nutzbare Folgen aus ältern Religionen; nichts weniger, als geschichtliche Aufklärung mancher jüdischen und christlichen Dogmen und Gebräuche aus ältern heidnischen Religionen. Das wäre freylich ein wichtiges, auch wohl mit unter gewagtes Unternehmen gewesen; aber es hätte dem Verf. vorzügliche Ehre gemacht, hätte den Zweck seines ganzen Werks getroffen, und wäre verdienstlicher als das bisherige Zusammentragen der Materialien gewesen, so nützlich selbiges auch an sich seyn mag. Statt dieser nützlichen Bearbeitung seiner Materialien finden wir eine fortgesetzte Geschichte der Meinungen alter Völker von der Gottheit, mit untergestreuten sparsamen Bemerkungen, besonders über Allgemeinheit der Vielgötterey; ferner von Mysterien, Opfern, Tempeln, Orakeln, Festen, Kasteyungen, Einsiedeleyen, Priestern, Mönchthum, Unsterblichkeit der Seele; von mancherley Arten des Aberglaubens; alles nützlich und gut zu lesen, auch mit Fleiß zusammengetragen, und aus den vorigen Bänden ausgezogen. Aber eben so, wie die vorigen Bände: Geschichte; Nicht Resultate aus Geschichten. Zwar sehen wir gar wohl ein, daß der Verf., vermöge der Aufschrift seines Buches, zu weiter nichts verbunden war, als aus bewährten Quellen die ältern Religionsgebräuche und Meinungen der Völker anzuzeigen, und so konnte er es der eigenen Bearbeitung eines jeden Gelehrten überlassen, was und wie er es aus der Geschichte auffassen und anwenden wollte. Da er aber, auf unsere Bitte, nicht abgeneigt schien, selbst Fingerzeige zu entwerfen, die ihm, als einem denkenden und mit der Geschichte so genau bekannt gewordenen Kopfe, leichter werden konnten, als jedem andern; auch in der Vorrede Resultate verspricht: so sehen wir uns gedrungen, unsern Lesern zu sagen, daß sie davon nur äusserst wenig finden werden; indem auch die Frage, ob der Begriff eines einigen Gottes, oder ob Vielgötterey dem rohen Volke natürlicher sey, nur kurz abgehandelt ist. Die Quellen, woraus geschöpft ist, sind wieder nicht von gleichem Werthe, welches auch nicht zu erwarten steht. Gottesgelehrte, die nicht jene Quellen besitzen, werden das Werk mit Belehrung lesen, und manche Erläuterung über jüdische und christliche Lehrsätze sich selbst machen können. Angehängt sind die Geschichten der Kamtschadalen und Abiponen, aus Steller und Dobrizhofer. Im folgenden Theile wird der Verf. die Moral der bisher beschriebenen Völker vorlegen. Da sich diese aus den Religionssystemen

größtentheils nur durch Schlüsse bestimmen läßt: so wird der Verf. hier ein weiteres Feld zur Uebung seiner Beurtheilungen vor sich sehen, und wir wünschen, daß er dem Psychologen genügen möge. Es ist immer eine wichtige Frage gewesen, in welchem Verhältniß die Moral mit der Glaubenstheorie gestanden; ob sie sich bey Aberglauben besser, oder besser bey Unglauben befunden; ob sie durch positive, oder natürliche Principien wirksamer gewesen. Die Geschichte erläutert hier mehr, als alle philosophische Klügeley. Wir bitten den Verf., die Materialien so zu stellen, daß obige Untersuchung durch ihn gewinnen kann.

Dgb.

Alterthümerskunde von Germanien, oder Tacitus über Germaniens Lage, Sitten und Völker — von Philipp Ludwig Haus. Zweyter Theil. Germanische Staaten und Völker insbesondere. Mainz, in der Universitätsbuchhandlung, 1792. 15 Bogen, gr. 8. 14 gr.

Wir haben schon den ersten Theil in dieser Bibliothek mit Vergnügen angezeigt. Dieser ist mit gleichem, wo nicht mit noch mehrerem Fleiße ausgearbeitet, und die systematisch geordneten Stellen aus dem Tacitus sind mit verglichenen Nachrichten aus andern alten Schriftstellern, als Cäsar, dem ältern Plinius, Strabo, Mela, Ptolemäus, Ammian Marcellin, Antonins Itinerarium, der Peutingerischen Charte und andern verbunden worden. Voran steht die Reihe der Kapitel im Tacitus, mit Nachweisung, wo der Commentar zu jedem oder einem Abschnitte desselben zu finden ist. Sollte gleich nicht jeder Forscher der deutschen Alterthumskunde (denn diesen Ausdruck würden wir dem ganz ungewöhnlichen Alterthümerskunde auf dem Titel d. B. vorziehen) mit Hrn. H. in Absicht des Wohnorts mancher Völker einverstanden seyn; so läßt sich doch über eine so dunkle Materie wenig disputiren und noch weniger entscheiden. Bey §. 62 hätten wir eine Erwähnung der Veronesischen Cimbern erwartet, und bey der Note zum §. 67. bemerken wir, daß hier gar keine Verfälschung der Abschreiber oder ein Fehler des Ptolemäus zu vermuthen ist. Finnen waren vor Alters Bewohner des südlichen

Ostseeküste und des Weichselufers. Auch noch itzt sind Ueberbleibsel dieses Volks und ihrer Sprache an jener Küste, und zwar der letztern im Esthnischen und Lettischen. Man sehe unter andern Thunmanns Geschichte einiger Nordischen Völker, S. 23. 25 u. s. w.

Of.

Die innersten Geheimnisse und Fortschritte der französischen Revolution, aufgedeckt und detaillirt von einem Augenzeugen vom Stande. Berlin, 1792. in Matzdorffs Buchhandlung. 8. 266 Seiten. 16 gr.

Eine trügerische Maske für eine rhapsodische Erzählung von trivialen, größtentheils bekannten und hin und wieder falschen Umständen, ohne System mit Declamationen, und ohne Styl mit Gallicismen. Der Antikritiker fordert Beweise? Sie sind in den Inhalt des Buchs verwebt, in welchem wechselsweise die neue Gleichheit aller Stände in Frankreich und die Unentbehrlichkeit des Adels in Monarchien gelobt wird. Das größte Geheimniß wäre gewiß, den Sinn mancher Stellen zu entziffern, welche zeigen, wie dunkel des Verf. vornehme Bekannte gedacht oder geredet haben, und wie dunkel er diesen nachempfunden hat.

Rbr.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Versuch einer kleinen deutschen Sprachlehre für die heranwachsende Jugend, von August Hartung. Berlin und Stralsund, 1792. 8½ B. 8. 6 gr.

Wir haben zwar schon verschiedene deutsche Sprachlehren für die Jugend; indessen scheinet dem Rec. gegenwärtige doch nicht überflüßig, sondern vielmehr die beste und zweckmäßigste zu seyn, unter allen, die ihm bekannt sind.

Der Verf. folget, wie er selbst in der Vorrede sagt, Hrn. Adelung, er bindet sich aber doch nicht so sclavisch an seine Meinungen, daß er nicht selbst darüber nachdenken, und, wo er es nöthig findet, davon abweichen, etwas verbessern und für die Jugend faßlicher einrichten sollte. Die acht Adelungischen Declinationen sind wirklich für den noch ungeübten Verstand der Jugend zu dunkel, und eine Marter ihres Gedächtnisses. Er weicht daher hierin mit Recht von ihm ab, und nimmt, nach dem Beyspiel unserer alten Sprachlehrer, nur drey Declinationen an, die männliche, die weibliche und die sächliche, indem unter diese drey alles gebracht werden kann, was der Jugend zu wissen nöthig ist, und es ihr leichter zu fassen gemacht wird. Ueberhaupt ist alles mit vieler Ordnung und so faßlich eingerichtet, daß diese Sprachlehre mit völligem Rechte zum Gebrauch der Schulen kann empfohlen werden.

Bey dieser Anzeige sey es dem Rec. erlaubt, eine und die andere Anmerkung zu machen, wodurch er dem Verf. Gelegenheit zu geben wünschet, über einige zweifelhafte Dinge unserer Sprache, worin die besten Schriftsteller nicht übereinkommen, weiter nachzudenken. Hätte nicht in der Lehre von den Declinationen wenigstens etwas von dem Umlaute der Vocale a, o, u im Plural einiger Hauptwörter gesagt werden müssen? worin oft von manchen, die doch gute Sprachkenner seyn wollen, und von den Lehrern selbst gefehlet, oder etwas ohne Grund behauptet wird. Sogar Hr. Adelung scheinet bey einigen Wörtern in en noch ungewiß zu seyn, denn in seinem Wörterbuche setzet er bey dem Worte **Boden** den Plural, die **Böden**; hingegen behauptet er in der Sprachlehre §. 191, es könne auch ohne Umlaut gebraucht werden. Von dem Worte **Faden** sagt er im Wörterbuche, der Plural sey wie der Nominat. des Singularis, und in dem **Umständl. Lehrgeb. der D. Spr.** stehet dies Wort unter denen, welche den Umlaut haben, und so wird man ihn bey mehreren Wörtern schwankend finden. Die beste und sicherste Regel hierüber, welche auch dem Gebrauche der Alten, besonders D. Luthers in der Bibelübersetzung gemäß ist, und mit guten Gründen unterstützt werden kann, hat ein großer Kenner unserer Sprache, der Hr. Prof. **Ramler**, in der Berlin. Monatsschrift vom November 1785 gegeben, wo er S. 388 sagt: „Die Wörter in en sind männlichen Geschlechts (einige wenige abgerechnet, welche Neutra sind,) und behalten ihre Vocale, a, o, u, in

Q 4 der

der vielfachen Zahl unverändert, ausgenommen den Garten, die Gärten u. s. w." Der Umlaut in diesen Wörtern scheinet aus der sächsischen Mundart herzustammen, und ist zuerst von Gottscheden in seiner Sprachlehre bey einigen Wörtern zur Regel gemacht worden, wodurch er sich hernach mehr verbreitet hat. Warum sollten wir aber hierin der sächsischen Mundart folgen, und nur einigen Wörtern in en den Umlaut beylegen, da wir ihn doch allen übrigen absprechen? Man kann wirklich nicht den geringsten Grund dazu anführen. Im Gegentheil ist die Unveränderlichkeit des Vocals in den Wörtern, Faden, Boden, Laden, Bogen, nicht nur dem Gebrauche der Alten und der Analogie mit den übrigen Wörtern in en gemäßer, sondern man wird auch, bey Befolgung der Regel des Hrn. Pr. Ramlers, den Vortheil haben, daß man niemals zweifelhaft seyn, oder solchen Wörtern den Umlaut geben wird, welche ihn doch, nach dem allgemeinen Gebrauch der besten Schriftsteller, nicht haben müssen. Man findet oft: die Bräten, die Kösten, die Pfösten u. dgl. für Braten, Kosten, Pfosten, weil man ungewiß ist, ob diese Wörter den Vocal verändern, oder nicht. Je öfter aber hierin gefehlet wird, desto nöthiger scheinet es zu seyn, daß die Jugend schon bey dem ersten Unterricht davor gewarnet werde.

§. 53. **Vom Gebrauch der Zahlwörter.** Auch hierin wird oft gefehlt, wenn man nämlich die Maaß- und Gewichtbenennungen nach denselben im Plur. setzet, da doch die meisten den Singul. erfodern, als: sechs Klaftern Holz, statt Klafter; dreyßig Pfunde, zehn Jahre, statt Pfund, Jahr. In dieser Sprachlehre selbst steht S. 60 (vermuthlich aus einem Versehen): die Griechen blieben zehn Jahre vor Troja. D. Luther braucht in diesem Falle niemals den Plur. S. 1 B. Mos. 5. 47. v. 9. Apg. 7, V. 23. 30. Man kann hierüber Adelungs Lehrgeb. der D. Spr. 1. Th. S. 378 nachlesen. Dieser Gebrauch ist etwas Besonderes, und unsrer Sprache vor allen andern Europäischen Sprachen eigenes.

Eben so ist es eine besondere Eigenheit unserer Sprache, daß sie bey einigen Zeitwörtern, als mögen, können, wollen, sehen u. s. w. den Infinitiv anstatt des Perfecti gebraucht. Z. B. Ich habe dieses nicht thun wollen, für gewollt; ich habe ihn singen hören, für gehört; du hättest mir doch nicht helfen können, für gekonnt; u. dergl. S. Adelungs Lehrgeb. der D. Spr. S. 404 und 405. Sollte es nicht

nöthig seyn, auch die Jugend schon in Zeiten, sobald sie anfängt, etwas im Deutschen aufzusetzen, mit solchen Eigenheiten bekannt zu machen? Es ist eine besondere Eigenheit der lateinischen Sprache, den Accus. mit dem Infinit. anstatt der construct. mit ut oder quod zu gebrauchen; aber auch der Lehrling schon wird gleich davon unterrichtet. Warum sollten wir nicht eben das in Ansehung der Muttersprache thun? Besonders da man sehr geneigt ist, wenn man mehrere Sprachen zugleich lernet, diese Eigenheiten seiner Muttersprache für fehlerhaft zu halten.

Mh.

Englische Sprachlehre für die Deutschen, nach Sheridans und Walkers Grundsätzen bearbeitet, von Joh. Ebers, Königl. Preuss. Oberhütteninspector, ehemaligem Lehrer der Englischen Sprache am Collegio Carolino und bey den Fürstl. Pagen in Cassel. Berlin, bey Oehmigke, 1792. 21 Bogen, gr. 8. 20 gr.

Wir glauben mit Recht, diese Englische Sprachlehre unter die bessern zählen zu können. Der Verf. hat nicht nur vom 14ten bis zum 24sten Jahre in England gelebt, sondern auch die Regeln der Aussprache und Accentuation nach den auf dem Titel genannten Englischen Grammatikern berichtigt, und ist besonders in der letztern genauer als die meisten seiner Collegen. Er hat auch einige Nachrichten von Englischen Maaßen und Gewichten, und einige Formulare von Briefen und andern im gemeinen Leben nöthigen Aufsätzen mit eingeschaltet. Er verspricht uns auch ein Englisches Wörterbuch.

Of.

Vermischte Schriften.

1. Juristischphysiokratischer Briefwechsel über Büchernachdruck und Eigenthum an Geisteswerken, mit Herrn von Sonnenfels, Ehlers, Becker und Krause. Erstes und zweytes Stück. Halle, bey Dreyssig, 1791. 8. 80 Seiten. 6 gr.

2. Ueber

2. Ueber den Büchernachdruck an den Herrn Joh. Gottwerth Müller, Doctor der W. W. in Itzehoe, von Adolph Freyherr von Knigge. Hamburg, bey Hofmann, 1792. 8. 56 Seiten. 4 gr.

3. J. A. H. Reimarus Erwägung des Verlagsrechts in Ansehung des Nachdrucks. Hamburg, bey Herold, 1792. 8. 36 Seiten. 3 gr.

Hier liegen auf einmal drey Schriften vor Rec., die alle für eine sehr verrufene Sache sprechen.

Nr. 1. verdient nicht in der Gesellschaft der übrigen zu stehen. Sie enthält zuerst ein schon im J. 1783 in der Buchhandlung der Gelehrten herausgekommenes Sendschreiben, worin mit vielen Witzeleyen eine Vertheidigung des Nachdrucks angekündigt wird, die nicht erschien. Dafür soll nun das zweyte in ähnlichem Ton abgefaßte Sendschreiben gelten, dessen Verf. es nicht genug ist, den Nachdruck gegen die ihm vorgeworfene rechtliche Unrechtmäßigkeit zu rechtfertigen, der vielmehr in allem Ernst behauptet, daß er (S. 8.) der feinsten Sittenlehre und Menschenliebe gemäß sey, wovon er freylich, wie von mehrern seiner Behauptungen, den Beweis schuldig geblieben ist.

Um so schätzbarere Beyträge zu den Untersuchungen über diesen Gegenstand sind Nr. 2 und 3. Die Veranlassung, daß Hr. v. Knigge die Feder in diesem Fache ergriff, war eine im zweyten Theil seiner Geschichte von Abyssinien niedergeschriebene Behauptung: „der Staat kann aus guten Gründen den Nachdruck nicht bestimmt verbieten.“ Hr. Müller in Itzehoe forderte ihn in seiner Schrift: über den Verlagsraub, zur Erklärung hierüber auf, und Hr. v. K. untersucht daher hier folgende Fragen: 1) Was für nachtheilige Folgen hat das Nachdrucken der Bücher, und für wen? Der Schaden, der den Schriftsteller trifft, weil der Verleger weniger Honorar wagen will, ist ein Schaden, den jeder Kaufmann hat, wenn seine Waare im Preise fällt. Geistesprodukte sollten überhaupt gar keinen bestimmten Preis haben. Die Gelehrsamkeit leidet dabey zu vielen Nachtheil, daß sie zum Handel geworden ist. Indessen soll der Schriftsteller allerdings Belohnung für seine Arbeit finden. Dieses geschieht aber auch noch,

bey allem Nachdruck, wenn gleich nicht im Anfang des Schriftstellerlebens, doch, sobald er sich einigermaßen bekannt gemacht hat. — Der Buchhändler leidet beym Nachdruck Schaden, wenn er zu große Honorare giebt, und zu starke Preise und übermäßigen Gewinn verlangt, oder wenn er unter lauter schlechter Waare zuweilen ein gutes Buch bringt, was ihm nachgedruckt wird. Vorsicht kann ihn vor allem Nachtheil schützen. Ueberhaupt muß der Vortheil des Buchhandels geringer werden, wegen der täglich zunehmenden Anzahl der Buchhändler sowohl, als der schlechten Schriften, die bald Maculatur werden, wegen des unvorsichtigen Creditgebens, des Luxus der Buchhändler, vielleicht auch durch die Lesegesellschaften und Journale. — Das lesende Publikum gewinnt eher beym Nachdruck, als daß es verlöhre. Gute Bücher erscheinen darum nicht weniger: die übertriebenen Preise werden gehemmt: die wohlfeilern Nachdrücke in mehrere Hände gebracht. — Dem Staat schadet der Nachdruck, wenn die ordentliche Buchhändlers Verlagbilanz dem Land vortheilhaft ist, nicht, nützt ihm im Gegentheil. — 2) **Ist das Nachdrucken eine moralisch unschuldige Handlung, oder nicht?** Keinesweges ist sie moralisch unschuldig. Wer zum Nachtheil eines Dritten erndten will, wo er nicht gesäet hat, wer von Bäumen, die er nicht gepflegt, gepflanzt und gewartet hat, (stünden auch diese Bäume auf einem allgemeinen Acker,) die Früchte abbricht und sich zueignet, ist ein elender Taugenichts. Gerichtliche Strafe kann ihn zwar nicht treffen, aber Verachtung. — 3) **Ist es ein Verbrechen, das der Staat mit bürgerlichen Strafen belegen kann?** Zu strafen ist der Staat nicht befugt, so lange kein Gesetz existirt. Auch bey Erwägung der allgemeinen natürlichen Freyheitsrechte giebt es doch keinen hinlänglichen Grund zu einem Gesetz, das dem rechtmäßigen Besitzer eines Buchs die Freyheit rauben könnte, dieses Exemplar zu vervielfältigen. Die Begriffe von Eigenthum sind auf den Verlag nicht anwendbar. Man verwechselt das Recht auf ein Manuscript mit dem Recht auf dessen Inhalt. Das erstere, die Blätter, woraus es besteht, die eigentliche Handschrift kann dem Käufer niemand streitig machen: der Inhalt kann schwerlich der Gegenstand des Besitzes werden. Drucken ist nichts mehr, als öffentlich nacherzählen, und dies darf ich bey allem, was öffentlich ist gesagt worden. Die Gedanken eines Menschen können nur so lange sein Eigenthum seyn, als er sie entweder gar nicht, oder unterm Siegel

der

der Verschwiegenheit mittheilt. Der Inhalt einer Schrift kann kein Gegenstand eines dominii werden, und läßt sich also auch nicht verkaufen. Es findet kein ius in re, sondern nur ein ius ad rem dabey Statt. Daher kann ein Vertrag darüber geschlossen werden, der sich aber nur auf den Verlag erstreckt. Privilegien können Staaten ertheilen, weil sie das Recht haben, moralische Pflichten zu sanctioniren.

Wir sind in vielen Punkten zu sehr mit dem Verf. einverstanden, uns uns zu Erinnerungen aufgefordert zu sehen: in andern würde uns das, was wir auf seine Behauptungen erwiedern möchten, zu weit führen. Aus dem letzten Satz, den wir aus seiner Schrift anführen, folgt, daß der Staat unbedenklich durch ein Gesetz den Nachdruck verbieten könne. Allein, freylich sehen wir dieser von der andern Seite die Bedenklichkeiten entgegenstehen, die die Beeinträchtigung der Handelsfreyheit, die dadurch Statt finden würde, mit sich führen muß.

Nr. 3. Hr. Reimarus hatte schon in dem deutschen Magazin 1791. 1. Bd. S. 581 die Behauptung in Schutz genommen, daß der Nachdruck nach Rechtsgrundsätzen nicht als unrechtmäßig verworfen werden könne, so sehr er auch die Moralität beleidige. Auch ihn griff Hr. Müller darüber an, und er vertheidigt daher in diesen Blättern, als Zusätzen zu jener frühern Abhandlung, seine dort aufgestellte Meinung, mit der ihm eignen Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit. Mit der vorhergehenden Kniggischen Schrift kommt er dahin überein, daß er kein bürgerliches Eigenthum der einmal bekannt gemachten Gedanken anerkennt: größtentheils aber beschäftigt ihn weniger die Entwickelung eines eignen Systems, als die Widerlegung jenseitiger Behauptungen und die Untersuchung mehrerer Gleichnisse, von welchen er zeigt, wie unpassend sie zu diesem Gegenstand gezogen werden.

Ge.

Ueber das Joujou de Normandie. Leipzig, in der Baumgärtnerischen Buchhandlung, 1792. 47 Seiten. 8. Mit einem satyrischen Kupfer. 6 gr.

Es ist etwas Witz in dieser Satyre, aber nicht genug, um ihr ein längeres Leben zu verschaffen, als diese Gaukeley, die zur Ehre des deutschen Ernstes nach kurzer Zeit wieder aus den Händen

INST. OXFORD TAYLOR

Händen der erwachsenen Kinder verschwand, selbst genossen hat. Man weiß, daß dieses Spiel eines von den vielen und großen Verdiensten ist, die sich die ausgewanderten Franzosen um Deutschland erworben, und durch welche sie sich für den verliehenen Schutz dankbar erwiesen haben. Die Veranlassung zu demselben erzählt der Verf. folgendermaßen. Bey der Verwüstung der adlichen Schlösser in der Normandie hätten die Bauern eine Menge Adelsbriefe verbrannt. Nur mit Mühe wären die Siegelkapseln gerettet, und an Hrn. de Calonne nach Coblenz geschickt worden, um sie den Eigenthümern jener Adelsbriefe einzuhändigen, damit sie doch wenigstens durch diese Kapseln ihre hohe Abkunft und Nobilität documentiren könnten. Betrübt hiengen die Herren aus der Normandie die Kapseln an seidnen Schnüren über ihre Toilette, um sich täglich in dem löblichen Vorsatze zu stärken, bey gutem Wind und Wetter ihren einzigen Vorzug, Edelleute zu heißen, in Frankreich wieder geltend zu machen. Vor langer Weile spielten sie mit dieser theuern Puppe, und entdeckten zufällig den Mechanismus des Spiels. Cela est étonnant! Der Versuch wurde wiederholt; voilà un nouveau jeu! und das Joujou war erfunden, und wurde nach dem Vaterlande der Kapseln Joujou de Normandie getauft. — In der Aufzählung der mannichfaltigen Vortheile, die die Gesellschaft, die Wissenschaften und selbst der Staat von diesem Spiele ziehen könnte, herrscht Laune und treffender Spott. „Es befördert die Industrie, setzt Drechsler und Modehändler in Bewegung, und erstickt den vom Rheine her zu uns gekommenen Geist der Empörung, indem es die Aufmerksamkeit von politischen Gegenständen ganz auf sich zieht. Geduldig giebt nun der Unterthan seine Abgaben, denn der Landesvater belegt doch das J. mit keinem Impost, erlaubt ihm doch die Freyheit, wenn auch nicht zu glauben, was, doch Joujou zu spielen, wie er will, über die Hand, horizontal und diagonal. Man spielt, und fühlt den Despotismus nicht; und es hätte keinen Nutzen für den Staat?" — —. Das Kupfer stellt einen erwachsenen Affen in männlichen, eine Aeffin in weiblicher Tracht, und ein Aeffchen in Kinderkleidern, mit dem Joujou spielend, vor.

Bs.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Bremensche und Verdensche Synodalbeyträge, gesammelt und herausgegeben von Johann Caspar Velthusen, Generalsup. in den Herzogthümern Bremen und Verden. Erstes Heft. Stade, gedruckt von Friedrich. 1792. 9 Bogen. 4.

Enthalten einige dem Herrn Generalsup. Velthusen bey Gelegenheit einer gehaltenen Synode von den ihm untergeordneten Predigern überreichte Ausarbeitungen und Aufsätze, sehr verschiedenen Gehalts und Inhalts. I. **Harmonische Geschichte der Leiden und des Todes Jesu von J. D. Nicolai, Prediger am Dom zu Bremen. II. Biblische Lehrerzählungen. Von ebendemselben.** Beyde Aufsätze zeichnen sich sehr durch einen scharfen Blick und eine richtige Uebersicht des Ganzen, durch geschickte Auffassung und Darstellung des Interessanten, durch einfache und edle Sprache und durch Bemerkung des Praktischen, vor ähnlichen Arbeiten von der Art aus. Unter den hier gelieferten Synodalbeyträgen waren sie für den Rec. das Wichtigste und Beste. Beyde Aufsätze verrathen nicht gemeine exegetische Kenntniße und gute Bekanntschaft mit dem, was bisher in der Bibelauslegung geleistet worden ist. Sie verdienten daher allerdings bekannt gemacht zu werden, und Rec. kann sie als schickliche Anhänge an Gesangbücher mit gutem Gewissen empfehlen. Es sind freye Erzählungen und Zusammenstellung dessen, was die Evangelisten zerstreut liefern. In der Leidensgeschichte wird durch Vergleichung aller Evangelisten und richtige Folge der Geschichte mancher dagegen erregte Zweifel stillschweigend gehoben. Rec. wünscht, daß es dem Verf. möchte gefallen haben, auch die Auferstehungsgeschichte beyzufügen. So wie hier die Parabeln im freyen Erzählungston behandelt sind, ohne steife Anhänglichkeit an kleine Umstände, die zum Schmuck der Fabel gehören, ohne künstliche Deuteley derselben, die, wie bekannt, nur zu oft in geistliche und typische Spielerey verfällt, wünscht Rec. mehrere Texte behandelt und statt der

 gewöhn-

gewöhnlichen zur Grundlage bey Predicten genommen, wenn doch einmal festgesetzte und vorgeschriebene Texte seyn sollen.

Von der Aufmerksamkeit, die Rec. auf das Lesen dieser beyden Aufsätze verwendete, mögen folgende Anmerkungen zeugen: Der Verf. spricht von Wundern bey dem Tode Christi, und gedenkt einer dreystündigen Finsterniß über das ganze Land. Da er nicht ausdrücklich Sonnenfinsterniß sagt, so läßt er gewissermaßen unentschieden, ob es eine Sonnenfinsterniß gewesen sey, oder nicht. Die konnte es aber nicht seyn; (auch steht im Text nur σκοτος), denn es war Vollmond; es sey denn, daß man ein Wunder annehmen wollte, das seines gleichen nie gehabt haben würde, weil es eine Revolution von erschrecklicher Wirkung im ganzen Sonnensystem hervorgebracht haben müßte. Nicht zu gedenken, daß dann nicht blos Palästina, sondern auch andere, wenigstens benachbarte, Länder Kenntniß davon müßten bekommen haben, wovon wir aber nirgends eine Spur finden. Nach des Rec. Vorstellung, die, so viel er weiß, mit der Vorstellung anderer guten Bibelerklärer übereinstimmt, war es ein schnell bezogener wolkichter Himmel, der um jene Zeit (es war im April und am Mittag) in Palästina und besonders bey der Stimmung so vieler Zuschauer, die Jesum und sein Schicksal, wo nicht ganz für unschuldig erklärten, doch bemitleideten, allerdings sehr auffallend seyn und allerley Empfindungen und Raisonnements veranlassen mußte. Man weiß ja, wie geneigt der große Haufe ist, dergleichen auffallende, wenn auch natürliche Naturereignisse, immer in Verbindung und Beziehung mit andern Zeitbegebenheiten zu setzen. Die meisten gemeinen Christen, und vielleicht auch Prediger, denken freylich hier immer noch an eine wirkliche Sonnenfinsterniß; aber eben um deswillen hätte Rec. gewünscht, daß der Verf., der vielleicht selbst nicht an eine Sonnenfinsterniß dachte, den Ausdruck Finsterniß lieber nicht gebraucht hätte, besonders da die angebliche Sonnenfinsterniß zu so vielen Mißverständnissen, Einwürfen und verunglückten Apologien der Wunder und der Beweise für die Religion Veranlassung gegeben hat.

Ueberhaupt hat es mit den Naturbegebenheiten bey dem Tode Jesu eine sonderbare Bewandniß. Wunder möchte sie der Rec. nicht gern nennen, da selbst unsere besten und unverdächtigsten Bibelerklärer z. B. Michaelis, noch nicht damit aufs Reine sind, da andere sogar diese Verse im Matthäus für un-

unächt halten. (Siehe Repertor. für bibl. und morgenl. Litteratur. IX. Deutsches Museum 1783 Jul.) Doch wir wollen sie für ächt annehmen, was war wohl Wunderbares an einem wolkichten Himmel, in einem Erdbeben, wovon der Vorhang im Tempel zerriß, Felsen gespaltet, Gräber geöffnet und Leichen herausgeworfen wurden, die, da sie hernach nicht wieder gefunden wurden, fromme Enthusiasten, als auferstanden sich dachten? Es kommt dazu, daß Matthäus dies allein erzählt und er gern erzählt, was er gehört hatte. Daß er auch wohl in andern Dingen, die er wohl besser hätte wissen können und sollen, sich irrte oder verschrieb, wissen wir ja selbst aus der Leidensgeschichte, z. B. Matth. 27, 9. Herr Nicolai sagt freylich: Diese ehemaligen frommen Leute, die aus den Gräbern hervorgegangen, wären in Jerusalem von sehr vielen lebend gesehen worden. Das sagt aber nicht einmal Matthäus; er sagt blos ἐνεφανίσθησαν πολλοῖς.

Der Verf. nimmt an, das Grab, worein Jesus gelegt wurde, sey dem Joseph eigen und zugehörig gewesen. Dies ist aber so ausgemacht noch nicht, denn Michaelis hat, Trotz dem αὐτοῦ des Matthäus, das kein anderer Evangelist hat, Zweifel dagegen erhoben, die allerdings verdienen in Betrachtung gezogen zu werden. (S. Michaelis Erklärung der Begräbniß- und Auferstehungsgeschichte Christi. 1783.) Der Umstand scheint zwar unbedeutend zu seyn, er verdient aber doch Rücksicht, da die Gegner der evangelischen Geschichte sich mit ihren Zweifeln so gern an dergleichen kleine Umstände hängen.

Beym XIV Abschnitt: Bewahrung des Grabes Jesu mit Hütern drückt sich der Verf. also aus: „Den Tag, der auf die Kreuzigung folgte, giengen einige Priester, und unter ihnen vornehmlich Pharisäer, zum Pilatus und stellten ihm vor u. s. w.“ Wer den griechischen Text nicht zu Rathe zieht oder ziehen kann, wird die Worte: Den Tag, der auf die Kreuzigung folgt, leicht misverstehen. So wie sie jetzt bey H. N. lauten, sind sie nur, nach jüdischer Art zu reden und zu rechnen, richtig; die Juden endigten nämlich ihren Tag nach Sonnenuntergang. Was also am Freytage nach Sonnenuntergang geschah, gehörte nicht mehr zum Freytage, sondern zum folgenden Tage. Ein Deutscher aber, der jene Worte liest, wird sie so verstehen, daß die Juden erst eine Nacht vorüber und den folgenden Morgen hätten anbrechen lassen, ehe sie um Wache gebeten; und so wäre es, nach un-

serm Sprachgebrauch, der Sonnabend gewesen. Das kann aber nicht der Sinn des Textes seyn. Τῃ δε' επαυριον, ἡτις εςι μετα την παρασκευην ist nach unserm Sprachgebrauch noch der Freytag und zwar hier, die Zeit nach Sonnenuntergang. Diese Zeit gehört nach jüdischer Rechnung schon zum Sabbath. Die Sache selbst aber fiel, nach unserer Art zu reden, noch am Freytage (also am Kreuzigungstage) vor. Man darf sich nur mit Michaelis die Worte hebräisch denken, so wird alles deutlich. ממחרת שאחר הערובה. Und so fordert es auch der ganze Zusammenhang. Eine Nacht durften sie nicht vorbey gehen lassen, wenn sie befürchteten, daß der Leichnam könne gestohlen werden. Rec. erinnert dieß nur, um Mißverstand vorzubeugen, ohne eben behaupten zu wollen, daß der Verf. sich die Sache nicht richtig gedacht hätte.

Bey dem zweyten Aufsatze des Verf., der eine freye Erzählung der Parabeln Jesu enthält, erlaubt sich Rec. gleichfalls einige Anmerkungen: In der **Parabel vom Unkraut unter dem Waizen** sagt H. N. „Sein Feind aber säete auf das Feld des Nachts **Drespe** oder **Unkraut**." **Unkraut** ist ein zu allgemeiner und vager Ausdruck, und **Drespe**, oder wie andere schreiben, **Trespe**, möchte, obgleich specieller, doch schwerlich der rechte seyn, da hier von Waizen die Rede ist, und also wohl etwas dem Waizen ähnliches erwartet wird, Drespe aber sich mehr unter dem Roggen findet, auch an vielen Orten, z. B. im Hannöverschen, für kein sehr großes Unglück gehalten wird, weil man auch von Drespe gesundes und schmackhaftes Brodt backen und auf jeden Fall Drespe als Futterkorn mit Nutzen gebrauchen kann. Der Landmann könnte also, wenn er diesen Nutzen und Gebrauch der Drespenkörner kennt, und sie in jener Parabel auf eine eben nicht empfehlende Art angeführt fände, leicht Anstoß daran nehmen. Dieser Anstoß könnte am leichtesten in hannöverischen Provinzen statt finden, da sich Rec. erinnert im 96 St. des neuen hannöverschen Magazins 1792, einem Blatte, das in vieler Landleute Hände kommt, einen auf detaillirte Erfahrungen gegründeten Aufsatz eines hannöverschen Oekonomen gelesen zu haben, worin der Nutzen des Drespen einleuchtend dargethan, und sogar unter gewissen Umständen vorgeschlagen wurde, ihn absichtlich zu säen.

Demnach dünkt den Rec., daß Michaelis das Richtigere habe, der in jener Stelle Lolium temulentum oder Lolch annimmt.

nimmt. Es kommt dem Waizen am nächsten, ist betäubend und wächst nicht, wie gemeines Unkraut, von selbst. Auch Rosenmüller in seinen Scholien (4. Ausg.) weist darauf hin.

In der herrlichen Dichtung vom verlohrnen Sohne nimmt Hr. N. an, daß der verlohrne Sohn versucht habe, den Schweinen ihr Futter zu entziehen und es selbst zu geniessen, daß man ihm aber auch das verwehrt habe. Dieß dünkt den Rec. nicht ganz dem Texte gemäß. Er hütete ja die Schweine auf dem Lande; was konnte er ihnen da entziehen, und wer konnte es ihm verwehren? Rec. denkt sich also mit andern Auslegern die Sache dem Lokale und dem Texte gemässer folgendermaßen: Die Stallfütterung der Schweine war das sogenannte Johannisbrodt; (ceratonia) dieß wünschte er, nur zu haben, um seinen Hunger zu stillen, και ουδεις εδιδου αυτω.

In der Parabel vom reichen Mann und Lazarus sagt H. N. „Mitten in seiner Quaal erblickte er Abraham weit von sich entfernt und Lazarus als den Schooßfreund desselben.“ (εν τοις κολποις αυτου) Sollte das Bild nicht schöner und zweckmässiger auf die orientalische Sitte, bey Tische zu liegen, zu beziehen seyn? Der Sinn käme wohl mit dem von Hrn. N. ausgedrückten überein, aber das Bild ist zu schön, um verwischt zu werden. Die Verdammten sehen aus ihrem Aufenthalt in den Aufenthalt der Seligen hinein und sehen, wie diese mit Abraham zu Tische sitzen oder liegen, und da war Lazarus gerade der nächste an Abraham. Man denke sich, welchen Eindruck dies in eine Judenseele machen mußte! — Das Gleichniß von den vorsichtigen und sorglosen Jungfrauen scheint dem Rec. die speciellste Beziehung auf die Zeit des Verfalls des jüdischen Staats (Zukunft Jesu zur Zerstörung Jerusalems) gehabt zu haben. — Das Interesse, das Rec. in diesen beyden Aufsätzen des Herrn Dompredigers Nicolai gefunden hat, veranlaßt ihn zu dem Wunsche, mehrere ähnliche Arbeiten von ihm anzeigen zu können. Er ist offenbar ein Mann, der über Religion, und die Quellen der Religion und die Behandlung derselben selbst gedacht hat und nicht blos nachbetet. Solche Prediger muß man in Ehren halten!

Ungleich weniger befriedigend war dem Rec. der III. Aufsatz: Gedanken über die Eckermannische Erklärung

der messianischen Weissagungen, von Heinrich Pape, Prediger zu Visselhöfede. Rec. hat keinen Beruf und hier auch keinen Raum zu einer Apologie der Eckermannischen Grundsätze in Ansehung der messianischen Weissagungen, besonders da Rec. selbst dem Herrn Eckermann nicht unbedingt und allenthalben beytreten kann. Aber Hr. P., den sich der Rec. nach seinen andern Schriften als einen guten Homileten und aufgeklärten Landprediger gedacht hat, hat den Rec. auch im Mindesten nicht gegen Herrn Eckermann eingenommen, vielmehr ist mehr als einmal der Gedanke bey ihm aufgestiegen, daß, wenn Hr. E. keine stärkern Gegner bekommt, als Herr P. ist, seine Grundsätze, wenigstens dem größten Theil nach und vielleicht hie und da mit einiger Modification, wohl stehen werden. Rec. hat in diesem polemischen Aufsatze nichts Neues, nichts Eigenes gefunden, vielmehr unter einem ganzen Schwall von Worten und Complimenten (mit etwas Galle und Bitterkeit versetzt), lauter bekannte, schon oft zur Vertheidigung vermeynter messianischer Stellen vorgebrachte Sachen, die, zu wissen, man einem Gelehrten, wie Hr. Eckermann, wohl zutrauen kann. Dennoch hat der V. sich das Ansehen zu geben gewußt, als sey er, wer weiß wie tief in den Geist der Alttestamentischen Schriften eingedrungen, da hingegen Hr. E. nur oben weg geschöpft habe. Rec. kann nicht umhin, zu gestehen, daß er hierin ganz entgegen gesetzter Meynung sey. Hr. P. möchte gern aus der in Ansehung der messianischen Weissagungen ergangenen und noch fortdauernden Revolution so viel retten und aufs Trockene bringen, als nur immer möglich, und diese Gierigkeit und Habsucht nach messianischen Weissagungen hat die Folge, daß er nur desto weniger rettet. Er scheint sich mit vielen andern Exegeten eine Idee von einer messianischen Weissagung gemacht zu haben, etwa wie folgende: Die Beschreibung einer solchen Person oder eines solchen Zustandes, die wegen ihrer Majestät, Würde, Erhabenheit und Folgen auf keine andere Person, auf keinen andern Zustand der Welt vor oder nach Christo paßt oder zu paßen scheint, wohl aber in Christo zu erblicken ist und in dem Zustande der Welt zu oder nach Christi Zeiten — ist eine messianische Weissagung. Dieser Grundsatz hat etwas Blendendes, ist aber, genau besehen, viel zu schwankend, um als Kanon oder Regel bey Beurtheilung einer messianischen oder nichtmessianischen Stelle dienen zu können. Größe, Erhabenheit, Majestät! wie sehr relativ sind diese Begriffe! Der eine findet mehr davon,

man, der andere weniger in jenen Stellen, folglich auch der eine mehr, der andere weniger messianische Weissagungen im Alten Test. Hr. P. spricht viel von poetischen Stellen, von Dichtergefühl und Geist, womit man die Weissagungen lesen und erklären müsse, und scheint zu verstehen zu geben, daß Hr. E. nichts davon, zu viel aber vom grammatischen Geist, habe. Er bedenkt aber nicht, daß gerade nach seinem Grundsatze, der freylich, recht verstanden und geübt, ganz richtig ist, manche bisher für messianisch gehaltene Stelle ihren Rang verlieren muß. Sein Dichtergeist und Gefühl hätte ihn doch lehren sollen, daß in der Dichtersprache sehr viel Hyperbeln und Verschönerungen vorkommen, und daß man diese erst in die gewöhnliche Sprache reduziren müsse. Rechnet man nun aber von vielen sogenannten messianischen Stellen die Hyperbeln und Verschönerungen ab, die dem Dichtergeiste im poetischen Paroxysmus entströmten, so bleibt nichts übrig, was nicht auch auf andere Menschenkinder, die keine Messiaße waren noch werden sollten, paßte. Durch die Vernachlässigung dieser Subtractionsregel und durch das Hangen an jenen poetischen Bildern und durch das Deuteln derselben, ist ein grosser Theil unserer messianischen Erklärungen zur typischen und allegorischen Spielerey herabgesunken, wovon man, um der guten Sache nicht noch mehr zu schaden, als schon geschehen ist, den Vortrag der christlichen Lehre immer mehr reinigen, und denen, welche dieses Geschäft übernehmen, dafür danken sollte.

Es ist doch oft und bündig genug bewiesen, daß die Juden, daß Philo, daß selbst Paulus das Alte Testament auf eine Art interpretirten, wie sie zwar zu ihren Zeiten gültig und dem Genius und der ganzen Denkart und Cultur ihrer Zeitgenossen angemessen war, die wir aber jetzt nicht gelten lassen können. Den Juden war das A. T. nun einmal die Quelle aller Religionskenntnisse. Sie legten also in manche Stellen einen tiefern Sinn, als wirklich darinnen lag; besonders wenn sie (wie die Apostel häufig) κατ' ἄνθρωπον disputirten; es ist ja wohl deutlich genug, daß in spätern Zeiten manche Stellen auf den Messias gedeutet wurden, die die Zeitgenossen der Propheten unmöglich anders als auf einen ihrer Zeitgenossen deuten konnten. Von allen diesen und ähnlichen Grundsätzen, die Rec. für allgemein gangbar in unsern Zeiten, wenigstens unter guten und bewährten Exegeten, gehalten hat, und die Hr. P., wenn er gegen einen Gelehrten, wie Hr. Eckermann ist,

schreiben wollte, doch auch wohl kennen mußte, nimmt er gar keine Notiz, und disputirt immer scharf aus seinem Compendium gegen H. E. fort. Ist es denn etwas so ganz unerhörtes, so ganz ketzerisch, zu glauben, daß jene Deutungen und Accommodationen nicht für uns gemacht wurden, daß sie, nicht christlich, sondern jüdisch sind? Dem Rec. ist es unbegreiflich, wie man immer wieder von neuen die Idee aufwärmen kann, daß die Juden im prophetischen Zeitalter sich einen Messias unter eben den Bildern sollen gedacht haben, wie die Juden zu Jesu und der Apostel Zeiten. Ist es nicht ein ewiger Kreiß und petitio principii, worin man sich herumtreibt, wenn man, um jene Ideen zu beweisen, sich auf Stellen des A. T. beruft, von denen ja noch erst ausgemacht werden soll und muß, ob sie messianische Bilder und Ideen enthalten oder nicht? Recensent wünscht, daß Herr P. bey seinem Aufsatz gegen Hrn. E. auf diese und ähnliche Grundsätze gehörig Rücksicht genommen hätte; er wäre denn wenigstens in den ersten Prinzipien seinem Gegner näher gewesen, als er jetzt ist, da beyde von ganz entgegen stehenden Grundsätzen ausgehen und schwerlich je sich begegnen werden. Auch treibt Herr P. seine Disputirsucht wirklich zu weit und verfällt dadurch in elende Consequenzen. Nicht einmal so viel will er zugeben, daß Licht und Finsterniß alttestamentliche Bilder von Glück und Elend seyn sollen. So etwas zu bestreiten, dazu gehört in der That entweder sehr viel Ignoranz, oder sehr viel Streitsucht und Anhänglichkeit an gewohnte Ideen. Das erste möchte Rec. nicht von Hrn. P. behaupten, also das letztere. Rec. ist keinesweges ein Mann, der immer nur der Meynung des zuletzt Redenden ist; kein praeiudicium autoritatis, der Aeltern oder der Neuern, vermag etwas über ihn; und daß dem so sey, kann Hr. P. aus des Rec. Anzeige der Stäudlinschen neuen Beyträge zur Erläuterung der biblischen Propheten im CVIII. B. 1. St. der A. D. B. sehen, wo Rec. vor einiger Zeit selbst versuchte, Jes. 53. als messianisch zu retten; aber er giebt auch gern auf, was er gegen bessere Gründe nicht retten kann. Hr. P. aber will mehr retten, als zu retten ist, und bestreitet Sätze, von denen Rec. gar nicht einsieht, wie sie bestritten werden konnten, und wozu es nöthig war, sie zu bestreiten. Vorhin hatten wir ein Beyspiel an den Worten Licht und Finsterniß, hier ist ein anderes. Herr Eckermann übersetzt Jes. 52, 15, יזה גוים כבים „Er wird die Bewunderung grosser Völker werden." Hr. Pape nennt dies willkührlich übersetzt,

setzt, und die angenommene Bedeutung des Worts נזה unbekannt, es heiße beständig besprengen u. s. w. Dies heißt doch wirklich in den Tag hineinsprechen, um nur zu widersprechen. Denn daß es nicht immer besprengen heiße, kann Herr P. aus Michaelis Supplementen Nr. 1556. und aus Castelli Lexic. hebr. (neueste Ausgabe. Göttingen, 1790. S. 417, wo sogar Jes. 52, 15. angeführt wird) sehen. Das Lächerlichste aber ist, daß die Uebersetzung, die Herr P. seinem Gegner so hoch aufnimmt, gar nicht einmal eine neue, Hrn. E. eigene Uebersetzung ist, sondern vielmehr genau die Uebersetzung der LXX. Auch ist es so gar sehr nicht zu verwundern, daß die LXX auf jene Uebersetzung kamen, denn Rec. der auch in Jes. 52, 15 den Messias immer gefunden hat, hat die Bedeutung, welche die LXX dem Zeitwort נזה gaben, im CVIII Bd. der A. D. B. wie er glaubt, ganz leicht entwickelt, ohne einmal zu glauben, daß er dieß zuerst gethan habe. Weil aber Herr Eckermann auch diese Bedeutung annimmt und die Stelle nicht für messianisch hält, so widerspricht ihm Hr. P., damit ja Hr. E. an keiner Stelle ohne Widerspruch bleibe, selbst da nicht, wo er mit orthodoxen Exegeten gleichlautend übersetzt.

Ueberhaupt ist es auffallend, daß Hr. P. gerade bey dieser Stelle des A. T. (Jes. 53.) die nach des Rec. Gefühl am leichtesten als messianisch gerettet werden könnte, wenn überhaupt etwas zu retten ist, gar zu offenbare Blößen giebt. Er will gegen Herrn E. beweisen, daß im N. T. allerdings jenes Kapitel auf Jesu Leiden angewendet worden sey, und sammlet zu dem Ende einen großen Haufen Stellen zusammen, die alle auf jene Weißagung hinweisen sollen. Rec. will das übergehen, daß, wenn auch jenes Kapitel im N. T. auf Jesu Geschichte, insbesondere auf sein Leiden (und davon konnte nur die Rede seyn) angewendet würde, diese Anwendung nichts gegen H. E. beweisen würde, der Accommodationen wohl zugeben kann, aber wie kann Hr. P. nun gar folgende Stellen gegen H. E gebrauchen? Matth. 8, 17. Gerade in dieser Stelle wird ja der 4. V. ganz deutlich nicht auf Jesu Leiden, sondern auf die Gesundmachung der Kranken angewendet; was kann also wohl deutlicher seyn, als daß Jemandes Sünde tragen, Jemandes Krankheit und Schmerzen auf sich nehmen, nicht heißen könne, an Jemandes Stelle büßen? Was H. P. mit Marc. 9, 12 und Luc. 24, 25—27 als Hinweisung auf Jes. 53 hat sagen wollen, begreift Rec.

 nicht,

nicht, denn er findet auch nicht die geringste Veranlassung dazu in jenen Stellen. Die übrigen von Hrn. P. noch citirten Stellen sind, nach des Rec. Meynung, bloße Accommodationen. „Soll denn, so fragt endlich Hr. P. etwas ungehalten, das so gar kein Gewicht mehr haben, daß Philippus Apost. Gesch. 8. diese Weissagung von Christo erklärt?" — Nein! lieber Mann, antwortet Rec., das kann kein Gewicht haben, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde — weil dort gar nicht steht, daß Philippus die Stelle von Jesu Leiden und vielleicht gar satisfactione vicaria erklärt habe. — Wie H. P. Jes. 7, 14 retten will, kann Rec. nicht einsehen. Bey Daniel 9 folgt er noch Hazencamp und Dathe, als ob kein Eichhorn und Stäudlin in der Welt wären. Wir möchten doch wohl die Gründe lesen, die er gegen den Beweis, daß Daniel 9 vom Antiochus Epiphanes handele, vorzubringen hat. — Rec. kann aus Mangel des Raums dem Hrn. P. nicht weiter in die einzelnen Weissagungen folgen. Es würde auch wohl wenig nützen, denn es scheint, Hr. P. hängt zu stark und fest an einigen allerdings berühmten Männern, die vielleicht seine Lehrer waren. Das ist nicht gut! Prüfet alles, das Gute behaltet.

IV. **Bemerkungen über den katechetischen Unterricht von J. H. von Absen — Prediger zu Gybum.** Der Verf. holt weit aus, und sagt endlich eine längst bekannte Sache, daß nämlich ein Lehrbuch der christlichen Religion für die Jugend ohne Fragen, in ganz kurzen, die Religionswahrheiten vollständig, richtig, dabey aber äusserst plan beschreibenden Sätzen, tabellarisch (?) abgefaßt seyn müsse. Das Tabellarische abgerechnet, worüber sich der Verf. nicht deutlich genug erklärt hat, (denn unter gewisser Einschränkung kann man es gelten lassen) hat der Verf. Recht; aber um dieß zu sagen, bedurfte es nicht des großen Anlaufs, den er nahm. Seinen Obern aber macht es Ehre, daß er so schreiben durfte, da das in den Herzogthümern Bremen und Verden neuerlich eingeführte Lehrbuch der christlichen Religion — der hannöversche Katechismus, noch nach der vom Hrn. von A. mit Recht getadelten Methode in Frag und Antworten höchst unzweckmässig abgefaßt ist, und ihm überhaupt mehrere von H. v. A. angegebene zu einem zweckmässigen Lehrbuche der christl. Religion erforderliche Eigenschaften fehlen. Es thut doch jedem Freunde der Wahrheit wohl, wenn er noch hie und da auf Beyspiele stößt, die beweisen, daß anständige Freymüthigkeit

nicht allenthalben erstickt wird. Dem Rec. war das ebengedachte, wo ein Landprediger ohne seinen Landescatechismus namentlich aufzuführen, doch wirklich ihn tadelt, und mit Recht tadelt, und wo der Generalsuperintendent des Landes selbst diese Erinnerungen zum Druck befördert, überaus schätzbar, und er kann nicht umhin, ihm hier öffentlich für diese Freude zu danken. Rara felicitas temporum atque terrae, vbi sentire, quae velis, et quae sentias dicere, licet.

V. Tauffformular von J. H. Sartorius, Prediger zu Grasberg. Das Formular ist ganz gut und zweckmässig. Wir haben aber dergleichen Formulare schon in Menge, und man darf ja wohl hoffen, daß die meisten Prediger dergleichen selbst nach Maasgabe von Zeit, Personen, Umständen und den jedesmaligen Bedürfnissen werden verfertigen können. Im Ganzen genommen hat Rec. diese Synodalbeyträge mit großem Vergnügen gelesen und daraus ersehen, daß der Herr G. S. Velthusen seine Prediger auf eine ihm und ihnen würdige Art beschäftige und leite, und das Reich der Wahrheit und vernünftigen religiösen Aufklärung redlich erweitern helfe, daß es also hämische Verläumdung seyn müße, was vor einiger Zeit eine gewisse gelehrte Zeitung vom Gegentheil aussprengte.

Az.

Neues homiletisches Magazin. Oder Predigten über evangelische und andere Texte zur Beförderung der häuslichen Andacht von Johann Christian Seyffert, Königl. Preuß. Consistorialrath, Neumärk. Superintendenten, Inspektor und Oberprediger in Küstrin. Leipzig, bey Jakobäer, 1792. 8. 310 Seiten. 20 gr.

Der Hr. Konsistorialrath Seyffert, der schon als ein guter ascetischer Schriftsteller bekannt ist, behauptet auch durch diese neue Schrift den Ruhm, den er sich erworben hat. Nach dem Titel und nach einer Erklärung in dem kurzen Vorberichte soll dieses Magazin nicht sowohl ein Repertorium von Kanzelvorträgen für angehende Prediger und Kandidaten, als vielmehr ein Andachtsbuch für Freunde der Religion seyn, doch soll auch

in

in der zweyten Abtheilung eines jeden Bandes auf Kandidaten und Prediger Rücksicht genommen werden, wie es denn auch in diesem ersten Bande geschehen ist. Prediger und Kandidaten werden zwar die erste Abtheilung auch gebrauchen können, welche Predigten an Sonn- und Festtagen enthält, und eigentlich nur für Erbauung suchende Religionsfreunde bestimmt ist, aber diese werden nicht eben so gut die mehr für Prediger und Kandidaten bestimmte zweyte Abtheilung, die viele Kasualpredigten enthält, gebrauchen können. Sie werden zwar in Einführungspredigten, Konfirmations- und Ordinationsreden auch Erbauung und Belehrung finden können, werden aber doch nicht leicht und ohne Noth absichtlich solche Sachen suchen und lesen. Für sie ist also manches Ueberflüssige in diesem Magazine, und dieser Umstand möchte wohl dem Umlaufe des Buchs unter bloßen Religionsfreunden nicht förderlich seyn. Der Werth des Buchs an sich wird freylich dadurch nicht gemindert; aber Rec. glaubt doch, daß viele mit ihm wünschen werden, der Verf. hätte nicht diese beyden Klassen von Lesern im Auge gehabt. Die erste Abtheilung dieses Bandes enthält zwölf Predigten an Sonn- und Festtagen. 1) Ueber den Nutzen der Selbsterkenntniß. Am 4ten Trinit. 2) Warnung vor der Lieblosigkeit. Am 6ten Trinit. 3) Vom Andenken an Gott bey dem Genusse der täglichen Nahrungsmittel. Am 7ten Trinit. 4) Ueber die Verbindung der Religion mit unsern Berufsgeschäften Am 5ten Trinit. 5) Von den Freuden der Religion. Am Sonntage Jubilate. 6) Ueber die Anstalt des Christenthums. (Ist wohl nicht verständlich genug) Am 2ten Trinit. 7) Ueber die rechte Beschaffenheit unsers Entschlusses zur Besserung. Am allgemeinen Bettage über Jes. 38, 15 bis zu Ende. 8) Ueber den Geist des Christenthums. Am Pfingstsonntage. 9) Ueber einige Regeln für Beter. Am Sonntage Rogate. 10) Ueber die Frage: Was ist Religion? Am Johannisfeste. 11) Ueber die richtige und praktische Vorstellung der göttlichen Allmacht. Am Feste Mariä Verkündigung. 12) Ueber das vollendete Geschäft Jesu auf Erden. Am Charfreytage über Joh. 17, 4. Die zweyte Abtheilung enthält 1) drey ascetische Vorträge über Abschnitte aus der Leidensgeschichte Christi. 2) Eine Einführungspredigt. 3) Eine Konfirmationsrede. 4) Vier Ordinationsreden. — Einige Hauptsätze in der ersten Abtheilung möchten nicht ganz richtig ausgedrückt seyn, wohin

Rec.

Rec. den neunten, zehnten und eilften rechnet. Der Verf. beurtheilt nicht schon gegebene Regeln für Beter, sondern er giebt solche Regeln. Der Hauptsatz würde also richtiger heissen: Regeln für Beter. Eben das gilt von der zehnten und eilften Predigt. Uebrigens stimmen wir dem, was der Verf. im Vorbericht sagt, bey, daß er in dieses Buch keine andern Vorträge aufgenommen habe, als solche, in welchen lauter Religionswahrheiten mit Absonderung müßiger Spekulation und mit Vermeidung aller Schulsprache und Deklamation, vermittelst einer ruhigen Ueberzeugung des Verstandes, dem Gefühl nahe gebracht werden. Wer wird das nicht gutheißen und wünschen, daß alle Prediger von diesem Grundsatze ausgehen möchten? Und unser Verf. hat auch geleistet, was er versprochen hat. Man findet durchaus den aufgeklärten Mann, dem es am Herzen liegt, seinen Zuhörern richtige Vorstellungen über das beyzubringen, was er ihnen vorträgt, und durch den Verstand aufs Herz zu wirken. Der Vortrag ist ruhig, ohne matt und trocken zu seyn, und jede Predigt macht ein harmonisches Ganze aus. Es ist wohl natürlich, daß nicht alle durchaus einerley Werth haben, und daß vielleicht nicht alle Leser ohne Ausnahme allen Aeusserungen des Verf. (z. B. in der achten und neunten Predigt) beystimmen werden. Aber dem ohngeachtet bleibt es wahr, daß diese Predigten verdienen gelesen zu werden, und daß sie sich gewiß nicht unter den grossen Haufen der schlechten Predigten verliehren werden, mit welchen uns so viele Prediger jetzt heimsuchen.

Ao.

Bibliothek der heiligen Geschichte. Beyträge zur Beförderung des biblischen Geschichtstudiums mit Hinsicht auf Apologie des Christenthums. Von Joh. Jac. Heß, Diakon am Frauenmünster und Vorsteher der ascetischen Gesellschaft in Zürich. Zweyter Theil. Zürich bey Orell und Compagnie. 1792. 572 Seiten und XXIV Seit. Vorrede. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Dieser Band enthält 1) fünf Aufsätze; 2) die Fortsetzung der Revision des biblischen Geschichtstudiums von Eusebius bis zur

lis-

litterärischen Revolution am Ende des funfzehnten Jahrhunderts; 3) einen Brief von dem Hrn. Diakonus Herder an den Herausgeber dieser Bibliothek nebst dessen Antwort, und endlich 4) ein Ergänzungsstück in Tatians Harmonie, aus einer altdeutschen Uebersetzung. Der Verf. geht auf eine lobenswürdige und bescheidene Art seinen ihm eigenen Weg, ohne ängstliche Rücksicht auf hergebrachte Systeme, und, wie er selbst sagt, weder aus Gefälligkeit am unrechten Orte nachgebend, noch aus Eigensinn unbelehrbar zu seyn. Das Ganze verdient gelesen und beherzigt zu werden, selbst von denen, die des Vf. Meynung eben nicht sind, und die bey einer freyern Ansicht einiger biblischen Geschichtspunkte eben nicht die Gefahr gewahr werden können, wie der Verf. aus seiner subjektiven Ueberzeugung befürchten zu müssen glaubt. Die gedachten fünf Aufsätze handeln a) **vom wahren Begriff von Theokratie.** Theokratie des israelitischen Volks ist dem Verf. eine besondere Vorsehung, bey welcher jedoch ein unmittelbarer göttlicher Einfluß nicht nothwendig angenommen zu werden brauche, durch diese besondere Vorsehung wird nur bey den natürlichen Begebenheiten die höhere Leitung gewisser Umstände als Mittel zu gewissen Zwecken anschaulicher, den Menschen erkennbarer und sinnlicher, als aus dem für uns unübersehbaren Weltall. Dieses schließet, nach Hrn. H., freylich immer etwas Ausserordentliches im Gange der Sachen, aber nicht immer eine unmittelbare Dazwischenkunft der Gottheit, in sich. Nach Rec. Urtheil ist Theokratie eine versinnlichte Idee von der Oberherrschaft Gottes. b) **Jehova, den Gott Israels.** Die Denk- und Handlungsweise Jehovas bey Moses und den Propheten, und des geistigen Allvaters bey Jesus und den Aposteln ist unvereinbar, wie der Verf. sehr gut darthut. Er stellt, um dies Räthsel zu lösen, den unerwiesenen Gedanken auf: der Name Jehova im Alten Test. bedeute nicht sowohl die geistige Natur der Gottheit, sondern vielmehr ein unter dem Namen Gottes sich zum Umgange mit Menschen herablassendes Wesen. Befriedigender glaubt sich Rec. jene Schwierigkeit durch die bekannte Bemerkung zu heben: Gott ist bey den ungebildeten Menschen immer ein abstrahirter mehr vollkommener Mensch; er handelt daher anthropopathisch und ist anthropomorphisch. c) **Naturlehre der heiligen Schrift von Gott nach ihrem Verhältniß zu der eben dahin gehörigen Offenbarungslehre;** zur Beantwortung des Einwurfs: In der Bibel handelt nur Gott, dagegen würden

den die nicht zu leugnenden Naturkräfte ganz übergangen; über der Gottheit würde die Natur vergessen, ja Gott zerstöre in der Bibel die Natur. d) **Gränzenbestimmung, was in der Bibel Mythos, Anthropopathie, personificirte Darstellung, Poesie, Vision, und was wirkliche Geschichte ist.** Hier ist nur erst der Anfang der Abhandlung, der sich auf den Mythos bezieht. Bestimmte Gränzenbestimmung für die Bibel hat Rec. hier noch nicht gefunden, nämlich gewisse Regeln, durch welche es dem Bibelerklärer leicht würde, zu wissen, wo etwas Erzähltes eigentlich oder uneigentlich, wörtlich historisch oder analogisch historisch, zu nehmen sey. Wir müssen also die Fortsetzung abwarten. e) **Neuer Versuch einer pragmatischen Erzählung der Leidensgeschichte Jesu.** Erster Abschnitt; geht bis auf den feyerlichen Einzug Jesu in Jerusalem. Diese Abhandlung hat Rec. am besten gefallen. Die Erzählung ist pragmatisch, Ursachen und Wirkungen oft vortrefflich neben einander gestellt. Besonders schätzt sie Rec. auch deshalb, weil hier nicht Polemik, wie in den andern Abhandlungen, mit unterläuft. f) **Die Fortsetzung der Revision des biblischen Geschichtstudiums** geht hier auf die bereits kenntlich gemachte Weise, meist nach Cramers Kirchengeschichte, bis ans Ende des funfzehnten Jahrhunderts. g) **Des Herrn Diakonus Herders Brief** und des Verf. Antwort betreffenden Plan, den christlichen Religionsunterricht mit der Geschichte Jesu und seiner Apostel anzufangen, und diese Geschichte ganz zum Grunde des religiösen Unterrichts zu legen. h) Der Verf. erhielt von dem Bibliothekar der St. Gallenschen Stiftsbibliothek Herrn Nep. Hauntinger die Abschrift eines Stücks von (**Tatians**) **Harmonie der Evangelisten, in einer altteutschen Uebersetzung**, davon der ganze Codex in der gedachten Bibliothek befindlich ist. Er gehört nach Herrn Hauntingers Urtheil ins neunte Jahrhundert. Für Freunde der alten deutschen Sprache ist diese Handschrift wichtig, und verdient allerdings ganz durch den Druck bekannt zu werden. Wie aber dieses Stück hier einen Platz mit Recht finden konnte, sieht Rec. nicht ganz ein. Als Probe setzt indessen Rec. die beyden letzten Zeilen hieher:

inti farent thie in euuin azouizzi
thie rehton in euuin lib.

Das ist: Et ibunt hi in supplicium aeternum,
justi autem in vitam aeternam.

Feh-

Fehlerhafte Constructionen wie z. E. diese: „Es frägt sich, ist der Erfahrungsbeweis (der Göttlichkeit des Christenthums) nicht nur auf Geschichte nicht gegründet, sondern nimmt er auch nur keine Rücksicht auf sie?“ sind nicht ganz selten.

Ab.

Untersuchung der Frage: ob die Apostel oder Fremdlinge aus entfernten Ländern zu Jerusalem am Pfingsttage in fremden Sprachen geredet haben? Von Heinrich Valentin Becker, Professor der Philosophie und Pastor an St. Jacob zu Rostock. Leipzig, 1792. in Commission bey Fleischer, 4½ Bogen in 8. 4 gr.

Die Absicht des Verf. ist eigentlich, seine Zweifel gegen des Herrn Prof. Paulus in Jena Meynung, daß die Redensarten: mit Zungen reden und mit andern Zungen reden, (s. Paulus Neues Repert. Th. I. II.) nichts übernatürliches bedeuten, in dieser Schrift vorzutragen, und die für jene Meynung angeführten Gründe zu entkräften. Er zeigt 1) daraus, daß 1 Cor. 12, 8. etwas Natürliches, wie die Verbindung der Glieder des Leibes, Gott zugeschrieben werde, folge nicht, daß auch das Uebrige, was V. 6 — 11 Gott zugeschrieben werde, natürlich gewirkt sey; 2) daß aus dem Misbrauch, der von der Sprachengabe gemacht werden konnte, nicht folge, daß sie nicht übernatürlich gewesen sey; ja man könne mit Michaelis, in seinen Anmerkungen für Ungelehrte, annehmen, daß nur vorgebliche, nicht wirkliche Begeisterte sich des Misbrauchs schuldig gemacht hätten. Er meynt 3) aus 1 Cor. 12, 3. folge nicht, daß jeder Christ den Geist Gottes gehabt habe, also nicht gerade etwas Uebernatürliches bey den Gaben des heiligen Geistes anzunehmen sey. Denn die Antwort des Apostels beziehe sich auf die Frage der Corinther, worinn nur von dem unterscheidenden Kennzeichen wirklich oder nicht wirklich vom Geiste Gottes Begeisterter die Rede gewesen sey. (Dieß will dem Rec. nicht einleuchten. Es ist offenbar, daß überall im N. T. allen, die an Jesum glauben, der Geist Gottes zugeschrieben wird, der sie nun leite und regiere; denn sie hatten nun göttliche, wahre und richtige Er-

kennt-

kenntniß von Gottes würdiger Verehrung erlangt. Dieß verdankten sie Gott, und durch diese wirkte nun ferner Gott in ihnen. Man vergleiche Röm. 8, 9 — 17. u. a. St. Und wenn gleich des Apostels Antwort sich auf die Frage der Corinther bezieht, und nur von wirklichen oder vorgeblichen Begeisterten die Rede ist: so zeigt doch des Apostels Antwort, daß er nur den für einen nicht wirklich vom Geiste Gottes Begeisterten erkannt wissen wolle, der Jesum verfluche; woraus denn weiter folgt, daß er jeden, der wirklich an Jesum glaubet, für einen vom Geiste Gottes geleiteten Mann erkannt wissen wolle. Eben so Johannes 1 Joh. 4, 1—4. Daß die Gabe göttlich sey, und Gott mit Recht zugeschrieben werde, ward damit behauptet, wenn die Gabe als eine Gabe des Geistes Gottes beschrieben ward. Aber wie der Mensch sie Gott verdanke, natürlicher oder übernatürlicher Weise, wird damit nicht gelehrt. Es folgt also auch daraus, daß die Sprachengabe eine Gabe des Geistes Gottes heißt, noch nicht, daß sie als übernatürlich beschrieben werden solle. Man unterschied damals noch nicht so genau wie jetzt das Natürliche und Uebernatürliche. Man beachtete minder die Mittel und Mittelursachen, als die letzte Ursache, nämlich Gott, und führte alles Gute mit frommer Dankbarkeit auf Gott zurück.) Er zeigt 4) daß aus der Ermahnung Pauli 1 Cor. 12, 31. 14, 1. nach den besten Gaben zu streben, nicht auf die Sprachengabe geschlossen werden könne, da Paulus sie nicht darunter versteht; sondern die Geistesgabe der Liebe.

Nachdem er so zu zeigen sich bemüht hat, daß die Gründe, welche beweisen sollen, daß die Sprachengabe eine natürliche Gabe des Geistes Gottes gewesen sey, ihm nicht stark genug scheinen: so kommt er auf die Erzählung Ap. Gesch. II. die Hr. Prof. Paulus so versteht, daß sich viele Verehrer Jesu (aus allerley Ländern) die verschiedene Sprachen redeten, am Pfingstfeste auf einem Dache mit den Aposteln im Gebethe vereinigt, daß jeder in seiner Landessprache laut Gott verherrlicht, und daß dieß die Aufmerksamkeit und das Erstaunen der dessen nicht gewohnten Juden aus Jerusalem verursacht habe. Gegen diese Meynung zeigt der Verf., daß 1) Petrus dieß Reden in fremden Sprachen allerdings dem Geiste Gottes zugeschrieben habe, 2) daß, wenn Joel 3. gleich nicht von fremden Sprachen die Rede sey, daselbst doch von göttlicher Begeisterung geredet werde; 3) daß nicht das gemeinschaftliche laute

Gebeth, sondern der Donner und das Brausen des Sturms, das Zusammenlaufen veranlaßt habe; (indem der Verf. lieber Hetzeln beyzutreten genöthigt ist,) und daß theils nicht erweislich sey, daß man damals schon die Verehrer Jesu überhaupt Galiläer genannt habe, theils sich kaum beweisen lasse, wie man alle die Auswärtigen für gebohrne Galiläer gehalten haben könne; 4) Daß der 11te Vers nicht als eine Erklärung des vorigen zu betrachten sey; auch daß es natürlicher sey, unter den εὐλαβεῖς Proselyten der Juden, als Verehrer Jesu, darunter zu verstehen. — Endlich will der Verf. auch Rosenmüllers in seinen Scholien vorgetragene Meynung, daß zwar die Apostel am Pfingstfeste in verschiedenen Sprachen geredet, aber dieselben natürlicher Weise erlernt hätten, nicht gelten lassen; sondern eine übernatürlich erlangte Fertigkeit in fremden Sprachen zu reden, den Aposteln vindiciren; theils weil es sich nicht begreifen lasse, wie die Apostel, Galiläer und gemeine Fischer, so schnell zu einem so hohen Grade von Fertigkeit gelangt seyn; (wo wird aber in der Apostelgeschichte eines hohen Grades von Fertigkeit erwähnt?) theils weil es ausdrücklich heiße: wie ihnen der Geist gab auszusprechen; (aber folgt denn daraus, daß der Geist Gottes ihnen diese Gabe nicht natürlich; sondern übernatürlicher Weise gegeben habe?)

Die Abhandlung ist übrigens in dem anständigen Tone ruhiger Prüfung geschrieben, welcher allein dem Gelehrten geziemt, und Rec. ist in den meisten Sätzen des Verf. Meynung, nur darin nicht, daß er meynt, es sey aus dem N. T. erweislich, daß die Gabe in fremden Sprachen zu reden eine übernatürliche Gabe gewesen seyn müsse. Ein Hauptgrund, der den Verf. zu dieser Meynung bewogen hat, scheint der gewesen zu seyn: man müsse doch durchaus bey den Aposteln übernatürliche Gaben, sowohl der Erkenntniß, als der Macht Wunder zu thun, annehmen. Um so viel weniger sey es schwierig, auch die Sprachengabe für eine übernatürliche Gabe zu halten. Der V. hat diesen Grund zwar nicht ausdrücklich aufgezählt, aber doch auf ihn, als auf ein Postulat, sich oft bezogen, so daß man sieht, wie viel er auf denselben baue. Aber dieser Grund ist so sicher nicht, als er dem Verfasser scheinet. Man kann schwerlich erweisen, daß Jesus seinen Schülern eine übernatürliche Leitung des Geistes Gottes verheissen habe, wenn er ihnen die

Leitung des Geistes Gottes verhieß; oder ihnen übernatürliche Einsichten verheißen habe, wenn er ihnen göttliche Einsichten verhieß. Es ist vielmehr klar, daß, wenn vom Geiste Gottes die Rede ist, nicht gerade von übernatürlichen; sondern von göttlichen, wenn gleich natürlichen, Wirkungen die Rede sey. Aus der Natur und Beschaffenheit ihrer Einsichten folgt auch gar nicht, daß sie dieselben auf eine übernatürliche Weise erlangt haben; sie sind alle vielmehr von der Art, wie wir sie natürlicher Weise von solchen Männern in solchen Umständen erwarten können und müssen. — Was ferner die Gabe, Wunder zu thun, betrifft: so ist unleugbar, daß die Apostel von Gott das Vermögen erhalten haben, Krankheiten zu heilen, deren Heilung als ein Werk Gottes betrachtet wird. Es ist aber auch eben so unleugbar, daß daraus, daß die Heilung eines Kranken von den Juden für ein Werk Gottes oder Wunder gehalten ward, noch nicht folge, daß es ein übernatürliches Werk Gottes gewesen sey. Denn die Juden nennten auch das ein Wunder, wobey sie nur Wirkung Gottes sahen und die natürlichen Mittel nicht kannten, wodurch das von Gott bewirkt ward. Daher kommt es denn auch, daß in den jüdischen Beschreibungen solcher Krankenheilungen der Mittel nicht erwähnt; sondern nur alles von einer ausserordentlichen, übernatürlichen Seite beschrieben wird. Wenn man dieß bedenkt, und erwägt, daß Lucas lange nachdem die Apostelgesch. III. IV. und ferner erzählten Vorfälle sich zutrugen, sie nach Hörensagen, so wie fromme Verehrer Jesu sie erzählten, aufgeschrieben hat: so sieht man es ein, daß man unmöglich den hinlänglichen Beweis der Sache führen könne, daß diese Vorfälle genau so geschehen seyn, wie sie erzählt sind; daß keine Mittel gebraucht seyn, wie keiner Mittel erwähnt wird, und daß also gerade eine übernatürliche und nicht eine natürliche Begebenheit anzunehmen sey.

Abg.

Arzneygelahrheit.

Versuch einer neuen Theorie der Wasserscheu. Ein Beytrag zur Geschichte derselben, dem Publikum zur Prüfung vorgelegt von K. F. Bader, privatisirendem Arzte zu Buchsweiler im niederrheinischen

Departement. Frankfurt und Leipzig, bey Pfähler. 1792. 13 Bogen in 8. 12 gr.

Mit lobenswürdiger Bescheidenheit erzählt der Verf. zuerst die Geschichte einer von selbst entstandenen fürchterlichen Wasserscheu bey seiner 4jährigen Hündin, die Section dieses Thiers, und die verschiednen Erscheinungen, welche das Gift jenes tollen Hundes bey anderen, theils von ihm gebissenen, theils mit seinem Geifer von dem Verfasser inoculirten, Hunden hervorbrachte; beschreibt den Verlauf der Hundswuth und die Kennzeichen derselben, beweist, daß das Ausschneiden des Tollwurms und das Castriren der Hunde nicht nur unnütze, sondern vielmehr schädliche Vorbauungsmittel wären, den Ausbruch der Wuth zu verhüten, und daß das Ausrotten der vielen überflüssigen Hunde, verbunden mit einer strengen Aufsicht der Policey auf die nachbleibenden Thiere dieser Art, einzig und allein die Menschen gegen die schrecklichen Folgen der Hundswuth sicher zu stellen, vermögend sind. Hierauf geht der Verf. zur Wasserscheu bey Menschen über, und theilt seine, auf dem Titel angegebene Theorie dieser Krankheit mit, welche kürzlich folgende ist. Die Wasserscheu ist entweder Nervenwasserscheu, oder eine krampfhafte oder symptomatische Wasserscheu. Die erste Art, hydrophobia nervosa vera, ist die fürchterliche Krankheit, welche nur Hunde von selber befällt, bey ihnen immer tödtlich ist und ihren Biß an Menschen und Thieren zur gewissen Ursache der Wasserscheu macht. Die spasmodische Wasserscheu ist oft mit dem Tetanus verwechselt und vielleicht auch eine Krankheit derselben Art, ist nicht unheilbar und der Biß der mit derselben behafteten Hunde nicht so schädlich und Wasserscheu hervorbringend. Die symptomatische Wasserscheu gesellt sich bey Menschen und Thieren als Zufall zu manchen Krankheiten und ist gleichfalls heilbar. — Aus diesem Unterschiede nun lassen sich die oft so verschieden bemerkten Würkungen toller Hundebisse leicht erklären; allein es ist nicht so leicht, — welches der Verf. auch selber eingesteht, — diese verschiednen Krankheiten bey den Thieren mit Gewißheit vorher zu erkennen. Am Ende dieses Abschnittes bemerkt der Verf. noch, und auch Rec. kann es nicht unberührt lassen, daß der, ohnedem schon schreckliche Zustand wasserscheuer Personen noch trauriger und beklagenswerther werde, durch die Angst, welche diese Patien-

ten

ten selber über den Ausgang ihrer Krankheit hegen, und durch die mehrste Zeit unmenschliche Behandlung ihrer Wärter, welche aus unnöthiger Furcht vor Ansteckung sie hülflos lassen, oder wohl gar durch Festbinden an ihre Bettstellen sie noch mehr quälen; Eine Furcht, die blos auf das thörichte Vorurtheil beruhet, als bemüheten sich dieser Art Kranke, um sich zu beissen und, gleich den Hunden, zu bellen, welches erstere eben so ungegründet als das letzte lächerlich und unwahr ist. Ueberhaupt sey der Geifer dieser Personen an der unverletzten Haut gebracht, nicht ansteckend, und mehrere Bemerkungen bewiesen es, daß das Fleisch von geschlachteten, vorher von tollen Hunden gebissenen Thieren ganz ohne Schaden gegessen worden sey.

Im zweyten Abschnitt dieser Abhandlung geht der Verf. alle nur bekannte als hülfreich vorgeschlagne, innerliche und äusserliche Heilmittel der Wasserscheu durch. Und auch dieser practische Theil erwirbt durch die Bekanntschaft des Verf. mit den vornehmsten Schriften über diese fürchterliche Krankheit, durch die richtigen Bemerkungen und manche gute Fingerzeige zu ferneren Nachdenken, welche er, so wie der theoretische Theil, enthält, diesem Versuch billig das Recht, zu den nützlichen Beyträgen über die Wasserscheu gerechnet zu werden. — „Auf alle innerliche Mittel," sagt der Verf., „sie mögen einfach oder zusammengesetzt seyn, baue ich, wenn man dieselben „ohne Unterschied bey jeder Wasserscheu anwenden will, so viel „als auf Ailhaud's Giftpulver, oder des Baron Hirschen's „luftige Universalarzney." — Die Behandlung der gebissenen Wunde, beynahe nach Hrn. Mederers Vorschrift, ist es hauptsächlich, auf welche der Verf. zur Verhütung der Wasserscheu das mehrste Vertrauen setzt.

Rußische physisch-medicinische Litteratur dieses Jahrhunderts, vom Geh. Rath Baldinger zu Marburg. Erstes Stück. Teutsche Aerzte und Naturforscher in Rußland, von Peter I. bis Catharina II. Marburg, in der akademischen Buchhandl. 1792. 4 Bogen in 8. 4 gl.

Den ersten Bogen füllt ein Empfehlungsschreiben an den Herrn Hauptmann von Willers; hierauf führt der gelehrte

Herr Verf. die Schriftsteller überhaupt an, welche Rußlands neuere Litteratur geliefert haben, und stellt dann die Teutschen und ihre Schriften auf, welche in Rußlands Krondiensten für Arzneywissenschaft und Naturgeschichte ausgezeichnete Verdienste haben. Im folgenden Stücke verspricht er die Nationalrussen zu nennen und zu diesem Stück eine Nachlese zu geben. Zur Probe schreiben wir unsern Lesern folgenden kurzen Artikel ab. — S. G. Gmelin, ein Bruders Sohn J. Georg's, gebohren zu Tübingen 1743. — 1) Dissert. inaug. de Analepticis nobilioribus, Cinnamomo, Aniso stellato & Asa foetida, Tubing. 1763. — 2) Histor. fucorum, Petrop. 1768. 4to. — 3) Florae Sibiricae T. III. Petrop. 1769. 4. cum tabb. aen. — T. IV. ibid. 1771. 4. c. tab. aen. — 4) Reisen durch Rußland, 1ter Theil, Petersburg, auch 2. 3 und 4 Th. in gr. 4to. 1784. russisch übersetzt. Starb in der Gefangenschaft des Tatar-Chans, an der Ruhr.

Beschreibung des Weichselzopfs, nebst einer Anweisung wie man sich in dieser Krankheit verhalten müsse, um davon zu genesen. Zum Besten des Landvolks; von J. J. Hoffmann, der Arzney- und Wundarzneykunst Doctor. Aus dem Polnischen übersetzt. Königsberg, bey Nicolovius. 1792. 2 Bogen in 8. 2 gr.

Wir können diese unvollständige Beschreibung und eben so mangelhafte, einseitige Behandlung des Weichselzopfes unsern Lesern um desto weniger empfehlen, da Herr la Fontaine uns auch diese, in Polen einheimische Krankheit so meisterhaft beschrieben, und so richtig zu beurtheilen gelehrt hat.

Db.

Wie kann man mit gutem Erfolge kranke Hunde behandeln? — Eine gründliche und nützliche Abhandlung von den Krankheiten der Hunde nebst den dafür dienlichsten Hülfsmitteln zum Nutzen des gemeinen Wesens, von J. M. der W., und

M. D. Landshut, in der Hagenschen Buchhandl. 1792. kl. 8. 6 B.

Kaum ist es zu glauben, daß diese gründliche Abhandlung im J. 1792 gemacht seyn soll. Wenige Kapitel ausgenommen, sieht das Ganze so aus, als wenn es aus Döbels Jägerpraktik ausgeschrieben wäre. Nirgend sind ganz gesunde physiologische und pathologische Begriffe zu finden, und die Receptur ist beynahe ohne Ausnahme elend. Fast überall sind veraltete Mittel in überflüssiger Menge mit einander verbunden.

Was für einen Begriff soll man sich von einem D. der Weltweisheit und Medicin machen, der, da er von dem Nutzen der Hunde redet, also schließt: „Und mit welchem Nutzen kann nicht die Hundsfette und auch der weiße Hundskoth bey einigen Zufällen des Leibes in der Arzneywissenschaft gebraucht werden? (S. 5.) der die Augen für „künstliche und subtile Werkzeuge des Gesichts“ hält, und dann ein Augenpulver aus 2 Scrupel Zucker und 10 Gran weissem Vitriol verordnet, ohne über dessen Gebrauch ein Wort mehr zu sagen, als: „Mache es zu einem Pulver, und blase selbes mit einem Federkiel in die Augen?“ dergleichen Unbestimmtheiten kleiden einen Doctor der Weltweisheit sehr übel. Es erregt in der That gerechten Unwillen, wenn man in jedem Kapitel wahrnimmt, daß der Verfasser seine Theorie von den menschlichen Krankheiten ganz unverändert und nur hin und wieder modificirt auf die Krankheit der Hunde anwendet, und das obendrein verstümmelt.

Man sieht wohl, Herr M. hat sich das Fach der Thierarzneykunde sehr leicht gemacht. Ein Compendium über menschliche Krankheiten und einige verlegene Recepte für Hunde, hin und wieder etwas Neues; M. d. S. gründliche und nützliche Abhandlung etc. — Was soll in einer Abhandlung von den Krankheiten der Hunde die ganze Beschreibung der menschlichen Wasserscheue, sammt allen Mitteln dagegen? Und wie kömmt die Beschreibung und Cur des menschlichen Kropfes hinein? doch genug von diesem flüchtigen und unreifen Produkte. Von ganz anderer Art und nützlicher in aller Hinsicht ist das Buch:

Ueber Viehkrankheiten und deren Heilung —, nebst mehrern in die Thierarzneykunde überhaupt einschla-

schlagenden Beobachtungen von einer Gesellschaft praktischer Thierärzte. Leipzig, 1792. bey Jacobäer. VIII. 302 Seiten in 8. 20 gr.

Dies für Oekonomen bestimmte Buch enthält unter 7 Hauptnummern eine gute Auswahl veterinarischer Aufsätze, aus dem Französischen der Herren Chabert, Flandrin, Huzard und s. f. übersetzt. Solche Aufsätze verdienen auf deutschen Boden verpflanzt zu werden und tragen dazu bey, der Thierarzneykunde das verächtliche Gewand der Empirie abzuziehen; und das ist sehr zu wünschen. Die Geschichte der französ. Thierarzneyschule ɩc. womit dieses Buch beginnt, hätte füglich unübersetzt bleiben können; wenn es anders des V. ernster Wille war, „ein Buch für Oeconomen" zu schreiben. So konnte auch die Beurtheilung der vornehmsten Schriften über den Rotz entweder ganz wegfallen, oder doch kürzer gefaßt werden. Die übrigen Aufsätze sind ohnstreitig nützlicher für die Oeconomen.

Fg.

M. Stoll — Heilungsmethode in dem praktischen Krankenhause zu Wien. Vierten Theils zweyter Band. Uebersetzt und mit praktischen Zusätzen begleitet von G. L. Fabry — Breslau, bey Korn dem ältern. 1792. 396 S. in gr. 8. 1 Rg.

Der Zweck und die Güte dieser Verdeutschung sind aus den vorigen Theilen bekannt, von Uebereilungsfehlern ist sie noch immer nicht frey, z. B. S. 97 ist das eingeklammerte Wort Echauffement zum zweytenmale falsch und gegen den Sinn des Originals angebracht, auf derselben Seite ist das: linctus quadruplicata des Originals durch vierfacher Fleck übersetzt, Seite 189 ist electuarium (Latwerge), durch Lecksaft (linctus) verdeutscht. Warum schreibt der Ueb. so oft Cicute für Schierling? u. dgl. Die Stellen des Originals, welche in die Veterinärkunde einschlagen, Seite 369, 309, 450 und 485, hat der Ueb. mit Recht ausgelassen. Auch gut, daß er, um die Bände nicht anzuschwellen, (und den Leser nicht zu sehr im Studium des Originals zu unterbrechen) seine Zusätze abgekürzt und einige, ihrer nothwendigen Weitläuftigkeit wegen, ganz

ganz bey Seite gelegt hat, sie werden dem Publikum, wozu er in der Vorrede Hoffnung macht, zugleich mit einem allgemeinen Register über das ganze Werk in einem Supplementband willkommner und nützlicher seyn. Indessen ist dieser Band doch nichts weniger als arm an Zusätzen, und da von dem Inhalt des Originals hier nichts angeführt werden darf, so will Rec. zur Ehre des Uebersetzers und zum Vortheil der Uebersetzungen die wichtigsten hier anführen. S. 75 hat der Ueb. seine wirklich praktisch wahren Gedanken über den Gebrauch der Chinarinde vorzüglich im bösartigen Wechselfieber geäußert; S. 175 warnt er mit Recht gegen das zu lange Sitzen im Fußbad; 12 bis 14 Minuten, oder bis man eine innere Wärme oder Schwere an den Füßen fühlt, ist hinreichend; S. 233 beweist er die Trüglichkeit der Indication zu mehrerm Blutlassen, welche der unwissende Arzt so oft aus der Entzündungshaut hernimmt; Seite 245 trägt er seine Meynung über den thierischen Magnetismus umständlich und mit Gründen vor; natürlich, daß ein Arzt wie der Uebersetzer dieser Schwärmerey oder Betrügerey auf den Grund siehet; S. 239 warnt er gegen den Gebrauch der Klystire zur Zeit, wenn ein Fieberausschlag eben ausbrechen will, und insbesondere auch an dem Tag, wenn die Eiterung der Pocken anfangen soll, die sanfte Erwärmung und Auflösung der Klystire im Unterleib kann Gelegenheit geben, daß der Zufluß der Säfte gegen den Unterleib gehe und mit ihm der Eiter zurück tritt, oder doch in seinem Gang vorwärts zurückgehalten wird; Seite 265 bringt er treffliche Erinnerungen gegen die so oft empfohlne und gesuchte Einfachheit der Recepte bey; S. 325 zeigt er, daß der Kampher in vielen Fällen mehr als Schweißbeförderung und Stärkung leiste; S. 336 wird die Behandlung der blinden, schleimichten und fliessenden Goldader kurz, aber treffend, angegeben; S. 378 sucht der Ueb. zu beweisen, daß man die Blatterimpfung nicht allgemein empfehlen dürfe; S. 391 rühmt er als ein vortrefliches Präservativmittel, dessen er sich selbst bey herrschenden Faulfiebern oder Ruhren mit Nutzen bedient, das kalte Bad, zumal wenn man vor dem täglichen Gebrauch desselben einmal eine säuerliche Abführung genommen hat; S. 395 bringt er verschiedenes über den Gebrauch des Quecksilbers sowohl zur Vorbereitung bey der Pockenimpfung als auch zur Verhütung der Blattern bey; er bezeugt, daß ihm das Quecksilber, vereinigt mit Kampher und dem innern und äus-

fern Gebrauch des Moschus, bey vier Personen, die der Ansteckung sehr nah ausgesetzt waren, zur Verhütung der Blattern erwünschte Dienste thaten.

Hs.

Johann Christian Dölz neue Versuche und Erfahrungen über einige Pflanzengifte. Herausgegeben von — Ackermann, Professor in Altdorf. Nürnberg, 1792. 4 B.

In der Vorrede verbürgt der Hr. Herausgeber die Wahrheit und Zuverlässigkeit der angestellten Versuche, welche allerdings für die Arzneykunde wichtig sind. Die ersten betreffen die Kirschlorbeerblätter und das aus ihnen erhaltene Wasser. Viele Vögel, welche in einer Kammer auf einem mit diesen Blättern angefüllten Sack übernachteten oder sich nahe dabey aufhielten, starben. Auch erregte der durch das Zerschneiden der Blätter erregte Dunst dem Verf. Kopfschmerz und Betäubung. Aus den frischen trocknen Blättern erhielt der Verf. durch die im Wasserbad angestellte Destillation eine Flüssigkeit von angenehmen bittern Geruch und Geschmack, welche zugleich etwas scharf war. Stärkere Hitze trieb etwas Oel mit über, was sich auf dem Boden der Vorlage sammlet, doch bald wieder mit dem Wasser sich vermischt, und es milchigt macht. In diesem Oel stecke eigentlich der Giftgehalt des Kirschlorbeerwassers. Versuche zeigten, daß kleine Vögel von 2 — 3 Tropfen davon, die man ihnen einflößte, in weniger als einer halben Minute mit oder ohne Krämpfe starben. Die Oeffnung zeigte aufgetriebene Gefässe und ein flüssiges, fleckigtes Blut. Das durch stärkeres Feuer erhaltene brenzlichte Wasser und Oel erregte Zuckungen und Durchfall; doch genasen die Vögel wieder. Aus zerstossenen bittern Mandeln, von welchen das Oel durch kaltes Pressen geschieden war, erhielt der Verfasser durch ähnliches Verfahren ein dem vorigen ähnliches Wasser, welches noch schneller als jenes tödtete; alle Blutgefässe wurden davon aufgetrieben: der Verfasser vergleicht die so sehr schnelle Wirkung dieses Giftes mit der des Donners, oder des Schwerdtes. Leber oder Lunge schienen vorzüglich davon angegriffen zu werden, auch trat Blut zwischen den Lamellen des Hirnschädels aus. Vögel, die von Körnern leben, erholten sich

doch

hochwieder. Eben so würkte das cohibirte Wasser. Auf Kaninchen wirkte es ebenfalls, doch nicht so deleterisch in ganz kleinen Gaben: Sieben Tropfen tödteten gleichwohl in zwey Minuten sowohl jene, als auch Katzen. Lähmungen, Unempfindlichkeit und ausserordentliche Erweiterung der Pupille waren bey nach daurendem Leben die Symptome. Nach dem Tode zeigten sich auch hier aufgelöstes Blut, strotzende Gefässe, mehr Schleim an den Wänden des Magens, lockerer Zusammenhang der zottigten Haut des Magens und Darmkanals mit den übrigen, leichtes Ausgehen der Haare aus dem Felle. Dieses Gift in Wunden gebracht, äusserte durchaus die nämlichen Würkungen, es tödtete oft in weniger als einer Minute; das sonderbarste war, daß die Leichenöffnungen eben dieselben Erscheinungen darboten, als nach innerlich genommenem Gifte. Kirschlorbeerwasser tödtet eben so, nur etwas langsamer. Zehen Tropfen des bittern Mandel-Giftes als Clystir beygebracht, tödteten eine Taube in einer halben Minute; auch das Kirschlorbeerwasser war auf diese Art tödtlich. Die Erscheinungen nach dem Tode eben dieselben. Gleiche Würkung erfolgte auf Einspritzungen in der Mutterscheide. Das Gefrieren benahm dem Gifte nur wenig von seinen schädlichen Kräften. Destillirtes Wasser aus Buxbaumblattern, Taxus, und Pomeranzenblättern schadete nicht im geringsten. Eben so das aus Hopfen destillirte.

Nb.

Romane.

Karl Trautmann, Geschichte seines Lebens und seiner Geistesentwickelung bis ins männliche Alter. — Kein Moderoman. — Nur der Gute ist rechtgläubig. Hannover, bey Ritscher. 1792. 432 Seiten, 8. 1 Rf. 4 gl.

Kein gewöhnliches Meßgut und daher allerdings einer nähern Ansicht werth. Wer blos amüsirt seyn und blos seine Einbildungskraft beschäftigt haben will, findet hier schwerlich seinen Mann, denn der Verf. sucht mehr zu belehren, mehr auf Kopf und Herz zu wirken, als unsere gewöhnlichen Romanenschreiber, daher vielleicht der Zusatz auf dem Titel: Kein Modero-

Heroman. Sein Zweck ist, zu zeigen, daß die meisten Menschen in Absicht ihrer Theorie und Praxis höchst inkonsequent sind, daß man sie gemeiniglich besser oder schlimmer findet, als es ihr theoretisches System verspricht, daß man sich einer großen Unbedachtsamkeit schuldig macht, wenn man sich untersteht, den moralischen Werth eines Menschen nach seiner moralischen Theorie oder wohl gar nach seiner Religion und nach seinen Spekulationen zu beurtheilen, daß selbst die allmählige Bildung unsers Systems durchaus niemals das Werk unsrer freyen Vernunft ist, sondern daß tausend Dinge um uns her mehr oder weniger Antheil daran haben. Ohnstreitig ein reichhaltiger und zugleich nützlicher Stoff! Die Wahrheit jener Sätze in der Geschichte eines Menschenlebens anschaulich darzustellen, war keine üble Idee. Nicolai in seinem Nothanker, Wieland in seinem Agathon, Müller und Knigge in mehrern ihrer Romane haben auf ähnliche Art das dulce und utile zu verbinden gewußt. Wir wollen sehen, wie der Verfasser sein Vehikel benutzt hat, um jene Wahrheiten auf eine angenehme Art vorzutragen.

Karl Trautmann war der Sohn eines Pacht- und Justizamtmanns in einem mittelmäßigen deutschen Fürstenthume. Sein Vater war ein durchaus ehrlicher, gutmüthiger, offenherziger und was die Hauptsache ausmacht, unbestechlicher Mann. Phlegma, Hang zur Ruhe und Leichtgläubigkeit waren seine Fehler. Reich wurde er bey diesen Eigenschaften nicht, denn er war theils zu wenig Oekonom, theils zu rechtschaffen und gewissenhaft. Karl verlor seine Mutter sehr früh. Der Kammerpräsident wollte dem alten Trautmann eine seiner Creaturen zur Frau wieder anschwatzen, aber der Plan mißlang. Da nun Trautmann ohnehin wegen seiner Ehrlichkeit zu keinem von den vielen spitzbübischen plusmacherischen Projekten des Ministers zu gebrauchen war, so brachte es der Präsident mit Hülfe des schurkischen Amtsschreibers endlich dahin, daß der Amtmann unter dem Vorwande, ein wichtiges Document veruntreuet zu haben, eingezogen wurde. Er starb im Gefängniß von jedermann als unschuldig bedauert. Schon als er noch in Amt und Würden stand, hatte der Pastor loci sich in Ermangelung eines bessern zum Lehrer des jungen Trautmanns erboten und das Anerbieten war mit Freuden angenommen worden; denn zur Besoldung eines geschickten Hauslehrers blieb dem Amtmann bey seiner Ehrlichkeit nichts übrig.

Hier

Hier war nun freylich Karl zwar in sehr ehrlichen, aber eben nicht in den geschicktesten Händen. Die transcendentale Heilsordnung mit allen Spitzfindigkeiten der Dogmatik und ein Paar lateinische Vocabeln aus dem Cornelius Nepos auswendig zu lernen, war das non plus ultra seiner Studien, welches alles der Ehren Pastor seinem Zöglinge, der nach der Gefangennehmung und dem darauf erfolgten Tode des alten Amtmanns ihm ganz zur Erziehung überlassen war, treufleissig einzubläuen suchte, denn auf gleiche Manier war er selbst auch zu seinen Wissenschaften gelangt. Karl ließ sich auch das alles gern gefallen, denn er kannte nichts besseres, und des Pastors einzige Tochter Wilhelmine, seine Gespielin, versüßte ihm durch ihren schwesterlichen Umgang das Gefühl der Schläge, des Katechismus, u. des Vocabellernens. P. Simonius war ein Mann, der durchaus kein anderes System für wahr hielt, als das herrschende System seiner Kirche. Geprüft hatte er es nie, Zweifel waren ihm nie dagegen eingefallen, er kannte daher auch keine Unruhe, tausend Verlegenheiten waren ihm unbekannt. Seine Vernunft war ein- für allemahl gefangen genommen, oder vielmehr sie war nie in dem Falle gewesen, gefangen genommen zu werden. Der Vf. giebt S. 38 ff. die Hauptsätze seines Systems an, das freylich von der Art ist, daß man es im vorigen Jahrhundert bis auf das kleinste Jota orthodox gefunden haben würde. Glaube und Ergreifung der Gnade ist die Hauptsache. Tugend ist zwar gut; aber kein Mittel zur Seligkeit. Vernunft ist ihm nichts, durch die übernatürlichen Gnadenwürkungen muß die Vernunft unterdrückt werden. Der Mensch ist das verworfenste Geschöpf, das sich denken läßt, von Natur ein Rebell gegen die göttlichen Gesetze, er kann nichts Gottgefälliges thun. Wer ausser dem Wege des Glaubens und der Gnade selig zu werden sucht, betrügt sich. Die vollkommenste Tugend hat ohne Glauben in den Augen Gottes keinen Werth, und geht nothwendig ewig verloren u. s. w. Ein Mann, der sich mit so vielen ungereimten, unwürdigen und offenbar falschen Begriffen herumträgt, der von der Natur des Menschen so erniedrigend spricht, der sich die Gottheit partheyisch, grausam, blutdürstig denkt, der nur einer ganz kleinen Anzahl Menschen das Recht ertheilt, der Gottheit wohlgefällige Handlungen zu thun, der mit hartherziger Unverschämtheit der Tugend ihren Werth raubt und alle Moralität untergräbt, wird, sollte man denken, kein menschenliebender, wohlwollender, huldsamer, verträglicher Mensch

seyn können. Und doch war er es. Seine theoretischen Meynungen hatten auf sein Leben keinen oder wenigen Einfluß. Allen Nichtlutheranern sprach er die Seligkeit ab, und war doch verträglich mit Katholiken und Reformirten. Auf die Tugend legte er in der Theorie keinen Werth und übte selbst die schönsten Tugenden und schätzte sie an andern. Er war streng in seinen Predigten und Catechisationen; übergab nicht selten seine Gemeinde dem Teufel und ließ sich doch nie in ungebührliche Verdammung eines einzelnen Mitglieds ein. Er zog auf die Verächter des Abendmahls los; aber er gieng nicht zu einzelnen Gliedern der Gemeine ins Haus, um sie durch donnernde Vorstellungen zum A. M. hinzuschrecken. Er hielt alle Juden für verworfene Geschöpfe, die der Gnade des Höchsten unwerth wären, und beherbergte und verpflegte selbst sechs Wochen lang einen armen auf der Reise verunglückten Juden in seinem Hause, ohne ein einzigesmahl ihm zu beweisen, daß der Messias schon gekommen sey. Dies ist die Schilderung, die uns der Verf. von diesem stupid orthodoxen Landprediger macht. Rec. glaubt gern, daß die Inconsequenz der Menschen, die in so vielen andern Dingen jedem Menschenbeobachter einleuchtet, auch zwischen Meynungen und Handlungen statt finde, und daß der Verfasser hier nicht blos ein Geschöpf seiner Einbildungskraft geschildert habe; aber Rec. hätte auch gewünscht, daß es der Verf. nicht bey der blossen Schilderung hätte bewenden lassen. Er hätte vielmehr seinen Landprediger im Laufe seines Lebens in solche Lagen bringen und ihn so, wie er ihn schildert, vor unsern Augen handeln lassen sollen. Dies würde mehr Leben ins Ganze und mehr Interesse hineingebracht haben, als man jetzt darinnen findet. Eben dies ist der Fall mit dem Nebencharakter der Pastorin und der übrigen Personen. Doch wir kehren zum Haupthelden der Geschichte zurück.

Nach drey auf obige Weise in Nettelbach verlebten Jahren wird Karl Trautmann, der zum Pastoren bestimmt war, „weil er viel Lust zum Bücherlesen und eine gute Memorie hatte, und hübsch still und folgsam war," in eine öffentliche Schule einer mässigen Landstadt gebracht. Der Verf. äussert bey dieser Gelegenheit sehr vernünftige Grundsätze über die Bestimmung junger Leute zu irgend einem Stande. Freylich sind sie oft schon vorgetragen, aber manche Dinge können nicht oft genug gesagt werden, und das veränderte Gewand, worein man

man sie kleidet, muß mit dazu dienen, sie in Umlauf zu bringen. Die Schilderung der Schule scheint dem Rec. auch ganz gut zu seyn. Der 80jährige Rector ist ganz, wie man sie noch hie und da vegetiren siehet, aber der Conrector ist, obgleich er ein Antipode des Rectors nach des Verf. Absicht seyn sollte und seyn konnte, doch zu sehr schwindelnder Schöngeist, als daß man nicht eine kleine Abweichung von der Natur fürchten sollte. Schullehrer von der Art, wie jener Rector, müßten billig mit Ruhm und reichlicher Pension in Ruhestand versetzt, und Schwindelköpfe, wie der Conrector, verdienten von der Schule weggejagt zu werden. Der steifste Pedant ist in solchen Fällen doch wenigstens so schädlich nicht, als ein efferveszirender Schöngeist.

Carmi, ein in Langenrode, dem Orte, wo die Schule war, privatisirender Gelehrter, aus dessen Verschlossenheit und Eingezogenheit das Städtchen nicht recht klug werden kann, und die Wahrheit zu sagen, auch Rec. nicht, ist ein Deus ex machina, den unser Verf. brauchte, um jemanden zu haben, der seinem Waltmann eine andere und zwar entgegengesetzte Richtung geben sollte, als er bisher im Vetterbach und auf der Schule erhalten hätte. Treffend sind übrigens die Urtheile geschildert, die das Stadtgeschwätz eines kleinen Landstädtchens über diesen etwas bizarren Mann fället, der in Wahrheit vom Verf. nicht gehörig motivirt ist. Unserm Verf. giebt er Gelegenheit zu einer langen Episode — Carmi's Lebens-, Erziehungs- und Bildungsgeschichte. Allerdings lehrreich, wenn auch hie und da etwas anders geleitet, als man vielleicht erwartete und erwarten konnte, aber gar zu sehr mit Räsonnements und Reflexionen überladen. Das Glaubensbekenntniß und System des Carmi, der ein entschiedener Skeptiker und entschlossener Gegner aller dogmatischen Philosophie und Religion und aller Offenbarung war, das der Verf. mit der Ueberschrift einrückt: Ein Glaubensbekenntniß, welches vermuthlich wenig Glück machen wird — dürfte doch wohl hie und da, wenn auch nicht bey den Theologen von Profession, sein Glück, das heißt, Aufsehen machen. Bücher, die den Titel: Romane an der Stirn führen, kommen heut zu Tage in so vieler Menschen Hände, daß mancher darunter, der, mit seinem Pastor unzufrieden zu seyn, Ursach zu haben glaubt, hie und da etwas gegen die Religion mit Freuden aufgreift, und dann aus einem Pastorengegner ein Religionsgegner

gner wird, denn die wenigsten Menschen wissen Personen und Sachen von einander zu unterscheiden, und schreiben dann die Fehler und Mängel der erstern auf Rechnung der letztern. Kurz, Rec. hätte das System des allgemeinen Materialismus nicht mit so dürren Worten in einem Romane gelehrt. Freylich giebt der Verf. im folgenden auch eine ausführliche Erörterung dieses Systems und zeigt die schädlichen Folgen desselben, aber —, man wird sie überschlagen oder gar zu Gunsten desselben Systems deuten, denn Larmi, der dogmatische Atheist, ist nach der Schilderung des Verf. doch immer ein tugendhafter edler Mann nach Grundsätzen. Rec. ist nichts weniger als steifer Anhänger irgend eines bestimmten Systems, er ist mit dem Verf. von Herzen überzeugt, daß es für die Wohlfahrt des Menschengeschlechts höchst heilsam wäre, wenn jeder einzelne überzeugt werden könnte, daß jeder, der Vernunft besitzt, auch das Recht haben müsse, sie nach Willkühr zu gebrauchen, daß es nicht Schuld des Menschen sey, wenn er durch seine Vernunft bestimmt wird, anders zu denken, als dieser und jener, daß bey speculativen Gegenständen durchaus keine übereinstimmende Denkungsart bey Menschen statt finden könne, daß es frevelhafter Eingriff in die Rechte der Menschheit sey, zu verlangen, daß andere nicht mehr, nicht weniger glauben sollen, als wir glauben — alles dieses ist reine goldene Wahrheit, aber um sie zu lehren und zu üben, bedarf es keines Atheismus, bedurfte es nicht des Aufwands von Worten, den der Verf. macht, um das System des Materialismus im kleinsten Detail vorzutragen.

Trautmann wird auf eine etwas sonderbare Art mit diesem Larmi bekannt, und dieser, ein leidenschaftlicher Proselytenmacher, wendet alles an, um auch den jungen Trautmann zu bekehren. Der Verf. zeichnet nun Schritt vor Schritt den Gang, den Larmi mit Trautmann nahm, um ihm das kirchliche System der christlichen Religion verdächtig und bald abgeschmackt zu machen. Man kann denken, daß es bey Trautmanns vorhergegangener Erziehung einen harten Kampf kostete, aber er wurde bekämpft und Larmi blieb Sieger. Wirklich hält Rec. dies für eine zu delikate Sache, als daß er es billigen könnte, ihr einen Platz in einem Roman zu geben. Unsere heutige Lesewelt ist von der Art, daß man aus solchen Aeusserungen für seine eigene Blöße Bekleidung nehmen kann und wird. Der Haufe, der jetzt lieset, ist zu gemischt, um

vor-

voraussetzen zu dürfen, dergleichen Dinge könnten von allen verdauet werden, mancher wird sie verschlucken, und als halb-verdauete Cruditäten wieder von sich geben. Kurz, Rec. wünscht, daß der Verf., so viel schöne, herrliche, gemeinnützige Wahrheiten er bey der Gelegenheit auch sagt, damit etwas vorsichtiger zu Werke gegangen wäre.

Trautmann gehet endlich, völlig zum Atheismus vorbereitet, auf die Akademie. Auf der Reise hört er irgendwo eine sehr rührende und vernünftige Leichenpredigt, wodurch seine ohnehin wankende Philosophie nicht wenig erschüttert, und er auf eine große Revolution im Reiche seiner Grundsätze und Meinungen vorbereitet wurde. — Zeichnung der Studentenwelt — Trautmann wird Renommist und Spieler, und kommt sehr in die Klemme. Fermer, auch ein Renommist, aber dabey ein Philosoph von anderer Art, als Larmi, sucht Trautmann von Larmi's System abwendig zu machen. Auch dieser Fermer ist, so wie Larmi, in seiner Art eine Abweichung von der Regel, dessen Charakter wohl keine strenge psychologische Untersuchung aushält. Trautmann kommt von seinen speculativen Irrthümern zurück. P. Simonius überrascht seinen Pflegesohn durch einen Besuch, und erlöst ihn nach einer gehaltenen moralischen Lection aus allen Geldnöthen. Auch in die Schlingen der sinnlichen Liebe läßt der Verf. Trautmann fallen, und mit allen seinen schönen philosophischen Grundsätzen unterliegen und gefangen werden. Er wird endlich ein warmer Christenthumsverehrer, und kehrt nach viertehalb Jahren mit Fermern von der Akademie zurück nach Langenrode, findet seine Wilhelmine durch den Aufenthalt in der Stadt sehr reformirt, Larmi sehr krank, der seinen Zögling natürlich in seinen Grundsätzen sehr verändert findet, aber doch sein System noch gegen Trautmann zu vertheidigen sucht. Hier scheint der Verf. ganz vergessen zu haben, daß er einen Roman schrieb, denn er giebt uns die feinsten und schwierigsten Discussionen der Philosophie zu lesen, die allerdings dem Leser, der gewohnt ist, auch zu denken, sehr viel Unterhaltung geben, aber auch von einem ungleich größern Theile der Leser gewiß werden überschlagen werden.

Larmi stirbt. Reformation der Langenroder Schule, mit treffenden, aber tief einschneidenden Sarcasmen über die Pädagogik des achtzehnten Jahrhunderts. Die Pastorin stirbt, der alte Simonius fühlt, daß er alt wird, er muß einen

Adjunct haben, und man wird leicht vermuthen, daß Trautmann es seyn werde, wodurch also Wilhelmine zur Frau Pastorin gestempelt wird.

Dies ist die Skiagraphie eines Romans, der sich eben nicht durch künstliche Anlage, frappante Coups u. dgl. auszeichnet, und daher vielleicht für den größern Theil der Romanenleser, die blos lesen, um die ihnen lästige Zeit zu tödten, nicht Abwechselung und Frivolitäten genug haben, aber dem gebildetern Theile derselben, worunter Rec. auch Leute von ernster Denkart begreift, Stoff genug zu nützlichen Betrachtungen geben kann. Hat auch der Verf. seine Muster in dieser Gattung nicht erreicht, so hat er doch, nach des Rec. Urtheil, seine Anlage dazu und seine Menschenkenntniß auf eine Art gezeigt, die uns berechtigt, ihn zur Ausbildung seines Talents zu ermuntern. Sein Vortrag ist den Sachen angemessen, sein Styl rein. Nur einmal, wenn Rec. sich recht erinnert, stieß er auf einen Sprachfehler, nämlich das Zeitwort lehren mit dem Dativ construirt. Ein Sprachfehler, den unsere deutschen Schriftsteller sich häufig erlauben und verzeihen, den aber die Kritik doch rügen muß.

Alexis, oder das Häuschen im Walde, eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward, herausgegeben von dem Verfasser von Lolotte und Fanfan. Zweyter Theil. Leipzig, im Verlag der Dykschen Buchhandl. 1792. 436 S. 8. 1 Rg.

Seit der Anzeige des ersten Theils dieser Uebersetzung hat Rec. Gelegenheit gehabt, das Original kennen zu lernen, das er damals nicht kannte. Der Titel, den Rec als litterarische Notiz herschreibt, heißt: Alexis ou la maisonnette dans les bois Manuscript trouvé sur les bords de l'Isére, et publié par l'auteur de Lolotte Fanfan. I—IV. 1789. avec fig. Grenoble et Paris — Maradan. Den Werth dieses Produkts finden die Leser in unserer Bibliothek bey der Anzeige des ersten Theils der Uebersetzung angegeben, dort ist auch die Uebersetzung gewürdiget. Bey diesem zweyten Theile finde ich nicht nöthig, mein Urtheil zu ändern. Doch scheint der Uebersetzer mehr Fleiß an den zweyten Theil gewendet zu haben, vielleicht erhielt er unterdessen auch mehr Geläufigkeit im Uebersetzen.

setzen. Hie und da stößt man wohl auf Uncorrectheiten, als z. B. ich versichere Ihnen — worden für geworden, vor statt für u. dgl., die aber mehr Flüchtigkeit als Unkunde zu verrathen scheinen. Die Geschichte selbst aber erhebt sich im zweyten Theile um keinen Grad höher als vorhin. Fast fürchte ich, daß man urtheilen müsse, sie sinke noch unter die Mittelmäßigkeit herab. Was ein Castrat über die Prädestination radottirt, ist zum Theil so übel angebracht, daß es auch den geduldigsten Leser ermüden muß, und überhaupt sind die Begebenheiten so übel an einander gereihet, es ist so wenig Einklang der einzelnen Theile zum Ganzen, man trifft so wenig vorbereitende Data, daß fast immer ein Deus ex machina den Knoten schürzen, ein anderer ihn lösen muß; die Charaktere bleiben sich auch nicht getreu, der Zwischenacte, die zur Fortführung der Handlung, zur Verwickelung oder Lösung des Ganzen nöthig oder nützlich sind, trifft man zu viele an, oft wird auch der Ausgang einer Verwickelung früher herbeygeführt oder anticipirt, als nöthig ist — kurz, das Ganze ist so wenig zusammenhängend, daß Rec. froh war, auf der 430sten Seite das längst gewünschte Ende zu finden. Verlohren hätten wir also gewiß nichts, wenn dieser, obgleich nicht ganz fade, doch gewiß nur mittelmäßige Roman unübersetzt geblieben wäre. Wir haben jetzt eine solche Fluth von deutschen Romanen, deren Handlung und Scenen uns näher liegen, daß wir die mittelmäßigen ausländischen ganz entbehren können. Nur solche, die sich durch ihre Anlage, ihr Interesse, ihren Styl und ihre Ausführung vorzüglich empfehlen, und über den gewöhnlichen Troß unserer einheimischen und fremden Produkte dieses Faches erheben, sollte man auf deutschen Grund und Boden verpflanzen, von andern aber gar keine Notiz nehmen. Machen es nicht die Ausländer eben so mit unsern vaterländischen litterarischen Produkten?

Geist und Sitten der Vorzeit in komischen Erzählungen von Friz Frauenlob. Berlin, 1792. in Maßdorffs Buchhandlung. 23 Bogen. 8. 1 Rg.

Wenn der Sudler dieser elenden Scharteke, die den Geist und die Sitten von lauter Hurern und Ehebrechern, ohne Scheu und Schaam schildert, bisher vielleicht Aufwärter eines Bordells war, so hat er durch diese Schrift sich völlig dazu

qualificirt, künftig eine Stufe höher zu steigen, und selbst ein Bordell zu halten. Alle Kniffe und Pfiffe, eine solche Pflanzschule anzulegen, Mädchen und Weiber, Jünglinge und Männer zu verführen, kennt er gründlich. Nur mag er sich vor der Polizey in Acht nehmen! Sapienti sat.

Die Philosophie in Collision mit der Liebe, oder Abt Magazeni und sein Zögling. Eine mehr als wahrscheinliche Geschichte. Mit vier Kupfern. Leipzig, bey Alberti, 1792. 23 Bogen, 1 Bogen Vorrede. 1 Rthl. 12 gr.

Die Scene dieses etwas bunten Gewebes von moralischen Carricaturen liegt in Spanien. Fast möchte Rec. vermuthen, daß es eine ins Deutsche verballhornte Uebersetzung sey. Ferdinand Gonzalez, der Sohn eines Grand von Spanien und Fräulein Vinzenza, eine mit ihm auferzogene arme, aber von edlem spanischen Blute entsprossene Verwandtin, sind die Spindel, um die sich alle Verwickelung des Knotens und dessen Auflösung drehet. Ferdinand ist einer der boshaftesten Jungen, die je auf zwey Füßen gegangen sind; sein Erzieher, der Abt Magazeni, ein durchtriebener Bösewicht, soll ihn bilden, und will ihn zum Philosophen machen. Die Grundsätze seiner Philosophie sind eines solchen Schurken würdig. Vinzenza, eine aufblühende Schönheit, hat zur Erzieherin eine gewisse Ventrebleu, den Abschaum weiblicher Laster, eine abgenutzte französische Buhldirne der niedrigsten Art. Was die Collision der Philosophie mit der Liebe, deren der Titel erwähnt, hieher soll, hat Rec. nicht finden können. Ferdinand wird gegen seine Natur von seinem Erzieher zu einer eiskalten Gleichgültigkeit gegen das ganze Weibergeschlecht dadurch gebracht, daß der weise Hofmeister dem jungen Grafen beweiset, wie schädlich die Weiberliebe dem Manne im Wachsthume seiner körperlichen und geistigen Kräfte sey. Die Weiber, sagt der Abt, achten uns nur wie Maschinen, die gemacht sind, ihre Begierden zu befriedigen; daher ihre Verachtung jedes betagten Mannes, und wenn er das Kleinod des Staats, der Abgott einer Nation, ein guter König wäre. Das Weib ist täglich aufgelegt, an seiner Stirn einen Hochverrath zu begehen, denn sie kann nichts hochachten, als feste Mannheit, und ist blind

gegen

gegen alle übrige Verdienste u. s. w. Diese und ähnliche Gründe sollen den jungen Grafen gegen alle Gefahren der Liebe, die von Seiten Vinzenza's ihm drohen, sichern; dagegen lehrt er ihn platonische Liebe. Indessen kommt Ferdinand mit der Vinzenza in Lagen, wo auch der stoischste Hofmeister seine verächtlichen Grundsätze von Weibern möchte aufgegeben haben; er verliebt sich wirklich in Vinzenza, und sucht auf alle Weise seine Liebe zu sichern und zu befriedigen. Unglücklicherweise bekommt er seinen eigenen Vater zum Nebenbuhler. Vermuthlich soll die gegen den Willen des Hofmeisters und troz seiner Grundsätze aufkeimende und wachsende Liebe Ferdinands die Collision der Philosophie mit der Liebe vorstellen. Allein, dann hätte erstlich dieser Punkt des Romans in ein etwas helleres Licht gestellt werden sollen, jetzt verliehrt er sich unter dem Gewühle von Gruppen im Hintergrunde des Gemäldes, und dann fragen wir zweytens: Sind Grundsätze von der Art Philosophie zu nennen? Der Himmel bewahre uns vor der Philosophie des Verf., der wegen seiner Philosophie die Galeeren verdient hätte, und das von Rechtswegen. Man urtheile selbst aus einigen Brocken derselben.

Der Abt will seinen Zögling von dem Nutzen der Philosophie im menschlichen Leben belehren, und hält ihm zu dem Ende eine lange und langweilige Vorlesung über alle Fächer des menschlichen Wissens, worin er von jedem einzelnen zeigt, wie und wozu es zu gebrauchen sey. Nicht Schulphilosophie meint er, wie er sagt, sondern Philosophie für die Welt. Und nun fängt er an: „Die Logik und Ethik (ist das nicht Schulphilosophie?) lehrt uns unsere Handlungen bestimmen u. s. w. Ohne Logik und Ethik wird man nie Cabalen, die doch in der großen Welt so nothwendig sind, (?) schmieden können, welche die Capellenprobe aushalten; ohne Logik und Ethik weiß man nie gewiß, ob es Zeit oder Unzeit, die Springfedern loszuschlagen und die Cabale in Gang zu bringen u. s. w. Die Ethik sagt uns, wenn wir die Rolle des Gleißners oder Gottlosen, des Helden oder Feigen, des Verschwiegenen oder des Plauderers u. s. w. zu spielen haben u. s. w. (Das sagt uns die Ethik? Nun dann thut Rec. Verzicht auf alle Logik und Ethik.) Die wichtigste Wissenschaft nach der Philosophie ist für einen unternehmenden Kopf die Rechtsgelehrsamkeit. (Eine neue Mähr für den Rec.! aber nun vollends der Grund!) Durch sie lernt man die Gesetze, und mit ihnen auch alle ihre

Schwächen und Lücken genau kennen, versteht sich, wenn eine gesunde Philosophie vorausgegangen. (Etwa die Philosophie des Abt Magazeni.) Kennt man nun die Lücken und Schwächen der Gesetze, so kann man tausend Dinge unternehmen, wovor der Unwissende zurückbebt, denn man durch die Gesetze schlüpfen kann, ohne von dem Schwerdt der Gerechtigkeit berührt zu werden u. s. w. Wenn man nun überdies die Natur der Richter kennt, und nebst der Logik mit einer gespickten Börse versehen ist u. s. w. Daher so viele, welche in prächtigen Carossen fahren, in Saus und Braus leben — — obgleich sie die ganze Welt schon zwanzigmal des Stranges würdig erkannt hat, daher so mancher mit einer goldnen Kette um den Hals am Staatsruder sitzt, wenn er auch lange schon verdient hat, an einer eisernen Kette auf dem Ocean zu rudern u. s. w. (Dahin verdienten vor allen die Lehrer einer solchen Philosophie und Rechtswissenschaft verwiesen zu werden!) Die Arzneykunde (denn unser Abt ist in omni scibili versatus) ist eine nothwendige Wissenschaft u. s. w. (das denken wir auch; aber aus ganz andern Gründen, als der Abt.) Der Arzt dringt wie der Geistliche in alle Häuser, und meistens, wie dieser, auch in die Geheimnisse der Familien. Die Erben beugen oft in Demuth ihre Häupter vor ihm, und scheinen um etwas zu flehen, was er gewähren kann, wenn man erkenntlich ist: dem Arzte giebt oft ein Minister seine wichtigsten Plane, sein ganzes Glück in die Hände, und zuweilen werden sogar Thronfolger die vertrautesten Freunde des Arztes. Und was hat er zu fürchten? — Der Todtengräber verheimlicht seine Thaten — Stehet nun dem Arzte selbst jemand im Wege, und kann er ihn wirklich nicht aus seiner Atmosphäre hinauscuriren, so liefert ihm die Chemie gewisse Arcana, die er nur mit der Vorsicht des berühmten P. Ricci an den Mann bringen darf u. s. w." Ohe, iam satis est! Die Leser werden längst den Jesuiten erkannt haben. Sollte man nicht glauben, der Verf. habe ein Pasquill auf alle Wissenschaften schreiben wollen?

In diese Grundsätze wurde nun Ferdinand eingeweihet, und man kann denken, welch ein Ungeheuer (der Verf. nennt es einen Philosophen,) dieser ohnehin boshafte Junge wurde. Wirklich schildert er ihn am Sterbebette seiner bigotten frommen Mutter auf eine mit jenen Grundsätzen völlig consequente Art, so abscheulich, daß man mit Unwillen die Augen von diesem Auswurf der Menschheit abwendet. So wie Magazeni

ein

ein Bube der ärgsten Art nach Grundsätzen, Theorie und Ueberlegung ist, so excellirt die Hofmeisterin der Vinzenza, die abscheuliche Ventrebleu, in allen weiblichen Lastern, in die sie mit der intriguantesten Bosheit ihr Fräulein einweihet. Sonderbar ist es, daß, da der Verf. die Ventrebleu immer, wie billig, als ein verderbtes Geschöpf vorstellt, Abt Magazeni, der in mehr als einer Rücksicht noch mehr Abscheu verdient, immer als Philosoph und Menschenkenner dargestellt wird. Die Ventrebleu läßt ihr Fräulein täglich sechsmal beten, und in jeder Woche zur Beichte gehen, die übrigen Freystunden des Tages lieset sie französische und spanische Romane im Geschmack der Fille de joie, der Delices de Cloitre u. s. w., womit sie durch ihre Hofmeisterin versehen wird.

Aus allem diesen werden unsere Leser leicht begreifen, welch ein Gewebe der indecentesten Gemälde und Situationen in diesem Buche aufgestellt werden müsse. Wirklich treibt es der Verf., der, wovon wir gleich Beweise aufstellen wollen, in Oberdeutschland leben, und vielleicht in Klöstern sich herumgetrieben haben muß, oder als Mönch und Gewissensrath die Sündenregister der verworfensten Geschöpfe kennen gelernt hat, oft bis zum Ekel. So z. B. das Gemälde der Ventrebleu, die bey Gelegenheit einer nächtlichen Feuersbrunst, wovon der Verf. ein großer Liebhaber ist, und daher auch mehr als eine entstehen läßt, sich im äussersten Negligee, im Hemde rettet. (Beyläufig erinnern wir bey diesem indecenten Gemälde, daß der Verf. die französischen Brocken hätte weglassen sollen, da er, wie es scheint, nicht einmal die französische Grammatik verstehet. Sein voyez-vous cette spectacle ist nichts, als ein grammatikalischer Schnitzer.) Der Auftritt zwischen dem Friseur Petit und dem Fräulein Vinzenza, die Ventrebleu in dem Augenblicke überrascht, wo Petit dem Fräulein praktischen Unterricht in dem geben will, was Vinzenza bisher nur aus Büchern und dem mündlichen Unterricht der Gouvernante kannte. Hier sowohl als noch bey einer andern ähnlichen Ueberraschung läßt der indiscrete Verf. die Gouvernante, die gern ihr Fräulein als unentblätterte Rose an einen Wollüstling verkaufen will, mit Hülfe ihrer Sinne und anatomischen Kenntnisse untersuchen, und durch diese Inspectionem ocularem finden, daß der Sturm die Rose noch nicht entblättert hat. Von einem nächtlichen Auftritte im Garten zwischen der Vettel Ventrebleu und dem alten Grafen Gonzalez, der sie in der

Dunkelheit der Nacht für die Vinzenza hielt, in die der alte Bock äusserst verliebt war, sagt der Verf. selbst, daß die Delicatesse den Schleyer drüber werfen müsse. Und doch ist der ganze Auftritt sehr sauber in Kupfer gestochen. Das nenne ich doch Delicatesse! Einmal läßt er, um es nicht zum Aeussersten zwischen Ferdinand und Vinzenza kommen zu lassen, nachdem er alle Avancen ohne Schleyer uns hat sehen lassen, zum Glück noch die Bettstelle, worin die beyden Verliebten sich zusammen getroffen haben, zusammenbrechen, und endlich, um seinem Meisterwerke von Bordellkenntniß die Krone aufzusetzen, läßt er gar die Ventrebleu ihre Ausschweifungen, die sie als Buhldirne und gemeine Gassenhure sich hatte zu Schulden kommen lassen, ja sogar, wie sie sich ihrem eigenen Sohne Preis giebt, mit so vieler Indecenz dem Fräulein zum Zeitvertreib erzählen, daß Rec. das Buch aus Unwillen und Eckel an die Seite warf.

Unglücklicherweise scheint, nach dem letzten Bogen zu urtheilen, dieses sittenlose Gewäsche noch nicht zu Ende zu seyn; denn nachdem der alte Gonzalez in die Fallen der Inquisition gerathen, Ferdinand mit der Vinzenza entflohen, und sogar unter Zigeunern sich herumgetrieben hat, finden wir ihn zu Venedig auf der Leiter mit dem Strang um den Hals. Er wird wirklich von der Leiter gestoßen, aber da Magazeni, den Ferdinand glaubte erstochen zu haben, ihm, unter der Larve eines Mönchs, eine lederne Binde zupracticirt, die er um den Leib hat, und um welche der Nachrichter Bescheid weiß, auch Magazeni der Mönch ist, der Ferdinanden zum Galgen führt, das Kreuz über ihn schlägt, so wird wohl, obgleich das Buch mit einem: Gott sey seiner armen Seele gnädig! endigt, die Geschichte noch nicht zu Ende seyn; Ferdinand wird wieder aufleben, und so ist zu befürchten, daß diese eckelhafte Bordellgeschichte noch weiter fortgeführt werden wird, obgleich nirgends eine Fortsetzung versprochen ist, die wir auch dem Verf. gern schenken wollen. Daß übrigens dieses saubere Produkt in Oberdeutschland fabricirt seyn müsse, beweist die uncorrecte deutsche Sprache; z. B. obwohl sie dabey auf die zehn Gebote Gottes vergaß, auferbaulich, dessen er sich gebrauchte, man muß um den Arzt schicken, nothlos für unnöthig, und dergleichen Sprachfehler mehr.

Gallerie von romantischen Gemälden, Arabesken, Grotesken und Calots. Erste Abtheilung. Originale und Copieen. Berlin, bey Maurer, 1792. X und 411 Seiten. 8. 1 Rg. 4 gr.

Sechs Bände hindurch hatte der Verfasser der kleinen Romane, Erzählungen und Schwänke, der sich hier als einen Berliner mit der Unterschrift W. Ch. S. M...s (Mylius) angiebt, ein leselustiges Publikum gefunden; was Wunder also, daß er unter einem neuen Titel, der ihm vielleicht mehr Kopfbrechen gekostet haben mag, als das ganze Buch, für seine Gönner und Freunde eine neue Gallerie eröffnet, deren Ende, so Gott will! und sein Verleger und seine Leser ihre Rechnung dabey finden, sobald nicht abzusehen ist. Es war allerdings nöthig, daß er sich über den etwas sonderbaren Titel seines Buches erklärte, und zum Verständniß unserer Leser müssen wir seine Erklärung mittheilen. Arabesken sind bey ihm Mährchen von allen Gattungen; Grotesken sind ihm die allerregellosesten und üppigsten Spiele der Phantasie, und Calots sollen Geschichten, wahre oder erdichtete von der Art seyn, die er ehemals Schwänke nannte. So hat sich also der Sammler dieser Gallerie ein so weites Feld eröffnet, daß er eher Leser und Recensenten darauf müde und matt laufen sehen, als selbst in Verlegenheit kommen kann. Und damit es ihm ja eher an Dinte und Papier als an Stoff fehlen möge, plündert er schon in dieser ersten Abtheilung das Ausland, und nimmt Stücke auf, die schon vor ihm bearbeitet waren. Eine Groteske ist in diesem Bande nicht. Hier ist der Inhalt:

1) *Die Einsiedlerhütte im Ardenner Walde. Eine französische Novelle.* Sie ist aus den Oeuvres complettes der Madame Riccoboni genommen, und enthält eine höchstens mittelmäßige Liebesgeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge, mit so wenigen interessanten Zügen und so oberflächlich bearbeitet, daß man ihr den französischen Ursprung auf den ersten Blick ansiehet. Man liest sich darüber in Schlaf, wacht auf, lieset weiter, und kann sich abermals kaum des Schlafs erwehren. Rec. war froh, daß das Ding doch noch ein Ende nahm.

2) *Haidenröslein. Eine deutsche Rittergeschichte.* Der Herausgeber sagt, daß sie von Veit Weber verfaßt sey; und Rec. glaubt es gern. Es ist wenigstens Veit Webers

Ton und Sprache, die, obgleich von Hunderten nachgeäffet, sich doch durch ihre eigene Kraft sogleich auszeichnet. Auch ist dieses Haidenröslein unter allen das beste Stück dieser Sammlung. Mehrere von der Art können dieser Gallerie Liebhaber und Liebhaberinnen verschaffen, besonders wenn die jetzige Vorliebe oder vielmehr Wuth für Rittergeschichten keine Crisis erleidet. Feurige Phantasie, genaue Kenntniß und Malerey des Charakters und Geistes des Mittelalters sind unverkennbar darin; mit herzlicher Theilnahme folgt man dem Verf. und seinen Rittern in die schauderhaftesten Höhlen und alle die fürchterlichen, Grausen erregenden Scenen hindurch, und macht gern die Sprünge mit, die der Erzähler hie und da thut. Rec. hat diesen Abschnitt mit Vergnügen gelesen.

3) **Die unglücklich Liebenden.** Es ist die Histoire de Toinon de Pontfort et de Jacob de Foussebour aus den Contes en l'air der Gräfin Nemond. Sie steht schon in den kleinen Romanen des Hrn. Hofr. Schulz, und da diese so allgemein gelesen werden, so hätte sie füglich hier wegbleiben können. Auch ist ihr Werth so groß nicht, als er ausgegeben wird; die Ironie ist zu stump, um lange anziehend und beissend genug zu seyn.

4) **Der Brückenzoll. Ein Bruchstück aus dem Leben des Grafen von X.** Es soll eine Volkssage seyn, von einem unserer besten dramatischen Dichter bearbeitet, wie der Herausgeber sagt, aber den Dichter nicht nennt. Das Stück hat Interesse genug, und ist auch gut genug erzählt. Aber entweder weil es Volkssage wirklich ist, deren sich Rec. nur dunkel erinnert, oder weil es schon irgendwo aufgetischet gewesen ist, kam es dem Rec. vor, als habe er auch dieses Stück schon einmal gelesen. Mit Gewißheit kann er aber hierüber nichts bestimmen; und wie wäre es auch möglich, so etwas bey dem Schwall von Sachen dieser Art im Gedächtniß zu behalten? Nachfrage in Büchern deshalb zu halten, schien weder der Zeit noch Mühe werth zu seyn.

5) **Der halbe Hahn. Ein Kindermährchen, wobey man ganz sanft einschlafen kann.** Und wahrlich! das ist Wahrheit. Es ist das fadeste Mährchen, das je von einer Amme mag seyn erzählt worden. Das Original ist von dem bekannten allezeit fertigen Vielschreiber **Retif de la Bretonne,** und auch schon in dem **neuen Abeillard,** wenigstens zum

Theil,

Theil, den Deutschen vorgeleyert worden. Der Herausgeber hat es, wie er selbst gestehet, noch mit einigen Verstoßen gegen Geographie und Chronologie und mit einigen Derbheiten im Ausdruck bereichert. Rec. zweifelt, daß das Stück dadurch gewonnen habe. Dergleichen Bereicherungen sind z. B., daß die Scene nach Oesterreich verlegt ist, daß die Namen verdrehet sind, z. B. Neiw (Wien).

6) **Elmine, oder die Blume, die nimmer welkt. Ein Feenmährchen.** Ein Herr Masson de Blamant schrieb es für die Prinzessin Wilhelmine von Kurland; es ist auch schon ins Deutsche übersetzt. Die Moral, die für Kinder darin liegt, ist das Beste daran. Das Sinnreiche, das an der Erfindung gerühmt wird, kann Rec. nicht finden.

7) **Sollte man ihnen nicht Weiber geben?** Es soll eine wahre Geschichte seyn. Wenn sie es ist, so gehört sie in die Chronique scandaleuse der katholischen Geistlichkeit, die schon reichhaltig genug ist, um noch Zusätze nöthig zu haben. Dergleichen ärgerliche Anekdoten verbittet Rec., und wahrscheinlich der größere Theil gebildeter Leser für die Zukunft. Ueberhaupt muß der Herausgeber, wenn er einigermaßen sich in Credit erhalten will, sich sein Schriftstellerhandwerk nicht so bequem machen, als er in diesem ersten Bande gethan hat, in welchem der schon gedruckten und gelesenen Sachen zu viele sind, als daß man es billigerweise dem Publikum zumuthen dürfte, Geld und Zeit noch einmal daran zu wenden, um zum zweyten, vielleicht zum dritten- und viertenmal zu kaufen und zu lesen, was schon beym erstenmal ermüdet hatte. Da die Indiscretion der Schriftsteller gegen unsern Beutel und unsere kostbare Zeit täglich unverschämter wird, so ist es des Rec. Pflicht, Erinnerungen darüber zu machen, um wenigstens seine Seele zu retten, und nicht Theil an fremden Sünden durch Stillschweigen zu nehmen, das leicht von selbstsüchtigen Scriblern für Billigung ihrer Räuberey gehalten werden könnte. Ob der Herausgeber ein Mann sey, der Rath annimmt, und Besserung zeigt, wollen wir unsern Lesern bey der Anzeige der Fortsetzung sagen; denn wahrscheinlich hat er noch eine ganze Reihe von Bänden im Hinterhalt, die wohl nach und nach ins Publikum rücken werden. An Stoff wird und kann es ihm bey einem solchen Plane nicht fehlen, daher wünscht ihm der Rec. nur kauflustige Leser, sich selbst aber Geduld für die noch zu befürchtenden folgenden Bände.

D.

Verlohrne Blätter zur Unterhaltung des Witzes und Verstandes. Aus der französischen Litteratur. Erster Theil. — Zweyter Theil. Libau, bey Friedrich, 1792. Zusammen 1 Alph. 6 Bogen. 8. 1 Rg.

Wenn die Erzählungen in dieser Sammlung nicht witziger wären, als ihr Titel, so wär es schlimm für die Leser. Da dem aber nicht so ist, und sie aus guten Schriftstellern genommen scheinen, so mag seinen Witz und Verstand damit unterhalten, wer Lust hat. Verschiedene haben eine gute Moral, z. B. Jamaleski, Unsre Urtheile, und andere, und Rec. würde sie ganz durchlesen, wenn es nicht deutsche Originale gäbe, die eben so gut und mehr noch unterhielten. Am Ende steht auch Diderots Leben. Freylich kann man solche Compilationen dutzendweise ohne viel Kopfbrechens machen.

Lb.

1) Erzählungen. Nach Musäus; von Karl Müller. Zweytes Bändchen. Breslau und Leipzig, bey Meyer, 1792. 286 Seiten. 8. 16 gr.

2) Cyane und Amandor, eine Schweizergeschichte, meinem Freunde, Herrn Rathsherrn Füßli in Zürich, gewidmet, von Friederike Brun, geb. Münter. Hamburg, bey Herold, 1792. 47 Seiten. 8. 4 gr.

3) Fernando und Kaliste, ein spanischer Roman. Zittau und Leipzig, bey Schöps, 1792. 198 Seiten. 8. 14 gr.

4) Franzischino der Eingeweihte. Erster Band, 256 Seiten. 8. Zweyter Band, 232 Seiten. 8. Palermo, 1792. 1 Rg. 8 gr.

5) Die

5) Die eiserne Maske, eine schottische Geschichte, von Ottokar Sturm. Leipzig, bey Barth, 1792. 558 Seiten. 8. 1 Rg. 12 gr.

Nr. 1. Dieses zweyte Bändchen enthält nur zwey, aber desto ausführlichere Erzählungen, den Schatzgräber und den Poltergeist, eine Legende aus den Ritterzeiten, von denen wir im Ganzen eben das Gute rühmen können, das wir an den im ersten Theil enthaltenen nicht verkannt haben. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß der Verf. sich jetzt weniger ängstlich nach Witz umsieht; besser wäre es freylich, er unterließe es ganz. Unmöglich kann der gute Geschmack eine Tirade, wie die folgende ist, gut heißen: „Es gieng ihm, wie manchem andern armen Wicht, der an der schön besetzten bunten Tafel, welche die freygebige Madam Hoffnung täglich für jeden servirt, Platz nimmt. Er schwelgte und schmauste immer auf diese Schaugerichte los, ohne von ihrer lustigen Substanz im geringsten gesättigt zu werden, bis endlich die ewige Feindin dieser gutherzigen Schmeichlerin, die impertinente Wirklichkeit, die ganze Tafel mit allen ihren glänzenden Schüsseln umkehrte, und ihn selbst mit einem derben Rippenstoße von dem Schmause verjagte.“ — Auch würde der Styl des V. sehr gewinnen, wenn er sich mehr vor langgesponnenen, schwerfälligen Perioden hüten wollte.

Nr. 2. ist ein zahmes, unschuldiges, unbedeutendes Geschichtchen, dessen größtes Verdienst in der Kürze besteht. Der Vortrag ist so verschnörkelt, verziert, und mit den unbedeutendsten, ängstlich ausgemalten Details so überladen, daß bey etwas mehr Ausdehnung die Geduld des phlegmatischsten Lesers erschöpft werden würde. In jeder Zeile stolpert man über ängstlich zusammengeschraubte Composita und müßige Beywörter: Felstrümmerthal, vorahndend, lange kurzbeinige Kühe, kleine stahlgraue Natter, nägelbeschlagene Alpenschuhe u. s. w. S. 5. „Die sorgsame Mutter lehrte sie mit leichter Hand die süße Milch den vollen Eutern entziehen, und in die schneeweißen Lindenholzgefäße vertheilen, welche in der kühlen Milchkammer auf reinlichen Brettern standen.“ S. 7. „Die innigen Seufzer des Danks und der kindlichen Liebe, ein süßer Opferduft dem, der das Stammeln der Einfalt versteht, das wortarm in der vollen Thräne sich ergießt.“ Auf der folgenden Seite ist von

„Ruinen

„Ruinen die Rede, die convulsivisch über einander gewälzt lagen." — „Wenn werde ich dich hier wieder erwarten, Geliebter? fragt Chane, und Amandor antwortet: „Wenn die Sichel des Neumonds dort über jene Zacke strahlt, von welcher der dreymal gebrochene Wasserfall in leichtem Staubregen herunterwallt, denn, o Geliebte, erwarte mich hier!" — Wir haben dieses Produkt ohne alle Rücksicht auf das Geschlecht seines Urhebers beurtheilt. Die Zahl der weiblichen Schriftstellerinnen ohne Beruf wächst so sehr an, daß die Kunstrichter ihre Pflicht ganz aus den Augen setzen würden, wenn sie ferner einer unzeitigen Galanterie Platz geben wollten.

N. 3. Rec. kennt das Original dieses Buchs nicht, es scheint aber wirklich ein spanischer Roman zum Grunde zu liegen, wenigstens sind die höchst abentheuerlichen Begebenheiten, die er erzählt, in ächt spanischem Geschmacke. Was am Ende des Buchs von den handelnden Personen mit dem Leben davon kömmt, verkriecht sich ins Kloster, indem es dem Rufe des Himmels zu folgen glaubt. — „Vor acht Tagen ungefähr träumte mir, ich gieng auf einer schönen grünen Wiese spaziren, darauf wandelten zu gleicher Zeit, aber mit sehr ungleichen Gedanken, ein Pfaffe, ein Ochs, ein artiges Mädchen, (welche Rangordnung!) ein Jäger und ein Storch umher. Eine jede dieser Personagen suchte und fand etwas. Der Ochs Futter, der Pfaffe Stoff zu erbaulichen Betrachtungen und Schmetterlinge, das Mädchen ein Vergißmeinnicht, der Jäger einen Hasen und der Storch einen Frosch." Die Absicht, zu welcher der Verf. diesen Apolog erzählt, liegt am Tage, schade nur, daß die Anwendung auf sein Buch so wenig passen will. Es gleicht keinesweges einer schönen, grünen Wiese, sondern einer wilden, einförmigen Steppe, auf der man wohl noch Unterhaltung suchen kann, aber schwerlich etwas anders, als Langeweile finden wird. Daß der V. sich das Pythagoräische απεχε κυαμων will gesagt seyn lassen, ist schon gut: besser aber wäre es noch, er hörte auf den guten Rath eines ganz unpartheyischen Ungenannten, und enthielte sich — der Feder und der Dinte.

Nr. 4. Obgleich der Titel nichts von einer Uebersetzung meldet, so sieht man doch bald, daß das Buch kein deutsches Original, sondern höchst wahrscheinlich Verdeutschung eines italienischen Romans von gewöhnlichem Schlage ist, in dem die unglaublichsten Begebenheiten, mit Possen untermischt,

auf

auf einander gethürmt, ohne den mindesten Zweck und Plan da liegen. Der Held der Geschichte ist der uneheliche Sohn eines Maltheserritters, den eine eifersüchtige sterbende Geliebte in einen Kasten stecken und lebendig mit sich begraben läßt, und eine griechische Sclavin, die in der Sacristey einer Klosterkirche entbunden wird, wobey ein Pater Kapuziner Hebammenstelle vertritt. Er tritt aus einem Stand in den andern, vertauscht ein Gewerbe mit dem andern, ist bald Mönch, bald Bedienter, bald Sclave, geräth in Gefahr, von einem türkischen Geistlichen beschnitten, von einem Aga gespießt und von der heil. Inquisition geviertheilt zu werden; wird ein Spitzbube, Wahrsager, Cabbalist, und durchzieht als Kaufmann und Verfertiger von Likörs ganz Frankreich und Holland, und stirbt endlich als ein reuiger Sünder.

Nr. 5 ist die krüppelhafte Ausgeburt einer kranken Phantasie, die von jugendlichem Autorkizzel zu einer unerlaubten Liebe beredet worden. „Ich bekenne, daß ich blos für die Unterhaltung geschrieben habe. Wer mehr erwartet, und nur diese findet, der mag es seinen falschen Forderungen zuschreiben, wenn er unzufrieden ist.“ So verwahrt sich der Verf. in der Vorrede. Rec. hat nichts als Unterhaltung gesucht, und statt ihrer die tödtlichste Langeweile gefunden. Die Personen dieser verwirrten, uninteressanten Geschichte führen Ossianische Namen, sind aber wunderliche Mixturen von Charakterzügen und Eigenheiten ganz verschiedener Jahrhunderte. Der Styl ist unerträglich geschraubt, schwülstig und bilderreich, voll Bombast, und mit unter voll totalen Nonsens. Lieber möchte Rec. einen Bogen in der asiatischen Banise als eine Seite in dieser eisernen Maske lesen. Es ist kläglich zu sehen, wie der Verf. sich marterl, große, schöne, vorzüglich schreckliche Gemälde zu geben, allein, er ist nicht im Stande, die mindeste Illusion hervorzubringen. Immer hingegen glaubt man, den armen bedrängten Autor in seinen Wehen vor sich zu sehen; wie er die Federn zerbeißt, wie ihm der Schweiß vor der Stirne steht, wie er die Augen wild rollt u. s. w. Ein so hart scheinendes Urtheil darf nicht ohne Belege bleiben. Die Stellen, die wir den Lesern vorlegen werden, sind von der Art, daß es wahre Beleidigung für sie seyn würde, wenn wir auch nur Ein Wort verliehren wollten, das Fehlerhafte, Lächerliche und Nonsensicalische derselben aufzudecken. S. 7. „Der Bösewicht — — sieht überall die Hand, die seinem von Staunen aufgerissenen

Auge

Auge sein eigenes Bild vorhält — die unbekannteste Miene ist ihm schrecklich, er fürchtet verwandte Züge, die ihn dem gleichgestimmten Herzen als Blutsfreund sogleich verrathen. Auch die leblose Natur hat sich gegen ihn verschworen, er bebt, wenn der Bach murmelt, die Weiden am Ufer ihre langen silbernen Blätter unwillkührlich schütteln, oder der Zitterespe unstetes Laub über seinem Haupte sich lispelnd bewegt, und ein kalter Schauder rollt seine Haut vom Wirbel bis zur Ferse zusammen, wie ein leichter Rieselwind vor dem Ungewitter des Sees oberste Wellchen kräuselt." — S. 11. „Dem Ryno gab die Natur Kraft, mit der Allmacht um die Blume einer augenblicklich welkenden Freude zu kämpfen, seinem Arme gab sie Riesenstärke, trotzig die ehernen Pforten der Felsenburg der Nothwendigkeit zu zersprengen, und das lang eingekerkerte Glück für immer zu befreyen." — Ryno faßt den Gedanken, seinen Bruder zu ermorden. „Vor seinem Blick stand dieser Gedanke da in Riesengestalt, in bluttriefendem Gewande, den Fuß auf den bleichen, schlaffen Leichnam des Bruders, auf seinen Armen die Weinende mit wüthenden Sträuben gegen ihn ringende Malwina, die er ihm freundlich lächelnd darbot." — S. 94. „Malwina stand jetzt vor ihm, ihre Hand ruhte auf der seinen, sein Haupt, der Brust sanft zugeneigt, seine Blicke auf sie niedergesenkt, schien er überall das Mädchen zu bemerken, und doch ihrer nicht zu gewahren." — S. 144. „Einzeln lagen hier die erstarrten Tropfen seines eigenen Blutes. Zusammengeschrumpft war das Gesicht, die Nase ragte dürr hervor, die Augen hingen an einzelnen starren Fasern weit aus den Höhlen hervor, der blaue Mund lag aufgespreizt da, und die weißen Zähne blinkten weit aus ihm hervor u. s. w." — S. 524. „Dieser milde Blick ist ein Sonnenstrahl, der durch die Wetternacht meines Unglücks leuchtet, ein Götterlaut, der durch das Sturmgeheul meiner Leidenschaften tönt u. s. w. S. 484. „Ryno wälzte seine Augen schrecklich über den Greis hin und her."

Cui haec legisse satis non est —
Nil illi satis est mali . . . .

Ga.

Thea-

Theater.

Aja, oder die heimliche Ehe, Skizze eines Trauerspiels in fünf Aufzügen. — Voluisse sat est! — (Eine schöne Rechtfertigung für schlechte Schriftsteller!) Berlin und Leipzig. 1792. 67 Seiten. 8. 3 ℛ.

Ein Mensch, an dem der Fluch erfüllt wäre, den einer von den Helden dieses Stücks (Seite 21) ausstößt: „Gottes wohl„thätige Sonne trockne mein Gehirn aus!" könnte schwerlich unsinnigeres, tragikomisches Zeug zu Papier bringen, wie dieser unglückliche Schriftsteller, der aber dabey so viel Zuversicht zu sich selber hat, daß er sich in der Vorrede etwas darauf zu gut thut, die aristotelischen Krücken und des hochseligen Lessings Vorschriften zu verachten. Zum Glück erfahren wir am Ende dieser Vorrede, daß er erst zwey und zwanzig Jahre erlebt hat; und so ist denn noch Hoffnung da, daß er wenigstens Grammatik lerne: jetzt verwechselt er sogar den Dativum mit dem Accusativo.

Pk.

Heinrich Frauenlob, oder der Sänger und der Arzt. Maynz, bey Fischer. 1792. 5 Bogen. 8. 4 ℛ.

Da dieses Stück vermuthlich in der Verwirrung des Kopfes geschrieben ist, die irgend ein Fieberanfall bey dem Verfasser mag erzeugt haben; so würde es vielleicht ungerecht seyn, hiernach seine Talente zu beurtheilen. Wir begnügen uns daher, ihm eine vollkommne Besserung zu wünschen.

Eg.

Die Kolonie, ein Schauspiel in vier Aufzügen für das Churf. Sächsische Hoftheater, von Albrecht. Dresden, bey Richter in Commission. 1792. 6½ Bogen. 8. 6 ℛ.

Ein, in jeder Rücksicht so schlecht gerathnes theatralisches Produkt, daß es keiner Recension werth ist.

Pk.

1) Männerstolz und Weiberrache, ein Ritterschauspiel aus den Zeiten der Kreuzzüge in vier Aufzügen von Adolph Anton, deutschen Schauspieler. München, bey Lindauer. 1792. 134 Seiten. 8. 6 gr.

2) Wilhelm Tell, ein schweizerisches Nationalschauspiel. Eine Preisschrift von Herrn am Bühl. Zur Aufführung durch die Zürchersche Jugend am Bechtoldstag bestimmt. Zürich, bey Orell und Comp. 1792. 84 S. gr. 8. 4 gr.

3) Die Waffenbrüder, ein tragisches Sittengemählde aus den Zeiten der Kreuzzüge in fünf Akten, von Bernhard Stein. Breslau, bey Korn. 1792. 179 Seiten. 8. Mit einem (elenden) Titelkupfer. 14 gr.

Männerstolz und Weiberrache ist ein Stück, dergleichen jeder Schauspieler, dem Mutter Natur nur ein wenig Gedächtniß und einen nicht ganz verschlossenen Kopf gegeben hat, machen kann, wenn er sich ein Paar Monate unter den Rittern und Knappen seiner Truppe umhergetrieben hat. Alles ist so kahl und gemein, daß man es schon hundertmal gelesen und gehört zu haben glaubt. Nur einige wenige Stellen stechen, aber nicht durch Schönheiten, sondern durch Fehler und Lächerlichkeiten, hervor. Ein junger Ritter hört, daß ihm seine Geliebte entführt worden. „Nun dann auf, sagt er zu seinem Knappen, wir wollen ihnen das Fräulein abjagen, und „wenn sie damit gegen den Himmel gefahren wären.“ Sie gehen, und der Entführten Zofe tritt auf: „Ach! Gott „im Himmel! mein goldnes Fräulein entführt! das liebe gute „Kind wird vielleicht gar von einem Bösewichte entehrt!“ Eine Gräfin Kunigunde die aus Rachsucht die Entführung veranstaltet hat, sucht den Verdacht auf den jungen Ritter,

der ihre Anerbietungen verschmäht hat, zu bringen, und fodert den erzürnten Vater zum Nachsetzen und zur Strafe auf: „Mögt ihr doch (sagt sie ironice) die Sache noch einmal überlegen: die Flüchtigen werden Euch Dank wissen; gewinnen Zeit dadurch, brünstige Liebe zu pflegen, und euch, ob des gelungenen Streiches, einen triumphirenden Schnips zu schlagen!" Es nimmt mit der Frau Gräfin ein Ende mit Schrecken, alle ihre Unthaten kommen ans Licht; sie läßt sich zwar selbst Gerechtigkeit wiederfahren, schreibt aber der rächenden Hand des Himmels eine seltsame Strafart vor: „Donner des Ewigen! schreyt sie — zermalme meine Seele zu Staub!"

N. 2, mag, wie wir gern glauben, unter den fünf eingesandten Stücken zu dem bey der Aufgabe beabsichtigten Zwecke das einzige taugliche gewesen seyn; sein absoluter poetischer Werth ist ziemlich geringe. Das geringe dichterische Interesse kann und wird bey Schweizern durch das hinzukommende Nationalinteresse verstärkt werden; auf einem Theater ausser seinem Vaterlande würde es ohne etwas Langeweile nicht abgehn. Der Dialog ist indeß nicht ganz zu verachten, auch verdient das Streben des Vf. Lob, einen gemäßigten, weisen Freyheitsgeist in seinem schönen Lichte zu zeigen, und die Falschheit der verworfenen Politik aufzudecken, die da lehrt: „das „Volk wolle nicht mit Schonung und väterlicher Milde be„handelt seyn: es sey nur so lange gut, als es unter dem „Druck lebe, und mit Elend zu kämpfen habe. Spieße und „Hellebarden müsse man vor ihm blitzen lassen, ihm immer „auf dem Nacken sitzen, es mit ungewohnten Strafen und „Martern schrecken: das mache geschmeidig u. s. w." — Die Sprache ist im Ganzen ziemlich rein, doch nicht ganz frey von schweitzerischen Idiotismen und Eigenheiten der Rechtschreibung: Botten — fort ab dem Platze — stuhnd — Altvodern (Voraltern) — die Augen herausmörden — immwert — ziblen (zielen) u. s. w. Wir wissen nicht, mit welchem Recht es sich die Schweitzer allein herausnehmen, in die deutsche Büchersprache ihre Provinzialismen selbst dann einzumischen, wo sie die besten Worte voll erschöpfender Bedeutsamkeit besitzt? Und, nur noch eine Frage, ist denn die Schweitzergeschichte so arm an wahren interessanten Begebenheiten, daß der Verfasser zum Stoff seines Stücks eine Fabel wählte?

N. 3. Die Schriftsteller werden immer industriöser und ökonomischer. Wenn die dramatischen Dichter sonst Zeit und Mühe anwendeten, ihren Charakteren Selbstständigkeit und auszeichnende Physiognomieen zu geben, so wissen sich viele jetzt leichter aus dem Handel zu ziehn, und setzen, wie unser Verf. ihren Stücken „eine Charakteristik der handelnden Personen und Vorschläge zum Costhum" vor. Was sich denn aus dem Inhalt nicht ergiebt, das erfährt man hier: welche Person halsstarrig, hinterlistig und hartherzig, welche edel und großmüthig, welche ein gutes Gemüth und welche ein böses Herz habe. Hier wird mit der ängstlichsten Genauigkeit angegeben, wenn ein Schauspieler sich einen starken Knebelbart machen, ob er einen roth oder schwarz sammtnen Rock anziehn soll u. d. gl. — Ritter Conrad von Hohenburg hat eine einzige Tochter Gertrud, ein widerlich-weinerlich schwärmerisches Geschöpf, wie sie keinesweges in den Tagen der Kreutzfahrer existirten, sondern nur am Ende des 18ten Jahrhunderts in Ritterromanen und Schauspielen spuken. Sie betet den Ritter Veit von Felsenhorst an, diesen aber mag der Vater nicht; und den Ritter Hubert von Hubertsburg, dem der Vater seine Gertrud versprochen hat, mag die Tochter nicht. Sobald Hubert hört, daß sein Waffenbruder und innigster Freund Veit sein Nebenbuhler sey, so tritt er ihm sogleich großmüthig seine Ansprüche ab, und sucht den alten Starrkopf zu bewegen, seinen Freund glücklich zu machen. Von Bitten geht er zu Drohungen über, aber der Alte ist unerschütterlich, denn er hat einst den Schwur gethan, seiner Tochter eher den Tod als den Ritter Veit zum Manne zu geben. Das erstere thut er auch: er bringt seiner Tochter mit eigner Hand den Giftbecher auf. Als sie im Begriff ist, den Geist aufzugeben, ruft er ihr zu: „Fahre wohl, meine Tochter! Rein und lauter empfängt dein Schöpfer deine Seele zurück, und das ist mein Werk! er drückt sie fest an seine Brust, sein Herz bricht, er stöhnt, reißt sich los, und geht ab. Nachdem nun die Tochter todt, und der Vater mit gebrochenem Herzen abgegangen ist, so wißen die beyden Freunde nichts beßers vorzunehmen, als nach Palästina gegen die Sarazenen zu ziehn. Um der Sprache doch auch das Costuhm des 12ten oder 13ten Jahrhunderts zu geben, so wirft er unter die neumodischen Floskeln ein Paar hundert annoch, anitzo, — eine fröhliche Urständ, ein zur Küste gehn und noch ein Dutzend Archaismen ein. Wenn ein Ritter seine Freundschaft für einen andern recht stark

ausdrücken soll, so läßt ihn der Vf. sagen: „Seine hintersaßne „Braut führte ich zum Weibe heim, und wenn ein Troß„bube sie geschändet hätte." Eine besondere Stärke hat der Vf. in der Angabe von Tableaux, wie es die Franzosen zu nennen pflegen. Der alte Conrad besucht seine Tochter in dem Kerker, in den er sie sperren lassen, ihre Ergebung in seinen Willen zu erzwingen. Er bittet, er fleht, er droht; wie alles nichts helfen will, so sagt er: Nun so stirb, Elende! (Plötzlich zieht er aus seinem Busen einen Dolch. Indem die bewaffnete Rechte aus der Höhe herabstürzen will, hält er auf einmal inne. Der Dolch fällt herab. Er bleibt in gräßlicher Betäubung, den Arm in der Höhe unbeweglich stehen. Grause Pause.) Sonst hieß es oft von den Dichtern: Populus illos sibilat, at sibi plaudunt ipsi domi, jetzt könnte im Gegentheil ein Dichter Stücke verfertigen, die er selbst auf seiner Stube auspfiffe, und man würde dennoch bey der Vorstellung mehr als Ein Parterr gutmüthig applaudiren sehen.

Ei.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Lafontänens Fabeln, französisch und deutsch. Herausgegeben von Samuel Heinrich Catel, Prediger in Berlin und Professor am Französischen Gymnasium. Zweyter Theil. Berlin, bey Lagarde, 1792. 16 B. 8. 16 gr.

Wir haben schon bey der Anzeige des ersten Theils in dieser Bibliothek, wenn wir uns nicht irren, bemerkt, daß es rathsamer gewesen wäre, der Uebersetzer, (dem wir übrigens sein Talent zu poetischen Uebersetzungen gar nicht absprechen wollen) hätte weder die Nachahmungen einiger unsrer berühmten Dichter von Lafontänischen Fabeln neben die Originale, noch seine Uebersetzungen neben jene drucken laßen, um sich weniger verantwortlich zu machen. Er sagt zwar, diese seyen nur für Deutsche, die die Lafontänischen Fabeln nicht verstehen, bestimmt; aber um so mehr hätte er seine Arbeit besonders drucken lassen sollen: denn was hilft wohl denen, die das Französische nicht verstehen, das beygedruckte Original? Wir können nicht bil-

liger handeln, als wenn wir eine der übersetzten Fabeln mit numerirten Anmerkungen zum Beyspiel hersetzen. Es sey die 20te des sechsten Buches. Die überflüssigen Worte oder Phrasen sind mit Schwabacher gedruckt.

Die Zwietracht.

Die Zwietracht, die vor langer Zeit
Mit [1]) Aepfeln den Olymp entzweyt, [2])
Ward aus der Götterschaar verbannt, [2])
Und nahm zur Erde ihren Lauf. [2])
Das Thier, gewöhnlich Mensch genannt,
Nahm sie von ganzen Herzen [3]) auf,
Mit ihrem Bruder Ja = und = Nein
Und ihrem Vater Mein = und = Dein.
Sie thaten [4]) uns die große Ehre,
Zu wählen unsre Hemisphäre;
Und nicht den andern Erdenraum,
Wo Menschen diesen Nahmen kaum
Verdienen, Priester [5]) und Notar,
Und Advokat und Kommißar,
Vor lauter Dummheit, gar nicht kennen,
Und keine Zwietracht brauchen können.
Bey uns fand sie schon mehr zu thun,
Und keine Stunde auszuruhn. [6])
Da wo sie nöthig war, rief sie
Die Göttin Fama spät und früh.
Dann lief [7]) sie hin, und rieth [8]) zum Streit,
Entfernte Ruh und Einigkeit.
Blies Funken an zu großem Feuer
Und machs' [9]) den lieben Frieden theuer.
Doch endlich klagte Fama sehr
Daß sie fast immer hin und her [10])
Und nie [11]) an einer Stelle wär:
Man sollt' ihr also einen Ort
Bezeichnen, [12]) wo man sie sofort, [13])
Wenn man sie brauchte, finden könnte.
Nun gab es damals in der Welt
Noch keine Klöster und Konvente, [14])
(Wo es ihr jetzt so gut gefällt) [15])
Darum quartierte man sie ein [16])
In Hymens enges Kämmerlein [17]).

An=

Anmerkungen. 1) Mit Aepfeln, zweydeutig construirt, als ob der Himmel mit Aepfeln in Streit gekommen wäre. Besser durch Aepfel. 2) Drey verschiedne männliche Reime nach einander. Unsre guten Dichter der vorigen Dezennien thaten das nicht, ließen nicht einmal zweye auf einander folgen, es sey dann, daß das ganze Gedicht aus männlichen Reimen bestanden hätte. Lauf ist auch unrichtig, man sagt das nur von der Bewegung lebloser Dinge, als Ströme, Himmelskörper u. s. w. Hier muß Weg stehen. 3) Nahm sie von ganzem Herzen auf. Ebenfalls undeutsch; oder das Adjektiv gern müßte eingeschoben werden. Warum nicht, wie im Original: Nahm sie mit offnen Armen auf, und in der folgenden Zeile statt mit, nebst? 4) Desgleichen. Man sagt nicht, wenigstens nicht im korrekten Styl: einem die Ehre thun, sondern anthun, oder erweisen. Also könnte man dafür setzen:

Ja, sie erwiesen uns die Ehre
Und wählten unsre Hemisphäre. —

5) Daß die Wilden in Amerika, (denn dieser Erdtheil soll doch wohl hier bedeutet werden) keine Priester hätten, davon wissen wir nichts. Auch hat das Original nichts davon, sondern nur, daß sie zum Ehebande nicht Priester und Notarien bedürften. Noch müssen wir hier bemerken, daß alle diese Substantive: Priester — Kommissar, wenn ihnen der Artikel fehlt, nicht im Accusativ des Singulars gebraucht werden können. 6) Besser flöße der Vers, und ohne einen Hiatus, so:

Und konnte keine Stunde ruhn.

7) lief sie hin — niedrig. 8) rieth zum Streit — viel zu kalt; es sollte heißen reizte oder hetzte z. Str. auf. 9) macht vor einem Konsonanten — viel zu hart und nicht zu dulden. Ueberhaupt ist hier eine tautologische Weitschweifigkeit, die vermieden werden konnte; drey Zeilen sagen nicht mehr, als die einzige im Original:

courait vîte aux débats, & prévenait la paix.

Vielleicht würde es besser so heißen:

Sie kam und schuf zu Zank und Streit
Die herrlichste Gelegenheit,

Blies Funken an zu großem Feuer,
Schnell ward der liebe Friede theuer. —

10) hin und her seyn undeutsch, und 11) fast immer hin und her (in der Irre, auf der Flucht) seyn, und nie an einem Orte, — ein Widerspruch. 12) bezeichnen — nicht ganz der rechte Ausdruck, besser bestimmen, eigentlich anweisen. 13) sofort soll hier die Stelle des sogleich vertreten, kann das aber nicht, sondern bedeutet hernach, so weiter. 14) Konvente bezeichnet heut zu Tage, wenigstens im Deutschen, keine Klöster, und jene sind ja schon da. Oder soll es Nationalkonvente bedeuten? die gab es ja schon in der einfachsten bürgerlichen Gesellschaft. Wenn aber das Faktum noch früher datirt werden müßte — nun, so lassen sich doch von jeher Familienkonvente denken. 15) Diese Zeile steht nicht im Original, und es verliert dabey auch nichts. 16) Die Praposition ein sollte durchaus nach unsrer Grammatik den Satz schliessen. Ueberhaupt wollen uns die zwey letzten Zeilen, und das enge Kämmerlein nicht gefallen. Eng ist bey Kämmerlein ohnedem ein Pleonasmus. Vielleicht soll es auf die enge Verbindung in der Ehe anspielen; aber dann entsteht dabey der Nebengedanke, daß die Zwietracht sich in einem engen Kämmerlein nicht sehr ausbreiten kann. — Man hätte gewiß der Stelle eine bessre Wendung geben können. Im Franz. ist sie sehr vorzüglich:

L'auberge enfin de l'Hymenée
Lui fut pour maison assignée.

Uebrigens ist diese Fabel immer eine der fliessendsten in diesem Bande. In manchen andern sind nicht nur unleidliche Härten, sondern auch beträchtliche Sprachfehler. Anlage zu poetischen Uebersetzungen gestehen wir, wie gesagt, dem Herausgeber zu; auch lebhafte, rasche Erzählung; aber bey noch mehrerer Anlage darf dennoch die Feile nie aus der Hand gelegt werden. Ein vortreffliches Beyspiel, wie man mit seinem Originale wetteifern müsse, giebt die Gellertsche Fabel: Die schlauen Mädchen, ab, die hier die 6te im fünften Buche ist.

Kt.

Epoden. 1792. 4 M.

Unter diesem Titel macht der Ehrwürdige Vater der deutschen Musen seinen vielen Freunden und Verehrern ein neues Geschenk von 2 Bogen Gedichten, welche zugleich zum Beweise dienen, daß die Munterkeit seines Körpers und seines Geists gleichen Schritt hält. Angenehm muß es jedem Freunde der Wissenschaften und besonders der Dichtkunst seyn, zu sehn, wie die Gespielin seiner Jugend, nicht nur die Begleiter in seines Lebens, sondern auch noch die wohlthätige Pflegerin seines heitern Alters wurde. Und so laße Apoll ihn noch lange jenes Dichterwunsches seines vertrauten Flakkus genießen: nec turpem senectam — nec cithara carentem. Kenner der Gleimischen Muse und wer ist? oder sollte dies nicht seyn? hat man nicht erst nöthig mit seiner Manier bekannt zu machen. Indessen wird es doch nicht unangenehm seyn, eine Probe davon schon hier zu finden.

Mein Müller an seinen kleinen Esel.

Was hätt' ich nöthig, dich zu schlagen!
Du trägst, du Kleiner! was zu tragen
Dem grösten Esel möglich ist!
Gottlob! daß du mein Esel bist!

Wär aber unser Herr von Kiesel
Mein Esel, dann, du kleiner Esel!
Schlüg ich auf ihm bey meiner Treu
Den Knotenprügel oft entzwey.

Denn sieh, er schleicht, und er soll gehen,
Die Mühlenräder zu besehen,
Und steht am Bach und steht und steht,
Daß einem die Geduld vergeht.

Wenn unser alter guter König
Den Faulpelz sähe, der so wenig
An einem Sommertage thut,
Es gienge, straf mich Gott! nicht gut.

Hrd.

Katholische Gottesgelahrheit.

Instructio practica de Missis votivis rite celebrandis, quae Dissertatione prooemiali de quadruplici Rubricarum genere, nempe praeceptivis, propepraeceptivis, directivis ac dubiis, et ad finem Appendice de quibusdam observandis circa sanctissimum expositum adaucta, nedum pro Missis votivis necessaria, sed etiam pro festivis, seu de die currente legendis, quaedam utilia complectitur; et rubricis generalibus Missalis romani, sacrae rituum Congregationis decretis tam antiquis quam recentioribus, novo Gavanto &c. collecta. Auctore P. *Hieronymo Vogt*, O. P. P. Benedicti. Imp. Monast. Ochsenhusani Prof. Cap. p. t. Vicar. in Bellemont. Cum permissu reverendissimi Ordinarii. Constantiae, typis Wagner. 1792. 8. 33 Bogen.

Von einem solchen Buch braucht der verständige Leser nicht mehr als den Titel zu wissen, um sich von seinem Daseyn zu überzeugen. Wer glaubt, daß Gott mit einem Hände- und Lippendienste gedient sey, der wird das Buch selbst lesen, um daraus zu lernen, wie man bald mit starker, bald mit leiser Stimme, bald baarfuß, bald beschuhet, bald im schwarzen, bald im gefärbten und mit Gold verbrämten Talar, der Gottheit am wohlgefälligsten werde. Wenn dies Buch nicht vor unsern Augen daläge, so würden wir an seiner Existenz zweifeln: wenigstens glauben wir, daß sich solche Vorschriften besser für Priester heidnischer Gottheiten schicken; als für Diener einer Religion, die es zu ihrem ersten Grundsatze macht, daß man Gott nur im Geiste und in der Wahrheit wohlgefällig anbeten könne. Wir wollen nur noch ein Paar Linien von dem nächsten besten Blatt dieses Buchs abschreiben. Seite 98. „Triplicem in Missa vocem adhibendam esse constat; *altam, mediam, submissam. Alta* voce dicuntur, Ingressus, Introitus, Kyrie, Gloria in excelsis &c. &c. *Media* voce reci-

recitantur; Orate fratres &c. &c. Caetera omnia, praesertim verba consecrationis dicuntur voce *submissa*, ita tamen ut celebrans et ipsemet se audiat, et a circumstantibus non audiatur, vel, quando propter Musicam aut alium tumultum seu strepitum, semet ipsum audire nequit, saltem sentiat, se omnia rite pronuntiare. Quare minime sufficit bombilare tantum seu murmurare more apum, vel sola labia movere, et nihil articulate pronuntiare, quia hoc modo Missa non tam legeretur, quam cogitaretur. — — — Forma consecrationis utriusque speciei, ut ante diximus, *secrete* debet proferri, ubi excusantur, qui vocem ita intendunt, ut Minister, vel proxime adstantes audire eos queant. Peccant tamen *venialiter*, si Formam adeo alte pronuntiant, ut ad 6 vel 8 passus audiri possint; *graviter*, si ad 40 circiter passus, vel etiam ad pauciores, quando magna pars populi intra totidem passus continetur, et Formam audit." An diesem ganzen Buche hat uns gar nichts gefallen, als die Entschuldigung des Vf. in der Vorrede, daß er von den Vorschriften nicht jedesmal auch den Grund angegeben habe: Er sagt: „Rationem asserti quod non ubique „apposuerim, non mirabitur, qui perpenderit, eam nec „à Rubricis, nec à Decretis, nec ab aliis auctoribus semper „apponi, *sed à prudente et docto lectore facile scire posse*: „accedit, quod in re rubricistica saepius *pro ratione* „*voluntas* Ecclesiae ita disponentis et ordinantis valeat, „et suffragetur."

Etwas Kleines für die große Welt mit Frag und Antwort. Verfertigt von P. F. Damiano Grez, Franciskanerpriester. 1792. 8. 5½ Bog.

Dies ist eine sehr possierliche Strafpredigt in Frag und Antwort, die ein Franciskanerpriester der großen Welt darüber hält, daß sie sich nicht gefallen lassen will, sammt und sonders in ein Franciskanerkloster zu ziehen, und dort nach Franciskaner Art zu leben. Wer mag es auch einem Franciskaner übel deuten, daß ihm sein Kloster der Himmel, und die Welt die Hölle zu seyn scheint? Auch das muß man ihm wohl verzeihen, wenn ihm bisweilen ein hämisches Wort entfällt über die heutigen Pharisäer und Sadducäer, Modegelehrte, Witzschliffer, Sprach- und Sylbenköch, Geschmackmarkatender, Windflügel, Flattergeister und Komödiantenmeister. Nur dies scheint

uns kaum einer Nachsicht zu verdienen, daß der Verfasser seine Galle sogar auch über das schöne Geschlecht ausspeyt. Doch dünkt uns, auch dieß wäre wenigstens einem Franciskaner zu verzeihen. „Wem trauet man dieser Zeit mehrers, ruft der Verf. in seinem heiligen Eifer aus, als dem Weibervolk? Und wer ist mehrer falsch, als dieses verkappte Weiberwesen? Sie sind viele gewesen, und sind noch mehr worden, die falsche — die falsche — die falschgebildete Weibergeschöpfe. Sie sind viel gewesen, denn eine solche war Jezabel. — Eine solche war die Rahab zu Jericho. — Eine solche war die Rachel. — Eine solche war Michol. — Eine solche war die Frau Jeroboams. — Endlich auch solche waren die Töchter beyde des Loths. Solche, solche falsche waren die Weiber der Moabiter. — So viel, und sehr viele falsche Weibsgeschöpfe waren schon vor Zeiten; wenn man die Falschen aber zu unsern Zeiten zählen wollte, so würde die egyptische und römische Zifferzahl nicht klekbar seyn. Ist es nicht wahr?“

„Auch die Männer, und zwar solche, welche große Männer seyn wollen, sind oft um kein Haar besser, als die falsche Weiber. So lang Maria, Königin in England, die Gottselige, lebte, war alldort ein gewisser Kavalier ein Schimmer der Gottseligkeit; sobald aber Elisabeth, die ketzerische Königin, auf den Thron gestiegen, so legte dieser Kavalier hurtig seine Masquerade ab, und machte seinen falschen Ketzer kennbar. O der falschen Bosheit! o der boshäften Falschheit! Er betete das ketzerische Credo der Boshafte, nur den Credit zu erhalten.“

„Es ist die Welt voll Machiavellen; es ist die Welt jetzt voll englischen Bestien; es ist die Welt voll angestrichenen Mumien; es ist die Welt voll sodomitischen Aepfeln; es ist die Welt voll trojanischen Pferdten; es ist die Welt voll falschen Leuten: wie heißen diese? Politiker heissen sie; sie sind von Polie, sie kommen von Polieren her, sie haben einen äusserlichen Glanz, und weiters ist nichts dahinter. Ist es nicht wahr? Ihr Herren Polizeymeister?“

„Die ganze Polizey ist oft nichts als eine lautere Betrügerey, nicht ein Quintl Redlichkeit, lauter Falschheit steckt insgemein unter dem politischen Schimmer, alles falsch. Kein redliches Haar ist auf dem Kopf, die Haare falsch — die Kleidung falsch — die Spitzen und Borten falsch — das Geschmuck

falsch

falsch — die Farb im Angesicht falsch — die Zähne im Maul falsch — das Hembd am Leib falsch, aussen von Leinwand, innenher Zwilch: ja sogar der Mittelpunkt in ihnen, das Herz, ist falsch. Ist es nicht wahr? Oder giebt es nicht viel Tausend solcher Politiker? —"

„O wenn man ein gutes Herz, und nur wenig gute Einsichten hat, so sieht man schon genug, wie die Falschheit allgemein: denn was findet man anjetzo, wenn man nachsehen will? falsches Reden — falsches Schreiben — falsches Winken — falsches Wispeln — falsche Münzen — falsche Stimmen — falsche Weine — falsche Siegel — falsches Geld — falsches Silber — falsche Freunde — falsche Gesichter — falsche Brüder. Kurz, es ist eine allgemeine Falschheit. Ist es nicht wahr? —"

„Kaltgläubler! — Freygeist! — Sinnloses Freyherz! — Freygläubler! Verderbter Freygeist! — du wirst noch dein Nattergift, deine gramme Drachengall ausgeifern, dein Geist wird dein Fleisch verfluchen! du wirst schröckbar schreyen — verfluchter Kothsack! deine schnöde Listen haben mich in das ewige Elend gebracht. Verfluchte Augen! — verfluchte Ohren! — verfluchte Hände! — verfluchte Zunge! — verfluchtes Herz! — Ihr, ihr seyd Schuld an meinem Verderben! —"

„Freygeister! — Himmelsstürmer! — Gottesverachter! Du wirst deines gleichen Bursche sehen, siehe diese Eisenbeisser werden mit Zähnen kläpern; — Du wirst Babylonische Metzen sehen, welche so viele Unschulden bezaubert und vergiftet. — Du wirst eine entlarfte Schönfärberin, eine leibhafte Jezabel sehen, welche dich verunglücket durch die ganze Ewigkeit! —"

Insbesondre können wir diese Strafpredigt dem Herrn Pater Widmann in Elchingen empfehlen, um daraus sein Schimpf-Lexikon auf die Aufklärung und auf die Aufklärer zu bereichern.

Christenlehrpredigten über die Gebothe, für das Landvolk. Von Blasius Hiller, Weltpriester. Begnehmiget vom Hochwürdigsten Ordinariat. Augsburg, in der Wolfischen Buchhandlung. 1792. 8. 42 Bogen.

Der Verfasser bestimmt diese Predigten eigentlich für seine Mitbrüder, damit sie an ihnen einen Leitfaden hätten, erbauliche Christenlehrpredigten zu halten. Da aber diese Predigten bey weitem nicht den ganzen Katechismus umfassen, so will er sie unterdessen blos als Muster angesehen wissen, von zwey Jahrgängen Katechismuspredigten, die er eigends für das Landvolk, und nach den Bedürfnissen unserer Zeit, nächstens herausgeben will. Zur baldigen Ausführung dieses Entschlusses wird der Verf. vorzüglich durch folgende Bemerkung geleitet: „Weil heut zu Tage unter den Volkslehrern sowohl in „der Lehrart, als in den Grundsätzen unserer heiligen Religion „(wenigst was Disciplinar- und Nebensachen betrifft) so eine „auffallende Mißhelligkeit herrschet, daß der gemeine Mann, „welcher bald da, bald dort in Predigten und Privatdiscursen „über Glaubensgegenstände verschieden, und, besonders von „unvorsichtigen jungen Geistlichen, die noch warm aus den „neuerrichteten Seminarien herkommen, nicht selten recht ärgerlich reden hört, beynahe nicht mehr weiß, wie er daran „ist, was, oder wem er glauben solle; so ist es allerdings die „höchste Nothwendigkeit, das Volk mit dem ächten, reinen und „altorthodoxen Christenthum alles Fleißes recht genau und „gründlich bekannt zu machen." Er hält deswegen dafür, daß, wenn Christenlehrpredigten jemals nützlich und nothwendig gewesen, sie es gewiß jetzt in unsern durch die höllische Aufklärung so sehr verfinsterten Tagen seyen. — Die vor uns liegenden Predigten sind nun freylich nicht von der Art, daß wir sie auch als Muster guter Christenlehrpredigten empfehlen können. Der Verf. giebt sich zwar viele Mühe, gemein- verständlich zu seyn, und es glückt ihm auch öfters; aber dabey verfällt sein Vortrag öfters in das Bäurische, und es mangelt ihm selbst gänzlich an einer aufgeklärten Religionskenntniß. Was wir schon an einem andern Orte (Band 99. St. 1. S. 59 folg.) von den praktischen Predigten des Verf. für das Landvolk, auf alle Sonntage des ganzen Jahres, gesagt haben, das gilt auch von diesen Christenlehrpredigten. Wir wollen unser Urtheil nur noch mit einigen Beyspielen belegen. In der Predigt am Feste der heiligen Dreyfaltigkeit, S. 26, sagt der Vf.: „Da der Glaube an die heilige Geheimnisse unserer Religion Gott deswegen zur Ehre und Glorie gereicht, „weil er uns in allen denselben unbegreiflich ist, und wir gerade auf sein Wort hin unsere Vernunft gefangen nehmen „müssen; so ist es unstrittig, daß durch den Glauben an das

„Ge-

„Geheimniß einer dreyeinigen Gottheit, Gott von uns die „allergrößte Ehre und Verherrlichung wiederfahre, eben „darum, weil er in keinem aus allen Geheimnissen den Men„schen so unbegreiflich ist, wie in diesem. — Dieses Bekennt„niß des Glaubens an die heilige Dreyeinigkeit ist es, was „Gott zur größten Ehre und Verherrlichung gereichet; weil „es das größeste Opfer ist, welches der Mensch von allem dem, „was er hat, seinem Gotte darbringen kann; denn dadurch „bringet er ihm die edelste und beste Kraft seiner Seele, den „Verstand, zum Opfer dar. —“ In der Predigt von Verehrung der Heiligen, am vierten Sonntage nach Ostern, Seit. 116, fragt der Verf. folgendermaßen an: „Recht keck und un„sinnig haben die Ketzer jederzeit mit ihren falschen Grund„sätzen, die sie mit einer stirnlosen Hartnäckigkeit behaupteten, „die katholische Religion angefeindet. Wer würde geglaubt „haben, daß einem in den Kopf kommen sollte, die Verehrung „der Heiligen anzustreitten? dennoch haben sich nicht wenige „erfrechet, sich dagegen aufzumachen, und verschiedene Lehren „wider dieselbe in der christlichen Gemeinde auszustreuen. —“ Und am Ende dieser Predigt heißt es: „Ich gebe also, ehe ich „es beschließe, das ganze Lehrgebäude von Anrufung der Heili„gen in folgendem Gleichniß. Ich sehe auf einem Berge einen „unergründlich-tiefen Brunnen, der voll des lebendigen Was„sers ist: unten am Berg ist ein trocknes Land, und rings um „den Brunnen sind lauter Kanäle, die sich auf den ganzen „Berg ausbreiten, und bis an den Fuß desselben erstrecken, „durch diese nun gießt der Brunnen bisweilen von selbsten, „bisweilen von einem Wind bewegt, sein Wasser auf die unten „schmachtende Erde aus. Jetzt lasset uns die Anwendung „davon machen. Unter dem unergründlichen und vollen „Brunnen verstehe ich Gott, als die Urquelle aller Gnaden: „das trockene Land deutet auf uns arme bedürftige Menschen: „die Kanäle sind die unendliche Verdienste, und das Leiden „unsers Herrn Jesu Christi, durch welche allein alle Gnaden „auf uns fließen. Nun theilt Gott öfters uns viele Gnaden „aus von sich selbst, oder aus eigener Bewegung, ohne daß wir „ihn darum gebeten haben; öfters hingegen will er darum ge„beten seyn. Weil er aber das Gebet der Sünder nicht hört; „so ist es nothwendig, daß wir uns um Patronen umsehen, „die bey ihm für uns um Gnade und Barmherzigkeit anhal„ten; diese Patronen sind keine andere, als die Heiligen, de„ren mächtige Fürbitten, welche ich durch den Wind vorstelle,

„Gott

„Gott bewegen, daß er seine Gnaden in uns ausschütte. Lasset uns also zu den Heiligen in aller Noth unsere Zuflucht nehmen, weil sie bey Gott, als seine innersten Freunde, vieles vermögen. Absonderlich lasset uns der seligsten Jungfrau die schuldigste Ehrenbezeugung erzeigen, und mit einer weit zärtlichern Andacht ihr zugethan seyn. Denn diese allein vermag Alles. Zum Beschluß will ich nur noch eine Begebenheit erzählen, die sich in England zugetragen hat. Ein gewisser Hofherr hat dem König nach dem Leben getrachtet, der König bringt dieses in Erfahrung, und das erstemal, da dieser Minister vor ihm wieder erschien, greift er sogleich nach dem Degen, Willens, denselben zu erstechen. Der Hofherr flieht, und wohin? In das Zimmer der königlichen Mutter. Dieser wirft er sich zu Füssen, und legt sein Haupt in ihren Schooß: Der König, der ihn bis dahin verfolgte, wollte auf ihn zustechen. Allein seine Mutter redet diese wenige Worte zu ihm: Halte inn, mein Sohn! alsbald wird sein rächender Arm entwaffnet, er schenkt dem Treulosen das Leben, und läßt ihm Gnade wiederfahren. Was meynet ihr, wird nicht der gerechte Arm Gottes, welcher über uns aufrührische Sünder das strafende Rachschwerdt schon gezuckt hält, wird dieser nicht auch entwaffnet werden, wenn seine göttliche Mutter dazwischen steht, und ihn inne zu halten bittet? Wird er ihr wohl eine Gnade abschlagen können? Nein, das mütterliche Ansehen wird uns gewiß Barmherzigkeit zuwege bringen.“

G.

Mathematik.

Johann W. von Goethe Beyträge zur Optik. Erstes Stück mit 27 Tafeln. 8. 4 Bogen. Weimar, im Verlag des Industriecomptoirs 1791. 12 gr. Zweytes Stück, mit einer großen colorirten Tafel und einem Kupfer. 30 Seiten. 1792. 14 gr.

Zu diesen Untersuchungen ward Hr. v. G. durch Umgang mit Künstlern und eigne Bemühungen geleitet, die ihn auf die Farbengebung, einen wichtigen Theil der Malerkunst, auf-

werksam machten. Der Maler bekümmert sich um die Wirkungen der Farben, und sucht solche gehörig zu brauchen, der Optiker bestrebt sich sie bey seinen Gläsern wegzuschaffen: auch bewundert der Künstler die prismatischen Farben, kann aber von ihnen wenig Vortheil ziehen, ein großer Theil der Harmonie des Gemäldes beruht auf Licht und Schatten, das Verhältniß der Farben zu Licht und Schatten aber ist nicht so leicht entdeckt. Ohne dieses weiter auszuführen, bemerkt Hr. v. G. nur ein Hauptgesetz, daß gewisse Farben nebeneinander gestellt, eben so einen großen Effect machen, als tiefer Schatten neben dem hellsten Lichte, und so gut Abstufungen erlitten als der Schatten durch die Wiederscheine, selbst Gegeneinanderstellung der Farben ohne Schatten, ein sehr vollkommnes Gemälde hervorbringen kann. Unterschied zwischen prismatischen Farben, die Hr. v. G. absolute nennt, und ihnen correspondirenden Oberflächen, die er farbige Körper nennt. Theilen solche Körper ihre Farben ungefärbten oder anders gefärbten Körpern leicht mit, so nennt er sie färbende Körper, oder, nach Hrn. Hofr. Lichtenberg Vorschläge, Pigmente. (Färbende Materien wäre philosophischer geredet. Der Philosoph unterscheidet ungebildete Materie, und gebildeten Körper. Pigmenta und colores unterschied Röderer bey Tob. Mayers Vorlesung de affinitate colorum, Kästner Dioptr. 54, XIV.) Nun, allgemeine Nachrichten vom Prisma, und besondere prismatische Versuche. Auf den Charten, welche zu diesem Stücke gehören, sind Linien gezogen, schwarze und weisse Vierecke gezeichnet, u. d. gl., und wird erzählt, wie diese Sachen durchs Prisma aussehen. Die Erzählung enthält nichts Ueberflüssiges, auch beziehen sich immer folgende Erscheinungen auf die vorhergehende. Sie läßt sich also hier nicht abkürzen, ohne die Charten würde, was man beybringen wollte, nicht zu verstehen seyn, Hr. v. G. sagt selbst, es sey schon schwer, mündlich, und mit allen Geräthschaften versehn, den Vortrag dieser in mehr als einer Bedeutung befremdenden Versuche durchzuführen. Also nur seine kurze Recapitulation der Erfahrungen und unmittelbaren Folgerungen daraus: 1) Schwarze, weisse und einfärbige reine Flächen zeigen durchs Prisma keine Farben. 2) An allen Rändern zeigen sich Farben, 3) weil Licht und Schatten da an einander gränzt, 4) Wenn farbige Flächen an einander stossen, zeigen sie Farben, in sofern eine heller oder dunkler ist als die andre. 5) 6) 7) Die Farben erscheinen an den Rändern strah-

strahlend, nach dem Schwarzen wie nach dem Weissen, nach dem Dunkeln wie nach dem Hellen zu, die Strahlungen geschehen nach dem Perpendikel, das auf des Prismas Axe fällt. 8) 9) 10) Kein Rand, der mit des Prisma Axe perpendicular steht, erscheint gefärbt, aber alle Ränder erscheinen so, die mit der Axe parallel gehn, alle schmale Körper, die mit des Prisma Axe eine parallele Richtung haben, erscheinen ganz gefärbt und verbreitert, 11) ein runder Körper elliptisch, daß sein grösserer Durchmesser auf des Prisma Axe perpendicular steht . . . . . 23) 24) Sonne, Mond, Sterne, Oeffnung des Fensterladens, elliptisch, weil sie als kleine helle Körper auf einem dunkeln Grunde, anzusehn sind, die Farbenstrahlungen, und folglich auch der große Durchmesser der Ellipse, stehn auf des Prismas Axe vertical. Ueber den Apparat zu den Versuchen, und die Charte dabey. Liebhaber können die Tafeln im Grossen nachmachen lassen, Hr. v. G. empfiehlt besonders Andreaskreutze, Steine, allerley Arten von Mustern, die aus abwechselnden schwarzen und weissen Vierecken entstehn, schwarze Figuren auf weissem Grunde oder weisse auf schwarzen. Zu den Versuchen dient jedes gewöhnliche Prisma von weissem Glase, auch von grünlichem, wenn man den geringen Unterschied, welchen die Farbe giebt, abrechnet. Beygefügte farbigte Tafeln zeigen, wie durchs Prisma schwarze Figuren auf weissem Grunde, und umgekehrt, aussehn. Freylich nicht mit der Schönheit prismatischer Erscheinungen, auch machte es nur die Nähe einer Chartenfabrik möglich, diese Tafeln um einen nicht abschreckenden Preis zu liefern.

Zweytes Stück. Beschreibung einer großen Prisma. Hr. v. G. hatte sich vorgestellt, jeder Liebhaber würde sich leicht selbst ein Prisma anschaffen, aber die Prismen sind fast gänzlich aus dem Handel verschwunden. Er schlägt also hier etwas vor, das Dienste leisten wird; Zwo starke geschliffne reine Glastafeln, die Größe willkührlich, doch, wie Hr. v. G. wünscht, wenigstens 12 rheinl. Zoll lang und 8 breit, durch zwey bleyerne Dreyecke in einem Winkel von 60 Gr. verbunden, die Ränder überall mit Bley eingefaßt und die Fugen wohl verküttet, geben ein Prisma, das sich in ein hölzern Gestell einstecken läßt, Abbildung und Beschreibung machen Alles deutlich. Wahrnehmungen durchs Prisma sind: Strahlung, ein farbiger Rand, wo das blosse Auge dergleichen nicht sieht, erstreckt sich vom Schwarzen nach dem Weissen, und umgekehrt.

sehen. Wie im ersten Stück nur schwarz und weiß betrachtet wurde, wo jenes Finsterniß, dieses Licht vorstellte, so werden nun auch graue Flächen gebraucht, die Schatten vorstellen, der von Licht und von Finsterniß participirt. (In der mathematischen Optik ist Schatten, begränzte Finsterniß, Licht kömmt in ihn nur von umliegenden Gegenständen.) Grau verhält sich also gegen Schwarz als hell, gegen Weiß als dunkel, zeigt auf schwarz, die Erscheinungen die nun 1 St. Weiß auf Schwarz darstellte u. s. w. Farbige Flächen zeigen prismatische Farben, wo sie durch einen Rand von einer anders tingirten Fläche abgesondert werden. Zur Erläuterung, eine gefärbte Tafel mit rothen, gelben, grünen u. s. w. Vierecken, auf Pappe gezogen. Die bisher vorgetragene Erfahrungen nennt Hr. v. G. subjective, sie kommen alle auf die einzige an: daß wir zwey entgegengesetzte Ränder vor uns stellen müssen, wenn wir sämmtliche prismatische Farben auf einmal sehen wollen, mit noch einigen Bestimmungen. H. v. G. macht Hoffnung, zu dieser Untersuchung noch mehr Materialien zu sammeln und dann zu deren Anwendung vorsichtig fortzuschreiten.

XII.

Anfangsgründe der reinen Mathematik, oder: die gemeine und höhere Rechenkunst; Geometrie, ebene und sphärische Trigonometrie, zum Gebrauch der Vorlesungen aufgesetzt von M. Johann Carl Fischer, 8. 1 Alph. 6 Bog. 6 Kupfert. in Quart. Jena, in der Crökerschen Buchhandlung. 1792. 20 Gr.

Der Arithmetik erste vier Kapitel enthalten gemeine Arithm. das fünfte Gleichungen und Progressionen. 6, 7, 8, 9: Funktionen, Differentialrechnung, Logarithmen, Integralrechnung. Eine veränderliche Größe wächst unendlich, heißt es 251 §, wenn sie größere und größere Werthe bekömmt, sie kann aber nie so groß wachsen, daß sie gar keine Gränze mehr hätte, oder, welches einerley, sie kann nie unendlich groß werden; jedoch kann man sich die Vorstellung von einer Gränze machen, mit welcher sie zu wachsen aufhören müßte, und dies ist eben das, was man in der Mathematik unendlich große Grösse nennt. (Hr. F. hat richtig gedacht, aber vielleicht, weil er kurz seyn wollte, sich nicht ganz einwendungsfrey ausgedrückt.

Nicht bedingen wächst eine Größe unendlich, weil sie größere und größere Werthe bekömmt, denn der Sinus eines Bogens von 0 bis 90° bekömmt ja die, die Werthe müssen jede Gränze, die sich angeben läßt, übersteigen können; wie man sich eine Vorstellung von einer Gränze mache, verdiente wohl Erläuterung; und was man Unendlich nennt, hat nicht die Gränze erreicht, mit der es zu wachsen aufhören müßte, denn man redet von Unendlichen, die unendliche Mal grösser sind als andere Unendliche.) Die Differentialrechnung leitet er richtig aus endlichen Differenzen der Funktionen her. Den Logarithmen sieht er als Exponent einer Potenz der Basis an, welche Potenz der Zahl gleich ist, wegen der Reihe, wodurch derselbe gefunden wird, beruft er sich auf seine Anleitung zur allgemeinen Rechenkunst. Begreiflich bedient er sich dessen, was er von Differentiiren und Integriren, Gränzen der Verhältnisse u. s. w. gesagt hat, in der Geometrie. Eben daraus leitet er die Berechnung der trigonometrischen Linien und derselben Logarithmen her, und handelt dann beyde Trigonometrien ab.

Hz.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Pragmatische Geschichte der neuesten kaiserlichen Wahlkapitulation — vom Hofr. und Professor Häberlin zu Helmstädt. Leipzig, bey Weidmanns. 1792. 8. 24 Bogen. 1 Rg. 4 gr.

Die Verhandlungen des Wahlconvents über die kaiserliche Wahlkapitulation, oder die Vota, die bey Entwerfung des neuen Wahlvertrags von den churfürstlichen Höfen durch ihre Wahlbotschafter zum Protokoll gegeben worden, sind nicht blos für den Publicisten und Historiker, sondern für jeden aufgeklärten und patriotischen Deutschen überhaupt, allemal sehr interessant und wichtig. Man kann sie größtentheils als Resultate der sorgfältigsten Ueberlegung nicht blos einzelner Staatsmänner, sondern oft eines ganzen Staatsministeriums betrachten, und zugleich die Gesinnungen, Grundsätze und

Staats-

Staatsverhältnisse der einzelnen Churhöfe am besten daraus kennen lernen. Von vorzüglicher Wichtigkeit aber waren die Verhandlungen der Churhöfe auf dem Wahlconvent von 1790, wodurch die Wahlkapitulation bekanntlich viel neue und wichtige Zusätze und nähere Erläuterungen und Bestimmungen erhielt. Hr. Geh. R. Roth zu Maynz erwarb sich daher durch die Herausgabe des vollständigen Protokolls der Wahlkapitulation Leopolds II. ein neues und großes Verdienst um alle, denen an der genauern Kenntniß dieser Hauptquelle des deutschen Staatsrechts gelegen seyn muß. Allein dieses sonst sehr schätzbare Werk ist nicht nur für die meisten zu theuer, sondern auch in so ferne unbequem, daß man nicht alles, was zu einer Materie gehört, beysammen findet. Ein vollständiger, raisonnirender und systematischer Auszug des Wahlprotokolls muß daher, seiner allgemeinen Brauchbarkeit wegen, dem deutschen Publikum sehr willkommen seyn, und diesen hat Hr. Häberlin in dem vorliegenden Werk auf eine sehr befriedigende Art geliefert. Der Zweck, den der würdige Verf. bey dieser Arbeit hatte, war doppelt: theils wollte er dem Geschäftsmann und Publicisten die Lesung der Protokolle erleichtern und ihnen alle zusammengehörige Sachen unter einem Blick darstellen; theils wollte er den jungen Freunden des deutschen Staatsrechts und den bloßen Dilettanten die Wahlkapitulation und ihre wichtigen Veränderungen und Zusätze verständlicher machen. Aus diesem letztern Gesichtspunkt müssen mehrere Anmerkungen betrachtet werden, die freylich für den Publicisten von Profession entbehrlich seyn dürften. Da sich der Verf. nicht nur während des Wahlconvents selbst zu Frankfurt befand, sondern auch mit Aufträgen, die auf die neue Capitulation Beziehung hatten, sowohl vom braunschweigischen Hofe als vom schwäbischen Städte-Collegium versehen war, so hätte er gewiß, wenn sich alles mittheilen ließe, vieles noch hier und da beyfügen können. Indessen hat er bey dem sehr ausführlich bearbeiteten 29sten Artikel vom Post- und Botenwesen, gleichsam zur Probe, gezeigt, wie viel man von ihm hätte erwarten dürfen, wenn nicht manches zur Zeit noch Staatsgeheimniß bleiben müßte.

Om.

Die Constitutionen, oder Frankreich und England in Parallele. Ein historisches Fragment. Leipzig, 1792. in der Gräffischen Buchhandl. 110 Seiten. 8. 7 gr.

Ereignisse, wie die französische Revolution, erinnern an ähnliche Begebenheiten, deren Andenken uns die Geschichte aufbewahrt hat, und es ist eben so unterhaltend als lehrreich, eine Vergleichung zwischen diesen und jenen anzustellen. Der Vf. dieser kleinen Schrift, der sich unter der Vorrede Bernhard Roll unterschreibt, macht hier einen Versuch einer solchen Vergleichung. Es werden hier die Unruhen in England unter dem König Johann ohne Land im Anfang des 13ten Jahrh. erzählt, welche die Magna charta zur Folge hatten, und die sich eigentlich erst im Jahr 1265 mit der Schlacht bey Eversham, in welcher der Graf Leicester blieb, endigten. Aber der Verf. hätte es bey seiner eigenen Erzählung fühlen sollen, daß beyde Begebenheiten zu sehr von einander verschieden und nur in wenigen Nebenzügen, wie z. B. den Aeusserungen der Wuth des Pöbels, die sich überall gleichen, einander ähnlich sind. Wenigstens wird man durch seine Vorstellung gar nicht auf wirkliche Aehnlichkeiten in dem Gange des Ganzen und dem Geist der handelnden Personen geführt; der Titel verspricht also zu viel. Für sich betrachtet ist es kein ganz misrathner Versuch einer historischen Erzählung; der Styl ist ziemlich rein und fliessend, nur hie und da noch etwas gesucht, und manche Periode durch Einschiebsel zu sehr unterbrochen. Am meisten fehlt es noch dem Verf. an der Kunst, seine Materie zu beleben, und seinen Lesern ein rechtes Interesse dafür zu erwecken. Er bemerkt selbst, daß Geschichte ohne Raisonnement und Reflexion nichts ist, aber dies darf nicht hinterdrein kommen, es muß in die Erzählung selbst verwebt, und die Sachen so geordnet und dargestellt werden, daß sie Reflexionen veranlassen. Wir zweifeln nicht, daß der Verf. sich, durch ein fortgesetztes Studium der Geschichte und Philosophie, diese einem Geschichtschreiber unentbehrliche Gabe wird erwerben können.

Na.

Vermischte Schriften.

Fliegende Blätter für Freunde der Wahrheit und Aufklärung. (ohne Druckort) 1792. 102 Seiten. 8. Mit dem Motto: Prüfet alles — das Gute behaltet. 8 gr.

Man darf diese kleine Schrift nicht mit jenen zahlreichen Produkten zur und über Aufklärung, wodurch dieses Wort beynahe in einen übeln Kredit gekommen ist, in eine Klasse setzen; sie verräth einen Mann von wahrhaft aufgeklärtem Kopf, von genauer Bekanntschaft mit der Philosophie, von gründlicher Einsicht in die Bedürfnisse unsers Zeitalters, und von edler Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe; und man wird diese wenigen Bogen, die sich überdies noch durch einen lichtvollen und fliessenden Styl empfehlen, nicht ohne Vergnügen lesen, noch unbefriedigt aus der Hand legen. — Zuerst findet man hier eine Abhandlung **über Menschen und Bürger in Hinsicht auf Staat und Bildung**, worin der ungenannte Verf. vornehmlich folgende Sätze ins Licht zu stellen bemüht gewesen ist: 1) das ganze Menschengeschlecht befindet sich in dem Zustande der Erziehung und Ausbildung, und folglich sind Bildungsmittel unentbehrlich und nothwendig. 2) Diese Bildungsmittel sind alle positive Bande der Gesellschaft; Staats- Kirchenverfassungen, positives Recht, positive Religion u. s. w. (vielleicht möchte es manchen befremden, daß die Religion nur als ein Bildungsmittel angesehen wird; aber gewiß verliehrt sie nichts von ihrer Würde und Heiligkeit, wenn man sie als ein Mittel zu einem so erhabenen Zweck, als die Bildung des menschlichen Geschlechts ist, betrachtet; auch wird sie darum nie entbehrlich gemacht werden, weil es nicht zu erwarten ist, daß das Menschengeschlecht je die Stufe der Aufklärung erreichen sollte, wo es aufhörte der Vorschriften der Religion zu bedürfen, und die Vernunft allein hinreichend wäre, es zu leiten und zu regieren; aber es fließt aus dieser Betrachtung die wichtige Folge, daß, so wenig dem Jünglingsalter dieselben Bildungsmittel angemessen sind, die für den Knaben gehören, so wenig derselbe Geist der Religion für eine rohere und gebildetere Nation passen kann, und es heißt den edelsten Zweck der Religion verkennen, wenn man sie auf gewisse Formeln und Lehrsätze, die für alle Jahrhunderte

derte geltend seyn sollen, einschränkt, und dadurch zur weitern Bildung kultivirteter Völker untauglich macht.) 3) Der Mensch muß also alle diese Dinge als nothwendig anerkennen, das heißt, sich als Bürger betrachten. 4) Es ist folglich ein Verbrechen gegen die Menschheit, irgend ein positives Band der Gesellschaft auflösen zu wollen, wenn es zu der Bildung des Volks noch nothwendig ist. 5) Aber ist es auch die heiligste Pflicht des Menschen, alle positive Bande so viel möglich zu mildern, und sie dem jedesmaligen Grade der Ausbildung gemäß abzuändern. 6) Das sicherste, einzige Mittel, diese Milderung und Abänderung aller positiven Bande der Gesellschaft zu bewirken, ist, **Beförderung der Aufklärung.**

Nächst dieser Abhandlung, die allein beynahe die Hälfte des ganzen Büchelchens einnimmt, hat uns noch vorzüglich der Aufsatz: **Etwas im Ton des guten Asmus**, und die **Predigt über die Würde des Menschen und seine Anlagen zur Glückseligkeit** gefallen. Jener enthält etwas mehr, als blos eine Menge von apostrophirten 'n und 's, wie die meisten Nachahmungen des Wandsbecker Boten; und diese ist eine bittre Ironie gegen die symbolischen Bücher. Es ist nämlich der Text zu dieser Predigt aus der Augsb. Konfess. Art. II. genommen, und lautet in der deutschen Uebersetzung also: „Ferner wird bey uns gelehrt, daß auch dieselbige angebohrne Seuche und Erbsünde wahrhaftiglich Sünde sey, und verdamme alle die unterm ewigen Gotteszorn, so nicht durch die Taufe und heiligen Geist wiederum neu gebohren werden."

Dies kann genug seyn, unsere Leser auf diese kleine aber reichhaltige Schrift aufmerksam zu machen.

Gw.

Druckfehler.

Im Isten Bande Isten Stück.

S. 49 Z. 7 des Titels lies 2 Rthl. 16 gr. statt 9 Rthl. 16 gr. S. 52 Z. 17 l. 77,500 Rthl. Louisd. statt 77,500 Louisdor. S. 97 Z. 16 von unten l. und auf st. nun auch. Z. 10 von unten l. ferner st. Formen. S. 98 Z. 14 l. antikes Gesicht st. artiges Gesicht. — Z. 19 l. ferner st. immer. S. 101 Z. 7 l. nur st. neue. Im Inhaltsverzeichniße des 2ten Stückes des 1ten Bandes Rubrik XV Z. 9 l. Meyer st. Heinze.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des dritten Bandes zweytes Stück.

Fünftes bis achtes Heft.

Kiel,
verlegts Carl Ernst Bohn, 1793.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Reisen Ihrer Siziliänisch. (sic) Majestäten von Wien nach Venedig und Florenz. Erster Theil. Leipzig, in Commission bey Crusius. 1792. 1 Alph. 5 Bog. in 8. Zweyter Theil. 1 Alph. 3 Bog. Dritter Theil. 1 Alph. 7 Bog. 2 Rg.

Ein diesen drey Bänden vorgesetzter allgemeiner Titel lautet so: **Reisen durch Italien.** Dieser ist wirklich passender. Jener entstand aus einer sonderbaren Grille des uns ganz unbekannten Verfassers. Er nahm sich nämlich vor, die Reise des Königs beyder Sicilien von Wien nach Neapel im J. 1791. zu beschreiben. Dies hätte nun freylich auf wenigen Blättern geschehen können. Wie war es denn nun aber möglich, sie auf drey Bände auszudehnen? Antwort: Der Verf., der vorher, wie er sagt, viermal in Italien gewesen war, fand für gut, seine Reisebemerkungen nicht allein, sondern auch seine Belesenheit, bey dieser Gelegenheit an den Mann zu bringen. Daher hält er sich bey jedem Lande und bey jeder Stadt, wohin der König mit seiner Familie kam, so lang auf, bis er ihre Geschichte, Verfassung und Merkwürdigkeiten erzählt hat. Z. B. die königliche Familie reiset durch Kärnthen — sogleich thut der Autor seinen Mund auf, und erzählt nicht allein, was ihm in diesem Lande merkwürdig vorkam, sondern auch sogar dessen älteste Geschichte. So bey Venedig; so bey Florenz; so bey Rom u. s. f. Bey Gelegenheit dieser letzt erwähnten Stadt macht er einen Abschnitt von dem Ursprung, der Gestalt, Größe und Lage des alten Roms. Der Anhang zum zweyten Theil S. 253. bis 405. enthält sogar eine „kurzgefaßte Römergeschichte vom Ursprunge Roms bis auf unsere Zeiten.“ Eben so hat der dritte Theil einen Anhang von S. 331 — 450. mit der Ueberschrift: „Kurzverfaßte Geschichte des Königreichs beyder Sicilien.“ Der, freylich sehr nichtige Grund, warum er dies that, liegt vielleicht in den Anfangsworten der Erinnerung oder Vor-

rede zum 2ten Theil: „Eine ausführliche Schilderung von „Rom, der Hauptstadt des Christenthums, ist, so viel ich „weiß, noch keine gewöhnliche Erscheinung in Oesterreich." Also, die Oesterreicher mußten bisher der Kenntniß der römischen Geschichte und Alterthümer entbehren? konnten keines der fast unzähligen großen und kleinen Bücher, die sie enthalten, erlangen? mußten so lange warten, bis unser Mann sich ihrer erbarmte, und sie mit einer ungewöhnlichen Erscheinung beglückte? Ja, wenn er noch etwas Eigenes und Besonderes in solchen Abschnitten lieferte! Aber, wir können versichern, daß alles aus den bekanntesten Büchern, nicht selten mit Fehlern verbrämt, abgeschrieben ist. Der Allotrien und Mikrologien, die in der Reisebeschreibung selbst vorkommen, sind so viele, daß einem dafür eckelt. Das Meiste in dieser korpulenten Reisebeschreibung ist aufgewärmter Kohl, den zum Theil schon Keyßler, und zwar besser gewürzt, aufgetischt hat. Selten stößt man auf Nachrichten, die so bekannt eben nicht sind, auf gewisse Nebenumstände von schon bekannten Sachen. At rarae nant in gurgite vasto!

Wir müssen nun doch noch einige Belege zu unserm Urtheil und zugleich einige beym sehr langweiligen Durchlesen gemachte Bemerkungen mittheilen. In der Einleitung giebt der Verf. einige nützliche Kautelen für solche, die nach Italien reisen wollen. Im ersten Theil seiner Arbeit verweiset er häufig auf einen andern ersten Theil; z. B. S. 27. wo von der Kleidung der Kärntner die Rede ist, setzt er hinzu: „In Unterkärnten unterscheiden sich die Weiber von den Krainerischen fast gar nicht." Und nun setzt er hinzu: „von diesen „geschah im 1sten Th. 4 Abschnitt Meldung." Wir schlagen den 4ten Absch. des 1sten Theils dieser Reise nach, finden aber dort nichts von Krain, sondern Nachrichten von Venedig. Zielte also vielleicht der Verf. auf ein anderes Buch: so hätte er es deutlich anzeigen sollen. S. 38. u. ff. kommt mitten unter bekannten geographischen und statistischen Nachrichten auf einmal die Beschreibung einer Jagd, wobey der König von Neapel einen Bären von ungeheurer Größe schoß, worüber eine allgemeine Freude entstand. Er schoß hernach noch einen nieder:

Da fiel der große Esel hin,
So lang und breit er war.

Wie interessant! wie wissenswürdig! wie witzig!

Um

Um auch unsern Lesern eine Probe von dem weiten Aus-holen unsers Autors, der es vermuthlich den italienischen Gelehrten abgelernt hat, und zugleich von dessen Gelehrsamkeit und Styl zu geben, setzen wir den Anfang seiner Nachrichten von Italien (Th. 1. S. 48.) her: „Italien gehört „unter die Inseln, von denen in der heiligen Schrift (im B. „der Schöpf. 10 Kap. 5 V.) gedacht wird, wo es heißt: „Von diesem (d. i. den Söhnen Japhets) sind die Inseln „der Völker in ihre Landschaften ausgetheilet worden: „und war bald nach der ersten allgemeinen Völkerwanderung „von den Phöniziern und Griechen bevölkert worden, wie „Vorhardes (sic) berichtet u. s. w." — S. 80. wird der österreichische Erzherzog und Generalgouverneur Ferdinand zu Mayland Herzog von Mayland genennet. — Von der in der Markuskirche zu Venedig aufbewahrten Handschrift des Evangeliums des heil. Markus heißt es S. 108. sie wäre so unleslich (unleserlich,) daß die Gelehrten noch nicht einig wären, ob sie griechisch oder lateinisch abgefaßt sey. Und doch sagte schon Montfaucon, der sie untersuchte, in seinem Diario Italico: Characteres, etsi vix legi possunt, *evidenter* latini sunt. — Von den venetianischen Soldaten macht auch dieser Reisende eine sehr herabsetzende Schilderung; sie wären sogar in Ansehung der römischen (oder päpstlichen) Truppen nur Schattenbilder wahrer Krieger. — Wozu in einer Reisebeschreibung die Geschichte der Republik Venedig von ihrer Entstehung bis auf unsre Zeit (I. 174 — 202.)? — Von der Universität zu Padua sagt der Verf., sie sey in den größten Verfall gerathen. — Bey Gelegenheit dessen, was er von Toskana rühmt, hat er das Bedauern über den frühzeitigen Verlust Leopold des 2ten bey uns aufs neue rege gemacht. — Von der Maleraкademie zu Florenz urtheilt auch er, so wie andere, ungünstig. Wenn er aber sagt, die alten Römer selbst hätten sich nicht geschämt, etrurische Baumeister nach Rom zu rufen; so wußte oder bedachte er nicht, daß die Etrusker nicht allein in der Architektur, sondern in allen schönen Künsten die Lehrer der rohen Römer waren. — S. 335, wo der Verf. von der Kriegsmacht in Toskana Nachricht geben will, fällt ihm plötzlich ein, von dem Ursprung der Kriegsmacht überhaupt zu reden. Da wird vom Nimrod und Abraham ausgeholt, und der Uebergang durch den Xerxes, Alexander u. s. w. auf das kleine Häuflein Florentinischer Kriegsknechte gar erbaulich gemacht, welche, wie er S. 339.

sagt, wenig Figur machen, nicht einmal auf dem Paradeplatz, weil sie in den Kriegsübungen selten gemustert werden, sich aber außerdem gar wohl zu brüsten wissen. — Uebrigens verräth der Verf. keinen gemeinen Verstand und Geschmack, wenn er auf die zweckwidrigen Ballette der Italiener zu reden kommt. Auch von der Regatta der Venetianer macht er nicht viel Rühmens. — Als einen starken Auswuchs seines Werks betrachten wir auch den Anhang zum ersten Theil, die kurzgefaßte Geschichte des Großherzogthums Toskana vom Anfange bis zur Erhöhung des Hauses Medicis (richtiger Medici) und von da an bis auf unsere Zeiten. Der Verf. hebt seinen Spruch an folgendermaaßen: „Toskana war, gleich „wie ganz Italien, nach der ersten Völkerwanderung bey Zei„ten durch die Nachkömmlinge Japhets, jüngstem Sohne des „Noe bevölkert, und gehörte schon zu den Römerzeiten zu „Mittelitalien" u. s. w. — Im 2ten Theil S. 209. u. f. wird erzählt, daß der jetzige Papst ein Krankenhaus errichten lasse, welches, wenn es fertig seyn wird, gewiß für das merkwürdigste in ganz Italien gehalten werden müßte. — S. 216. wo von der schrecklichen, durch die übergroße Menge milder Stiftungen genährten Betteley geredet wird, erzählt der Verf., daß oft Bettler in den Kaffeehäusern, wo sie betteln, für baare Bezahlung Eis neben ihren Wohlthätern verzehren, und daß er dergleichen Auftritte zu seinem größten Erstaunen öfters in den vornehmsten Kaffeehäusern bemerkt habe. — S. 237. u. f. bezeuget auch unser Reisende die durch Aqua tofana bewirkte Vergiftung des unvergeßlichen Papstes Klemens des 14ten; nur wisse man nicht genau die Ursache derselben. Er führt ihrer einige an: aber welche es gewesen sey, könne man nicht entscheiden.

Nachläßigkeiten im Styl (z. B. Unsere Reise neiget sich allmählich zu seinem Ende) und Provinzialismen (z. B. **das Koch**, statt **der Brey**; **seltsam** statt **selten**) wollen wir nicht rügen, weil ihrer gar zu viel sind.

Wer übrigens dieser Reisebeschreiber sey, können wir nicht entdecken. Unter den Vorreden steht **Roggendorf**, welches ein Schloß und eine Herrschaft in Niederösterreich ist. Daraus, wie auch aus den österreichischen Provinzialismen und aus dem Zustande, daß das Buch in Wien gedruckt ist, wie am Ende eines jeden Theils bemerkt wird, sieht man, daß er ein Oesterreicher sey. Den Katholiken erkennet man aus Th. 1. S. 24., wo gesagt wird, die Apostel Luthers hätten

ten den Saamen der Irrlehre in Unterkärnten nicht ausstreuen können. Im 2ten Theil S. 221. gedenkt er im Vorbeygehen seines Wohnzimmers im päpstlichen Pallaste. Daß er schon vorher Schriftsteller gewesen sey, erhellet aus S. 258. im 2ten Theil, wo er sich auf seine Reformationsgeschichte bezieht. Aber auch daraus können wir ihn nicht errathen. Dafür soll auch er nicht errathen, wer sein Beurtheiler war, der sich unterschreibet

Ebh.

Reise von Wien nach Madrit, im Jahre 1790. Mit 8 Kupfern. Berlin, bey Vieweg dem ältern. 1792. 254 S. in 8. 20 gr.

Der ungenannte Verf. erzählt so gut und unterhaltend, daß man ihn mit Vergnügen liest, ob er gleich nur wenig neue und wichtige Beobachtungen zum Besten zu geben hat. Seine Urtheile sind oft sehr einseitig und übereilt. So behauptet er gleich auf den ersten Seiten seines Buchs, man dürfe nur ein paar Venetianer aus den untern Klassen in ihrem auffallenden Aufzug gesehen haben, um sich von „dem blutdürstigen Charakter dieses Abschaumes der Nation völlig „zu überzeugen." Eine solche Aeußerung kündigt fürwahr keinen unbefangenen, ruhigen Beobachter an. — Das Ichthyolithenkabinet des H. Vincenzo Bozza, eines Apothekers in Verona, enthält über 500 Fischabdrücke, die auf dem Berge Bolka, ohnweit Vincenza, ausgegraben werden. Hier findet man afrikanische, asiatische und amerikanische Fische in einer nicht über 50 geometrischen Schritte langen Höhle beysammen liegen. — Das nunmehr geendigte Schulhaus a Brera in Mailand ist ein Werk voll architektonischer Pracht. Alles scheint mehr einen königlichen Pallast, als ein Studentenlyceum anzukündigen. — Die Landmiliz der Republik Genua besteht gegenwärtig aus 5 Bataillonen, deren jedes nicht über 500 Mann stark ist, und von denen zwey aus deutschen Truppen zusammengesetzt sind. Statt der mit Golde bedeckten Portiers sieht man an den Thüren der glänzendsten Palläste hier überall einen Schuhflicker, der seine Stelle vertritt, und seine schmutzige Werkstatt innerhalb des Thores aufgeschlagen hat. Seitdem die Bürger von St. Remo, als von einem Kaiserlichen Lehen, wie sie behaupten, um die Frey-

heit ihres Handels wider die Bedrückungen ihrer Oberherren, der Genueser, zu Joseph II. ihre Zuflucht nahmen, und der Monarch deshalb nachdrückliche Befehle nach Genua schickte, wußten es diese Herren durch ihr Geld so weit zu bringen, daß trotz dem St. Remo mehr wie zuvor eingeschränkt, die Auflagen der armen Bürger zur Strafe vergrößert, und um die Stadt in Furcht zu erhalten, vor dem Thore ein Fort erbaut wurde, wo sich immer ein Hauptmann mit 100 Erzgenuesern in Garnison befindet, vor welcher fürchterlichen Macht die Remasker zittern müssen. — Pyrenäen. Auf den Gipfeln derselben fallen zwischen den Französischen und Spanischen Hirten öfters blutige Handel über die Grenzscheide vor. Diesen ein Ende zu machen, beschlossen beyde Mächte eine genauere Demarcation vorzunehmen. Allein diese Arbeit, die schon seit 4 Jahren dauert, ist von einer so grossen Ausdehnung, daß noch acht Jahre erfordert werden, ehe das ganze Werk zu Stande kommen kann. — Die von Bayonne nach Madrit gehende Diligence verdient diesen Namen mit Recht. Man legt diesen beträchtlichen Weg in sechs Tagen zurück. Die Arbeit an dem Kanal Guadarrama, der vor einigen Jahren zu graben angefangen wurde, ein grosses und nützliches Unternehmen, wird so langsam betrieben, daß sicher die jetzige Generation nichts davon genießen wird. Der König ist groß von Person, ansehnlich und leutseelig, und grüßt, wenn er öffentlich erscheint, jedermann auf das gnädigste. Noch vor kurzem wurden die Namen der Militärpersonen, die zu Ostern nicht gebeichtet hatten, öffentlich in der Kirche ausgestellt. Im May 1790. stand zu Madrit an allen Ecken der Gassen angeschlagen, daß wer unehrbare Worte (palavras obscenas) auszusprechen sich gelüsten lassen würde, von Seiten der Inquisition gestraft werden würde. Unter dem jetzigen König erhielt die Inquisition neue Kräfte. Das eine Weile unterbliebene Bücherverbot wird wieder Mode. Condillac, el Censor und andere gute Zeitschriften wurden verboten, und hierunter Filangieris vortreffliches Werk, das den 7ten Merz d. J. zum allgemeinen Leidwesen aller denkenden Spanier verdammt wurde, als eine Schrift: Uena de proposiciones y doctrinas falsas, capciosas, temerarias, proximas a error en la Fè, erroneas y *fautoras del tolerantismo reprobado per la Iglesia* etc. (voll falscher Sätze, irrig und geschickt, den von der Kirche verworfenen Duldungsgeist zu nähren!!) Da Condillacs Verbot so grossen Wider-

Widerspruch verursacht hatte, so nahm sich der Verf. vor, gerade um die Erlaubniß, dieses Buch lesen zu dürfen, anzuhalten. „Warum wollen Sie das? fragte mich der Generalinquisitor, Don Augustin de Cevallos, als ich ihn in seiner Wohnung darum ersuchte; und da ich ihn, ohne die Contenance zu verlieren, ein paar Ursachen auf gebrochen castilianisch heraussagte, von denen ich nicht gewiß bin, daß er sie in meinem Jargon verstanden hat, so ließ er mich neben sich sitzen, und fieng an mich über Deutschlands Zustand zu befragen. Eine ehrwürdige Miene, gleich als wenn ein Ambrosius neben mir säße, und eine Sprache, aus welcher weitläuftige Belesenheit in der Schrift hervorleuchtete, veränderten mein Bischen Furcht und Abneigung in Zutrauen und Ehrfurcht. Als ein Todfeind aller Ketzereyen, bedauerte er die vielfachen Glaubenslehren, in welche sich Deutschland zertheilt hat, ließ unsern zahlreichen Gelehrten Gerechtigkeit widerfahren, beklagte aber, daß, nachdem sie, wie er sagte, die Einigkeit der Kirche verlassen, jeder sich sein eigen System baue, womit er sich und andere im Finstern herumführe. Ich hörte seine Homilie mit tiefem Stillschweigen an, als ihn der zurückkehrende Geheimschreiber, dem er die nöthigen Befehle bereits gegeben hatte, unterbrach, indem er mit einem offenen Briefe, worauf ein großes Siegel gedruckt war, und mein Name sammt der Erlaubniß stand, herzutrat, welchen der ernste Großinquisitor noch einmal durchlas, und indem er ihn mir übergab, mich bey der Hand ergriff und sagte: Sie sehen, wie man mit ihnen verfährt, sagen Sie es im Auslande, was die Inquisition ist.“ In der öffentlichen Bibliothek des Gymnasiums zu St. Isidro fand der Verf. zu seinem Erstaunen eine Reihe schön gebundener Bände, worauf Oeuvres posthumes du Roi de Prusse stand. Bis jetzt sind diese Werke, was freylich fast unglaublich scheint, noch nicht verboten. Des Königs Abhandlung über die deutsche Litteratur ist ohnlängst zu Madrid in spanischer Sprache erschienen. Die Nachrichten über die Entdeckung Amerikas von Las Casas, Cortez und andern Gleichzeitigen, die bisher in den Archiven von Simancas, Sevilla und Lißabon verborgen lagen, zu benutzen, wurde D. Juan Munoz, Königl. Geschichtschreiber, dahin abgeschickt. Bald wird Europa mit Verwunderung sehen, daß die den Spaniern aufgebürdeten Grausamkeiten übertrieben, und daß die Quellen, aus welchen Robertson und andere geschöpft haben, unzulänglich waren. Der

Gesandtschaftskapellan, von welchem Robertson in seiner Geschichte Meldung thut, zog blos Nachrichten von Buchhändlern zu Madrid, nicht aber aus Archiven ein. Zur Unterstützung der Künste, Wissenschaften, Gewerbe u. s. w. geschieht doch jetzt von Seiten des Königs, des Ministeriums, und selbst der Nation manches. Die Nachrichten, die der Verf. davon giebt, wünschte man nur bestimmter und ausführlicher. — — Das Buch ist auf schönes Papier, sehr elegant, aber so weitläuftig gedruckt, daß bey nur etwas ökonomischer Einrichtung alles auf 5 höchstens 6 Bogen Platz gefunden hätte. Ob diese Methode, eine Broschüre zum Buch aufzuschwellen, in die Länge von dem Publikum geduldet, und die Verleger ihren Vortheil dabey finden werden, zweifeln wir doch sehr. Die Kupfer sind von einem Anfänger gekritzelt, das Titelkupfer und die beyden Köpfe S. 225. ausgenommen.

H.

Reise durch Italien, oder Bemerkungen über Italien. Aus dem Französischen des Herrn Duclos übersetzt. Jena, bey Mauke. 1792. 208 S. in gr. 8. 12 gr.

Statt eines Vorberichts des Uebersetzers zu dieser erst 1791. herausgekommenen Reise des ehemaligen Französischen Historiographen Duclos, finden wir blos die Nachricht, daß die Vorrede der Herausgeber und das ungefähr aus 2 Bogen bestehende Itinéraire rémis par Mr. *Watelet* à Mr Duclos lors de son départ pour l'Italie weggelassen worden. Letzteres mißbilligen wir nicht, da es wirklich, wie versichert wird, nur Nachrichten enthält, wie man sie in vielen Büchern findet. Aber die Vorrede der Herausgeber hätten wir beybehalten gewünscht, da sie, wenn auch nicht wichtige Lebensumstände des Verf., doch einige Züge zu seinem liebenswürdigen Charakter als Schriftsteller und Mensch, und einiges über diese bereits im Jahre 1767. unternommene Reise enthält. Doch vermissen wir auch im Originale einen im Novemberstücke des Journal des Savans 1790. angeführten Umstand. Diese Reisebeschreibung, oder, wie der Verf. sie betitelt hatte, diese Considerations sur l'Italie wurden bereits vor 10 Jahren der Censur übergeben. Der Censor, der bekannte

kannte Hr. de la Lande, erlaubte nach Milderung einiger Stellen, den Druck, aber die Regierung untersagte ihn. Unstreitig würden diese Bemerkungen damals mehr Aufsehen gemacht haben, als jetzt, wo man mehr gewohnt ist, kühn und stark gesagte Wahrheiten zu lesen. Auch haben unterdessen viele seiner Nachrichten und Räsonnements noch mehr von dem Reitze der Neuheit verlohren; aber — was Werken solcher Schriftsteller, wie Duclos ist, nicht entrissen werden kann, angenehme und lebhafte Darstellung, das mußte ihm bleiben. Nimmt man dazu, daß seine durch wichtige Verbindungen unterstützte feine Beobachtungsgabe ihn in den Stand setzte, manche Nachrichten und Bemerkungen zu sammeln, die andern vor und nach ihm entschlüpften, und daß er ein hellsehender und unpartheyischer Politiker war: so müssen immer noch viele Vorzüge übrig bleiben, die seine Reisebemerkungen lesenswerth machen. Einige davon wollen wir hier auszeichnen. In **Genua** fand er das überall, selbst in Gefängnissen angebrachte **Wort**; Libertas lächerlich; in **Lucca** fand er die **Sache** wirklich. Die italienische Opera buffa gefällt ihm sehr; nicht so die große Oper. Im Ganzen scheint er, ungeachtet seiner Freundschaft für Rousseau, die Französische Musik der Italienischen vorzuziehen. Bey Neapel kommt er auf diesen in Frankreich so hitzig bestrittenen Punkt noch einmal zurück. In **Toskana** fand er damals schon, was andere in neuern Zeiten von dem Wohlstande der Bauern (dem Maasstabe der Glückseeligkeit eines Landes überhaupt) u. s. w. berichtet haben. — Unter den Nachrichten und Raisonnements über **Rom** findet man mehrere eben so freymüthige als gründliche. Zur Vergleichung ähnlicher in Deutschland bekannter Nachrichten, merken wir unter andern die Summen an, die sonst für Bullen und Dispensationen aller Art aus Frankreich nach Rom zu gehen pflegten, im J. 1764. betrug diese Summe 457,647 L. — im Jahr 1765. 318,431 L. — im J. 1766. 426,147 L. — im J. 1767. 334,740 L. — im J. 1768. 342,939 L. — Das, was Duclos S. 37 ff. über die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich und Spanien und ihrer Aufnahme in Rom, über ihr ehemaliges Ansehen in Frankreich, über die Ursachen, warum noch kein Jesuit Papst geworden u. s. w. sagt, verdient nebst dem, was er nachher noch S. 52. beyfügt, zur neuesten Geschichte dieses merkwürdigen Ordens, benutzt zu werden. S. 41. kömmt eine artige Bemerkung über das

Bauen der Päpste in Vergleichung mit den weltlichen Regenten vor. Letztere reißen oft die Gebäude ihrer Vorgänger nieder oder bauen andere; die erstern hingegen vervollkommnen lieber die Werke ihrer Vorgänger. Das, was nachher über die Mängel der päpstlichen Regierung angemerkt wird, läßt sich fast durchaus auf alle geistliche Wahlstaaten anwenden. Hier und an andern Orten erhält Sixtus V. (dem erst kürzlich Hr. v. Archenholz ein würdiges Denkmal stiftete) gerechtes Lob. Der damalige Papst Clemens XIII hingegen wird S. 48. ein Heiliger genannt, der keine Talente zum Regieren hatte. Zur Geschichte dieses Papstes, unter welchem die Anmaßungen des römischen Stuhls eingeschränkt zu werden anfiengen, liefert der Verf. mehrere brauchbare Materialien; auch über die Kardinäle, und ihre ausschweifende Macht findet man hier viel zum Theil noch unbekanntere Nachrichten, wie unter andern die Anekdote, daß Jakob III. als König von England, von Frankreich, für jede Empfehlung eines Franzosen zum Kardinale 100000 Thaler zum Geschenk erhielt. Uebrigens nimmt er die Sitten dieser geistlichen Herren, so wie überhaupt der Einwohner Roms gegen die übertriebenen Nachrichten von dem Verfall derselben in Schutz. Die Bemerkungen über das gesellschaftliche Leben daselbst werden durch Vergleichungen sehr interessant. Ueber die Gegend um Rom, den Umfang und die Bevölkerung der Stadt, über die schlechte Polizey, und die davon abhängende Armuth des Volks, Betteley u. s. w. haben neuere Reisende vielleicht eben so gute Nachrichten gegeben als Duclos, aber über die Ursachen des seit Sixtus V. eingerissenen Mangels an baarem Gelde findet man hier genauere Untersuchungen, als andere Bücher dieser Art enthalten. Bey der Anekdote, daß der Verf. aus Irrthum sich das Vorrecht der Kardinäle anmaßte, dem Papste die Hand zu küssen, wird den Lesern gewiß die in einem Taschenkalender in Kupfer gestochene Scene einfallen, da Kaunitz die vom Pius dargereichte Hand, statt sie zu küssen, auf altdeutsche Art drückte. — Von den allgemeinen und besondern statistischen und topographischen Nachrichten von dem Königreiche und der Stadt Neapel und den umliegenden Gegenden S. 93. ff. zeichnen wir nichts aus; vom erstern hat uns Galanti neuere Nachrichten gegeben und letztere sind so oft beschrieben, daß der Verf. selbst darüber nur wenig sagt. Doch wünschten wir Alterthumsforscher auf des Verf. Zweifel über Plinius Nachricht vom Herculanum auf-

aufmerksam zu machen. Ueber die damalige Regierung, den Charakter des Volks, den übertriebenen Einfluß der Geistlichkeit in Neapel, sagt der Verf. viel Freymüthiges. Tanucci und der Erzieher des jetzigen Königs, Prinz St. Nicandre, werden scharf getadelt. — Noch einmal reiset der Verf. nach Rom (S. 234.) und giebt hier Nachrichten von den Feyerlichkeiten der stillen Woche, von der Bulle in Coena Domini, von den Flagellanten und Flagellantinnen, über die er zum Theil sehr komische Anmerkungen macht. Kürzer sind die Nachrichten von seiner Reise nach Florenz und Bologna. Ueber Venedig würde der Verf. gewiß noch mehr lesenswerthes gesagt haben, wenn er sich länger daselbst aufgehalten hätte. Den Beschluß machen Nachrichten von Parma, Turin und Mayland. Von dem Infanten von Parma, seinen Erziehern und dem Minister du Tillot, wie auch von dem Könige von Sardinien, spricht der Verf. mit vielem Lobe. Angehängt ist noch ein kurzer Abriß des Finanzzustandes im Kirchenstaate, den wir aber übergehen, da wir davon neuere Nachrichten haben. Dem Originale ist noch außer dem obgedachten Itineraire von Wateler ein Register beygefügt. Wir haben bey der Uebersetzung eine solche Arbeit ungern vermißt, da außer den in einem solchen Werke zu vermuthenden historischen, geographischen und statistischen Nachrichten noch manche andere, von Personen, mit denen Duclos Bekanntschaft machte, z. B. mit zwey Söhnen des Grafen Münnich, mit Beccaria u. s. w. vorkommen, die man, da das Werk keine Abschnitte hat, nicht so leicht wieder finden kann. Was die Uebersetzung selbst betrifft: so ist sie im Ganzen genommen, lesbar genug; doch weiter hin mehr als zu Anfange, wo man besonders in Vergleichung mit dem Original den Mangel an Geschmeidigkeit fühlt; auch hat der Uebersetzer manche verstümmelte Namen in integrum restituirt; aber fehlerfrey ist sie bey weitem nicht. So hätte aller joindre nicht durch begleiten, la tenue des Etats nicht durch Beywohnung der Ständeversammlung, éloignement nicht sowohl durch Entfernung als Abneigung u. s. w. übersetzt werden sollen. Bisweilen ist auch aus Flüchtigkeit ein Wörtchen ausgelassen, das gar nicht zu den überflüßigen gehört, z. B. S. 97. bey Presque tout le royaume, ist presque unübersetzt geblieben, ebendaselbst hat der Uebersetzer statt ou (oder) er, gelesen u. s. w. Den Princes romains möchte wohl durch das deutsche Wort: Prinzen zu viel Ehre wiederfahren seyn; der

der Verf. sagt selbst an einer Stelle: Princes ou Barons romains. Bey einigen Namen haben wir die gehörige Genauigkeit vermißt; doch kann sie bey einem so bekannten Lande, wie Italien, nicht viel schaden. Hier und da wäre auch für manche Leser (denn wer lieset jetzt nicht Reisebeschreibungen?) eine Anmerkung nöthig gewesen.

Emb.

Interessante und rührende Geschichte des Prinzen Li-Bu, eines Eingebohrnen der Pelew-Inseln, vom Capitän Willson nach England gebracht. Nebst einer kurzen Erzählung von diesen Inseln, und den Sitten der Einwohner. Aus dem Englischen. Mit Kupfern. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung. 1792. 9 Bog. 10 gr.

Es ist bekannt, daß der Englische Seecapit. Wilson, mit dem Schiff der Engl. O. J. Compagnie, Antelope, in der Nacht vor dem 10ten Aug. 1783. vor einer, noch nie von Europäern besuchten, Inselgruppe, in der Westgegend des stillen Oceans, die er nach dem Namen des Hauptortes, Pelewinseln nennen hörte, Schiffbruch gelitten, und daselbst eine über alle Beschreibung gutmüthige, kupferfarbige Menschenart gefunden, durch deren Unterstützung er sich aus den Trümmern seines Schiffs ein neues Fahrzeug baute, mit dessen Hülfe er mit seinen Leuten nach Kanton, und von da auf andern Schiffen nach England zurücksegelte. Dieses wissen wir aus den Nachrichten des Hrn. Ge. Keate, die er davon aus den Tagebüchern und mündlichen Nachrichten des Cap. Wilsons zusammengetragen, und die der jüngere Hr. Forster 1789. im Hofmannschen Verlag zu Hamburg, in das Deutsche übersetzt hat. Als Wilson diese Inseln verließ, gab ihm der König derselben, Abba-Thulle, im vollen Zutrauen, seinen 20jährigen Sohn, Li-Bu (Lee-Boo) mit, um mit Künsten, Kenntnissen und Sämereyen der Engländer zum Besten seines Vaterlandes bereichert, dereinst zurück zu kehren. Allein dieser gutartige Naturmensch, voll von theilnehmender Freundschaft, Dankbarkeit und Wißbegierde, an dem man auch nicht einen von den der Menschheit so oft vorgeworfnen Unarten bemerkte, starb in England, den 27sten Dec.

Dec. 1784. an den Blattern. Diese noch viele Seiten interessante, und besonders für junge Leser lehrreiche Geschichte des Prinzen Libu, hatte bereits Hr. Campe, aus Keate's, Nachrichten von den Pelewinseln, ausgehoben, und in einem Theile seiner Reisebeschreibungen für die Jugend, nach seiner Art umgearbeitet, wovon wir bereits im CVI. Band der A. d. B. Nachricht gegeben. Zu gleicher Zeit erschien die nämliche Geschichte, unter dem Titel eines Weyhnachtsgeschenks für die Jugend, die wir aber nicht verglichen haben. Auch ein Englischer Verfasser hat, wie wir nun sehen, diese einladende Geschichte, zum Besten seiner jungen Landsleute, aus Wilsons Reisebeschreibung ausgehoben, und nun wieder, zum Gebrauch der deutschen Jugend, einen geschickten deutschen Uebersetzer gefunden. Wir erfahren daraus noch mehreres von dem guten Libu, als aus Campens Erzählung, weswegen wir diese Schrift auch denen empfehlen, die Campens Reisebeschreibungen bereits besitzen. Es giebt zu vielen angenehmen Betrachtungen Anlaß, einen, durch Erziehung weder zu gebildeten noch verdorbenen, Naturmenschen zu sehen, dessen sämmtliche Handlungen von der lautersten Güte des Herzens zeugen. Wer ihn kennen lernte, liebte ihn, und suchte zu seiner Bildung beyzutragen. Wilson ließ ihn, um ihn vor den Blattern zu sichern, keine öffentliche Oerter besuchen. Sein Wille war es, ihm solche einimpfen zu lassen, so bald er so viel Sprache gelernt hätte, um ihm die Wohlthätigkeit dieser selbst gemachten Schmerzen begreiflich zu machen: Allein die natürliche Ansteckung kam ihm zuvor, und vereitelte alle Bemühungen ihn zu retten. Wilson, den er als seinen Vater ehrte, durfte ihn, da er selbst die Blattern noch nicht gehabt hatte, nicht einmal besuchen: und doch starb er mit einer Ergebung, die man kaum von dem Christenthum hätte erwarten können. Der längste Termin, den Wilson seinem Vater zur Wiederkunft bestimmt hatte, war verflossen, und dieser wußte noch nichts von dem Schicksal seines Sohnes. Im Jahr 1788 stieß Cap. Douglas in dem Schiffe Iphigenia, auf seiner Reise nach Notkosund, auf eine Inselgruppe, welches vermuthlich die Pelewinseln waren, wo ihn einige Canots mit äußerster Anstrengung verfolgten, und durch allerley Zeichen zur Landung zu bewegen suchten, und Ibu riefen. Der Verf. meynt, daß dies die Stimme des ängstlichen Vaters gewesen sey. Douglas aber, der von China kam, wußte weder von ihm, noch von den Pelewinseln etwas. Erst

1790. soll auf Befehl der Admiralität von England aus, die Fregate Pandore nach den Pelewinseln abgegangen seyn.

Pz.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Fortgesetzte Aufklärung von dem ältesten Gebrauche des spanischen Siegelwachses, nebst einer Berichtigung verschiedener Zweifel des Herrn Geheimen Regierungsraths von Rauschard zu Dillenburg, von Johann Philipp Roos, Reichsfreyherrlich von Burscheidschen Amtmann zu Merpheim. Frankfurt, mit Andreäischen Schriften. 1792. 5 Bog. in 4. 5 gr.

Wir müssen unsere Leser aus der Classe der Diplomatiker, die den 69sten Band unserer Bibliothek nicht bey der Hand haben, vorläufig an eine Schrift des Hrn. Roos vom Jahre 1784. erinnern, die den Titel führt: **Bruchstücke betreffend die Beobachtung der Pflichten eines Staatsdieners, sichtbar aus den Handlungen des Wild- und Rheingräflichen Dhaunischen Rathes Mathias Dreiß**, und in welcher der Hr. Verf. anzeigt, daß die älteste Spur des Gebrauchs vom Spanischen Siegelwachse oder Siegellacke sich im Rheingräflich Dhaunischen Archive unter einem zu London am 3ten August 1554. ausgefertigten Briefe finde. Diese Angabe suchte Hr v. Rauschard verdächtig zu machen, vielleicht weil er dem Nassau-Dillenburgischen Archive den Vorzug das älteste Lakpetschaft zu besitzen nicht gerne rauben lassen wollte, und dieses nur ein Exemplar von 1559. aufweisen kann. Hr. v. R. erklärte es für unwahrscheinlich, daß, da sein Archiv unter 1191. Briefen von den Jahren 1555. bis 1559. keinen mit Lack gesiegelten Brief verwahret, ein an Briefschaften weniger reiches Archiv, dergleichen aus diesem Zeitraume besitzen könne, und glaubte, der Londonsche Briefsteller habe ein X in der Jahrzahl M d l i i i i vergessen, und seinen Brief nicht 1554. sondern 1564. geschrieben. Das ermunterte den Hrn. Roos, noch weiter im Dhaunischen Ar-

chive

chive nachzuforschen, und seine Untersuchungen gaben ihm mehrere Bemerkungen an, die er zur Erweiterung der Lehre von den Siegeln in dieser Schrift mittheilt. Zuerst widerlegt er mit Mäßigung und Achtung für seinen Gegner die eben angeführten Zweifel, welches Geschäffte ihm sehr leicht fiel, da der Briefsteller die am Jakobstage vollzogene Vermählung des Spanischen Königs Philipp II. mit der Englischen Königin Maria meldet, welche wirklich auf diesen Tag des Jahrs 1554. zutrifft. Dann zeigt er an, daß, obgleich die damals regierenden Rheingrafen sich außer Landes befunden haben, und daher der größere Theil ihrer Correspondenz nicht zu Dhaun niedergeleget seyn wird, sich dennoch noch drey ältere Briefe von demselbigen Correspondenten vom 8ten Februar 1554., 28sten December 1553. und 16ten September 1553. zu Dhaun finden, die schwarz, so wie der vom 3ten August 1554. roth gesiegelt ist, und daß alle Briefe des Londonschen Rheingräflichen Geschäfftsträgers, der zugleich „Diener zu der Königlichen Majestät in England“ war, mit arabischen Ziffern, nicht aber mit römischen Zahlen bezeichnet sind. Er wirft die Frage auf, ob dieser Englische Diener (Gerhard Herrmann) das schwarze Siegellack, in Rücksicht auf die Hoftrauer über König Eduards Tod gebraucht habe, und ist mehr geneigt sie zu verneinen, als zu bejahen, weil er in dem Dhaunischen Archive fand, daß erst 1606. und zwar nur einmal, schwarz Wachs zu fürstlichen Trauerbriefen gebraucht ist, und daß man dergleichen noch 1655. roth gesiegelt habe. Nach dem Jahre 1620. ward das Siegellack in den Rheingegenden häufiger als das Siegelwachs, vorzüglich von Leuten geringeren Standes gebraucht. Seit 1607. waren in Frankreich, und 1617. in Venedig geschriebene Briefe des Dhaunischen Archivs mit Siegellack verschlossen, zum Beweise, daß selbst in Frankreich dieses Materiale lang vor 1640., da es vermöge des Traité de Diplomatique in Frankreich erfunden seyn soll, bekannt gewesen ist. Daß das Spanische Siegelwachs, welches, wie aus dem obigen erhellet, zuerst in England gebräuchlich ward, in den ersten Zeiten das gemeine Siegelwachs nicht verdrängte, lag in seinem höheren Preise, und in dem Vorzuge, daß gewisse privilegirte Personen, Landesherren, und Collegien mit gewissen Arten von Siegelwachse siegeln konnten, dessen sich der gemeine Haufe enthalten mußte, auch wichtige Urkunden und gerichtliche Schriften ohne Wachssiegel ungültig waren. Dennoch setzte man sich im Rhein-

Rheingräflichen Hause schon 1601. über diese Feyerlichkeit hinweg, und ließ bey Besieglung wichtiger Urkunden das Siegellack zu. Uebrigens zeigen die alten herrschaftlichen Register des oftgenannten Archivs, daß man das Lack zu Frankfurt am Mayn kaufte, und acht Loth roth Siegelwachs mit zwey Batzen, vier Loth spanisch Siegelwachs aber mit fünf Batzen bezahlte. Der Hr. Verf. gedenkt eines Siegels von Oblaten vom Jahr 1625., welches er für älter hält, als das vom Hrn. Spieß entdeckte von 1624. Vermuthlich ist hier (S. 26.) ein Druckfehler, wenigstens ist ein anderer eben so schlimmer und nicht im Druckfehlerregister verzeichneter Verstoß auf der S. 34. befindlich, auf welcher eine Weimarische Verordnung gegen den Gebrauch der Oblaten vom J. 1717. um hundert Jahr zurück datirt ist. Siegelüberzüge von Papier hat Hr. R. schon an Urkunden des XVIten Jahrhunderts wahrgenommen. Vielleicht entstanden sie aus den Verwahrungsdecken, die man bereits am Ende des XIVten Jahrhunderts auf Capselsiegel legte. Im Jahr 1427. gebrauchten die Hansestädte solche Siegel, bey welchen der Stempel in das Papier gedruckt war, schon seit einiger Zeit.

Af.

Archiv für ältere und neuere, vorzüglich deutsche Geschichte u. s. w. herausgegeben von E. L. Posselt. Zweytes Bändchen. Memmingen, bey Seyler. 1792. 172 S. in 8. 10 gr.

Hr. Posselt fährt, seiner neulichen Veränderung ungeachtet, fort, das lesende Publikum mit nützlichen und unterhaltenden Aufsätzen zu beschenken. Die in diesem Theil vorgelegten sind folgende: 1) Geschichte der Nunciaturen in Deutschland, von der Kirchenversammlung zu Trent an bis auf unsere Zeit; ein meisterhafter Aufsatz, von dem nichts zu wünschen übrig bleibt, als daß der würdige Verf. diesen wichtigen Gegenstand ausführlicher bearbeitet haben, oder künftig noch bearbeiten möchte. 2) Konnatonto und Tarsa, eine amerikanische Geschichte, von M. Conz. 3) Ueber die Bildsäule des Churfürsten von Sachsen auf der Esplanade zu Leipzig. Der Verf. schlägt vor, die Bildsäulen deutscher Fürsten künftig nicht in altrömischer Tracht, sondern im alten deutschen

Für-

Fürstenmantel vorzustellen, der dem Künstler zu einer schönen Draperie Gelegenheit genug geben werde. 4) Lissabon; eine Beschreibung dieser Hauptstadt, nach Baretti und einigen neuern Nachrichten. 5) Urgichtliche Aussage und Bekenntniß des Hanns Heinrich von Mihlenfels vom 26sten Jul. 1606. 6) Die Bäder zu Baden in der Schweiz, vom Prof. Meister in Zürich. 7) Ueber die Schädlichkeit des vielen Fahrens in großen Städten, besonders zu Wien, vom Prof. Weissegger zu Freyburg; ein interessanter Beytrag zur Verbesserung der Polizey. 8) Bitte um Beherzigung des Bürgerwerths in Deutschland; möge sie, sagt der Herausgeber in der Vorrede, zu den Ohren aller dringen, die bisher für den Werth des Bürgers keinen Sinn hatten! 9) Wie weit kann und soll Aufklärung, besonders religiöse, unter der Mittelklasse gehen? „Behaltet für euch, sagt der Verf. zu den „theologischen Aufklärern, was ihr besser wißt oder zu wissen „wähnet; wenigstens itzt ist es noch nicht Zeit, daß ihr mit „euren Einsichten auch dem gemeinen Mann ausdringet. Wenn „nur die Summe der Christuslehre bey euch und ihm bleibt, „thätige herzliche Bruderliebe! Auf diese oder jene Vorstel„lungsart wird so viel nicht ankommen." 10) De bello Turcico, Divi Iosephi Magni Caes. Manibus Sacrum; vom Hofdiak. Preuschen zu Karlsruh. 11) Kritische Scale der vorzüglichsten deutschen Dichter; von Posselts Freunde, dem seel. Schubart.

Friedrich Pfalzgraf von Sachsen, genannt der Nachgeborne — eine wahre Geschichte aus dem 11ten Jahrhundert. Dresden, bey Gerlach. 1792. 9½ Bog. in 8. 8 gr.

Der Verf. meynt zwar, (Vorr. S. 4.) daß seine Schrift hoffentlich nichts enthalte, was nicht in der wirklichen Geschichte seinen Grund habe, und daß der Urstoff aus reinen Quellen geschöpft sey. Rec. kann aber versichern, daß sie weiter nichts als ein deutscher Ritterroman ist, der sich jedoch, einige affektirte Eigenheiten in der Sprache abgerechnet, ganz gut lesen läßt. Der Held der Geschichte ist der bekannte thüringische Graf Ludwig II. Ludwigs des Bärtigen Sohn und angeblicher Mörder des Pfalzgrafen von Sachsen Friedrichs III. Der Graf Ludwig II. sonst auch der Springer genannt,

wird von einem gewissen Rudolf von Detenleibe dem Jüngern verführt. Rudolf verschafft ihm Bekanntschaft mit der schönen Agnes, der Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrichs, verwickelt ihn in eine Fehde mit Friedrich, ermordet diesen selbst, und Ludwig heyrathet die schöne Agnes. Des Ermordeten nachgeborner Sohn, der Sächsische Pfalzgraf Friedrich, erfährt, da er herangewachsen ist, die Mordgeschichte, will seines Vaters Tod rächen, und Ludwig, den man fast durchgängig für den Mörder hält, wird in die Acht erklärt. Endlich entdeckt der alte Schenk, Ernst von Vargula, die Wahrheit der Sache, klagt Rudolfen an, erbietet sich zum gerichtlichen Zweykampf und erlegt ihn. Die beygefügten Anmerkungen und Erläuterungen zeugen von des Verf. Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen des Mittelalters, besonders bey dem Kampfgericht. Aber vom Ritterwesen urtheilt er gar zu verächtlich; er rechnet es unter die Französischen, in Deutschland nachgeäfften, Dummheiten, S. 8. Und von den Ministerialen oder Dienstmannen (S. 9.) scheint er gar keinen richtigen Begriff zu haben.

Gi.

Geschichte Polens von den ältesten Zeiten bis zur Revolution im Jahr 1791. von Karl Hammerdörfer. Erster Band. Dresden, bey Richter. 1792. 27 Bog. in 8. 1 Rthl. 4 gr.

Polen, ein Land, das auf einer Oberfläche von 10000 geographischen Quadratmeilen freylich kaum 7½ Millionen Menschen hat, aber reich an Getraide, Wiesewachs, Hanf und Flachs, Holz, Wildpret, Honig, Hornvieh, Pferden, Fischen, Pelzwerk, und mancherley Mineralien ist, und einen so fruchtbaren und zur Bearbeitung so einladenden Boden hat, daß es wenigstens noch einmal so viel Menschen ernähren könnte; dieses Land, an dessen Schicksalen mehrere deutsche Fürsten so oft Theil genommen, hatte bisher noch keine lesbare Geschichte, wie keine Statistik, in deutscher Sprache. Die unerwartete Revolution vom 3ten May 1791., wodurch Polen eine Constitution bekam, die bey allen ihren Mängeln der alten, durch Rußlands Drohungen nun wieder hergestellten, Verfassung allemal vorzuziehen gewesen wäre, und wodurch

durch dieser Staat ein neues Interesse auch für den Ausländer zu erhalten schien, veranlaßte Hrn. Hammerdörfer, eine Geschichte von Polen auszuarbeiten, die nicht sowohl für den eigentlichen Geschichtkenner, als vielmehr für den bloßen Geschichtliebhaber eine unterrichtende und unterhaltende Lektüre gewährte; und diesem Zweck scheint der Verf. sehr nahe gekommen zu seyn, wenn auch der strenge Kritiker noch manches daran zu tadeln finden möchte. Dieser erste Band geht von den ältesten Zeiten bis zur Wahl Heinrichs von Anjou, im Jahr 1573. und ist in zwey Bücher getheilt, wobey Jagello in der Mitte zu stehen kömmt. Voraus gehen einige Vorerinnerungen zur alten Geschichte Polens bis zur Einführung des Christenthums unter Miecislav I., freylich nur auf 13 Seiten: aber was läßt sich, bis zu dieser Epoche, mit Zuverläßigkeit von Polen sagen? Fast alles, was einheimische und auswärtige Schriftsteller bis zum Jahr 964 von Polen erzählen, ist so fabelhaft und zugleich so verworren, daß es den Namen der Geschichte nicht verdient. Die übrige Geschichte von 1573. bis zur Revolution von 1791. gedenkt der Verf. in einem zweyten Bande abzuhandeln. Wir wünschen ihm dazu die nöthigen Hülfsmittel; an Muße kann es ihm, da er blos für die Presse arbeitet, nicht leicht fehlen.

Om.

Vollständige Geschichte der römischen Königswahl Rudolphs II. aus meistens annoch ungedruckten Urkunden, als ein Beytrag zur Geschichte der Churfürstentage und Römischen Königswahlen. Herausgegeben und mit einer Einleitung dann Anmerkungen versehen von Joseph Maria Schneidt, B. R. D. Kaiserlichen Hofpfalzgrafen, Hochfürstlich Wirzburgischen Geheimen- und Fürstlich Fuldaischen Hofrath, auch öffentlichen und ordentlichen Lehrer des bürgerlichen Rechts u. s. w. Wirzburg, bey Stahels seel. Wittwe. 1792. 1 Alph. 16½ Bog. in 8. 1 Rg. 14 gr.

Obgleich unsere deutsche Reichsgeschichte, im Ganzen genommen, durch dieses Buch wenig oder nichts gewinnt; so muß

uns doch jede noch ungedruckte Staatsschrift und selbst die geringste Erläuterung gewisser Umstände willkommen seyn. Wir nehmen daher auch dieses Geschenk des Hrn. Geh. Hofraths Schneidt mit gebührendem Dank an. Es ist ihm, wie er erzählt, durch einen ohngefähren Zufall, der Briefwechsel, den Kaiser Maximilian der 2te wegen der noch bey seinem Leben zu veranstaltenden Königswahl seines Prinzen Rudolph mit den Churfürsten unterhalten, in die Hände gekommen. Es sind darunter auch Briefe der dabey gebrauchten Staatsmänner und Instruktionen für dieselben. Hrn. S. ist so wenig, als uns, bewußt, daß diese Staatsschriften, die, wie er vermuthet, aus dem Kaiserl. Archiv herrühren, vorher schon gedruckt gewesen wären.

Dem trefflichen Kaiser war zwar selbst daran gelegen, daß sein Prinz Rudolph noch bey seinem Leben zum deutschen König gewählt werden möchte: aber er gieng dabey etwas langsam, und unschlüßig zu Werk, woran wahrscheinlich seine kränklichen Umstände Schuld waren. Die Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg trieben deswegen selbst an ihm; es war ihnen darum zu thun, daß nach des Kaisers wahrscheinlich frühem Ableben kein Interregnum eintreten, oder sich jemand, der ihnen nicht anständig wäre, zur Kaiserwürde zudrängen möchte. Sie zweifelten nicht an der Beystimmung ihrer Mitkurfürsten: nur in Ansehung desjenigen von der Pfalz besorgten sie Widersetzlichkeit, weil er gern während eines Zwischenreiches seine Vikariatsrechte ausüben wollte. Allein, da es zur Sprache kam, erklärte sich selbst dieser gegen den an ihn abgeschickten Gesandten willig. Maximilian hielt indessen doch erst einen Landtag zu Prag, während dessen er seinen Prinzen zum König von Böhmen krönen ließ; worauf er nach Dresden reißte, um sich mit dem Kurfürsten von Sachsen und mit dem dahin gekommenen Kurfürsten von Brandenburg zu besprechen, und sie besonders dahin zu bewegen, daß diesmal die Königswahl nicht zu Frankfurt, sondern zu Regensburg, vorgenommen werden möchte; wie hernach wirklich geschah: obgleich Kurmainz Einwendungen dagegen gemacht hatte. Alles nun, was hierüber verhandelt worden, findet man hier ausführlich mit den geringsten Umständen, wie auch die Kaiserlichen Ausschreiben wegen der Königswahl, dergleichen an mehrere deutsche Fürsten ergiengen. Diese ungedruckt gewesenen Papiere machen

den

den ersten Abschnitt S. 1 — 485. aus, und alles ist unter 257 Paragraphen gebracht.

Was hernach auf dem zu Regensburg 1575. gehaltenen Kurfürstentag selbst vorgefallen, ist zwar bekannt genug aus dem 1711. gedruckten Geheimen Protocoll u. s. w.; welches, weil es sehr selten ist, Senkenberg in seinen Sammlungen von ungedruckten und raren Schriften (Th. 3. S. 1—119.) noch einmal auflegen ließ, und Häberlin dem 9ten Bande seiner Neuesten deutschen Reichsgeschichte S. 328. u. ff. fast ganz einverleibte. Weil aber der Senkenbergische Abdruck fehlerhaft ist; so hat es Hr. S. im 2ten Abschnitt S. 486 — 541. genauer abdrucken lassen. Er hält den Grafen Ludwig von Witgenstein für den Verfasser. Im dritten Abschnitt S. 541 — 599. liefert er die auch in seiner Handschrift befindlichen Wahl- und Krönungshandlungen, nebst den ausgestellten Reversen und der Wahlkapitulation Rudolph des 2ten; welches alles aber sonst schon bekannt war.

In der zwey Bogen langen, ziemlich undeutsch geschriebenen Einleitung erzählt Hr. S. die Geschichte, auf die sich seine Papiere beziehen, in der Kürze. Der Anmerkungen sind wenig. Es waren auch wohl nicht mehrere nothwendig. Die Orthographie seines Manuscriptes versichert Hr. S. möglichst genau beybehalten zu haben.

Ueber Wilhelm den Neunten, Landgrafen zu Hessen u. s. w. und dessen sechs erste Regierungsjahre. Schweiz, (oder vielmehr Offenbach, bey Weiß.) 1792. $8\frac{1}{2}$ Bog. in 8. 9 Kr.

In acht Briefen, die ein ungenannter Baron an einen andern Kavalier geschrieben haben will, und in einer blumichten, anziehenden Schreibart werden die lobenswürdigen Handlungen des seit dem 1sten November 1785. regierenden Landgrafen von Hessencassel geschildert. So erscheint freylich dieser Fürst in einem weit vortheilhaftern Lichte, als ihn die von seinem Vater gemästeten, von ihm aber entlassenen Chevaliers d'Industrie, Französischen Komödianten, Tänzer und Sängerinnen, auch wohl Landeskinder selbst, die über nothwendige Einschränkungen des Wohllebens, und über Abstellung des Müßigganges wehklagten, verschrieen haben.

„Ein Fürst, heißt es S. 119., der zeigte, daß er nur Verdienste schätze und keinen Müßiggängern Brod geben wolle, „mußte natürlicher Weise das ganze Heer der vornehmen „Dummköpfe aufbringen." Viele bekannte Nachrichten erhalten hier angenehme Bestätigungen: manche waren uns wenigstens neu. Es wird gezeigt, was für Wege der Landgraf zur Vermehrung seiner Unterthanen einschlug, wie er die Anzahl der Eigenthümer zu erhöhen, die Auflagen zu vermindern, ihrer gewaltsamen Eintreibung Schranken zu setzen, den Ehestand zu erheben, und dem Kriegswesen dahin abzweckende nützlichere Einrichtungen zu geben, das Medicinalwesen zu vervollkommnen, eine weise Duldung einzuführen und das Justizwesen auf den besten Fuß zu setzen suchte, wie er den Ackerbau, hauptsächlich durch Abschaffung der so schädlichen Amtspachtungen, belebte, wie er den Druck der Frohndienste minderte, wie er die Fruchtbaumzucht, den Flachs- und Seidenbau beförderte, wie er das, dem Ackerbau mit Recht untergeordnete Fabrikwesen und den Handel auf mancherley Art verbesserte, wie er dem Bauernstand zur Tilgung seiner Schulden beförderlich und ihm wohlthätige Neuerungen annehmlich zu machen sucht, wie er auf Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens bedacht ist, wie er sich der Armen annimmt, wie er Wittwenkassen fundirte, wie er Wissenschaften und Künste in stärkern Flor setzte, vornehmlich durch Vervollkommnung der Universität zu Marburg, wie er eine geschmackvollere Gartenkunst ausübet, wie er endlich das Militärwesen reformirte. Nachher wird noch gewisser Einschränkungen des Luxus gedacht, ferner, wie der Landgraf selbst regieret, sein Land bereiset, jeden, der seine Hülfe bedarf, vor sich läßt u. s. w.

Hier und da wagt der Ungenannte auch Vorschläge; z. B. S. 66. wo er von Verfertigung feiner Leinewand und feiner Tücher spricht. S. 69. wünscht er, daß alle Zünfte und Innungen nach und nach möchten aufgehoben werden, um die Nacheiferung mehr rege zu machen; und S. 128. daß man den Französischen Kolonien in Hessen, deren Glieder ihre alte Muttersprache so ganz vergessen haben, daß sie weder ihre Prediger noch die Psalmen des alten Marot mehr verstehen, nach und nach deutsche Prediger und Schullehrer geben, oder in den Städten, wo zugleich deutsch reformirte Gemeinen sind, mit diesen zusammen schmelzen möchte. Dies würde,

dächten

dächten wir, auch anderwärts, wo dergleichen Kolonien existiren, nicht undienlich seyn.

Pp.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Geist der Sittenlehre Jesus in Betrachtungen über die ganze Bergpredigt. Von J. J. Stolz, Prediger an der Martinskirche in Bremen. Erster Theil. (Ueber Matth. V.) Lemgo, im Verlag der Meyerschen Buchhandl. 1792. 648 Seit. in 8. Zusätze 28 S., Vorrede und Inhalt XXXII Seit. 2 Rl.

Diese Betrachtungen über die sogenannte Bergpredigt Jesu sind ursprünglich Kanzelvorträge, die der Verf., wie er in der Vorrede selbst sagt, in den Jahren 1787—88. gehalten, und hier, nachdem er ihnen die Predigtform genommen, zum Theil Wort für Wort so hat abdrucken lassen, wie er sie öffentlich hielt. Es sind deren, eine Einleitung und Uebersetzung der Bergpredigt, die aber mehr paraphrastisch als genau ist, mit gerechnet, fünf und funfzig. Wer mit des Verf. frühern Arbeiten bekannt ist, vornehmlich wer seinen Joseph, der in so mancher Rücksicht ein Gegenstück zu Lavaters Pontius Pilatus war, gelesen hat, und sich erinnert, wie genau der Verf. sich an Lavaters Ideen und Kraftstyl hielt, wie er, gleich seinem Urbilde, voll von überspannten Ideen oft an Kleinigkeiten hieng, sie bis auf das letzte Mark aussog oder durchwässerte, und in Regionen herumschwärmte, wo es so leicht ist, die Flügel der Phantasie zu versengen, der wird sich freuen, in diesen Betrachtungen nicht jene knitternde Lohflamme einer verirrten Einbildungskraft, sondern die sanftere Wärme eines erbaulichen Asceten zu finden, dem man gern zuhört, weil man es ihm ansiehet, daß er es herzlich gut meynt, dessen Worte auch wieder zu Herzen gehen, weil sie von Herzen kommen. Wirklich hat Hr. Stolz den Rec. der nicht läugnet, bey der Rückerinnerung an seine vorigen Schriften dieses Buch mit einem nicht gar günstigen Vorurtheil ergriffen zu haben, durch den so ganz von dem Vorigen verschiedenen Ton, durch die Herzlichkeit seiner Betrachtun-

 gen,

gen, durch das Vernunftmäßige seiner Urtheile so sehr überrascht, daß er mit Vergnügen ihm das Zeugniß eines erbaulichen Kanzelredners geben kann, denn er ist auf sehr viele schöne, mit Wahrheit, mit Menschenkenntniß, mit Würde und Salbung geschriebene Stellen gestoßen. Ein Beweis, daß Hr. St. nicht unempfindlich gegen das Urtheil der Kritik gewesen ist, und mit einem Schriftsteller von der Art, der durch spätere Schriften zeigt, daß er sich zu bessern und ein Wort der Ermahnung zu benutzen verstehe, läßt sich schon eher ein Wort sprechen, als mit jenen selbstsüchtigen Leuten, die sich für unverbesserlich halten, und sogleich in beißigen Antikritiken, in beleidigende Persönlichkeiten verfallen. Mit der Achtung, die man einem so bescheidenen Schriftsteller, als Hr. Stolz ist, schuldig ist, zugleich aber auch mit der Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, die diesen Blättern eigen ist, wird Rec. seinem Lobspruche, den er so eben geäußert hat, einige Bemerkungen niederschreiben, die sich ihm beym aufmerksamen Lesen dieses Buches darboten, und die zugleich auf das Mangel- und Fehlerhafte dieser Betrachtungen führen, und dem Verf. Anleitung geben können, sich künftig dem Publikum in noch größerer Vollkommenheit zu zeigen.

So viel Gerechtigkeit wir dem Verf. als Asceten betrachtet, wiederfahren lassen müssen, so wenig hat er uns als Exeget befriedigt. Wir halten daher seine Betrachtungen über die Bergpredigt allerdings für erbaulich, aber das würden sie auch seyn, wenn es nicht Betrachtungen gerade über die Bergpredigt wären. Geist der Sittenlehre Jesu mag es, einiges etwa ausgenommen, immer seyn, aber Geist der Bergpredigt Jesu ist es gewiß nicht immer. Ueberhaupt lehrt es schon der erste Blick, daß die Bergpredigt Jesu nicht die ganze Sittenlehre Jesu in sich begreife, auch weder in sich fassen sollte, noch konnte. Die Sucht etwas Schönes und Erbauliches zu sagen, verleitet gar zu leicht zu dem Fehler, etwas in den Text hinein zu exegisiren, was man nach richtigen Grundsätzen der Exegetik auf keine Weise herausexegesiren könnte, hätte man es nicht vorher hineingetragen. Und dieses geschiehet oft gegen die bessere Ueberzeugung. So z. B. um nur gleich das erste Beyspiel, das uns in die Augen fällt zu nehmen, das aber auch noch am erträglichsten ist, denn es giebt auffallendere in diesen Betrachtungen, sey es der Anfang der 54sten Betrachtung. Seyd vollkommen, wie euer

euer himmlischer Vater. „Es ist unstreitig, sagt der Vf. daß diese Worte in ihrer Verbindung mit dem Vorhergehenden sagen wollen: Euer Wohlwollen umfasse Freunde und Feinde! So wie Gott niemand von seiner Liebe ausschließt, so sollt auch ihr niemand von derjenigen Liebe ausschließen, die ihr nach dem göttlichen Gesetz allen Menschen schuldig seyd. Wir können aber auch von diesen Worten Gelegenheit nehmen, von der sittlichen Vollkommenheit überhaupt zu reden." Daß diese Art den Text zu behandeln noch erträglich sey, haben wir schon vorhin gesagt, und wir rechnen es dem Verf. eben nicht hoch an, da die Asceten einmal im Besitz dieser Freyheit sind. Zu wichtigern Fehlgriffen verleitete ihn seine, wie es scheint, nicht tief genug gegründete Kenntniß der Grundsprache. Wir wollen mit Hinsicht darauf einige Betrachtungen durchgehen und unsere bescheidenen Zweifel gegen die uns aufgestoßenen Stellen, wo der Verf. den Sinn verfehlte, oder wo er mehr deutelte und künstelte, als eine richtige Exegese erlaubt, vorlegen.

Nach der Einleitung des Verf. in die Bergpredigt müßte man glauben, Jesus habe jenen Vortrag auf Verlangen der ihm folgenden Volksmenge gehalten; denn nachdem er viel Schönes über die Herablassung Jesu zu der Schwäche seiner Zeitgenossen, über seine Duldsamkeit und Güte gegen das ihm lästige Gedränge gesagt hat, schreibt der Verf. S. 4. „Hier (in der Nähe von Capernaum) willfahrte der Herr dem Verlangen dieser Schaaren, nach allem, was sie bereits gesehen hatten, auch noch einen Vortrag von ihm zu hören." Exegetisch richtig ist dies wohl nicht. Denn Matth. 5, 1. wird ausdrücklich gesagt, da Jesus das Volk gesehen habe, sey er auf den Berg gegangen, habe sich gesetzt, seine Jünger seyn zu ihm getreten, und (V. 2.) er habe sie gelehrt. Was er also da gesprochen hat, und was Matthäus im Folgenden daraus referirt, gieng wohl hauptsächlich die Jünger an, wie auch der ganze Inhalt der folgenden Rede lehrt, z. B. Seelig seyd ihr, wenn euch die Menschen u. s. w. Ihr seyd das Salz der Erden u. s. w. Ihr seyd das Licht der Welt u. s. w. Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen u. s. w. Nach dem ganzen Zusammenhange muß man sich die Sache also vorstellen: Das Volk lief ihm nach, um seine Wunder aus zweckloser Neugier und kindischer Wundersucht (wie Hr. St. S. 2. auch

ganz richtig beyläufig bemerkt,) zu sehen. Diesem zu entgehen, gieng er auf den Berg, und dahin begleiteten Ihn nur seine Jünger. An diese war also auch die Rede gerichtet. Matthäus aber reihet hier mehrere zu verschiedenen Zeiten gethane Aussprüche Jesu an einander, wie eine Vergleichung des Matthäus mit den übrigen Evangelisten zeigt. Es läßt sich demnach wohl schwerlich sagen, was eigentlich zu der Rede Jesu auf dem Berge gehört, und was er sonst und anderswo gesagt hat. Hr. Stolz aber scheint hier dem großen Haufen der Ausleger gefolgt zu seyn, die gewöhnlich annehmen, Jesus sey auf den Berg gestiegen, um das Volk besser übersehen zu können, und auch selbst von dem Volke besser gehört und verstanden zu werden, denn S. 4. schreibt er: „er setzte sich auf eine Anhöhe, um besser von allen gesehen und verstanden zu werden: näher und ferner standen und saßen in ungleichen Vertiefungen um ihn her seine Zuhörer, am nächsten der gewählte Kreis seiner vertrauten Schüler." Hat man auf diese Art einmal den Zweck und die Absicht der Rede falsch gefaßt, so ist leicht zu begreifen, daß ein solcher schiefer Gesichtspunkt zu manchen andern Misdeutungen Veranlassung gebe.

Den Anfang der Bergpredigt: μακαριοι οἱ πτωχοι τῳ πνευματι, worüber der Verf., wie er sagt, viele Ausleger nachgelesen, aber gewöhnlich jedem habe zurufen müssen: probe fecisti, incertior sum quam eram, erklärt der Verf. mit Wetstein, Michaelis, Rosenmüller (2te Ausgabe seiner Schol.) u. a. m. so, daß er τῳ πνευματι zu μακαριοι ziehet und übersetzt: Seelig dem Geiste nach, sind die Armen. Luc. 6, 20. scheint zwar für des Verf. Erklärung zu sprechen, (obgleich er diese Stelle nicht anführt) denn dort stehet πτωχοι simpliciter und allein. Rec. kann ihr aber doch nicht beystimmen, denn theils scheint die Analogie aller folgenden Seeligpreisungen dieser Konstruktionsordnung geradezu zu widersprechen, die alle dahin deuten, daß πτωχοι τῳ πνευματι als Subjekt zu nehmen sey, theils scheinen die πτωχοι τῳ πνευματι genau das Paulinische το μωρον 1 Cor. 1. zu seyn, das der σοφια τȣ κοσμȣ, den σοφοις κατα σαρκα entgegen stehet, vergl. Luc. 1, 80. Πτωχοι τῳ πνευματι ist πτωχοι πνευματικοι oder κατα πνευμα. Die Ursache ihrer Seeligkeit kommt im Nachsatze. Zöge man aber τῳ πν. zu μακαριοι, so wäre dadurch schon die Art ihrer Seeligkeit ange-

angezeigt. Und müßte man auf diese Art nicht auch bey allen folgenden Seeligpreisungen das εν πνευματι suppliren? — Das καταλυσαι Matth. 5, 17. übersetzt der Verf. durch entkräften, und πληρωσαι durch volle Kraft und Gültigkeit geben. Lieber möchten wir dafür sagen: aufheben und deutlicher oder vollkommener lehren. Bestimmter und richtiger spricht auch selbst der Verf. davon S. 234.

Den Sinn des 21. V. u. ff. faßt der Verf. nach des Rec. Meinung ganz verkehrt also: „Bis dahin hat man euch gelehrt, das Gesetz, so wie es euren Vätern gegeben ward, sage nur überhaupt:“ Du sollst keine Mordthat begehen. „Nur der Mörder, hieß es also, ist Uebertreter dieses Gesetzes. Ich hingegen sage u. s. w.“ Mehr lehrt ja auch in der That die Sittenlehre Mosis nicht, und sollte auch ihrem Zwecke nach nicht mehr lehren. Gleichwohl scheint es nach des Verf. Uebersetzung, Jesus wolle anzeigen, die jüdischen Gesetzlehrer, die das Gesetz Mosis so erklärten, hätten falsch erklärt. Das konnte Jesus aber nicht wollen, denn die jüdischen Gesetzlehrer erklärten auf obige Art ganz richtig. Das Gesetz Mosis faßt nicht mehr als jene dürftige für rohe Menschen hinlängliche Sittenlehre in sich, wenn man gleich je zuweilen die ganze christliche Sittenlehre hineingezwängt hat. — Math. 6, 2. „Giebst du Allmosen, so laß den Armen nicht vor dir posaunen. So pflegen Frömmlinge in den Synagogen und auf den Straßen zu thun u. s. w.“ Hier scheint der Verf. mit einigen Auslegern das Posaunen im eigentlichen Verstande zu nehmen. Allein Rec. zweifelt, daß dieß der richtige Sinn sey. Er nimmt es vielmehr uneigentlich, so wie wir es selbst in der deutschen Sprache gebrauchen, für: etwas allgemein bekannt machen. Der Sinn wenigstens ist offenbar blos: thue nicht groß mit deinen Allmosen und mache deine Wohlthätigkeit nicht weit und breit bekannt, thue Gutes in der Stille. Vergl. V. 3.

Matth. 6, 24. ist μισησει und αγαπησει noch zu hebräisch durch hassen und lieben übersetzt. Es ist ja allgemein angenommene Erklärung, daß es nichts mehr sey, als: einen dem andern vorziehen, einen mehr oder weniger als den andern lieben, gerade wie Röm. 9, 13. τον ιακωβ ηγαπησα, τον δε ησαυ εμισησα. — Matth. 7, 6. „Dringet keine Wahrheit, die euch heilig und köstlich ist, Menschen auf, die an Gesinnungen und Betragen mit beißenden Hunden und unrei-

unreinen Schweinen verglichen werden können. Sie möchten eure Perlen, die sie nicht zu schätzen wissen, mit Füßen treten, über euch selbst herfallen und euch mishandeln." Das heißt den kurzen körnichten Ausspruch Jesu zu weit ausspinnen und durchwässern. Es ist nichts mehr als sprüchwörtliche Redensart, die man beybehalten muß. Vergleichen wollte Jesus wohl nicht, sondern durch ein seinen Jüngern wohlbekanntes Sprüchwort nur sagen: Predigt nicht Wahrheit da, wo man keinen Sinn und Gefühl dafür hat, und wo ihr euch und der Wahrheit Schaden zuziehen könnet, ohne Nutzen zu stiften. — Kap. 7, 21. „Nicht jeder, der mich seinen Herrn heißt" u. s. w. Warum nicht lieber sogleich deutlicher? — der mich für den Meßias erkennet.

In der vierten Betrachtung über die Seligpreisung der Armen zeigt der Verf. recht gut, was Jesus vorzüglich für die ärmern Stände gethan habe, und wie er sich ihnen vorzüglich gewidmet habe, aber S. 45. weiß der Rec. nicht, was der Verf. damit sagen will: „In seinem (Jesu) Sendschreiben an die Lehrer der Gemeine zu Smyrna gedenkt er auch seiner Armuth. „Ich weiß deine Trübsal und Armuth" ließ er ihm sagen. So theuer waren ihm die Armen." Ein solches Sendschreiben Jesu kennt Rec. nicht. Die Worte kennt er wohl aus der Offenb. Joh. 2, 9. wo von einem Sendschreiben an den Engel der Gemeinen zu Smyrnen die Rede ist, aber der Verf. wird doch wohl nicht glauben, daß jene Sendschreiben wirklich geschrieben worden sind, und daß sie Jesus diktirt habe, weil die Apocalypse von eines Menschensohn spricht (1, 13.) den der Verf. der Apokalypse gesehen und gesprochen haben will! — Nach der obigen Uebersetzung des Verf. von πτωχοι τω πν. erklärt er nun S. 46. also: „Das Himmelreich ist der Armen. Das Reich des verheißenen und erwarteten Retters, wollte Jesus wohl sagen, wird eine wohlthätige Anstalt vorzüglich auch für die Armen seyn; sie werden einst für alle Entbehrungen, Mühen, Beschwerden und Leiden, die sie erfuhren, überschwenglich schadlos gehalten werden u. s. w." Rec. glaubt nicht, daß Jesus dieses sagen wollte, sondern blos: die πτωχοι εν πν. sind besonders diejenigen, die meine Religion annehmen werden, die am meisten Sinn für sie haben, vergl. 1 Cor. 1, 27. 28. Etwas ähnliches scheint der Verf. in der Folge doch selbst auch anzudeuten. Das Gewicht aber, das der Verf. auf das παρακλη-

τος

τος legt, indem er es durch Tröster übersetzt, und nun zwar ganz erbaulich, aber nicht exegetisch richtig folgert: „durch denselben sollten seine Anhänger schon hienieden in jeden Leiden überschwänglich getröstet, und ein Friede in ihr Gemüthe gepflanzt werden, (man pflanzt den Frieden nicht,) der wirksamer wäre, als alle Trostgründe der von höherm Lichte noch nicht erleuchteten Vernunft" fällt ganz weg, denn παρακλητος ist nicht ein Tröster, sondern ein Lehrer. Doch der Verf. hat selbst, wie wir eben noch bemerken, in den Zusätzen, eingestanden, daß jenes ihm in der Eile entronnen sey. — An der hebräischen und jüdischen Formel Matth. 5, 5. κληρονομησουσι την γην bleibt der Verf. viel zu lange hängen, und spinnt sie wieder zu sehr aus. Es heißt ja bekanntlich nichts weiter als: sie werden glücklich seyn. Jene bestimmte Art von Glück nach jüdischen Begriffen paßt nicht mehr auf uns.

Kühn, wirklich zu kühn erklärt der Verf. den bildlichen Ausdruck υιοι θεου κληθησονται erst wörtlich also: Sie werden Söhne Gottes heißen, und dann weiter: „Sie werden einerley Namen und einerley Rechte und Vorzüge mit demjenigen Wesen haben, das im höchsten Sinne des Worts Sohn Gottes heißt." So sonorisch dies auf der Kanzel klingen mag, so getraut sich Rec. doch nicht, den Beweis dafür zu führen. Die Stellen, die der Verf. aus Johannis und Pauli Sprachgebrauch anführt, beweisen nichts, denn sie sind eben so bildlich als die Stelle im Matthäus. Gottes Kinder seyn, heißt: sie werden vorzüglich von Gott geliebt werden. Mehr kann Rec. nicht darin finden. — Vom 11ten Vers des 5ten Kap. Matth. an, meynt der Verf. richte Jesus seine Rede unmittelbar an seine Schüler. Das ist falsch, wie Rec. schon oben bemerkt hat. Alles Vorhergehende galt schon seine Jünger. „Seyd fröhlich und getrost. Nicht nur für kein Unglück, sondern für das größte Glück sollten sie es halten, wenn sie als seine Jünger verläumdet u. s. w. würden." Hier ist aus Jesu Worten mehr gefolgert, als drinnen liegt. Er wollte wohl nur so viel sagen: laßt euch das nicht kümmern. — Die Stelle von dem Salz der Erden: Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten, hat der Verf. auf eine Art erklärt, die dem Rec. neu war. Es soll, wie er sagt, so viel heißen: „Ihr würdet dem verdorbenen Salze gleich werden, das, wenn es einmal

seine Kraft verlohren hat, weder auf das Land noch unter den Kehrigt taugt, (nun! dazu wäre es doch noch immer gut genug!) sondern auf die Landstraßen geworfen werden muß, um als Pflaster von den Leuten zertreten zu werden.“ Der Verf. sagt hierauf, daß das Salz des todten Meeres wirklich beym Straßenbau gebraucht werde. Den Beweis und die Gewährsmänner hiervon möchte der Rec. wohl kennen, denn ohnerachtet er an verschiedenen Orten darnach umhergesucht hat, ist ihm doch nichts aufgestoßen, woraus zu schließen wäre, daß das Salz zum Straßenbau gebraucht werde. Verdorbenes Salz, das schmierig geworden ist, wird wohl weg auf die Straße geworfen, aber das heißt doch nicht, es zum Straßenbau gebrauchen, wie man etwa bey Chausseen Sand gebraucht.

Laßt euer Licht leuchten vor den Leuten. Hier hat der Verf. viel mit den Pharisäern und ihrer Großprahlerey zu thun, nach welcher sie, wie er sagt, vor sich her posaunen ließen u. s. w. um ihr Licht leuchten zu lassen vor den Leuten. In solchem Sinne sey es hier nicht gemeynt u. s. w. Aber schwerlich nahm Jesus bey jenem Ausspruche auf die Pharisäer Rücksicht. Der Gedanke ist in Verbindung mit dem Vorhergehenden: Breitet eure besseren Kenntnisse unter den Menschen aus, und lebt selbst denselben gemäß, damit andere, die eure Rechtschaffenheit kennen lernen, dadurch zum Lobe Gottes gereitzt werden. — Bey der 16ten Betrachtung über die Worte: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen u. s. w. schreibt der Verf. zweifelnd: „Es mögen Uebelgesinnte unter dem Volke gewesen seyn, die den Verdacht gegen Jesus erregten, als wolle er eine Lehre einführen, die der Lehre Moses und den Propheten widerspräche u. s. w.“ Darüber kann aber gar kein Zweifel seyn, denn dergleichen Vorurtheile waren allerdings da. Selbst die Jünger hatten ähnliche Ideen von ihm als Messias.

Was der Verf. über die Worte sagt: **ich bin nicht kommen aufzulösen, sondern zu erfüllen**, ist meist dogmatische, orthodoxe, typologische Spielerey, aber nicht gründliche Exegese. Sicher hat Jesus bey πληρωσαι nicht an obedientiam activam und passivam gedacht, wie der Verf. erst mit vielen oratorischem Schmuck die Worte erklärt, dann aber doch hinzusetzt: Nach dem Zusammenhang wollte Jesus wohl nur so

viel

viel versichern: er sey nicht zur Abschaffung und Entkräftung des Gesetzes und der Propheten gekommen, sondern er werde sichs vielmehr zur Pflicht machen, die Forderungen des Gesetzes und der Propheten in ihrer vollen Stärke vorzutragen. Wirklich können die Worte auch nichts weiter bedeuten, als: die Nation, die so sehr an Cäremonien hieng, und in deren Beobachtung ihre Moralität setzte, mehr in den Geist einer reinen Sittenlehre zurück zu führen, das Seinige dazu beyzutragen, daß die Gesetze nicht blos dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach erfüllt und beobachtet würden. Daß dies der Sinn jener Worte sey, lehrt der ganze Zusammenhang, aber nichts von satisfactione vicaria, die Hr. St. darin findet. Eine Exegese von der Art ist gar zu empörend. Was könnte man nicht alles aus Hrn. St Betrachtungen heraus exegesiren, wenn man so damit verführe, als er selbst mit den einfachen Worten Jesu zu Werke gehet? — Eben so unglücklich sind die Worte des 18ten Verses erklärt: bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen, der kleinste Buchstabe noch Titel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe. „Vielleicht, sagt er, können diese Worte so verstanden werden: Himmel und Erde wird nicht eher untergehen, bis das göttliche Gesetz auch in seinen kleinsten Theilen von bessern Gottesverehrern erfüllt werden wird.“ Das soll dann ein prophetischer Blick in die Zukunft seyn. Nicht doch! So können jene Worte gar nicht verstanden werden. Bis daß ist adversative zu erklären, so ist alles klar und deutlich. — Ελαχιςος κληθησεται εν τη βασιλεια των ȣρανων heißt nicht, wie der Verf. will: der würde in dem göttlichen Reiche weit zurückgesetzt werden, sondern: wer lehrt, daß ich die mosaischen Gesetze aufheben wolle, der hat keine Gesinnungen, wie sie Glieder meines Reichs, Anhänger und Verehrer meiner Lehre haben müssen. — Unter **Reich Gottes, Himmelreich** denkt der Verf. noch immer etwas Zukünftiges, Rec. zweifelt aber sehr, daß er bessere Exegeten von der Hinlänglichkeit seiner Gründe überzeugen werde. Es ist die neue Oekonomie, die Jesus errichtete, seine Lehre, ein Reich der Wahrheit und Tugend, und weiter nichts. — Daß **beleidigen und verfolgen** so viel sey als **beharrlich beleidigen**, (Zusätze S. 25.) weiß Rec. nicht aus dem Grundtext zu beweisen.

Dies

Dies sind einige der Bemerkungen, die dem Rec. beym aufmerksamen Lesen dieser übrigens lehrreichen und erbaulichen Schrift aufstießen. Sich noch mehr ins Detail bey der Beurtheilung derselben einzulassen, verstattet theils der Raum nicht, theils ist das bisher Gesagte, hinlänglich zu zeigen, daß Rec. die Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen habe, und daß es dem Verf. nicht schwer fallen werde, dem Publikum Genüge zu leisten, wenn er nur mehr reine, von aller Ueberspannung und altem dogmatischen Schulkram oder ascetischer Spielerey entfesselte Exegese studirt. Als ein guter Ascet ist er immer zu empfehlen. — Er sagt irgendwo in dieser Schrift, daß seine Landsleute, die Schweizer, sich noch gar nicht an einen reinen deutschen Styl gewöhnen können. Und da hat er Recht. Um so mehr wird er also auch auf seiner Seite die Nothwendigkeit einsehen, seinem Style mehr Correktheit zu geben. Hier sind einige gewiß nicht korrekte und rein deutsche Stellen: sich selbst unter der Rose fragen; einige Furchten für: einige Furcht; die Vorträge wirkten nicht in die Breite, aber doch in die Tiefe; die flammenden Provinzialblätter; der Arme weiß wohl, daß er ausgewichen wird; ich würde unter (wider, gegen) meine Ueberzeugung sprechen u. dgl. m.

Die Schrift ist einer Emilie von Oberau zugeeignet. Diese Zueignungsschrift scheint dem Rec. noch nach dem alten Styl des Verf. gemodelt, etwas spielend und tändelnd zu seyn; er wünscht bey der Familie von Oberau seyn zu können, wünscht, daß sie doch in der Nähe seyn möchte — „in Delmenhorst oder Osterholz, wo Nachtigallen seyn sollen," die er noch nie hat schlagen hören u. s. w. Nun! sie werden ja wohl nicht anders schlagen, als die Bremischen Nachtigallen! Doch was dem Rec. am meisten in dieser Dedikation (die er sonst nie zu lesen pflegt) auffiel, war die Aeußerung: „bey Ihnen dürfte ich ungestraft laut denken." Wie? darf man das etwa in Bremen nicht? Und seit wann darf man es nicht? Und wo würde man es endlich dürfen, wenn nicht an einem Orte, wie Bremen? Hoffentlich, ja! Rec. kann sagen, zuverläßig war jene Aeußerung nur ein Gespenst, womit eine gewisse hypochondrische Laune zuweilen sich selbst zu erschrecken pflegt. Wir fodern den Verf. auf, in der Fortsetzung seiner Betrachtungen nur immer recht laut zu denken, (nur denke er richtig!) und sind ihm Bürge, daß kein Mensch

in Bremen ihn deswegen zur Strafe ziehen werde. Wir kennen Männer in Bremen, die frey und laut genug denken, und sich doch in Bremen recht wohl dabey befinden.

Az.

Ueber die Nothwendigkeit und Pflicht des Selbstdenkens und Prüfens der Religionsgegenstände. Nebst einem kurzen Entwurf einer Geschichte von den Schicksalen der christlichen Religion. Frankfurt und Leipzig, 1792. 8½ Bog. in 8. 8 gr.

Der Verf. dieser Schrift ist weder ein Theologe, noch ein Protestant, sondern ein einsichtsvoller katholischer Gelehrter, welcher die Grundsätze der Protestanten für die richtigen hält, und darnach hier in dieser Schrift urtheilt, und zwar so freymüthig, gesund und richtig als man es selbst von einem aufgeklärten Protestanten nur immer erwarten könnte. Daß er nichts sagt, was nicht schon von den Protestanten über diese Sache oft gesagt worden, kann ihm wohl nicht zum Vorwurf gereichen, indem er sich in dem kurzen Vorbericht damit entschuldiget, daß er seine Schrift nur für solche Leser bestimmt habe, welche bisher das Geschäffte des Prüfens und Nachdenkens über die Lehren und Meynungen der Religion für ketzerisch hielten. Und dergleichen mögen nun freylich unter seinen Glaubensbrüdern noch gar viele seyn. Allein ob die in dieser Schrift so häufig vorkommenden dreisten und derben Urtheile, so wahr sie auch sind, nicht dennoch einem großen Theil der katholischen Christen anstößig seyn werden, und ob er nicht doch wohl besser gethan hätte, seinen sonst allerdings lobenswürdigen Eifer für die Wahrheit etwas kälter werden zu lassen, die Wahrheit in ein etwas gefälligeres Gewand zu kleiden, oder doch wenigstens hie und da mehr schonende Ausdrücke zu gebrauchen; können wir nicht umhin, ihm zu bedenken zu geben. Indessen muß er freylich sein Publikum am besten kennen, und auch am besten wissen, daß seine Lokalumstände ihm erlauben, so dreist mit der Sprache heraus zu gehen, als selbst in den letzten Jahrzehend wohl kaum ein katholischer Schriftsteller gethan hat.

Bk.

Betrachtungen und Gebete für Gefängnisse von Dr. Johann Gottlieb Burkhardt, Prediger in London. Parum est coercere improbos poena, nisi probos efficias disciplina. Hannover, bey Helwing. 1792. 7 Bog. in 8. 6 gr.

Seitdem Howard die Gefängnisse seiner Aufmerksamkeit gewürdiget hat, fängt man an einigen Orten an, für die moralische Bildung der Gefangenen mehr zu sorgen. Dazu können denn diese Blätter auch förderlich seyn. Sie enthalten einige Gebete, Anreden und Betrachtungen, in welchen Gefangenen und Verurtheilten manches zum Trost und zur Ermunterung gesagt wird. Es wäre zu wünschen, daß das Bemühen, die Strafbaren zu bessern, allgemeiner würde.

Ao.

Arzneygelahrheit.

Joh. Friedr. Boettchers, der Arzn. und Wundarzneygelahrheit Doct. und Physik. des Rasten- und Neidenburgschen Kreises in Ostpreußen, vermischte medicinisch-chirurgische Schriften. Zweytes Heft. Königsberg, in der Hartungschen Buchhandlung. 1792. 122 S. in 8. 8 gr.

Etwas über die Lazarethe der 178⅞ in den Winterquartieren gestandenen Regimenter der Preußischen Armee. Durch Unreinlichkeit der Betten, zu gedrängtes Zusammenhäufen der Kranken im Lazareth, und in bürgerli-chen Wohnungen brach Krätze, und eine Krankheit aus, über welche man disputirte, ob sie ansteckend sey, oder nicht. Erste Beobachtung. Von einer Castration. Ein Student bekam, ohne eine innerliche Ursache angeben zu können, eine Verhärtung am linken Testikel. Mercurialia halfen nichts, und deswegen wurde die Castration vorgenommen. Nach 6 — 8 Wochen bekam aber der Patient die vormals gehabten Schmerzen, längst dem Saamenstrange aufs neue. Nach des Patienten Bericht war dieser ganz verhärtet. Es trat Fieber hinzu, und der Patient starb. Zweyte Beobachtung.

tung. Von einem Bruch der Ribben. Es erfolgte darauf eine Windgeschwulst, die sich von selbst wieder verlohr. Dritte Beobachtung. Von Convulsionen bey einer Sechswöchnerin, und erfolgtem Wahnsinn. Rec. würde das Brechmittel früher gegeben haben, da die Krankheit gewiß gallicht war. Das Laudanum und der spir. Mindereri scheinen ihm nicht am rechten Ort angewendet worden zu seyn. Vierte Beobachtung. Von einer Wasserscheu, die vier Monathe nach dem Biß eines tollen Hundes erfolgte. (Vom Wundarzt Krotel.) Die ersten Symptomen waren Schmerzen im Halse, und eine Unerträglichkeit des Windes. Der Kranke starb. Seine Geliebte, welche während der Zeit, als er das Gift (noch verborgen) in sich trug, von ihm geschwängert wurde, gebahr zur rechten Zeit ein gesundes Kind, und blieb wohl. Gerichtliche Beobachtungen. Erster gerichtlicher Fall, wo durch eine Besichtigung ausgemittelt werden sollte, ob in gegenwärtigem Fall sich der N. selbst mit Fleiß, oder von ohngefähr erschossen, oder ob dies durch einen andern, der zu selbiger Zeit bey ihm gewesen war, sich zugetragen hätte, damit, im Fall sich N. nicht selbst erschossen, ihm eine anständige Beerdigung gegeben werden könne. Der Schuß war von unten nach oben gegangen, und nicht durchgedrungen, und allen Anzeigen nach hatte der Entleibte die sehr kurze Flinte in den Mund genommen, folglich — sich selbst getödtet. Zweyter gerichtlicher Fall, wo durch eine Leichenöffnung ausgemittelt werden sollte, ob ein angeblich Erschlagener von den erhaltenen Schlägen verstorben sey. Aus dem V. R. erhellt, daß nicht Entzündung und Eiterung im oder auf dem Gehirn, sondern ein Schlagfluß die Ursache des Todes war. Dritter gerichtlicher Fall, wo eine uneheliche Weibsperson ihr Kind nach dem Taufaktu vorsetzlich erstickt, auch solches bereits selbst eingestanden hatte. — Vierter gerichtlicher Fall, ob ein im Wasser vorgefundenes Kind nach der Geburt gelebet; ob eine im Verdacht seyende Person, daß sie dieses Kind gebohren, solches wirklich gebohren habe; ob etwelche von einem Wundarzt der Person während der Schwangerschaft gereichte Arzneymittel schädliche Folgen hätten haben können, und ob er die Schwangerschaft der Person nicht wissen können?

Das Kind hatte wohl 3 Monathe lang im Wasser gelegen. Haare mit der Haut und Augen fehlten. Die Nägel und die Länge des Körpers zeigten, daß es vollbürtig gewesen. Die Lungen schwammen auf dem Wasser. Die Leber sank unter. Die als Mutter in Verdacht stehende Person wurde untersucht. Aus dieser Untersuchung ergab es sich, daß die Brüste nicht rund, sondern welk, nicht herunterhängend, nicht mit Milch gefüllt waren, — der Unterleib ungewöhnlich hoch, mit vielen Krampfadern besetzt, aber ohne Falten war, — die Person den weißen Fluß hatte, das hymen fehlte, der Muttermund nicht sehr hoch stand, etwas weich war, eine Querspalte, und auf jeder Seite einen Einschnitt gleich Narben hatte, — die Mutterscheide nicht sehr enge, und mit wenigen Falten versehen war. Aus allem diesem wurde „mit ziemlicher Gewißheit gefolgert, daß die Person vor einigen Monathen gebohren haben müsse." (Dagegen ließe sich viel einwenden.) Die Person gab sich den folgenden Tag als Thäterin an. Der Wundarzt wird einer Unvorsichtigkeit beschuldigt, daß er den Leib nicht befühlt, und aus dessen Dicke auf die Schwangerschaft geschlossen. Es sey unmöglich, daß das Kind in einer Blase eingeschlossen auf die Welt kommen könne. (Dagegen ließen sich wohl Beyspiele anführen) Da die Mutter im Bette gelegen, habe das Kind nicht weit von ihr fallen, und die Nabelschnur nicht abreißen können. (?) Die Mutter hätte die Nabelschnur vorsetzlich, oder von ohngefähr zerreißen müssen, und solche Zerreißungen zögen selten eine tödtliche Blutung nach sich. (Da käme es doch darauf an, ob die Nabelschnur näher oder kürzer am Nabel abgerissen wird, und ob das Kind lebhafter oder weniger Athem holt, fester oder lockerer gewindelt, oder sonst gedrückt ist.) Fünfter gerichtlicher Fall. Untersuchung eines Gemüthszustandes. Leidet keinen Auszug. Sechster gerichtlicher Fall. Von einer heimlichen Geburt. Die Frage war: 1) ob von einer ohngefähr acht Tage vor Ostern vorigen Jahrs (1790.) geschwängerten Person die Leibesfrucht stückweise abgehen könne? Dies wird verneint. 2) Ob bey einem Frauenzimmer, die sich ohngefähr acht Tage vor Ostern vorig. Jahrs fleischlich vermischt hat, die monathliche Reinigung von dieser Zeit an, bis vier Wochen nach Pfingsten vorigen Jahrs ausbleiben, sodann wenn sie nur einmal erfolgt ist, wiederum bis den zweyten Sonnabend

nach Mantini vor. J. zurückbleiben kann, wobey beydesmal sowohl dünnes als Stückblut und gleich dem gemeinen Ochsenblut zu sehen gewesen, und unter welchen Umständen dies alles geschehen kann? Hr. B. urtheilt: ein Mondkalb könne selten länger als drey bis vier Monathe bey einer Person bleiben. Dann bliebe vielleicht die Reinigung wiederum einige Monathe zurück, und käme wohl abermals wieder, aber alsdann gehe keine solche ähnliche Masse zum Vorschein. Die Person müsse übrigens untersucht werden, wozu er eine Anweisung giebt. **Siebenter gerichtlicher Fall. Ueber eine tödtliche Kopfverletzung, wo nach der Requisition ausgemittelt werden sollte, ob die Verletzung durch einen Fall vom Pferde, oder aber durch eine von einem andern verübte Thätlichkeit war zugefügt worden.** Blieb unentschieden. **Achter gerichtlicher Fall. Gemüthszustandsuntersuchung.** Ein Caplan wurde für einen Narren erklärt, kurirt, und wieder närrisch. **Neunter gerichtlicher Fall. Ob ein gewisser M. von erhaltener Misbandlung verstorben sey.** Die Ursache des Todes war eine am linken Oberschenkel dicht über dem Knie an der inwendigen Seite befindliche Fistelöffnung, wovon der Gang quer durchgieng, und sich an der andern Seite sein Ausgang zeigte. Das Schenkelbein war caries, viel Jauche vorhanden, die arteria und vena cruralis waren ganz entblößt, und von einem aus der Fistelöffnung bey acht Tage lang wie aus einem Zapfloch hervorgekommenen Blutfluß, blutleer. Es wurde geurtheilt, daß hieran, und nicht von den Mishandlungen besagter M. gestorben sey. **Zehnter gerichtlicher Fall. Ob Bernsteinöhl einer Schwangern schädlich sey? Eilfter gerichtlicher Fall. Von einer Kopfverletzung;** die für absolut lethal erklärt wird.

Xb.

Allgemeine Anleitung Kranke zu examiniren; zum Gebrauch angehender Aerzte. Marburg, in der akademischen Buchhandlung. 1792. 5 Bog. kl. 8. 4 Gr.

Ohngefähr dasselbe was ein Stoll über die Art Kranke zu untersuchen, so vorzüglich schön in seinen Vorlesungen lehrte, und

und im 6ten Theil seiner rationis medendi aufgezeichnet steht, hat der, uns unbekannte Verfasser in diesen Blättern zusammengetragen, und mit Zusätzen vermehrt, unter denen einige ganz füglich hätten wegbleiben können. Z. B. die, im allgemeinen wenigstens, so unschickliche Fragen an kranke Frauenzimmer: „Ob sie etwa mit eigner Hand ihr Liebesfeuer gedämpft? Ob ihr Gatte während der Schwangerschaft ihnen „oft beygewohnt?“ und der Rath an Aerzte, „ihre Fingerspitzen zum Pfeiffenstopfen und Hinunterdrücken des Feuers während des Tabackrauchens nicht zu gebrauchen, damit sie zum Pulsfühlen nicht zu unempfindlich würden.

Von der Kenntniß und den vorzüglichsten Heilungsmitteln aller Arten venerischer Zufälle. Herausgegeben von Dr. J. D. Hock. Leipzig, bey Barth. 1792. 8 Bog. in 8. 7 gr.

Der Vorrede zu Folge hat der Herausgeber den Entschluß gefaßt, aus den neu herauskommenden Schriften der practischen Arzneywissenschaft, wie er sagt, vollständige Auszüge zu liefern, und macht hier den Anfang seiner, höchst überflüßigen Arbeit mit dem ersten Theil von Hrn. Girtanners Abhandlung über die venerische Krankheit. Einem Buche, welches ja weder so selten, noch so kostbar ist, um nicht in jedermanns Besitz seyn zu können, und dessen heroische Vorschriften zur Tripperkur mehr Schaden als Vortheil anzurichten vermögen, hauptsächlich wenn sie in einem so unvollständigen Auszuge, und unter einem so viel versprechenden Titel den Pfuschern und Layen in der Medizin in die Hände gespielt und blindlings von ihnen befolgt werden. Auch die Girtannerischen Arzneyformeln sind hier getreu mit abgedruckt geliefert.

Einige Bemerkungen über die menschliche Entwickelungen, und die mit denselben in Verbindung stehende Krankheiten, von P. F. Hopfengaertner. Stuttgard, bey Metzler. 1792. 8 Bogen in 8. 6 gr.

Zuerst

Zuerst erzählt der Verf. die ausführliche Krankengeschichte eines jungen nervenschwachen Mädchens, welches im 16ten Jahr ihres Alters, ehe die monathliche Reinigung bey ihr in Ordnung kam, 10 Monathe lang mit krampfhaften Zufällen mancher Art und einem vorübergehenden Wahnsinn geplagt wurde, während welchem sie den etwanigen Gang ihrer Krankheit vorher zu bestimmen das Vermögen — also Divinationsgabe — hatte. Die Krankheit wurde ohne Hülfe der Medizin, blos durch die Naturkräfte und eine schickliche Diät, mit ordentlicher Erscheinung des periodischen Blutflusses geheilt, und giebt dem Verf. Gelegenheit, hier einige Reflektionen mitzutheilen über die Entwickelung oder das Ausbildungsvermögen der menschlichen Natur, und über die Krankheiten (oder vielmehr die Bemühungen der Naturkräfte diejenigen Hindernisse zu überwinden,) welche zuweilen der gehörigen Entwickelung verschiedener Organe, und dem richtigen Gang ihrer Funktionen in Wege stehn. — Obgleich diese kleine Schrift keine neue, oder sehr wichtige Wahrheiten enthält: so beweißt sie doch deutlich den philosophischen Geist, und manche liebenswürdige Anlagen ihres jungen Verfassers.

Db.

Johann Friedrich Böttchers, der Arzn. und W. Dr., Physik. im Rasten- und Neidenburgischen Kreise, Abhandlung von den Krankheiten der Knochen, Knorpel und Sehnen. Des dritten Theils erste Hälfte. Mit Kupfern. Königsberg, im Hartungischen Verlag. 1792. 134 S. in 8. 10 gr.

Enthalten sind 13 Kap. vom Verbrechen, von der Diastasi, und Knochenwunden, von der Empfindlichkeit der Knochen und Sehnen, vom gespaltenen Rückgrat, von Knochengeschwülsten und Knochenspeckgeschwülsten, von Erweichung, von der Englischen Krankheit und Krümmung des Rückgrats, vom Beinfraß, und Winddorn, von der Paedarthrocace, carie vertebrarum und Necrosi ossium. Die Behandlung ist, wie in den vorigen Bänden, weitschweifig, und doch nicht vollständig. Auch scheint die Methode und Stellung der

Materien nicht systematisch zu seyn, wie schon obige Rubriken zeigen, so wie die Empfindlichkeit der Knochen und Sehnen wohl unter die allgemeine Uebersicht im Eingange gehöret hätte. Hoffentlich wird sich der Verf. darob nicht mit seinen vielen Physikatsgeschäfften entschuldigen; denn die Achtung für das Publikum fordert, daß man dann entweder gar nicht, oder gemächlich schreibt, auch erst einen guten Plan anlegt, ehe man schreibt.

Df.

Theater.

Sammlung von Schauspielen fürs Hamburgische Theater. Herausgegeben von Schröder. Dritter Theil. Schwerin und Wismar, in der Bödnerischen Buchhandlung. 1792. 19 Bogen in 8. 16 ẞ.

Dieser Theil enthält I. That und Reue. Ein Schauspiel in vier Aufzügen, von J. B. Tilly. Oekonomie, Sprache und Dialog dieses Stücks verdienen nicht wenig Lob. Aeusserst wenige dramatische Schriftsteller haben einen so geschmeidigen Gesprächston, eine so von aller Prätension und Deklamation freye Sprache in ihrer Gewalt. Wäre nur der Verf. in der Wahl seines Stoffs glücklicher gewesen! Eine Begebenheit dieser Art, auf diese Weise behandelt, sollte nie ein Gegenstand der dramatischen Kunst seyn; denn diese sollte, so wenig als irgend eine ihrer Schwestern, so wenig als irgend eine andere schöne Kunst, blos unangenehme, schreckliche, widrige Empfindungen erregen wollen. Daß es im menschlichen Leben Fälle giebt, wo selbst gute, oder doch nicht ganz verdorbene Personen, durch Verlegenheit gedrängt, durch günstige Gelegenheit gelockt, zu großen Verbrechen verleitet werden, ist eine traurige, aber durch die tägliche Erfahrung so sehr bestärkte, und in die Augen leuchtende Wahrheit, daß man sie nicht zum Hauptzweck irgend eines poetischen Kunstwerks zu machen braucht. Ueberdies hat der Verf. nicht das mindeste gethan, das wirklich Gräßliche seines Stoffs nur in etwas zu mildern: vermuthlich weil er fürchtete, die Wirkung desselben zu schwächen, und ihn weniger lehrreich zu machen.

War

War Belehrung und Warnung der Hauptzweck des Dichters — was er freylich nie seyn sollte — so blieb dem Verf. im vorliegenden Falle nur Ein zweckmäßiger, mit dem Wesen und der Bestimmung der Kunst verträglicher Weg offen, und der war, schärfere Zeichnung und genauere Entwickelung des Charakters der Hauptperson, die jetzt, in den flüchtigen, schwankenden Umriß, moralisch zurückstoßend ist, ohne persönlich anziehend zu seyn. II. **Die beyden Freunde, oder der Kaufmann in Lyon.** Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen des **Beaumarchais** übersetzt von Bock. Das Stück selbst ist bekannt genug, und die Uebersetzung gehört zu Bocks besseren Arbeiten. Sie ist ziemlich frey, und hat ganz das Ansehen eines ursprünglich deutschen Schauspiels, ohne daß deshalb einer von den Vorzügen des Originals verlohren gegangen wäre. III. **Luftschlösser.** Ein Lustspiel in vier Aufzügen, von **Vulpius.** Die Intrigue dieses Lustspiels ist abentheuerlich, unwahrscheinlich, aber doch lustig. Wenn nur die Ausführung besser gerathen wäre! Hr. V. hat einen schlimmen Kitzel, witzig zu seyn, und doch von der Natur nicht ein Fünkchen Witz zum Antheil bekommen. Man höre einmal Wundershalber, was das liebe Publikum sich gefallen läßt. **Wellenthal** ist ein Abentheurer, **Louis** sein Bedienter.

Louis. — — Nirgend wohnt sich besser, wenigstens nirgend ruhiger, als in einem Luftschlosse. Die Luftschlösser, die ich mir zur Residenz wählte, sind gar nicht zu erobern, und wenn sie auch von Rosenduft und Spinnengewebe aufgeführt sind.

Wellenthal. Die Wallgräben der meinigen sind alle mit Champagner ausgefüllt. —

Louis. Die meinigen mit Rheinwein, und wenn ich sie austrocknen will, so laß ich Pasteten und Austern herbeyschaffen.

Wellenthal. Ich bleibe bey Champagner.

Louis. Wenn Sie nun aber König in Otaheiti wären?

Wellenthal. So gäb' ich alle meine Schweine für Champagner hin.

Louis. Und wo käme er denn her?

Wellenthal. Uebers Meer.

Louis. Und frör' im Eismeer zusammen?

Wellenthal. So thaut' ich ihn auf, um Esprit de Champagne zu trinken u. s. w.

IV. Der Fürst und sein Kammerdiener. Ein Lustspiel in Einem Aufzuge, von F. G. Hagemann. Ja, recht schön wär es, wenn leichtsinnige, verschwenderische Fürsten sich so geschwind besserten; wenn sie sich von solchen Kammerdienern in einer Viertelstunde belehren ließen. Indeß, wenn auch gleich die Wahrscheinlichkeit nicht zum Besten besorgt ist, so sieht und hört sich doch so etwas gut zu. Hr. H. würde übrigens wohl thun, wenn er weniger declamirte, und die Farben weniger grell auftrüge. Die ewiglange Harangue der unglücklichen Wittwe verstößt sehr gegen Wahrheit und Schicklichkeit. Eine gute, rechtschaffene Frau von feinem Gefühl wird nie, auch wenn sie sie leise nährete, laut solche Besorgnisse äußern, wie der Verf. hier seine Amtsräthin thun läßt: „Was soll aus meinem Wilhelm werden? Er ist munter, lebhaft — wer wird ihn leiten, wenn die Mutter der »Gram getödtet hat? — Er wird betteln gehn, er wird »hungern, wird — ach! wird vielleicht stehlen, wenn die »Freygebigkeit der Reichen ihn schmachten läßt, wenn die »weggeworfenen Austerschaalen vor den Thüren der Schwelger ihn nicht satt machen können, wird er rauben, und vielleicht auf dem Rabenstein sterben. — — Und meine Auguste! sie ist mein Liebling, sie ist sanft, jedermann kann »sie leiten. Wenn sie heranwächst, dacht' ich, wird nicht »die glatte, heuchlerische Zunge des Lasters die Lehren der »begrabenen Mutter wegschwatzen? Wird sie nicht der Ueberredung des Verführers unterliegen? Eine schöne Bettlerin! »Es ist um ihre Tugend geschehn! Ich sah meinen Augapfel »fallen, sah sie erwacht vom Rausch, wie die Reue sie zur »Verzweiflung jagte, wie sie wahnsinnig ihr Kind — o mein »Schöpfer — wie sie meine Enkelin würgte, wie man sie »zum Hochgericht schleppte, ihrem unglücklichen Bruder »Gesellschaft zu leisten. Für das Zuchthaus, für den Rabenstein hätt' ich Kinder geboren." —

Bs.

Radegund von Thüringen, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach einer vaterländischen Geschichte frey bearbeitet. Berlin, bey Maurer. 1792. 10 Bog. in 8. 10 gr.

Der

Der Verf. ist Hr. Voigt, Doktor der Philosophie in Leipzig. Nicht eher, als bis das ganze Magazin der ältern und mittern deutschen Geschichte von den dramatischen Corsaren rein wird ausgeplündert worden seyn, haben wir Hoffnung, mit den gewaltigen Nationalrumerspielen verschont zu werden. Indessen geht es in diesem doch nicht so tumultuarisch her, wie sonst wohl üblich ist; aber poetischen Werth hat es denn auch gar nicht. Unwahrscheinlich ist unter andern die plumpe Frechheit des listigen Paters, mit welcher er, ohne die geringste Vorbereitung, einem so tugendhaften Weibe, wie Radegund ist, seine Liebeserklärung thut. Unwahrscheinlich, daß Clothar (der doch kein Pinsel ist) an hellem Tage den verkleideten Pfaffen für ein Gespenst hält. Unwahrscheinlich, daß Varner diesem Bösewichte, dessen Denkungsart er kennt, trauet. Auch in der Schreibart stößt man auf Ungehörigkeiten. So sagt z. B. ein Frauenzimmer: „Der Schrecken habe sie nicht „entmannt."

Eg.

König Roderich, oder Zölibat und Regentenschwäche, ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, aus den Westgothischen Annalen des siebenten Jahrhunderts, von F. K. Rosolvi, Schauspieler. Hildburgshausen, bey Hanisch. 1792. in 8. 120 S. 6 gr.

Plan und Interesse des Inhalts ist zwar in diesem Stück nicht zu verkennen; aber es fehlt ihm noch so Manches, was nach den Regeln der Kunst zu einem guten Schauspiel erfordert wird, und warum sich leider! unsre neuern Theaterdichter wenig zu bekümmern scheinen, — es fehlt ihm nämlich, mit Erlaubniß des Verf., an einer in allen Theilen vollendeten Bearbeitung des Stoffs, an einer genauen und vollkommenen Zeichnung der Charaktere, an Schönheit, Kürze und Geschmeidigkeit des Dialogs, an völliger Reinheit und Correktheit der Sprache, und an strenger Beobachtung des Natürlichen und Wahren bey Zeichnung der Leidenschaften, wovon wir mehrere einzelne Beyspiele anführen könnten. Vieles ist in diesem Stück zu schrecklich und schauderhaft gesagt, als daß es Eindruck machen könnte, — fast ganz nach dem

Ge-

Geschmack der rasenden Nachahmer eines Shakespeares und Schillers, die aber in Ewigkeit diese ihre grossen Meister nicht erreichen werden. Uebrigens sind die neumodischen Theaterkunstgriffe, um bey Lesern und Zuhörern Aufmerksamkeit zu erzwingen, auch in diesem Stück nicht selten angebracht, als da sind — seitenlange pathetische Deklamationen, wilde, übertriebene Ausdrücke, und Metaphern, fürchterliche Flüche, Verwünschungen und Gebete, Carricaturgemälde von menschlichen Ungeheuern, Duelle, Ströme Bluts, überspannter Witz, und überspannte Empfindungen, — auch sogar ein rasendes Mädchen, das eine grosse Menge Unsinn schwatzt, und in dessen Contrefait sich der Verf. nicht wenig zu gefallen scheint: Wie schwülstig und deklamatorisch ist nicht der Anfang der Rede, welche der gottlose Bischof Leodemar im Staatsrathe des Königs Roderich hält! Viel besser deklamirt wenigstens der nämliche Bischof, (dessen Charakter überhaupt die meiste und feinste Zeichnung verräth,) wenn er seinen Herrn zur Verfolgung des Oppas anzureitzen, und ihm in seiner Liebe zur Cava behülflich zu seyn sucht. In diesen und einigen andern Scenen hat der Verf. nicht geringe Anlagen zum theatralischen Schriftsteller verrathen. Desto unnatürlicher werden aber seine meisten Personen, wenn sie in Affekt gerathen. Die Flüche die der Prinz Eban gegen seine Mutter, die Königin Adela, ausstößt, sind die Sprache eines Rasenden, so wie es höchst unwahrscheinlich ist, daß die Königin das noch lebende Kind ihrer ersten Liebe (den Prinz Eban) ganz vergessen haben sollte. Der ganze Charakter dieses jungen Mannes ist überhaupt mit zu grellen Farben geschildert; seine Sprache ist oft zu wüthend; sein Witz geht manchmal bis zum Unsinn, z. B. in seiner Anrede an den gefangenen Roderich; seine Leidenschaften arten zu oft in ein rasendes Deraisonnement aus. Wollten wir in unserer Critik noch weiter gehen: so würde es uns leicht werden zu zeigen, daß der Verf. den Zufall zu oft genützt hat, um seine Knoten zu lösen, daß oft seine gescheidtesten Personen schwärmen, und daß das Ganze in ein viel zu neues Costum gehüllt ist. Der Ausgang des Stücks ist auch ziemlich gewöhnlich, es endigt sich mit — Mord und Todschlag, und — Hochzeit machen!!

Za.

Musik.

Musik.

Gemeinnütziges Elementarwerk der Harmonie und des Generalbasses. Das ist: wahre Art die Begleitungskunst in Verbindung mit einer vollkommenen Kenntniß aller Harmonien nach Voglerischen Grundsätzen zu lehren und zu lernen, mit sehr vielen harmonischen Tabellen und praktischen Notenbeyspielen begleitet, zum Gebrauche für Lehrer, Anfänger und Geübtere, von Justin Heinrich Knecht. Erste Abtheilung, mit sechzehn Notentafeln. Augsburg, gedruckt bey Hamm dem jüngern. 1792. 56 Seit. in 4. Text. Die Notentafeln sind in Folio.

Es ist ein unerwartetes und für den Verf. sehr undankbares Unternehmen, den von Wenigen angestaunten, von den Meisten aber betadelten und belachten phantastischen Wirrwarr der Voglerischen Theorie, durch ein eben so unzusammenhängendes vernunft- und erfahrungswidriges Geschwätz erklären, und ihr gesunkenes Ansehn wieder geltend machen zu wollen. Wir bedauern von Herzen, daß der Verf. keinen nützlichern Gedanken gehabt hat, als nach einer so unvollkommnen Grundlage ein Elementarwerk der Harmonie und des Generalbasses zu schreiben, zumal da er den Umfang eines solchen Werks so wenig zu kennen verräth, und was zu dessen Plan und Ausführung gehört, so wenig in seiner Gewalt hat.

Es kommt hierbey freylich nicht auf seine eigene lobpreisende Versicherung an, sonst müßten wir glauben — dies Werk verdiene als ein Non plus ultra, und er als der einzig zuverläßige musikalisch-klassische Schriftsteller allgemein anerkannt und mit dem uneingeschränktesten Beyfall gekrönt zu werden. — „Es ist weder Kühnheit noch Stolz von mir, „(sagt er in der Vorrede) wenn ich, ohne darum den Werth „anderer Lehrbücher zu verkennen, behaupte, daß kein Werk „von dieser Art, worinnen die Lehre der Harmonie nach ihrem ganzen Umfange (?) so deutlich (?) und so ausführlich (?) „auseinander gesetzt, und auf die Ausübung selbst angewandt „gefunden wird, bisher existirt habe.“ — Aber wir können

uns

uns von dessen Werth im geringsten nicht überzeugen, legen deswegen unsern Lesern nur den Inhalt dieser ersten Abtheilung nebst einem Pröbchen seiner vorgeblich deutlichen und ausführlichen Lehrmethode vor, und stellen es ihnen selbst anheim, in wieferne und in welchem Sinne sie mit dem Verf. glauben wollen und können, daß noch kein Werk von dieser Art bisher existirt habe.

Der angezeigte Inhalt dieser ersten Abtheilung des Elementarwerks ist folgender: „Einleitung von dem Generalbasse überhaupt. I. Von den Tönen. II. Von den Tonleitern. III. Von den Tonverbindungen. IV. Von den Wohl- und Uebelklängen. V. Von den Tonarten, deren Verwandtschaft und Charakteristik. VI. Von den wohlklingenden Stammaccorden in zwey Abschnitten.“

Nach dem Begriffe, welchen wir von einem Elementarwerke der Harmonie und des Generalbasses haben, mangeln mehr als noch einmal so viel Hauptstücke, welche nothwendig in diese erste, als erste, Abtheilung gehören, wenn die folgenden Abtheilungen verstanden und begriffen werden sollen. Doch der Verf. wird sie vielleicht in einer neuen Ordnung nachbringen. Denn die Ordnung der Natur scheint eben nicht seine Hauptsorge zu seyn, wie wir aus der Einleitung sehn, in welcher er, anstatt von dem Generalbasse überhaupt, besser von dem Begriffe, Umfange und Nutzen eines Elementarwerks hätte handeln können und sollen. Doch wir nehmen ihn wie wir ihn finden.

Nun ein kleines Pröbchen von seiner deutlichen und ausführlichen Lehrmethode, mit unvorgreiflichen kurzen Anmerkungen.

Einleitung §. 1.

a) „Der Generalbaß ist die Kunst, einen mit Ziffern „bezeichneten Baß auf dem Klaviere oder der Orgel richtig „und fertig zu spielen.“

Erklärung für Anfänger.

b) „Der Generalbaß, auf deutsch, allgemeine Grund„stimme, wird deswegen so genannt, weil er die ganze Har„monie eines Tonstücks in sich begreift, welche vermittelst der „über die Noten gesetzten Ziffern auf dem Klaviere und der „Orgel ausgedrückt wird.“

Anmer-

Anmerkung. Hier ist der Generalbaß einmal eine Kunst, und das anderemal eine bezifferte Baßstimme, und der Verf. redet doch von diesen beyden verschiedenen Dingen, als ob sie einerley wären. Das ist doch gewiß nicht deutlich!

Das Wort Harmonie hat er seinen bedauernswürdigen Zöglingen noch nicht erklärt, (wie er denn solche Vorausnahmen in andern Stücken häufig macht) und bringt es schon in die Erklärung des Generalbasses. Sehr verkehrt! Daß die Harmonie eines Tonstücks (welch ein Geschwätz!) vermittelst der über die Noten gesetzten Ziffern auf dem Klaviere und der Orgel ausgedrückt werden könne, ist ja wohl ganz unmöglich, — aber wohl vermittelst der Finger. Auf der Baßstimme wird sie mit Ziffern angezeigt, und auf dem Instrument mit den Fingern ausgedrückt. Ferner:

c) „Eine (warum nicht die?) Harmonie ist eine Folge „von Zusammenstimmungen mehrerer über einander gesetzten „Klänge."

Anm. So wenig als eine Folge von den unzusammenhängenden Worten des Verfassers. Wir wollen ein Beyspiel annehmen:

g	g	as	b	a	c
e	d	c	d	d	e
c	b	as	g	f	c

Nach des Verf. Erklärung wäre dies eine Harmonie: denn es ist eine Folge von Zusammenstimmungen mehrerer übereinander gesetzten Klänge. Aber nichts desto weniger. Diese Zusammenstimmungen gelten alle nur einzeln genommen: aber die Folge, oder die Verbindung derselben ist und wird in Ewigkeit keine Harmonie, welche zu billigen wäre. Denn es kömmt dabey hauptsächlich auf das Wie? der Zusammenstimmungen und der übereinander gesetzten Klänge an, welches der Verf. in der Erklärung nicht anzugeben verstund. An mehrern Orten dieses Werks redet er auch von Harmonien in der Mehrheit, und meynt nur einzelne Akkorde; diese aber sind keine Folge von Zusammenstimmungen, mithin ist seine Erklärung undeutlich, und ganz inadäquat. Noch weiter:

d) „Der Baß ist die Grundstimme, d. i. tiefste Stimme, und deswegen wird eine jede Baßnote der Grundton genennet."

Anm.

Anm. Der Verf. kennt also den allgemein anerkannten Unterschied zwischen Baß und Grundbaß nicht, sonst würde er nicht gesagt haben, daß eine jede Baßnote Grundton genannt würde. Nicht genau genommen, daß er Note mit Ton, oder das Zeichen mit der bezeichneten Sache vermischt. Endlich:

e) „Von einem jeden Grundtone werden die Ziffern, „welche über dieselben gesetzt sind, hergezählt."

Anm. Dies widerspricht ja den vorhergehenden, und besagt, daß nicht alle Baßnoten Grundtöne sind, sondern nur diejenigen, über welchen Ziffern stehen. Und dies ließe sich eher hören. Z. B.

	5				6				8
2	3				5				5
	ch	ag	fe	dc	Hc	dc	HA	HG	c

Damit wir unsern Lesern von der ersten Seite dieses Elementarwerks nichts vorenthalten, so wollen wir auch die am Rande angebrachten, den unkundigen Lehrern in den Mund gelegten, äußerst wichtig erachteten Fragen hersetzen, womit der Verf. die Zöglinge examinirt haben will.

„Was ist der Generalbaß? Antwort bey a). Warum „wird er Generalbaß genannt? (Er redet also von einerley „Sache.) Antwort bey b) (und diese paßt nicht.) Was ist „eine Harmonie? Antwort bey c). Was ist der Baß? Was „ist der Grundton? Antwort bey d). Von woher werden die „Ziffern gezählt? Antwort bey e)."

Was auf den übrigen 55 Seiten dieses Elementarwerks ohngefähr noch stehen mag, und wie viel Gründliches, Deutliches und Ausführliches überhaupt noch zu erwarten ist, darauf werden wohl die Wenigsten begierig seyn.

Von den sehr weitläuftig gestochnen, praktisch seyn sollenden Beyspielen, welche alle zusammen auf vier oder höchstens auf fünf Tafeln Raum gehabt hätten, zumal wenn die unnöthige Uebersetzung einiger ohnehin unbedeutenden Beyspiele in alle andere Tonarten, z. B. auf Tab. 5. 6. 7. 8. 11. 12. 13. und 14. weggeblieben wäre, wollen wir kein Wort weiter sagen. Es wäre unsers unmaßgeblichen Erachtens dem Verf. wohlmeynend zu rathen, vor der Ausarbeitung der folgen-

genden Abtheilungen dieses Elementarwerks entweder die Logik besser zu studiren, oder seiner unreifen Schriftstellerey gar zu entsagen.

Ja.

Romane.

Zwey Jahre aus dem Leben des Prediger Rheinfelds und seiner Familie. Eine Kriegsscene. Gera, bey Rothe. 1792. 19 Bog. in kl. 8. 18 gl.

Ein Prediger wird im Kriege von einer Parthie Feinde als Geißel für die Kontribution, aus seinem Bette fortgeschleppt; das Dorf und das Pfarrhaus dennoch rein ausgeplündert. Seine Frau, nebst drey Kindern, das älteste von eilf, das jüngste von sieben Jahren, laufen auch, jedes seinen Weg zum Dorfe hinaus. So zerstreut treiben sie sich hie und da herum; die Mutter unter andern mit der achtjährigen Tochter als Marketenderin bey der Armee, und, was wahrlich sehr rar ist, als eine sehr hübsche und sehr tugendhafte Marketenderin. Durch verschiedne Vorfälle, wird endlich der Prediger Soldat, und ficht für sein Vaterland; wird Unteroffizier, Lieutenant; befreyt als solcher seinen Fürsten von der Gefangenschaft, nachdem er kurz vorher die Frau und zwey Kinder wieder gefunden hat. Der Fürst will ihn zum Rittmeister machen, er will aber lieber wieder Pastor werden, und bekömmt, wie natürlich, als Befreyer des Fürsten, die beste Pfarre im Lande. Der noch verlohrne älteste Sohn, wird ihm von einem gefangenen feindlichen Offizier wieder verschafft, von dem der Verf. zwar versichert hatte, er wäre in derselben Kampagne, wo Ehren Rheinfeld weggeführt ward, Obristlieutenant geworden, der aber bey der Gelegenheit, und also ein Jahr hernach, noch immer Rittmeister ist.

Herzlich gut meynt es der Verf. mit seinem Buch; aber es ist doch auch herzlich elend. Wir wollen gar nicht rügen, daß in allen und jeden Begebenheiten desselben nicht die geringste Wahrscheinlichkeit ist. Ein ausgeplündertes kleines Dorf, wovon man den Pastor als Geißel für die Kontribution mitnimmt; ein Fürst der den Kommunen im Lande verbietet, die so weggeführten Geistlichen einzulösen; ein Vater,

der seinem Sohne die Frau entführet, damit er in Kampagne brav thue; ein Major, der aus Vaterlandsliebe, und ungesagter Bedenklichkeiten wegen gemeiner Soldat in dem Dienst wird, wo er schon als Kapitän von der Garde gestanden hat; u. s. w. Das sind wahrlich Dinge, die, außer im Kopfe des Verf., niemals existirt haben. Wir wollen nicht rügen, daß der Verf. eine Kriegsscene hat beschreiben wollen, und von dem, was zum Kriegsstande gehört, gar keine Kenntniß hat. Wir wollen das unausstehliche seiner langen witzig seyn sollenden Zwischenbetrachtungen nicht in Erwägung ziehen. Kurz, alle Mängel dieses Romans wollen wir bey Seite setzen. Er ist züchtig und ehrbar; er prediget Liebe zur Tugend und Religion, zumal Abscheu vor Grausamkeit im Kriege. Tausend Leser desselben werden von den ungeheuren Absurditäten des Buchs gar nicht beleidigt, und empfangen dadurch doch immer gute Eindrücke. Diese Betrachtung macht uns oft sehr nachsichtig gegen dergleichen Bücher, wenn nur die Religion und die Tugend, die es prediget, geläutert und vernünftig ist. Sobald das nicht ist, so macht diese Sünde nicht nur die andern nicht wieder gut, sondern alle mit einander gleich unverzeihlich. Hierin versiehts nun der Verf. gar sehr. Sein guter Jude z. B. treibt Kontrebande. Sein dankbarer Dragoner desertirt. Sein Major A. handelt nicht nur wie ein Narr, sondern auch sehr pflichtwidrig, indem er den Pastor Rheinfeld ohne Ordre und Erlaubniß aus seiner Festung läßt. Auch wenn der Verf. recht eigentlich belehren will, prediget er oft große Irrthümer. Z. B. Wenn Ehren Rheinfeld seinen Jungen lehrt, man könne Gott etwas zu Gefallen thun. S. 25. Keine Stelle hat uns indeß in dieser Rücksicht mehr misfallen, als die S. 57. ff. wo der Verf. dem Catholicismus in Ansehung der Lehre von den guten Werken, im Gegensatz mit dem Protestantismus, das Wort redet. Falsch gefaßt kann man alle Religionslehren als verderblich vorstellen. Das ist der Fall mit der vom Glauben; allein nicht minder mit der von dem Verdienste der guten Werke. Will man aber den praktischen Einfluß beyder Lehren erwägen: so betrachte man nur den Zustand der katholischen und der protestantischen Länder gegen einander, und sage, in welchem sich die Menschheit am besten befindet. Also ist des Verf. Satz ganz falsch. Noch mehr wird er es aber durch den Vortrag. Man beurtheile das aus folgender Stelle. S. 59. „Der Katholicismus ist mir, sagt der Verf. in seinem

eignen

eignen Namen, „ordentlich wie angebohren. Schon von „meiner eignen Kindheit an, hatte ich eine Zuneigung gegen „alle diejenigen, welche mir ihre guten Werke angedeyen lie„ßen. Es war mir lieber, wenn mir jemand ein Zuckerplätz„chen als eine Ohrfeige gab, lieber, wenn mir jemand aus „dem Schneeloche, in das ich gefallen war, heraushalf, als in „einer Strafpredigt mir meinen Muthwillen und Undesonnen„heit haarkl..., demonstrirte, und mich dennoch darin stecken „ließ. In folgenden Jahren war es mir lieber, wenn das „blauäugige Mädchen weichherzig, den armen schmachtenden „Jüngling auf sehnliches Verlangen einen freundschaftlichen „Kuß auf den Mund drückte, als wenn die spröde Brünette „ihn höhnisch zur Geduld verwies; es war mir lieber, daß „mein Schneider, dem ich auf der Universität vierzehn Tha„ler schuldig blieb, mich als einen ehrlichen Mann zum Tho„re ruhig hinauswandern ließ, als daß D. Bankert, bey „dem ich noch mit vier Thalern Collegiengeldern im Reste „war, mir ohne Gnade ein Citatur über den Hals schickte," u. s. w. Wie schlecht ein Mann, der Tugend und Religion einschärfen will, durch solche so vorgetragene Lehren seinen Zweck erreicht, leuchtet gewiß jedem unsrer Leser aus dieser einzigen Stelle ein; eben sowohl als daß die schöne Schreibart ihn nicht für die Seichtigkeit des Inhalts schadlos halten kann. In der That schreibt der Verf. nicht einmal rein deutsch, und in seiner fehlerhaften Orthographie erblickt man überall den harrohrigen Obersachsen. Z. B. S. 38. ein Steigpügel. S. 49. ein Lamendo anstimmen. S. 127. unschultig. S. 171. die Blanke eines Gartens. S. 236. auf die Schooßnehmen. S. 274. ein praver Mann. S. 277. begleideten sie die Stelle eines Lieutenants. S. 59. Anonitär, statt Anonymität. Wie kann man es unternehmen, ein Schriftsteller, und besonders im Fache der schönen Litteratur, zu werden, wenn man in allen Stücken mit den Mitteln dazu so schlecht versehen ist! Davon hat, glaube ich, keine Nation solche Beyspiele aufzuweisen, als die unsrige.

Fu.

Manon Lescaut, ein Sittengemälde von Prevot. Berlin, bey Maurer. 1792. 16½ Bog. in 8. mit einem bunten Porträt der Manon, sehr fein von Bolten gestochen. 20 gr.

 Der

Der Liebhaber der Heldin, Chevalier des Grieux, ein gutartiger, aber thöricht verliebter Jüngling, ist, wie bekannt, von dieser reitzenden Kokette so sehr bestrickt, daß er nicht eher klug wird, bis sie stirbt. Denn wie oft war er von ihr betrogen, und fiel doch wieder in ihr Netz! Und sie ihrer Seits wird nicht eher tugendhaft, als im äußersten Elend. Die Moral dieses Romans, der mehrentheils einen Anhangsband zu Prevots Homme de qualité abgiebt, ist fast [illegible] die Moral der Liebenden; doch kann die Geschichte warnend seyn für den, der der Warnung empfänglich ist. Was vermag doch ein schlaues schönes Weib, die nur noch einen guten Funken hat!

Lb.

Die heutige Welt, ein lebhaftes Gemälde der Sitten und Lebensart verschiedener Stände und Abtheilungen der menschlichen Gesellschaft. In der eigenhändigen Lebensbeschreibung eines gewesenen Staatsministers. Zwey Theile. Leipzig, bey Weygand. 1792. Erster Theil. 16½ Bog. in 8. Zweyter Theil. 15½ Bog. 1 Rthl. 12 gr.

Es soll dies wohl eine Art von Nachahmung des Romans: Gil Blas de Santillana seyn; allein es hat dem Verf. an Le Sages Geist und Talent gefehlt, und in diesem Buche ist nicht eine einzige interessante Situation, weder von komischer, noch sentimentaler Art. Der Held der Geschichte wird bald Laquai, bald Räuber, bald Arzt, bald Schriftsteller u. s. w. und sucht dann die Sitten, Thorheiten und Laster der verschiednen Stände zu schildern; aber die Gemälde sind plump, alltäglich und schlecht colorirt, und manche Digressionen unleidlich langweilig. Uebrigens, da der Schauplatz der Geschichte ganz nach England verlegt ist, könnte man zuweilen versucht werden, das Buch für eine Uebersetzung zu halten, welches doch wohl nicht der Fall ist. Manche sehr bekannte, in Anekdotensammlungen und Vademecums schon gedruckt zu lesende Geschichtchen findet man hier als Episode eingewebt. Am allerelendesten aber ist der Einfall, den Abentheurer,

dessen Geschichte hier erzählt wird, am Ende auf einmal in das Englische Ministerium zu versetzen.

Eg.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Der Baumgarten, wie auch Bemerkungen und Erfahrungen von besondern Vermehrungen der Bäume, von Versetzung der alten, von umgekehrten, von den Wirkungen des Obstes auf die menschliche Gesundheit, nebst einem Baumgartenkalender und dem Rechte der Gärte. (Gärten.) Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1792. in gr. 8v. 12 gr.

Nicht einmal für den Anfänger dürfte diese Gartenschrift brauchbar seyn. Der Verfasser wärmt nur den alten Kohl längst ausgemerzter Vorurtheile in der Gärtnerey, z. B. die Beobachtung des Mondsstandes bey einigen Verrichtungen in den Baumgärten, nebst den meist unnützlichen Agrikolaischen Künsteleyen wieder auf. Wenn man auch die Wirkung des Mondes auf das Wachsthum der Bäume zugeben will, so hat man doch noch keine hinlängliche und sichere Erfahrungen, in wiefern man sich die Einwirkung desselben auf die Bäume zu Nutz machen könne, und dann müßte oft die bequemste Zeit, eine nöthige Verrichtung mit den Bäumen vorzunehmen, versäumt werden, wenn man erst auf den Voll- oder Neumond damit warten müßte. Es ist aber eher zu glauben, daß diese Einwirkung nicht so beträchtlich sey, daß sich der Baumpflanzer darnach zu richten Ursache hätte. La Quintinie hat dreyßig Jahre hindurch seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, ohne einen besondern Einfluß des Mondes auf das Wachsthum der Pflanzen bemerken zu können.

Vieles ist in diesem Buch zusammengestellt, was billig abgesondert hätte vorgetragen werden sollen. Der Kenner, für den aber das Buch nicht geschrieben seyn kann, weiß es wohl aus einander zu lesen, aber nicht der Anfänger, der nur dadurch in Verwirrung geräth. Zum Beleg dieser Be-

hauptung wählen wir die uns zunächst vorkommende Stelle S. 31. Die Aprikosen, Pfirsichen, Pflaumen, bringen nicht gerne Kronen. (Versteht der Verf. hierunter solche Kronen, die durch die Kunst und die Bildung zu Kugelbäumen gezogen werden: so gilt dieses nur von den Pfirschenbäumen, die ein solches Beschneiden nicht gestatten, nicht aber von den Aprikosen, und am wenigsten von den Pflaumenbäumen, die sich recht gut zu Kugelbäumen ziehen lassen, und dennoch Früchte tragen. Geht aber seine Meynung dahin, daß sie überhaupt keinen Wald machen, oder keine rechte Kronen, wie andere Obstbäume ziehen sollen: so ist dies ein wirklicher Irrthum) Er fährt fort — deswegen schneidet man lieber einen ganzen Zweig aus (welchen?) als daß man an vielen Orten schneidet, zumal da die Pfirsichen auf dem jungen Holze tragen. (Also scheint doch nur der Pfirsichbaum gemeynt zu seyn.) Denn jemehr sie junges Holz machen, desto mehr tragen sie Früchte. (Die Aprikosen und Pflaumen tragen doch auch am alten Holz nicht selten Früchte). Daher erneuert man zuweilen das Steinobst, wenn man ihm das alte Holz, und wohl das stärkste Holz wegnimmt, (sehr unbestimmt für den Anfänger!) damit sie sich verjüngen. Die Kirschen vertragen das Schneiden besser, (doch nur die, welche saure Früchte tragen, nicht so die süßen) als die Aepfel, und die Birnen am allerbesten. (Vorausgesetzt, daß man die dadurch gemachte Wunden zu heilen weiß, wozu der Forsythsche Baummörtel vortrefflich taugt, der aber dem Verf. noch unbekannt seyn muß, weil er nichts davon gedenkt. In einem Unterricht zur Baumpflanzung vom Jahr 1792. sollte aber eine solche wichtige Erfindung nicht vermißt werden.) — Bey übelgewachsenen Bäumen wirft man die Zweige nahe am Stamme ab, wenn Hoffnung ist, daß er neue treiben wird, und richtet hernach dieselben ordentlich ein. Das Schneiden selbst geschieht, wenn der Baum in seiner Ruhe ist, und die Knospen geschlossen sind, bey abnehmendem Mond. — So ist der Vortrag fast durchgehends beschaffen, wodurch derjenige, welcher sich daraus belehren wollte, irre geführt werden muß. Wer wird noch in unsern Zeiten von dem Pfirschenbaum sagen, wie der Verf. S. 46. — der Pfirsichbaum wird in ein Männlein und Weiblein abgetheilt. Das Männlein ist dasjenige, welches Früchte trägt, von denen das Fleisch nicht glatt abgeht. Das Weiblein aber, in dessen Früchten der Stein ganz rein ist. Er wird am besten aus Ker-

Kernen gepflanzt, welche man 2 Finger tief, mit der Spitze über sich legt. Wenn man drey bis vier Kerne so zusammenfügt, daß sie ein Stück auszumachen scheinen, oder gar also zusammenbindet, dieselben in einen Topf guter und gedüngter Erde steckt, einen Deckel mit einem Loch darauf thut, und dadurch das Gewächse nöthiget, daß es als ein Stamm dadurch herausdringen muß: so soll dieser Stamm Früchte von besonderer Größe hernach tragen — Mitunter stößt man doch auch auf richtige Bemerkungen, und das Buch scheint aus manchen alten Gartenbüchern zusammengetragen zu seyn, oder ein vor 60 Jahren geschriebenes Gartenbuch einen neuen Titel bekommen zu haben.

Der verständige Gärtner, oder monatliche Anweisung zur Baum- Küchen- und Blumengärtnerey. Nebst einem Unterrichte wie die vorkommenden bekanntesten Gewächse in der Küche und zur Medizin zu brauchen sind, von P. B. Engel. Neue, verbesserte, mit vielen Zusätzen und einem Anhange vermehrte Ausgabe. Leipzig, bey Schneidern. 1792. in 8. 6 gr.

Der Herausgeber dieser neuen und verbesserten Ausgabe eines alten und elenden Buchs hat eine undankbare Arbeit übernommen. Er erkennt dieses selbst in der Vorrede, und äussert seine Verwunderung darüber, daß dieses in seiner ursprünglichen Gestalt erbärmliche Machwerk in unserm Zeitalter noch Käufer finden könne, weil ihn der jetzige Verleger versichert habe, daß es noch jetzt häufig verlangt würde, und er sich deshalb genöthiget sähe, eine neue Auflage zu veranstalten. Diese nun ohne Verbesserung zu verhüten, und durch die hinzugefügte Zusätze manche neue, vernünftige Grundsätze und Kenntnisse in der Gärtnerey unter diejenige Klasse von Lesern, denen sie durch neuere Schriften schwerlich zugekommen seyn würden, zu bringen, und so vielleicht etwas zur Ausrottung alter, schädlicher Vorurtheile beytragen zu können, hat ihn zum Entschluß gebracht, dieses Buch brauchbarer zu machen, die alte, verworrene Schreibart dem Geschmack unsrer Zeiten näher zu bringen, den Inhalt selbst zu verbessern, und das fehlende Nothwendigste beyzufügen. Um die Freunde des

Alten aber zugleich zur Kenntniß und Liebe neuer Verbesserungen zu bringen, wollte er auch die neuen Entdeckungen und Vortheile in der Gärtnerey hinzufügen. An eine gänzliche Umschmelzung ließ ihn die Kürze der Zeit, die ihm der Verleger vorschrieb, nicht denken. Auf diese Art ist also ein Buch entstanden, das einem für Alter nicht mehr tragbaren Rock gleicht, der überall mit neuen Lappen geflickt ist, das übrigens denen zu gönnen ist, die sich daran ergötzen können. Besser würde freylich der Verf. gethan haben, wenn er ein neues Gartenbuch geschrieben hätte, wie er selbst bekennt; wiewohl sein eigenes Geständniß, das er in der Vorrede ablegt, daß er eine eigene Bekanntschaft mit der Theorie und Praxis der Gärtnerey nicht habe, nichts als eine Compilation aus mehreren Gartenbüchern, hätte erwarten lassen. Er bediente sich zur Verbesserung seines verständigen Gärtners der Arbeiten des Hrn. von Silke. (Dies ist wohl ein Druckfehler, und soll Wilke heißen, der aber unter den Druckfehlern nicht angezeigt ist.)

Er.

Johann Georg Wenz praktische Bemerkungen über das Forstwesen, vorzüglich warum die Hölzer bishero so weit herunter gekommen, wie solche zu verpflegen, neuer Anflug zu verschaffen, und in bessere Aufnahme zu bringen sind, ingleichen von Einwaidung des Viehes, und Hegung des Wildes. Alles aus eigener Erfahrung entworfen. Nürnberg, auf Kosten der Raspischen Buchhandl. 1792. 135 S. in 8. 5 gr.

Rec. würde die Zeit und den Raum für verschwendet halten, wenn er von diesem Werkchen etwas mehr sagen wollte: als daß es lauter längst bekannte, und in hundert andern Forstschriften bereits abgehandelte Sachen enthält.

Ch.

Haus-

Haushaltungswissenschaft.

Abhandlung über die Nützlichkeit der sogenannten Koppelwirthschaft in Vergleichung mit der allgemein eingeführten Drey-Felder-Wirthschaft. Von J. H. Lange, Königl. Oekonomie-Commissarius und Kammercondukteur. Berlin, bey Voß. 1793. 106 S. in 8. 9 gr.

Es ist in diesem Buche durch richtige Berechnungen deutlich gezeigt, daß man von seinen Ländereyen, sie mögen von einer guten oder schlechten Bodengattung seyn, bey der Koppelwirthschaft viel größern Nutzen haben kann, als bey der Drey-Felder-Wirthschaft. Und sonach sollte man also wohl billig auf allen Feldmarken die bisherige Art zu wirthschaften aufheben, und die Koppelwirthschaft ohne Unterschied einführen. Allein da der Klee in trocknen Jahren auf hohen Feldern gemeiniglich verbrennet, und nicht so schnell als es nöthig ist, nachwächst, so weiß man nicht womit man das, an den süßen Klee gewöhnte Vieh, durch den Sommer bringen soll. Und wenn nun der Klee den Sommer hindurch hat grün verfüttert werden müssen, ohne daß man hinlänglich Heu davon hat machen können, und man überdem auch auf den übrigen mit Körnern besäeten Feldern in solchen dürren Jahren wenig Stroh gewinnet, so fehlt es auch am Winterfutter, und alsdann hat man bey der Koppelwirthschaft allenthalben Noth, wie dies leider einige Gutsbesitzer in der Nachbarschaft des Rec., da die Koppelwirthschaft eingeführt, in diesem Jahre 1792 erfahren haben, die mit großen Kosten das Stroh zum Winter sich haben kaufen müßen, um ihr schönes Vieh nicht verhungern zu lassen. Es möchte also doch die Koppelwirthschaft nicht so grade hin ohne allen Unterschied zu empfehlen seyn, weil bey hohen trocknen Feldern der Schade in trocknen Jahren, den Nutzen der übrigen Jahre fast übersteiget.

Wenn übrigens der Verf. es tadelt, daß bey den jetzigen Gemeinheitsaufhebungen, nur die Obrigkeiten mit ihren Unterthanen auseinandergesetzt, die Unterthanen unter sich aber noch immer in der Gemeinheit gelassen werden, welche also um deswillen keine Verbesserung bey ihrem Ackerbau anbringen können, so ist dies sehr gegründet. Der Nutzen der Gemein-

 heits

heitsaufhebungen ist, wie der Verf. sagt, nur blos auf Seiten der Obrigkeiten, und der Unterthan, der doch die Kosten mittragen muß, hat gar keinen Nutzen, vielmehr öfters noch großen Schaden, wenn die Obrigkeiten bey der Separation zu sehr favorisirt werden, welches leider wohl oft genug geschiehet. Der Hr. Verf. wird sich den Dank des Publikums verdienen, wenn er, wie er verspricht, diese angezeigten Mängel der Separationen rügen, und eine brauchbare Methode zeigen wird, wie an den meisten Orten auch zugleich die Unterthanen unter sich auseinander gesetzt werden können, ohne daß dieser oder jener einzelne Unterthan dabey ganz zu Grunde gerichtet wird. Bey der Beschaffenheit und Bauart unserer Dörfer, und der so verschiedenen Güte unserer Aecker, wird es schwerlich möglich seyn, die Unterthanen unter sich selbst so auseinander zu setzen, daß keiner dabey leidet.

Bo.

Das Ganze der Landwirthschaft. Erster Theil, von Johann Friedrich Mayer, Pfarrer zu Kupferzell. — Neue Auflage. Nürnberg, bey Zeh, 1792. 368 S. in 8. ohne die lange Vorrede und Einleitung von CIV S. Zweyter Theil. 452 Seiten. 3 Rg.

Immer noch der unpraktische Mayer, welches er dann selbst wieder eingesteht. Aber diese neue Auflage ist hiebey auch nichts anders, als das mit den alten Fehlern abgedruckte Ganze, das wir schon ausführlich in unserer Bibl. B. 91. S. 569 — 578 recensirt haben: selbst der von uns am Schlusse unsrer Recension angemerkte Druckfehler, daß die Cur, so die Pfarre betreffen, statt S. 187. citirt werden müssen, S. 394. ist noch nicht abgeändert worden, und die Cur des Segelns oder Drehens der Schaafe, B. 2. S. 421. weiß der Verf. jetzt 1792. noch nicht anders, als mit dem ungewissen Aufschneiden der Hirnschaale zu curiren; statt daß man seit der ersten Auflage doch Saugetrokare zu Auspumpung des Wassers, aus der Blase im Kopfe, erfunden hat. Doch der Verf. war und ist nicht Praktikus, wie er in der Vorrede 1. B. und in der Einleitung noch immer, ohne einige Abänderung gegen der ersten Auflage, bekennen

muß:

muß: warum soll man praktische neuere Erfahrungen von ihm fordern? ja: er sollte sie doch bey der neuen Auflage so gut gelesen, gelernt und in der neuen Auflage genutzt haben, als er glaubt, wenn er dem Bauer und andern Wirthen zusähe, er auch dadurch praktische Bücher schreiben könne.

Bu.

Ueber die Wässerung der Wiesen, und eine zu diesem Behufe eingerichtete Maschine. Mit einem Kupfer. Dresden und Leipzig, im Richterischen Verlage. 1792. 3½ Bog. in 8. 12 gr.

Allgemein anerkannt ist der Nutzen der Wässerung bey trocken liegenden Wiesen, und von jeher hat sich das menschliche Denken mit der Wässerungskunst derselben beschäfftigt, immer neue Erfindungen hervorgebracht, und der Natur zu Hülfe zu kommen gesucht. Auch der Verf. dieser kleinen Schrift wagt es, durch eine neue Erfindung von Schöpfrädern, die auch dem kleinen Landwirthe brauchbar seyn können, das Seinige zu größerer Fruchtbarmachung der Wiesen beyzutragen. Er handelt daher in der Einleitung vom allgemeinen Nutzen der Wässerung. Im ersten Kap. von der Natur des Bodens der zu wässernden Wiesen, dem Thon-Lehm- und Sandboden, welcher letztere am vortheilhaftesten durch Wässerung auf die unkostspieligste Art tragbar gemacht werden könne, von der Damm- und Gartenerde: im zweyten von Wiesenwässerung ohne Maschinen, die fast immer mit Schaden verknüpft, selten ganz unschädlich ist; im dritten von dem gewöhnlichen nach seiner Größe mit mehr und weniger hölzernen Eimern behängten Schöpfrade, das vorzüglich in Franken, im Anspachischen und Nürnbergischen im Gebrauch ist, seinen Mängeln und Nachtheilen in der Dauer und Bewegung: im vierten aber von seinem neuen Wasserrade. Die Idee dazu ward von der durch Andreas Wirz, Zinngießern zu Zürich, schon 1746. erfundnen hydraulischen Maschine entlehnt, verbessert, vereinfacht und zum wiesenwässernden Behuf eingerichtet. Auch im Leupold findet man eine ähnliche Maschine. Sie bestehet in einem gewöhnlichen unterschlächtigen Wasserrade, am Kranze herum mit fünf Viertel Windung einer bleyernen Röhre versehen, deren

ren eine Mündung Wasser schöpft, die andere aber es durch die hohle Welle des Rades nach dem Ufer zuführt, und von da nach Bedürfniß allenthalben hingeleitet werden kann. Da die Theorie dieses Schöpfrades physisch und mechanisch richtig angegeben worden, die ganze Maschine selbst einfach, bey den kleinsten Wässern anwendbar, alles leistet, was sie leisten soll, zwar das Wasser nicht höher als die Axe ist, hebet, aber eine leichte Vorrichtung daran machen kann, daß das Wasser zu jeder beliebigen Höhe, die drey, viermal mehr so hoch als der Durchmesser des Rades beträgt, zu heben sey, d. h. wenn das Rad 20 Fuß hoch wäre, das Wasser 76 Fuß hoch getrieben werden könne, so wünschten wir, daß die praktische Ueberzeugung davon bald öffentlich bekannt gemacht werden möchte.

Wf.

Rechtsgelahrheit.

Ueber Geschichte und Verfassung des gegenwärtigen Reichstages, von Heinrich Wilhelm von Bülow. 1792. (Sept. 1791.) Erster Theil. 236 S. in 8. — Zweyter Theil. Mit einer Kupfertafel, (vom Re- und Correlationssaal.) 1792. 224 Seiten. 1 Rg. 12 gr.

Die meisten gelehrten Anzeigen dieses Werks, welche der Allg. d. Bibl. zuvorgekommen sind, haben es lediglich von der publicistischen Seite beurtheilt, und unter diesem Gesichtspunkt freylich manchen Vorwurf der Unvollständigkeit oder der Uebereilung auffinden können. Diese Methode rechtfertigt sich zwar durch die eigene Ankündigung des Hrn. V., allein eine rühmliche Bescheidenheit hielt ihn zurück, auf die Spuren von Welt- und Menschenkenntniß hinzuweisen, welche in das Ganze verwebt ist, und die sich nur durch den Umgang mit der großen Welt erlangen läßt, welchen bürgerliche Verhältnisse oft den Männern vom metier versagen. Die Inhaltsanzeige der beyden Theile scheint zwar ein vollständiges System zu versprechen. Auf die allgemeinen Bemerkungen vom Reichstagen folgen im ersten Theil die Lehren vom Prinzipal- und vom Con- Commissär, vom Direktorium, vom

Chur-

Churfürstlichen, vom Fürstlichen- und vom Reichsstädtischen Collegium, und von den beyden Religionsdirektorien; sodann im zweyten Theil die Abhandlungen vom Ort der Zusammenkunft, von der Proposition und der Abstimmung, von der Erklärung des Kaisers, von dem Einfluß der Mehrheit der Stimmen, von der Reichsdiktatur, dem Erbmarschallamte, und endlich von den Comitialgesandten. Ja, der letztere Abschnitt enthält sogar einen raisonnirten Comitialstaatskalender, wie dazu etwa die Grundlinien in dem bekannten Schwarzkopfschen Werke gezeichnet worden. — Allein, gar nichts über Literatur; eine Hauptlücke, deren Nachtheile Hr. von B. selbst einzusehen scheint, und die schon allein die Ansprüche auf ein vollständiges System benimmt.

Daß übrigens diese Lücke nicht aus Mangel an Belesenheit entstanden, zeigt sich in den häufig angebrachten Citationen. Auch bemerkt man, daß, bey einer löblichen Freymüthigkeit sich der Hr. Verf. bestmöglichst auch der Genauigkeit beflissen, und deshalb im zweyten Theile selbst einige Unrichtigkeiten des ersten verbessert habe.

Po.

Ueber Deutschlands und Oesterreichs Staatsinteresse, Reichsregierung, Macht der Kurfürsten, und Leopold den Zweyten als römisch-deutschen Kaiser; eine freymüthige Beleuchtung der neuesten Staatsvorfälle für deutsche Patrioten, Staatsmänner und Statistiker. Zweyte Auflage. Germania. 1792. 174 S. in 8. 10 gr.

So der Titel, so der Inhalt: in beyden viel Prätension, ohne Bezeichnung der Gränzen und des Zwecks; ein Gemische von Staatsrecht, Statistik und Philosophie, das einzelne gute Brocken enthält, im Ganzen aber nichts anziehendes hat. Nach einer Uebersicht der deutschen Staatsregierung, insbesondere in Beziehung auf deren Oberhaupt, werden drey Wahlerfordernisse den Churfürsten vorgezeichnet, Reichsgesetze und Herkommen, das Reichsinteresse, und drittens die Politik. Im zweyten soll die Wahl eines reichen und mächtigen Fürsten liegen. Die Nothwendigkeit dieser Eigenschaften wird theils aus der Geschichte, theils aus der

ausführlichen Bilanz der Einkünfte und Ausgaben eines Kaisers erwiesen. Als politische Maximen der Churfürsten giebt der Verf. folgende an. a) Kein Geringerer als ein Churfürst; b) ein weltlicher Churfürst; c) ein katholischer. Bey dieser Gelegenheit wird der Punkt des Hannöverischen Unionsvertrags mit Oesterreich von 1692. für ewig verbindlich erklärt, da er doch schon 1740. mit dem Abgange des Mannsstammes erloschen ist. Die Erörterung dieser drey Wahlerfordernisse führt den Verf. zu der Wahlfolge des Oesterreichischen Hauses in der deutschen Kaiserwürde, deren Ursachen die Qualificirung derselben nach obigen Wahlbedingungen, die Lage und Verbindung von Oesterreich, die Besorgniß der Abreißung der Oesterreichischen Lande vom deutschen Reich, die Festigkeit und Einförmigkeit der Kaiserwürde, der gute Gang der Staatsgeschäffte, die Anständigkeit, die Bewerbung der Oesterreichischen Regenten, der Mangel politischer Gründe für das Gegentheil, und endlich persönliche Eigenschaften seyn sollen. Der Beweis von allem diesem möchte schwerer fallen als der des folgenden Abschnitts von Oesterreichs Vortheilen bey der Kaiserkrone. Es sind, außer den allgemeinen Punkten, deren achtzehn besonders angeführt, unter denen der letztere von der Residenz Wien besonders aus den Oesterreichischen Staatskalendern ersichtlich ist.

Mg.

Dr. *Io. Aug. Hellfeld*, Seren. Duc. Sax., Vin. Consil. Regim. intimi etc. Iurisprudentia forensis secundum Pandectarum ordinem in usum auditorii proposita. Cura D. *Gottl. Euseb. Oelzen*, Seren. Duc. Brunsv. et Luneb. a consil. aul. (der Verf. war beym Abdruck dieser Ausgabe schon Geheimer Justizrath, welches doch wohl hätte abgeändert werden müssen,) et Facult. ICtor. in Acad. Helmst. Ordinarii. Editio secunda. Ien. mit dem Druckjahr 1792. ob sie gleich bereits in der Michaelismesse 1791. erschien, 846 Seit. in gr. 8. ohne die Vorrede und Register. 1 Rthl. 16 gr.

Da

Da sich bey dieser zwoten Ausgabe keine neue Vorrede befindet: so vermuthete Rec. gleich, daß es ein bloßer Abdruck der ersten, 1787. erschienenen sey, und fand dies denn auch durch nähere Vergleichung beyder bestätigt. Einen kleinen Zweifel dagegen machte ihm Anfangs die Verschiedenheit der Seitenzahlen, da die vorige Ausgabe 850. folglich vier Seiten mehr enthält, und daher gegenwärtige, da der Druck ganz derselbe ist, statt, wie gewöhnlich, eine vermehrte, eine verminderte Ausgabe hätte seyn müssen. Und doch treffen beyde in Ansehung des Textes Seite vor Seite mit einander genau überein. Allein beym nähern Nachforschen fand er dann das Räthsel bald aufgelöst, indem bey der vorigen Ausgabe durch einen Fehler vier Seiten zu viel angegeben sind, da auf S. 462. gleich 465. und auf S. 733. gleich 736. folgt, und diese also wirklich gleichfalls nur 846 Seiten hat.

Es sind jedoch bey gegenwärtiger Ausgabe, wie billig, die bey der vorigen eingeschlichene ansehnliche Menge Druckfehler, die hinten angezeigt waren, verbessert worden, indeß hat doch Rec. einige minder erhebliche, dort nicht besonders angezeigte, gefunden, die auch hier stehen geblieben sind. Leider aber haben sich dagegen in diesen Abdruck wieder eine nicht unbeträchtliche Anzahl neuer Druckfehler eingeschlichen, wie das angehängte Verzeichniß derselben ergiebt. Zwar gereichen die Größe des Buchs und die Menge der Citaten wohl in etwas zur Entschuldigung, aber bey einem so stark gebrauchten Lehrbuche sollte man doch wirklich mehr als gewöhnlichen Fleiß auf die Richtigkeit des Drucks wenden. Freylich scheint das Hellfeldsche Pandektencompendium nun einmal zu diesem ungünstigen Schicksale verdammt zu seyn!

Ma.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Volksnaturlehre mit Anmerkungen für Landschullehrer. Leipzig. 1792. 138 S. in 8. 8 gr.

Helmuths Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens hat viele Schriften von dieser Art sehr entbehrlich gemacht, und auch diese konnte allenfalls wegbleiben, wird auch vor jener schwerlich aufkommen, wenn nicht der wohlfeilere Preis

sie in mehrere Hände bringt. Landschullehrer könten indessen manches Gute zum Unterricht für ihre Untergebenen daraus hernehmen. Ins Detail aber dürfen wir uns freylich nicht einlassen, sonst würden wir bey der Erklärung des Hagels, des Nordlichts, des Feuers u. dgl., von welchem leztern unter andern gesagt wird, daß es die Materie sey, welche die Körper sichtbar mache, manches zu erinnern finden.

Bh.

Beytrag zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands, mit gemalten Kupfern, nebst einem Anhange über die Augenkapseln der Vögel, von Johann Melchior Gottlieb Beseke. Mitau und Leipzig, auf Kosten des Verfassers und in Kommission. 1792. 92 S. in 8. 1 Rthl. 12 gr.

Rec. kann nicht bergen, daß ihm die Lokalbeschreibungen in der Naturgeschichte der Thiere besonders gefallen, zumal wenn sie mit der Genauigkeit, wie diese, abgefaßt sind. Denn Klima, Nahrung und andere Lokalumstände haben einen starken Einfluß in die Natur der Thiere, daß sie dadurch oft in andern Provinzen und Gegenden ganz andere Eigenschaften bekommen, deren Kenntniß von allen Seiten sehr viel zur Aufklärung ihrer Naturgeschichte beyträgt.

Der Verf. hat durch diesen kleinen Beytrag zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands ein desto größeres Verdienst, je wichtiger und genauer die Bemerkungen sind, die er uns davon mitgetheilt hat. Im Ganzen hat er die Müllersche Beschreibung des Vogels zum Grunde gelegt, und, wo sie richtig war, darauf verwiesen, und, wo sie es nicht war, solche durch eine bessere und genauere ersezt.

In der Vorrede führt der Verf. einige Hindernisse an, welche die Naturgeschichte der Vögel, und ihre Beobachtung erschweren. Er rechnet dahin besonders, worin wir ihm völlig beystimmen, den so schwer zu bestimmenden Unterschied der Geschlechter.

Kurland ist besonders ein vortheilhaftes Land für das Studium der Ornithologie, weil sich wegen des Seestrandes, der Menge inländischer Seen, Moräste und Waldungen hier eine ungeheure Menge von Vögeln aller Arten versammeln,

und

und einen fast vier und funfzig Meilen breiten Durchzug bey ihrer Wanderschaft halten. Hier ist fast jeder Einwohner ein Liebhaber der Jagd, und ein jeder Bauer, ein nach der Landessitte erfahrner Jäger, der um einen geringen Preis sich jeder Beschwerde aussetzt, dem versteckesten Vogel aufzulauern. Unter solchen Umständen muß es dem Ornithologen gewiß leicht werden, Beobachtungen und Vergleichungen anzustellen, die denn nicht in der Stube, sondern in der Natur selbst gemacht werden, und sich auf keine Hypothesen, sondern auf Fakta gründen. Dadurch ist der Verf. in den Stand gesetzt worden, in drey oder vier Jahren, mehrere hundert Vögel zu Gesicht zu bekommen, sie genauer zu untersuchen, und eine ausgebreitete Sammlung ausgestopfter Vögel zu erhalten:

Etwas über seine Methode, sie auszustopfen.

Er hat uns also über die Vögel Kurlands nicht nur etwas ausführliches, sondern auch manches **Neue** und Interessante mitgetheilt, und verspricht, von dem bis jetzt noch Zweifelhaften und Ungewissen in der Zukunft mehrere Gewißheit zu geben.

Der von ihm gemachte Unterschied zwischen einem **einheimischen**, **wandernden** und **Zugvogel** ist sehr gegründet. Der erste, der Jahr aus Jahr ein im Lande wohnt und bleibt, als in Ansehung Kurlands der **schwarze Adler**, **Auerhahn**, u. s. w. — Der **wandernde**, der im Frühjahr ankommt, brütet, und im Herbst wegzieht, als der **Kranich**, **Storch** und **Schwan**. Der **Zugvogel**, der sich nur zu gewissen Zeiten einfindet, aber blos durchreißt, als die Emberiza nivalis, und Loxia enucleator u. s. w. Er bestimmt dies ferner nach gewissen Regeln, die wir der Natur sehr gemäß finden.

Der Verf. bedient sich der neuesten Ausgabe des L. N. S. von Gmelin. Besonders auffallende neue Vögel sind durch illuminirte Kupferplatten abgebildet. Dahin gehört z. B. der Falco *Barbarus* Tab. 1. — der *Tigrinus* Tab. 2. Zwey kleinere Tab. 3. F. 4. — Anas *monachus* Tab. 5. S. 41. — Anas *brachyrhynchos*, **Kurzschnabel** S. 50. Tab. 6. — Loxia *enucleator*, der **Krappenfresser** Tab. 7. S. 76.

Kenner und Liebhaber werden beyde in diesem Büchelchen viele artige und unterhaltende Anekdoten, z. B. bey dem **Kukuk**, **Seidenschwanz**, und bey dem Geschlechte der

Lorien finden, wovon sich nicht gut ein Auszug machen läßt.

Nur bey dem Schwarzkehlchen, Motac. *Phoenicurus* S. 84. müssen wir die Erinnerung machen, daß es unmöglich mit Erithacus, dem Gartenrothschwanz, einerley Vogel ist. Vielleicht hat der Verf. in seinem Lande nicht Gelegenheit gehabt, diesen Dachvogel genauer zu beobachten. Vielleicht ist er auch in Kurland seltener, als in andern Gegenden.

In dem Anhange von den Augenkapseln der Vögel S. 86. Tab. 8. viel wichtiges und neues. Die Fortsetzung dieser Beyträge wird sehr willkommen seyn.

Rh.

Io. Dav. Schoepff historia testudinum iconibus illustrata. Erlangen, bey Palm. in gr. 4. *Fasc. I. et II.* continens. Tab. I—X. et plagulas A. B. C. D. cum praefatione. 1792. 3 Rl. 22 Kr.

Gewiß dient nichts so sehr, manche noch düstere Gebiete der Naturgeschichte aufzuklären, und dadurch selbst über das Ganze mehr Licht zu verbreiten, als wenn sich Männer, welche Fleiß, Scharfsinn, Kenntnisse genug zu dieser Arbeit haben, damit beschäfftigen, die bisherige Beschreibungen der dahin gehörigen Geschöpfe mit kritischer Strenge zu sichten, mit der Natur selbst zu vergleichen, und dann sowohl beständigere Kennzeichen der Gattungen und Arten anzugeben, als genauer zu bestimmen, was wahre Gattungen und Arten sind. Gewiß verdienten und bedurften wenige Gattungen diese Bemühung so sehr, als die Gattung der Schildkröte; denn davon nichts zu sagen, daß die meisten Naturforscher sich mit magern, widersprechenden, unbestimmten Beschreibungen, und oft schlechten, unvollständigen oder gar ungetreuen Abbildungen begnügen mußten, die sie zu manchen Verwirrungen verleiteten! so waren, und sind noch jetzt, bey weitem die wenigsten Arten dieser Gattung nach dem Leben, und nach allen ihren Theilen beschrieben und abgebildet, von den meisten nur in Weingeist aufbewahrte, oder getrocknete (und dadurch sicherlich oft in ihrer Farbe veränderte) Thiere, oder

oder ihre Schaalen beschrieben und gezeichnet, obgleich auch bey diesen die Schaale so wenig das Wesen des Thiers ausmacht, als bey andern Geschöpfen. Auch ist, da die Gelegenheit bey den meisten dieser Schildkröten so selten ist, sie in ihrem Geburtsorte zu beobachten, noch zu wenig beobachtet, was verschiedenes Alter, Geschlecht, Boden und Himmelsstrich für einen Einfluß auf Farbe, Bildung, Umriß der Schaale haben, an welche sich bey Bestimmung der Arten die Naturforscher bisher halten mußten, und auch dieser V. hält. Daß unter solchen Umständen der Verf. seinen Gegenstand erschöpfen, alle mögliche Zersplitterung der Arten vermeiden wird, läßt sich kaum hoffen; wie weit er Schwierigkeiten und Verwirrungen heben wird, muß die Zeit lehren; daß er viel mehr, als seine Vorgänger leisten wird, läßt sich mit vollem Rechte, auch aus dem vor uns liegenden Anfang dieses Werks erwarten; denn außer den übrigen Vortheilen verschafften ihm die gute mit Farben erleuchtete Abbildungen einen entscheidenden Vorzug.

In diesen zwey ersten Heften sind acht Flußschildkröten beschrieben, und nebst noch zwo andern abgebildet; unter ihnen drey neue, galeata, welche Retzius, und scripta, welche Thunberg für die Linneische scabra erklärt hatte, und noch die tricarinata; die Beschreibungen anderer, als der: cinerea, picta, guttata und serpentina verbessert: die T. lutaria Linne's hält er, wie Schneider, mit seiner lutaria, für einerley, und nennt sie, wie dieser, ob sie gleich Europa nicht eigen ist, sondern auch in Asien, z. B. im asiatischen Rußland, vorkommt, die europäische; eben so vereinigt er die Linneische T. carolina mit der Dosenschildkröte. Die Gründe dieser Vereinigung muß uns erst das folgende Heft lehren.

Ck.

Vermischte Schriften.

Olaudah Equiano's oder Gustav Wasa's Lebensgeschichte, von ihm selbst geschrieben. Aus dem Englischen übersetzt. Göttingen, bey Dieterich. 1792. 468 S. in 8. Mit des Verf. Bildniß. 1 Rg.

Das Original erschien zu London 1789. unter dem Titel: The interesting narrative of the life of Olaudah Equiano or Gustavus Vassa the African. Written by himself, und erlebte in einem Jahre drey Auflagen. Zu Rotterdam erschien auch 1790. eine holländische Uebersetzung mit dem Titel: Merkwaardige Levensgevallen van Olaudah Equiano of Gustavus Vassa, den Afrikan, eertyds een Negerslaaf. Door hemzelven beschreeven. Uit het Engelsch vertaald. Hieraus erhellet wenigstens, daß das Buch Sensation gemacht haben müsse, die es wohl dem besondern Umstande zu verdanken haben mag, daß der Verf. viele Jahre ein Negersclave war, die eben nicht als Schriftsteller in unsern Bücherverzeichnissen vorzukommen pflegen. Rec. wird so kurz als möglich den Lesern einen Begriff von diesem seltenen Schriftsteller zu machen suchen, und dann sagen, was für ihn das Interessanteste dieses Buches war.

Der Verf. wurde 1745. in einem der entferntesten und fruchtbarsten Distrikte von Guinea, oder vielmehr, damit man sich nicht blos die Küste denkt, in einer Provinz des Königreichs Benin, Essaka genannt, geboren. Sein Vater war einer der Altesten, oder obrigkeitlichen Person, und wurde Embrentsche genannt. Ein vornehmer Titel, der das Zeichen des höchsten Ranges bedeutet. Dieses Zeichen ist eine an dem untern Theil der Stirn dicke quer herüber laufende Strieme. Die Entfernung dieses Distrikts von der Hauptstadt und der Seeküste muß beträchtlich seyn, denn der Verf. hörte nie etwas, weder von weißen Menschen, noch von der See. Mahagonyfarbige Menschen sah er wohl, die seiner vaterländischen Provinz südwestlich wohnten, und die sie Oye Eboe d. i. rothe Menschen, die in der Ferne wohnen, nannten. Sie besuchten die dortigen Markte, brachten gewöhnlich Feuergewehr, Schießpulver, Hüte, Corallenschnüren und gedörrte Fische, und tauschten wohlriechende Hölzer und Erde und Salz aus Holzasche ein. In seinem eilften Jahre wurde er in Abwesenheit seiner Eltern nebst seiner Schwester geraubt, und so viel er sich aus jenen Jahren erinnert, weit weg ins Land hinein gebracht, aber schon auf dem Wege von seiner Schwester getrennt. Von da wurde er wieder verkauft, und nachdem er so ziemlich in Afrika herumgetrieben war, kam er endlich nach 6—7 Monaten der Seeküste näher. Nun sah er zuerst die See und ein Sklavenschiff, das in Ladung lag,

und

und das auch ihn einnahm, und nach Barbados brachte. Hier sah er zuerst Häuser von mehreren Stockwerken aus Ziegelstein. Am meisten fielen ihm Menschen zu Pferde auf, die er für Zauberer hielt. (Ist dies vielleicht ein Gedächtnißfehler? sollte er erst in Barbados Reuter gesehen haben?) Auch hier wurde er wieder verkauft und nach Virginien geführt, wo ihn ein Capitän Pascal kaufte. Nun trat er eine Reise nach England an. Naiv genug ist die Beschreibung seines Erstaunens beym ersten Anblick einer Uhr, eines Gemäldes, und des ersten Schnees, den er eines Morgens auf dem Verdecke fand. Auf dieser Reise erhielt er von seinem Herrn den Namen Gustav Wasa. Man kann leicht denken, in welches Erstaunen ihn alle die neuen Gegenstände versetzen, die er antraf, als er ans Land kam. Er wurde nach Guernsey geschickt, und gieng nach einiger Zeit mit seinem Herrn am Bord eines Kriegsschiffes. In England überstand er die Pocken. Nach mancher Versetzung von einem Schiffe aufs andere, kam er mit seinem Herrn auf das Schiff Namur, das mit der Flotte des Admirals Boscawen einen Zug gegen Louisburg unternehmen sollte. Von diesem Kriegszuge giebt er einige Nachrichten, und beschreibt die Rückreise nach England, wo sie im Kanal eines Abends mitten unter eine Französische, vom Hrn. Conflans commandirte Escadre geriethen.

Nun wurde er 1759. getauft, und erhielt Unterricht im Lesen und Schreiben. In eben dem Jahre gieng er mit auf einen Kriegszug nach der Mittelländischen See. Er war bey dem Gefechte zwischen dem Admiral Boscawen und dem Herrn le Clue bey Cap Lagos im August 1759., kam wieder nach England, sein Herr erhielt das Commando eines Branders, und nun gieng er mit auf einen Kriegszug nach Belle Isle, wo er die Belagerung und mancherley Begebenheiten und Vorfälle beschreibt, und von da wieder nach England. Hier hoffte er seine Freyheit zu erhalten, statt dessen wurde er von seinem Herrn mit Gewalt am Bord eines Westindienfahrers gebracht und verkauft. Mit Abscheu liest man das Betragen jenes Engländers, gegen diesen jungen Neger, der ihm mit der treusten, ehrlichsten Seele gedient hatte. Er kam nach Montserrat und wurde an einen gewissen Herrn King verkauft, einen Quäker von Philadelphia, der ein ganz guter und menschlicher Herr gegen seine Sklaven war. Hier war

er von 1763—66. Zeuge der schrecklichen Tyranney und Grausamkeit, die an den Sklaven in Westindien verübt wurden. Durch seine gute Aufführung, Treue und Aemsigkeit erwarb er sich das Zutrauen seines Herrn, und sein Schicksal erhielt hier auch eine günstigere Wendung; er kam nämlich als Matrose auf ein Schiff seines Herrn unter Commando eines Capitän Thomas Farmer, dem er sich bald unentbehrlich zu machen wußte, und daher auch von ihm eine gute Behandlung genoß. Nun machte er einen Anfang sein Glück im Handel zu versuchen, aber sein Capital, das er dazu anlegen konnte, war freylich erbärmlich klein, es bestand aus einem einzigen halben Bit oder drey Pence englische Münze (1 Sgr. 9 Pf.). Angenehm ist es zu sehen, wie er dieses Capital vergrößerte. Er kaufte auf einer Reise nach St. Eustaz für seinen halben Bit ein Bier- oder Wasserglas, das er zu Montserrat wieder für einen Bit oder sechs Pence verkaufte. Auf der nächsten Reise kaufte er zwey Gläser für den ganzen Bit, die er für zwey Bit oder einen Schilling (7 Sgr.) verkaufte. Dann kaufte er 4 Gläser für 2 Bit, und verkaufte sie für 4 Bit. Bey der nächsten Reise kaufte er für 1 Bit zwey Gläser, und für drey Bit einen Krug Wacholderbrandtewein von anderthalb Quartier, diesen verkaufte er für 8 Bit, die Gläser für 2 Bit. So belief sich nun sein Capital auf einen Dollar, den er sich in 4 — 6 Wochen zusammengespart hatte. Von nun an legte er sein Geld auf den Reisen nach den verschiedenen Inseln bald auf diese, bald auf jene Weise an, und hatte in seinen Handelsgeschäfften ziemliches Glück. Endlich brachte er es so weit, daß er auf einer kleinen Reise nach St. Kitts für 11 Bit aus eigenem Vermögen, wozu ihm sein guter Capitän noch 5 dazu lieh, eine Bibel kaufen konnte.

Nach und nach erwachte das Gefühl der Freyheit immer mehr in ihm; in dem süßen Traume dereinst frey zu werden, suchte er sich Kenntnisse von der Schifffahrt zu erwerben, aber zu entlaufen wagte er doch nie; auch war er, selbst da sich ihm günstige Gelegenheiten zu entkommen darboten, zu ehrlich um seinen Herrn auf solche Art zu verlassen. Bey seinem Handel in Charlestown betrogen ihn die Weißen schändlich. Nachdem ihn sein Herr auf verschiedene und harte Proben gestellt hatte, die er glücklich aushielt, wurde sein Handel dadurch erweitert, daß sein Herr ihm immer ein Anker Rum und ein halbes Orhoft Zucker auf Credit gab, und versprach, ihm,

ihm; wenn er so viel erworben haben würde, um 40 Pf. Sterling, als den Preis, wofür er ihn erkauft, wieder zu erstatten, auch die Freyheit zu geben.

Als er endlich des Aufenthalts in Westindien überdrüßig war, und manchen Plan zu Erhaltung der Freyheit gemacht hatte, die ihm doch erschweret würde, weil man seine guten Dienste ungern mißte, erwarb er sich durch mehrere glückliche Reisen eine hinlängliche Summe, um seine Freyheit zu kaufen, die er auch endlich erhielt. Das Patent seiner Freylassung rückt er wörtlich ein. Als freyer Mann segelte er auf einem Schiffe des Hrn. King aus Gefälligkeit gegen ihn verschiedenemale mit nach Georgien, und endlich nach Martinique. Sein Wunsch wieder nach England zu kommen, wurde endlich auch erfüllt. Aber auch von da aus machte er als Diener mit seinem Herrn Reisen nach der Türkey, Portugall, Grenada, Jamaica, und endlich nach dem Nordpol, wohin Capitän Phips geschickt wurde, um eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien zu suchen, die sie aber nicht fanden. Wir überschlagen alle übrige Reisen des Verf. und gedenken nur, daß ihn seine methodistische Proselytenmacherey an die Musquitoküste trieb, wo eine Pflanzung angelegt werden sollte. Nach mancherley erlittenen Drangsalen gieng er 1774. wieder nach England. Hier suchte er bey dem Bischof von London nach, als Missionär nach Afrika geschickt zu werden, der es aber ablehnte, ihn zu ordiniren. Er nahm auch Antheil an dem nach Sierra Leona abgeschickten Transport, wobey er Proviant- und Vorrathscommissarius war. Hier deckte er die groben Unterschleife auf, die gemacht wurden, aber seine Offenherzigkeit und Ehrlichkeit half nichts. Der Plan mislang, und nach dem zu urtheilen, was der Verf. davon sagt, war es freylich nicht zu verwundern, daß er mislang. Er nahm seine Entlassung, rechtfertigt sich in dieser Schrift gegen einige wegen jener Unternehmung ihm gemachte Beschuldigungen, und beschließt sein Buch mit Darlegung einiger Plane in Ansehung des Handels nach Afrika, auch des Sklavenhandels. S. 443. erzählt er die einfache Ceremonie einer Quäkerverlobung und Trauung, und macht bekannt: „Meine Hand ist immer frey; wenn ein artiges Frauenzimmer sie zu erhalten wünscht, so empfehle ich diese Art der Trauung." Wir machen diese Aeußerung besonders um unserer deutschen Frauenzimmer willen, denen vielleicht hie oder da diese Nach-

 richt

eicht in die Hände fällt, auch bekannt; wir erbieten in Ermangelung besserer unsere bona officia, wenn sich Liebhaber zu diesem ehrlichen Neger finden sollte. Es wird uns freuen, wenn wir dabey einen hübschen Kuppelpelz verdienen können.

Dies sind die Hauptzüge und Begebenheiten seines Lebens, das bey allen Unruhen, die es hatte, doch im Ganzen das unruhige Einerley eines Seefahrers war, und nun hier gar mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit in Erzählung aller kleinen, für den Leser oft unbedeutenden Umstände dargestellt ist. Einem rohen Negerknaben mußte wohl gar vieles Unwichtige, wichtig, manches Alltägliche unerhört, manches Gewöhnliche äußerst sonderbar, oft gar wunderbar vorkommen. Bisweilen ist es zwar auch dem Leser interessant zu wissen, wie ihm dieses und jenes beym ersten Anblick vorkam, und Rec. hat vorhin einige Beyspiele davon namhaft gemacht, aber demohngeachtet hätte der Uebersetzer füglich einen beträchtlichen Theil dieser Lebensbeschreibung abschneiden können, ohne dem Interesse des Ganzen Eintrag zu thun. Wir rechnen dahin, sein beständiges frommes Seufzen über die Roheit der Seeleute, über ihre Gleichgültigkeit und ihren Spott gegen seine schwärmerische Frömmigkeit, die ihn oft zu Unbesonnenheiten verleitete, seinen Glauben an Vorherbestimmung und oftmaliges Deklamiren darüber, an Träume und deren Erzählung und Deutung, seine Redseeligkeit über die Art, wie er (nach seinem Ausdruck) zu dem Glauben Jesu Christi bekehrt wurde, kurz, den ganzen methodistischen Unsinn, der besonders in der zweyten Hälfte des Buches so reichlich zu finden ist. Zur Charakteristik des Mannes wären einzelne Züge von der Art hinlänglich; jetzt reißt seine überbrausende fromme Schwärmerey die einzelnen guten Bemerkungen mit fort, die hie und da zu finden sind, und das Ganze ist zu sehr von seichten, oberflächlichen und alltäglichen Bemerkungen durchwässert, um den Leser immer in Aufmerksamkeit erhalten zu können. Was dem Rec. noch interessant war, und vielleicht auch andere Leser anziehe, ist etwa folgendes: Die Nachricht von dem Vaterlande des Verf., von den Sitten und Gebräuchen seiner Landsleute, von der Verwaltung der Gerechtigkeit, den Heurathsgebräuchen und öffentlichen Vergnügungen, Lebensart, Kleidung, Handarbeiten, Wohnungen, Handel, Ackerbau, Krieg, Religion, Aberglauben, Gebräuche bey

Beerdigungen, Mittel der Priester oder Zauberer Vergiftungen zu entdecken, wovon er ein Beyspiel erzählt, zu welchem ihm 1783. in Montferrat ein Pendant vorkam. Wir wollen es Wundershalben hersetzen: „Eine junge Frau war vergiftet worden, aber man wußte nicht, von wem. Die Aerzte, d. h. die Priester, befahlen einigen Personen den Leichnam aufzunehmen, und nach dem Grabe zu bringen. Sobald die Träger ihn auf den Schultern hatten, schienen sie von einem plötzlichen Drange ergriffen zu werden, und liefen, gleichsam als wären sie nicht im Stande sich zu halten, immer hin und her. Endlich, nachdem sie sich durch eine Menge Dornbüsche und rauhes Gesträuche, ohne verletzt zu werden, durchgedrängt hatten, fiel der todte Körper dicht bey einem Hause herunter, und verunreinigte das Haus im Fallen. Der Eigenthümer wurde ergriffen und gestand sogleich das Verbrechen ein.“ Eben so gieng es zu Montferrat, wo noch überdem ungläubige Matrosen, die es vorhin für Betrug der Träger hielten, selbst die Träger waren. Auch sie geriethen in Taumel und Wuth, und der vergiftete Leichnam fiel da ab, wo der Thäter wohnte. (Man vergleiche hiebey Matthews Voyage p. 123.) Man sieht ohne Erinnern, woran es dem gutmüthigen Verf. fehlt, indessen ist er doch auch so billig, es dem Leser zu überlassen, an das Geschichtchen zu glauben oder auch nicht zu glauben.

Das schreckliche Schicksal und die unmenschliche Behandlung der Neger auf Sklavenschiffen ist freylich nach den neuesten wichtigen Debatten und Erörterungen über die Aufhebung des Negerhandels schon hinlänglich aufgedeckt, und schon oft mit den grellsten Farben geschildert worden, indessen ist es interessant, hier die Nachricht eines Mannes zu lesen, der selbst unter diesen Greuelthaten fast erlag. Man kann denken, daß ein Negersklave, wenn er zuerst in die Mördergrube eines Sklavenschiffes kommt, eben nicht Ursach hat, die Beschreibung davon zu mildern; und wirklich, was uns der V. davon, nach dem Eindruck, den es auf ihn machte, S. 64. ff. erzählt, ist, wenn man auch etwas davon auf Rechnung der Empfindlichkeit, die sein Leiden in ihm verursachte, schreiben wollte, noch immer so fürchterlich und empörend, daß ein hoher Grad von Fühllosigkeit dazu gehört, so etwas mit kalten Herzen lesen, oder gar ausüben zu können. Wir sagen nichts von den Bemühungen einiger menschenfeindlichen Philoso-

losarhen, die sogar diese Greuelthaten mit verschiedenen Beschönigungen und Scheingründen zu vertheidigen unternommen haben. Man sieht wenigstens in des Verf. Buche die Bestätigung alles dessen, was die neuern Redner gegen den Negerhandel, ihm zur Last gelegt, und die Patronen desselben haben läugnen oder doch minder schrecklich haben vorstellen wollen.

Ziemlich ausführlich ist er bey Beschreibung der Musquitoküste, wohin er als Diener eines Doktors Irving mitgezogen war, um eine Pflanzstätte anzulegen. Bey der Gelegenheit macht er auch ein Mittel bekannt, das sein Doktor zur Heilung des Bisses giftiger Schlangen mit gutem Erfolg brauchte. Rec. setzt es, da es ihm sehr einfach zu seyn scheint, zur Beurtheilung sachverständiger Männer her, da er selbst es nicht beurtheilen kann. Der Doktor gab nämlich dem Patienten, sobald als möglich ein halbes Trinkglas (tumbler) starken Rum mit einer ziemlichen Portion Cayenne-Pfeffer ein.

Zum Schluß geben wir nur noch eine kurze Schilderung der unmenschlichen Begegnung, der die armen Negersklaven nach der Versicherung des Verf. ausgesetzt waren. Die weiblichen Sklaven waren unaufhörlich den Gewaltthätigkeiten der Handlungsbedienten und anderer Weißen ausgesetzt, und zwar auf die schamloseste und empörendste Art. Mädchen, die noch nicht zehen Jahr alt waren, brauchten sie zu Befriedigung ihrer Leidenschaft; dagegen als in Montserrat ein Neger mit einer weißen Frauensperson, die eine allgemeine Hure war, zu thun gehabt hatte, band man ihn an einen Pfahl, peitschte ihn fürchterlich, und schnitt ihm dann in ganz kleinen Stücken nach und nach die Ohren ab. Einem wurde ein Bein abgeschnitten, weil er einen Versuch gemacht hatte, zu entlaufen. Ein anderer wurde aufgehangen, halb lebendig noch abgenommen und verbrannt, weil er einen grausamen Aufseher hatte vergiften wollen. Ueberhaupt schildert er diese Aufseher als die größten Barbaren. In der schlechten Behandlung der Neger, vorzüglich auch der schwangern Frauen findet auch er, so wie andere, einen Hauptgrund der wenigen Geburten, und der großen Sterblichkeit unter ihnen, und er versichert, was man ihm gern glauben wird, daß menschliche Herren sich ungleich besser dabey stehen, weil ihre Sklaven theils länger leben, theils gesunder und munterer

bleiben,

bleiben; und um die Hälfte mehr arbeiten, als bey der gewöhnlichen Behandlung. Er versichert, daß jährlich 20000 neue Neger nöthig wären, um den Abgang zu ersetzen. Selbst in Barbados, wo nach seiner Meynung die Sklaven am menschlichsten behandelt werden, und wo man unter allen westindischen Inseln den wenigsten Zuschuß braucht, werden doch jährlich 1000 Neger erfodert, um die Stammzahl, die 80000 ist, voll zu erhalten. Man kann also das Leben eines Negers im Durchschnitt nicht über 16 Jahr ansetzen. (Benezets Account of Guinea p. 16.) Und doch ist das Klima ganz so wie in ihrem Vaterlande, und die Luft noch gesünder, als dort. In Montferrat ließ ein christlicher Herr einen seiner Sklaven, der hatte entlaufen wollen, mit Pflöcken an den Handwurzeln und Knöcheln auf den Boden fest heften, nahm dann einige Stangen Siegellack, zündete sie an und träufelte sie über den Rücken des armen Schlachtopfers. Ein anderer ließ seinen Sklaven ganze Stücken Fleisch ausschneiden, und hatte keinen einzigen, an welchem diese Operation nicht verrichtet war, dann ließ er sie in einen langen hölzernen Kasten stecken, und sperrte sie da, so lange es ihm gefiel, ein. Der Kasten war genau dazu gemacht, und hatte gerade die Höhe und Breite eines Mannes, so daß der Unglückliche, der hineingesperrt wurde, sich nicht im mindesten regen konnte. Der eiserne Maulkorb, Daumenschrauben u. dgl. waren zu St. Kitts bey den geringsten Versehen die gewöhnlichen Strafen. Der Verf. sah einen Neger prügeln, bis ihm einige Knochen abgeschlagen waren, weil er — einen Topf hatte überkochen lassen. Die Neger haben ihre Weiber gern weit von sich wohnen, und laufen lieber, wenn auch von des Tages Arbeit abgemattet, in der Nacht mehrere Meilen weit zu ihnen hin, als daß sie sich mit den Sklavinnen ihrer Herren verheyrathen. Und der Grund? weil, wenn die Sklavinnen gestraft werden, ihre Männer gezwungen würden, ihre eigene Weiber zu peitschen. Dies empört das Gefühl der Neger. Aus solchen Grausamkeiten entspringt dann, wie leicht zu erachten, Verzweiflung und Selbstmord, der unter den Negersklaven sehr gewöhnlich ist. Eben so empörend dünken den Rec. die so willkührlichen Eingriffe in das, gemeiniglich äußerst unbedeutende Eigenthum der armen Neger. So soll z. B. auf den westindischen Inseln eine der gemeinsten Arten von Gewaltthätigkeit seyn, daß die Weißen den Negern das wenige Gras wegnehmen, das die Neger in den weni-

wenigen Minuten, die sie zur Ruhe erhalten, abschneiden und zu Markte in die Stadt bringen, ohne ihnen etwas dafür zu bezahlen; der ganze Raub ist etwa ¼ höchstens 1 Bit (3 Sgr. 6 Pf.) werth. Man hat neuerlich wohl behauptet, daß das Leben der Neger in Westindien eben so hoch geschätzt und die Beraubung desselben eben so hoch verpönt sey, als das Leben der Europäer. Allein um das Gegentheil zu beweisen, führt der Verf. aus der 329 Verordnung der Assembly of Barbadoes folgende Stelle an: „Wenn ein Neger oder ein anderer Sklave unglücklicherweise durch eine Strafe, die er von seinem Herrn oder auf dessen Befehl wegen Entlaufung oder eines andern Verbrechen oder Vergehen gegen seinen besagten Herrn erhält, an seinem Leben oder Gliedern Schaden nehmen sollte; so soll niemand, wer es auch sey, dadurch in Geldstrafe verfallen; wenn aber jemand aus Muthwillen oder blos aus Blutdurst oder grausamer Absicht mit Willen einen von seinen Negern oder Sklaven tödtet, so soll er in den öffentlichen Schatz 15 Pf. Sterling bezahlen."

Bedenkt man nun noch, daß oft diese armen Leute, die man so behandelt, und auf deren Leben man einen so geringen Preis setzt, oft Kinder ihrer Herren sind, mit schwarzen Frauen erzeugt, so empört sich alles Gefühl. — Magere Sklaven sah der Verf. Pfundweise verkaufen, das Pfund zu 3 — 9 Pence. (1 Sgr. 9 Pf. — 5 Sgr. 3 Pf.) Auch hier fand Rec. wieder bestätigt, was er schon aus andern Quellen wußte, daß nämlich selbst bey den schreyendsten und sichtbarsten Ungerechtigkeiten der Weißen gegen die Neger, doch kein Neger vor Gericht klagen kann. Kein Schwur, kein Eid eines Negers gilt gegen einen Weißen in den Gerichtshöfen. Dies dehnt man sogar auf die freyen Neger aus, und der Vf. selbst hatte, als er schon frey war, verschiedenemal das Unglück, einige traurige Erfahrungen davon zu machen, und er sah sogar in Georgien einen freyen Neger, seines Handwerks ein Zimmermann, ins Gefängniß stecken, unter dem Vorwand, er habe das Haus des Herrn, für den er gearbeitet hatte, in Brand stecken wollen, eigentlich aber, weil er von diesem Herrn seinen verdienten Lohn gefordert hatte. Auch sucht man freye Neger durch allerley List und Ränke wieder einzufangen, auf Schiffe zu locken, und sie dann als Sklaven zu transportiren, unter dem Vorwand, daß sie nicht frey, sondern entlaufene Sklaven wären. Zu Savannah rettete den

den Verf. nur seine Entschlossenheit von den Fallstricken, die ein paar Weiße in ähnlicher Absicht ihm legten. An der Musquitoküste schiffte er sich als Passagier für sein baares Geld nach Jamaica ein. Kaum war er am Schiff, so wollte man ihn zwingen, als Matrose auf einem Schooner zu dienen. Er schlug es ab. Der Kapitän drohete, ihn als Negersklaven zu behandeln. Gustav Wasa berief sich auf seine Dokumente, die er über seine Freylassung hatte, und zeigte sie, es half ihm nichts. Der Kapitän, ein brutaler Mann, ließ ihm Stricke an beyde Knöchel, und an beyde Handwurzeln, und einen um den Leib legen, so wurde er in die Höhe gezogen, daß er mit seinen Füßen auf nichts ruhen konnte. Anstatt mit seinen Schreyen und Bitten Mitleiden zu haben, holte der Kapitän eine Flinte, lud sie vor seinen Augen, und schwur, ihn todt zu schießen, wenn er noch einmal schreye. So hieng er Nachts von 10 bis 1 Uhr Morgens; einige Sklaven erbarmten sich und ließen die Stricke etwas nach, aber erst am Morgen, als er beym Aufspannen der Segel im Wege war, kam er los. Glücklicherweise entwischte er vom Schiffe ans Land.

Es ist Schade, daß das frömmelnde Gewäsche des ehrlichen Negers sein Buch mit so vielen unnützen und trivialen Kleinigkeiten, die keinen Menschen interessiren, als etwa einen Mann, der an Gesichte, Offenbarungen, Träume und Erscheinungen glaubt, angefüllt hat, wodurch es zu einer sehr langweiligen Lektüre gemacht worden ist. Von einem Neger kann man nicht lauter und auch eben nicht wichtige neue Entdeckungen erwarten, aber hätte der Uebersetzer sein Original von jenen Auswüchsen gesäubert, so wäre es, freylich nicht so bogenreich, aber gewiß nicht ärmer an wissenswerthen Sachen geworden.

Tb.

Allgemeine Lesebibliothek für Lektürfreunde aller Stände. Ein Magazin zur Unterhaltung und Belehrung herausgegeben von einer kleinen gelehrten Gesellschaft. Drittes Bändchen. Frankfurt, bey Pech. 1792. 12 Bog. in gr. 8. 12 gr.

Für eine große Menge von Menschen, die auf dem Lande oder in kleinen Städten des Vortheils der Lesegesellschaften entbeh-

entbehren müssen, oder doch außer den Gränzen des Bücherumlaufs leben, und sich auch nicht diejenigen Werke, woraus sie ihre Kenntnisse zu erweitern wünschen, können kommen lassen, sind Auszüge des Lesenswürdigsten aus Büchern, die nicht in Jedermanns Hände kommen, immer wünschenswerth gewesen. Daher sind viele periodische Schriften dieser Art entstanden, die aber gleichwohl selten lange bestanden haben. Von dieser Lesebibliothek haben wir die zwey ersten Bändchen nicht gesehen: wenn wir aber den Werth derselben nach diesem dritten Bändchen bestimmen sollen; so getrauen wir uns ebenfalls nicht, derselben eine lange Dauer zu versprechen. Es fehlt dem Stücke das allgemeine Interesse, das sie für Jedermann lesenswürdig macht. Deklamationen und Räsonnements verlangt man in solchen Miscellanien nicht sowohl, als vielmehr merkwürdige, wissenswerthe Nachrichten, neue Beyträge, zur Menschen- Erd- und Naturkenntniß, interessante Anekdoten und dgl. Der Aufsätze in diesem Bändchen sind 16. Schluß der Seefahrergeschichte Franz Lequats. Ueber weibliche Grazie. Ueber das Spiel. Anekdote aus dem Leben des Marschalls von Richelieu. Leben Eduard Cave's. (Staatsbordelle (dergleichen Johanna, Königin beyder Sicilien und Gräfin von Provence, 1347. zu Avignon anlegte, und der Aebtissin des dasigen Augustinerklosters zur Aufsicht übergab.) Beobachtungen aus der Menschenkunde. Ueber die Gelehrten. Ueber die Turniere. Ueber die Frauenzimmermoden. Reflexionen über Frankreich. Die Vernunft und die Liebe. Charakteristik der Deutschen. Von dem Ahornzucker (aus Brißot.) Anekdoten von Schwarzen (aus eben demselben.) Zuletzt wird noch eine neue Sammlung der besten und neuesten abgekürzten Reisebeschreibungen angekündigt. Das Unternehmen würde Beyfall verdienen, wenn nur verhütet werden könnte, daß, bey den mehrern bereits gangbaren Sammlungen von Reisebeschreibungen in Auszügen, die Leser nicht die nämliche Reise, zwey- drey- und wohl mehrmalen lesen und bezahlen müßten.

Pz.

Wilhelm Friedwald, oder die braven Fröhlichhauser. 1792. 6½ Bog. in 8. 6 gr.

Dies

Dies Büchelchen scheint wohl für die untersten Volksklassen geschrieben, und könnte, wenn es den Bauern in die Hände käme, die sich zuweilen durch politische Kannengießereyen die Köpfe verdrehen, für diese Leute recht nützlich seyn, so langweilig und unbedeutend es auch gebildetern Lesern scheinen mag. Friedwald ist der Sohn eines redlichen Amtmanns. Er kommt von Universitäten zurück, und erwirbt sich Zutrauen und Liebe bey den Einwohnern des Dorfs. Unter diesen ist ein Paar, das sich durch ein aufrührisches Blatt aus Straßburg und einen Abgeschickten der Propagande zum Aufruhr hat bewegen lassen, und die andern Bauern gleichfalls verführen will. Diese zeigen die Sache dem Amte an; da dann Friedwald ihnen eine weitläuftige Schilderung der Unordnungen, welche die Anarchie in Frankreich bewürkt hat, vorhält, worauf sie sich gänzlich beruhigen.

Pk.

Ecole du Monde objectif ou representation succinte de divers objets de la nature et de l'art, ouvrage traduit en Francois, Italien, Anglois et Espagnol par *Louis Henri Teucher*. Leipsic, chez Schwickert. 1792. 164 Seiten in 4. 20 gr.

Hr. Rektor Lederer erwarb sich 1784. um die Latein lernende Jugend das Verdienst, den bekannten Orbis pictus umzuarbeiten, und unserm Zeitalter mehr anzupassen; Hr. Teucher hat uns hier dasselbe Werk ins Französische, Italienische, Englische, und Spanische übersetzt. Man findet also in gespaltenen Kolumnen 156 verschiedene Artikul in vier verschiedenen Sprachen neben einander. Daß bey solchen Umständen ein tiefes Eindringen in die behandelten Materien nicht statt finden konnte, siehet jeder leicht; sie konnten nur oberflächlich und nothdürftig berührt werden. Auch bedurfte es, nach des Rec. Meynung, dem Zwecke des Buches gemäß, keines tiefen Eindringens; das Allgemeinere ist schon hinlänglich. Viele und strenge Kritik vertragen solche Schriften nicht; wo sollte man anfangen, wo aufhören, wenn alles supplirt und emendirt werden sollte, was hier zu wenig, dort zu viel oder schief gesagt? Aber eine bessere Auswahl der Gegenstände hätte getroffen

troffen werden sollen.... Das Buch ist doch für die Jugend bestimmt, die daraus Sachen und Sprachkenntnisse erhalten soll; für diesen Zweck aber sind noch allzuviel abstrakte Gegenstände darin, die nichts Anziehendes, nichts Interessantes für die Jugend haben. Warum muß auch gerade mit dem Artikel Gott angefangen, und mit dem jüngsten Gericht geschlossen werden? Der neue *Orbis pictus* in fünf Sprachen, der heftweise herauskam, ist freylich theurer, aber ungleich zweckmäßiger, anziehender und nützlicher; wir rathen also lieber zu diesem als zu jenem. Wir wollen Hrn. Teuchers Uebersetzung nicht bekritteln, aber unverantwortlich ist es, ein Buch für die Jugend durch so viele und ungeheuere Druckfehler entstellen, und den geringen Nutzen, den es haben kann, dadurch vollends zernichten zu lassen.

Tb.

Neueste Gallerie edler und unedler Menschenhandlungen. Lektüre für Leser feinern Gefühls. Budissin, bey Arnold, 1792. 9 Bog. in 8. 10 gr.

Das Preciöse des Titels — Lektüre für Leser feinern Gefühls abgerechnet, ist es ein ganz erträglicher Pendant zu Salzmanns moralischer Beyspielsammlung und Beckers deutscher Zeitung, und ähnlichen Schriften. Die darinnen erzählten Geschichten haben Interesse, weil sie meist alle wirkliche Geschichten sind. Einige hat der Rec. schon in mehrern allgemein bekannten Blättern, z. B. Beckers deutscher Zeitung gelesen. Zuweilen könnte der Erzählungston wohl besser seyn. Einigen aus dem Französischen übersetzten Stücken sieht man ihr Vaterland zu sehr an.

Az.

Weltweisheit.

Inconsequenzen und auffallende Widersprüche in der Kantischen Philosophie, besonders in der Kritik der reinen Vernunft, ausgehoben und ans Licht gestellt von Wilhelm Friedrich Schäffer, Herzogl. Sächs. Goth. Oberconsistorialrathe und Oberhofprediger. Dessau, bey Müller und Comp. 1792. 315 Seiten in 8. 20 gr.

Der Verf. versichert in der Vorerinnerung, er habe die Kritik der reinen Vernunft oft und aufmerksam durchgelesen; er habe die wesentlichsten Grundsätze und Behauptungen derselben nach ihrem ganzen Inhalte und nach allen ihren Gründen nicht allein einzeln wiederholentlich durchdacht, sondern sie auch unter einander selbst genau verglichen; kurz, er habe sorgfältig, aber auch gewiß ganz unpartheyisch geprüft, und dabey den festen Vorsatz gehabt, das Wahre und Gute, wenn und wo er es finden würde, willig anzunehmen und treulich zu behalten; er glaube daher, auch befugt zu seyn, öffentlich sagen zu dürfen, was er in der Vernunftkritik gefunden habe. — Dieses Befugniß wird ihm gewiß niemand streitig machen. Auch glaubt Rec. es gern, daß der Verf. dieses Werkes die Vernunftkritik fleißig gelesen und ihre Hauptlehren sorgfältig geprüft habe. Allein, ob dieser Prüfung eine richtige und genaue Einsicht der Lehren der kritischen Philosophie zum Grunde gelegen habe, dies ist eine andere Frage, die Rec. schlechterdings nicht bejahen kann; und er sieht voraus, daß die Anhänger des Kantischen Systems dieses Werk einstimmig als einen Beweis davon aufstellen werden, wie wenig oft diejenigen, welche die Vernunftkritik widerlegen, dieselbe verstanden haben. Und in Wahrheit, so voll Inconsequenzen, als der Verf. meint, ist doch das kritische System gewiß nicht, und wenn nur die Fundamente desselben durchaus richtig wären, so hätte es mit den Resultaten desselben und deren Uebereinstimmung keine Noth.

Damit es aber nicht das Ansehen habe, als wenn wir über dieses Werk und über dessen Werth leere Machtsprüche thäten,

thäten, so wollen wir von der Art und Weise, wie der Verf. die Vernunftkritik behandelt, einige Proben anführen.

In der Vernunftkritik wird S. 59 aus der Erklärung, welche von dem Wesen und dem Ursprunge der Vorstellungen von Raum und Zeit gegeben worden ist, gefolgert, daß, wenn wir die subjektive Beschaffenheit unsrer Sinne überhaupt aufheben, alle die Beschaffenheit, alle Verhältnisse der Objekte im Raum und Zeit, ja selbst Raum und Zeit verschwinden würden; und daß es daher uns völlig unbekannt bleibe, was es für eine Bewandniß mit den Gegenständen an sich, und abgesondert von aller Receptivität unserer Sinnlichkeit haben möge. Hiebey macht nun der Verf. folgende Einwendung. „Aber, lieber Kant, wenn uns das gänzlich unbekannt ist, wie kann man denn wissen, was ihnen zukommt, und was hingegen nicht? Wie kann man denn so dreist entscheiden, und so apodiktisch sagen und bestimmen, daß die obgedachte Beschaffenheit ihnen durchaus gar nicht zukommen könne? Wie kann man so apodiktisch festsetzen, daß die Gegenstände an sich selbst im Raume und in der Zeit durchaus gar nicht existiren können? Wie ist es denn möglich, von gänzlich unbekannten Gegenständen etwas so apodiktisch verneinen zu können? — Und überhaupt, wie ist es möglich, daß es ausser uns noch wirkliche, bekannte oder unbekannte Gegenstände geben kann, wenn es ausser uns schlechterdings keinen Raum und keine Zeit giebt? O! Philosophia — cui lumen ademtum!“ — — Gegen diese Einwendung wird der Vertheidiger der kritischen Philosophie, und zwar mit Recht, erinnern: daß, wenn wir die Vorstellungen von Raum und Zeit nur als subjektive Bedingungen unserer Sinnlichkeit kennen, und keinen Grund haben, sie für etwas zu halten, so durch den Einfluß objektiv wirklicher Gegenstände auf unser Gemüth hervorgebracht worden ist, wir auch den Raum und die Zeit nicht den Dingen an sich als Prädikate beylegen dürfen, und gar nicht darüber entscheiden können, was die Gegenstände an sich, auf welche sich unsere Anschauungen beziehen, seyn oder nicht seyn mögen. Ist das erste ausgemacht, und ist es ganz gewiß, daß Raum und Zeit zunächst nur Bestimmungen der Receptivität unserer Sinnlichkeit ausmachen, so ist auch das letztere wahr, und so ist es uns völlig unbekannt, was die vorhandenen Dinge ohne Rücksicht auf unsere Receptivität seyn mögen. Daß es aber keine objektiv existirenden Dinge geben könne, wenn der Raum und die

die Zeit nichts Objektives sind, hätte der Verf. beweisen sollen. Die Bedingungen unserer Erkenntniß einer Sache sind ja nicht die Bedingungen der objektiven Existenz der Sache, und es kann ja wohl seyn, daß zur Vorstellung eines Dinges im Gemüthe manches erforderlich ist, was nicht zum objektiven Daseyn desselben ausser dem Gemüthe gehört. Nur von den Bedingungen der erstern Art wissen wir etwas; die Bedingungen der letztern Art aber sind uns völlig unbekannt.

Wenn in der Vernunftkritik ferner gesagt wird: die Vorstellungen von Raum und Zeit hängen unserer Sinnlichkeit schlechthin nothwendig an: so wendet der Verf. ein: „woher denn aber diese Nothwendigkeit, wenn diese Einrichtung blos subjektiv, übrigens aber in der Natur und wesentlichen Beschaffenheit der Dinge an sich selbst gar nicht gegründet, sondern vielmehr mit derselben völlig disharmonisch ist?“ — — Diese Einwendung sagt im Grunde gar nichts. Denn warum sollte nicht etwas in den wesentlichen Einrichtungen unsers Gemüths gegründet, und eben deswegen auch nothwendig zur Natur unsers Gemüths gehörig seyn können, ohne von Dingen ausser uns abhängig und mit denselben übereinstimmend zu seyn?

Weil in der Vernunftkritik gesagt wird: Wenn wir unsere Anschauungen auch zum höchsten Grade der Deutlichkeit bringen könnten; so würden wir dadurch der Beschaffenheit der Gegenstände an sich selbst nicht näher kommen; so zieht der Verf. hieraus die Folge, „daß unsere ganze Naturlehre ein leeres Phantom, und das Studium derselben eine ganz vergebliche Mühe sey.“ — — Eine Naturlehre, die uns mit den Dingen an sich bekannt machen soll, ist wirklich eben so gut ein leeres Phantom, als eine Chemie, welche die letzten Grundstoffe der Körperwelt liefern soll, und es wäre thöricht, sich damit abzugeben; aber eine Naturlehre, die uns mit der Sinnenwelt den Bedingungen unserer Erkenntnißart gemäß bekannt macht, und welche uns zeigt, was die Gegenstände derselben in Rücksicht auf uns seyen, ist sehr reell. Die Möglichkeit dieser wird aber, wie sich von selbst versteht, dadurch nicht aufgehoben, daß wir durch die Zergliederung unserer Anschauungen zu keiner Kenntniß der Dinge an sich gelangen.

Wenn es in der Vernunftkritik S. 518 heißt: Wir haben in der transscendentalen Aesthetik hinreichend bewiesen, daß

daß alles, was im Raum oder in der Zeit angeschauet wird, mithin alle Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung nichts als Erscheinungen, d. i. bloße Vorstellungen, sind, die, so wie sie vorgestellt werden, als ausgedehnte Wesen, oder Reihen von Veränderungen, ausser unsern Gedanken keine an sich gegründete Existenz haben; so begleitet der Verf. diese Stelle mit folgenden Exclamationen: „Also giebt es keine Menschen? keine wirkliche Geschichte? denn jene sind doch ausgedehnte Wesen, und diese ist eine Reihe von Veränderungen! — — Aber sind denn die Vorstellungen von Menschen zugleich auch die Objekte dieser Vorstellungen, und wird denn dadurch, daß man behauptet, jene seyen von den Grundeinrichtungen des Gemüths abhängig, und blos in demselben enthalten, auch das objektive Daseyn dieser aufgehoben?

Man sieht aber leicht aus den eben angeführten Einwendungen des Verf., daß er sich gar nicht darein hat finden können, wie etwas zur Erkenntniß eines Gegenstandes gehören könne, ohne doch einen Bestandtheil der objektiven Wirklichkeit dieses Gegenstandes auszumachen. Derjenige aber, der noch nicht den Unterschied zwischen Vorstellungen und Sachen hat fassen können, sollte sich doch nicht zum Censor der kritischen Philosophie aufwerfen, oder er wird freylich eine Menge Ungereimtheiten darin antreffen müssen, die aber wohl nicht dem Urheber derselben Schuld gegeben werden dürften.

Uebrigens wollen wir diesem Werke nicht allen Werth absprechen, und es wird vielleicht für manchen nützliche Veranlassungen zum weitern Nachdenken über die Lehren der kritischen Philosophie enthalten.

Wb.

Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen, von Rudolph Zacharias Becker. Zweyter Theil. Gotha, in der Expedition der deutschen Zeitung, 1792. 47 Bogen, 8. 1 Rg. 12 ggr.

In der Vorrede sucht der Verf. die Trockenheit des ersten Theils zu rechtfertigen, die auch der Rec. zu seiner Zeit gerügt hat, und noch rügen muß, da ihm eine so weitschweifige Erörterung so mancher an sich trockener Materien, besonders über die Natur des Vorstellungsvermögens, weder als Einleitung

in die Moral unumgänglich erforderlich, nach der Schrift des Verf., angemessen zu seyn schien. Daß der Verf. hiebey der Popularität einen Seitenhieb giebt, ist ein Behelf, den man nur einem Schulweisen nach der Mode zu gut halten möchte, der sein seichtes und triviales Geschwätze hinter einem tiefsinnigen und gelehrten Gewande zu verstecken nöthig hat. Wahre Popularität ist freylich so selten, wie wahre Aufklärung, aber in Schriften für die Welt unnachläßig.

In diesem zweyten Theil werden die Pflichten der Moral abgehandelt, und die einzelnen Sätze und Vorschriften, so wie im ersten Theil, durch Beyspiele aus der deutschen Zeitung erläutert, die das Werk ziemlich voluminös machen, und folglich vertheuern. Eben weil die Schrift des Verf., als eines so beliebten Volkslehrers, von vielen gelesen zu werden verdient, hätte Rec. wohl wünschen mögen, daß derselbe mehrere alltägliche Regeln und Beyspiele weggelassen, und überhaupt das Ganze möglichst abgekürzt hätte. Uebrigens ist die Moral, die er lehrt, gesund und aufgeklärt, der Vortrag faßlich und fließend, und die Ausführung gründlich: doch spricht sie mehr zum Verstand als zum Herzen, und zeichnet sich weder durch feine Beobachtungen und schärfere Raisonnements, noch durch hervorstechende Annehmlichkeit der Schreibart aus; daher auch die moralischen Vorlesungen des Verf. mit den ehemals so beliebten Gellertischen nicht wohl verglichen werden können. Unter allen Abhandlungen hat die letzte über die Frage: Wer hat das Recht, die Staatsverfassung zu verändern? — den Rec. am wenigsten befriedigt. Zwar geht der Verf. anfangs von richtigen Begriffen aus, aber er lenkt bald wieder so ein, daß er am Ende den unbedingten leidenden Gehorsam predigt, den doch die Moral nicht zur Pflicht machen und die Politik nur in gewissen Fällen anrathen kann. Rec. verkennt nicht die gute Absicht des Verf. in den gegenwärtigen Zeitläufen; allein, diese Absicht hätte sich wohl, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, erreichen lassen. Auch mißfiel es dem Rec., daß der Verf. die Brabanter so schlechtweg Rebellen schilt, ohne auf ihre Verfassung und Cultur und die davon abhängende Ueberzeugung Rücksicht zu nehmen. Ueberhaupt vermißt man in den Abhandlungen über die Rechte des Menschen und Staatsbürgers hier und da die gehörige Bestimmtheit und Fruchtbarkeit der Begriffe und Sätze.

Nm.

Mathematik.

Erfindung einer Feuerspritze, welche ganz ohne Röhrwerk, ohne Kolben und Ventile durch die Kraft zweyer Menschen eine überaus große Menge Wasser zu einer beträchtlichen Höhe in die Luft treibt, durch den dritten Mann nach allen Gegenständen gerichtet wird, und mit geringen Kosten nebst derselben Anwendung auf Handspritzen herzustellen ist; von Carl Immanuel Löscher, vormalig Gräflich Thunischen Bergmeister in Böhmen. Leipzig, bey Crusius, 1792. 39 Seiten in 4. Mit 7 Kupfertafeln. 16 gr.

Die Structur des Spritzenwerks selbst ist äusserst einfach und wenig kostspielig, und wenn ihr Effekt nur einigermaßen sich dem der übrigen näherte, so wäre sie in der Rücksicht wenigstens für das Landvolk eine nützliche Maschine. Allein, hierüber will Rec. vor einer damit gemachten Probe und Vergleichung mit andern nicht urtheilen, und der Verf., ob er gleich sagt, daß er die Ausführung selbst an einer größern vorgenommen, und nicht blos seine Maschine in dem Ideal ausgebauet, führt doch keine Versuche damit an, woraus dieses erhellen könnte. Denn er sagt weder, wie hoch die Spritze das Wasser treibt, noch auch, wie viel Wassermasse sie in einer gewissen Zeit auf eine gewisse Höhe wirft. Zur Schlaucheinrichtung ist sie einmal gar nicht zu gebrauchen, sondern blos in den Fällen, wo man bey dem Löschen das Standrohr bennutzet. Auch kann sie das Wasser nicht in ununterbrochenem Strahl ergießen, wie die Spritzen mit Windkesseln, sondern nur in intermittirendem Strahl stoßweiß, wie die sogenannten Stutzerspritzen. Dennoch werden beyde Mängel wegen des sehr viel geringern Kostenaufwands in der Anlage und Unterhaltung, als bey andern, wenn sie nur Wasser genug und hoch genug auswirft, nicht in Betrachtung zu ziehen seyn.

Das Wesentliche ihrer Structur, so viel wir ohne Kupfer hier deutlich machen können, bestehet in Folgendem: Ein Wasserkasten von Spenglerblech, mit weißer Oelfarbe bestrichen, in

in der Gestalt eines senkrechten, oben schief abgestutzten Parallelepipedum, wird 17 Zoll ins Gevierte weit gemacht. Oben ist dieser hohle Körper, wie gesagt, dergestalt schief abgeschnitten, daß die vordere Höhe 6 Fuß 1 Zoll, und die hintere 5 Fuß 3½ Zoll beträgt. Diese Form ist nöthig, weil der Kasten nicht blos in senkrechter Richtung bleibt, sondern auch bey dem Gebrauch vorwärts geneigt werden muß, und das Wasser bey der Neigung ohne diese größere Höhe der vordern Seite sich ausschütten würde. Dieser Blechkasten wird mit starken Brettern überzogen, und in demselben ist ein hohler blecherner Kegel auf- und abwärts beweglich, dessen offene Bodenfläche 16 Zoll, die obere Gußöffnung aber 2 Zoll im Durchmesser hat, und dessen Höhe 6 Fuß 2 Zoll beträgt. Damit derselbe auf- und abbewegt werden kann, so gehen oben an dem Kasten 2 Arme hervor, in denen das Zapfenlager vor denjenigen Hebel befindlich, an welchem der Kegel befestiget ist, und welcher durch zwey zur Seite des Kastens angebrachte Druckstangen, auf ähnliche Art, wie bey den Pumpen, auf- und abbewegt wird. Der Kasten selbst steht auf einem besondern Gestell, welches durch ein einfaches Windewerk in verticaler Ebene erhoben und erniedriget, somit der Kasten und der darin befindliche Kegel in verticale und geneigte Richtung gebracht werden kann. Vorbeschriebenes Gestell ruhet auf einem andern auf dem Spritzenwagen befindlichen, auf welchem es in horizontaler Ebene zwischen zwey Scheiben um einen Dorn herumgedrehet werden kann. Und damit diese Drehung so viel leichter vorgenommen werden möge, so sind zwischen beyden Scheiben 6 Schleifrollen angebracht. Das Gestell selbst ist auch so eingerichtet, daß darauf drey Männer, einer zum Eingießen des Wassers und zwey zur Bewegung der Spritzmaschine stehen können. Eine genaue Beschreibung aller Theile hat der Verf. ganz bestimmt mit Beyfügung der nöthigen Grund-, Profil- und Aufrissen so deutlich dargestellt, daß jeder Künstler die Maschine darnach erbauen kann. Die Auswerfung des Wasserstrahls gehet folgendermaßen vor sich: Wenn der Wasserkasten bis beynahe oben angefüllt ist, und man den kegelförmigen Trichter darin auf und ab bewegt, so kommt bey dem Erheben des Blechtrichters, dessen weiterer Theil höher in die Wassermasse des Kastens zu stehen; bey dem schnellen Herabsinken desselben kann aber das in dem weiteren Theil sich fassende Wasser wegen der Wände nicht ausweichen, und wegen der Trägheit der auf die Grundfläche des Kegels druckenden hohen Wassersäule nicht

geschwinde genug nach unten ausweichen. Es stoßen also die Wassertheilchen in paralleler Richtung mit der Axe des hohlen Kegels wider dessen schiefe Wände, und springen unter gleichem Anstoßwinkel von allen Seiten nach dessen Axe aufwärts ab, fahren mit gleicher Kraft und Richtung in einem spitzigen Winkel wider einander, müssen also eine mittlere Richtung der Bewegung annehmen, und in der Axenlinie des Kegels in einem Strahl durch die Gußöffnung herausfahren.

Der Verf. probirte eine Menge Kegel, spitzige und stumpfe, solche, deren Seitenwände parabolisch gekrummt waren, auch vierseitige Pyramiden, und wählte nach diesen Versuchen die in der Spritze angebrachte beste Form. In einem eigenen Abschnitt erzählt er diese Versuche, und erkläret deren Erscheinungen leicht und deutlich. In einem gläsernen Trichter bemerkte er, daß, wie es die Theorie dieser Bewegung des Wassers mit sich bringt, der Strahl in der Mitte des Trichters in die Höhe fahre, und nach den Wänden zu einen von Wasser leeren Raum lasse. Nicht weniger untersuchte er, bey welcher Höhe der in dem Kasten befindlichen Wassersäule das meiste Wasser aus dem bewegten Kegel gegossen werde. Der Abschnitt, welcher diese neuen Versuche enthält, ist allerdings lesenswürdig. Von dieser Erfindung macht auch der Verf. eine Anwendung auf eine Handspritze, und bemerkt dabey, daß dieselbe das Wasser 36 rheinländische Fuß hoch ergieße, und von einem Menschen ganz allein behandelt werden könne. Hiernach zu urtheilen, wird die größere Spritze gewiß das Wasser zu einer noch größern Höhe auswerfen, und es ist Schade, daß er darüber nicht genaue Versuche angestellt und dieser Abhandlung beygefügt hat. Noch bemerkt derselbe, daß er die Probe gemacht, und in den Trichter einen kleinern zugemachten auf den Boden des Kastens angelötheten Kegel angebracht, und gefunden habe, daß die Spritze alsdann das nämliche Wasser ergossen, und dabey den Vortheil verstattet habe, daß keine so große Wassermasse in dem Kasten erforderlich ist, welche die Maschine nur erschweret; daß derselben auch, so geordnet, leichter eine schiefere Richtung gegeben werden könne.

Zum Beschluß ist noch eine Maschine projectirt worden, mittelst der man leicht Salzwasser in die Höhe zum Gradiren spritzen kann. Auch giebt der Verf. an, wie man diese Maschine anwenden möge, um Wasser in eine Kanzel zum Aufschlag.

schlagwasser in die Höhe zu bringen. Proben müssten den Werth des ersten dieser beyden Gedanken entscheiden, der letzte wird, nach Rec. Urtheil, von keinem Nutzen seyn.

Jb.

Astronomisches Jahrbuch für 1795, von J. E. Bode. Berlin, 1792. 1 Rg. 12 gr.

Diese Rechnungen für die Sonne sind nach des Hrn. v. Zach neuesten Sonnentafeln geführt. Aus der Sammlung gehört folgendes in die deutsche Bibliothek. 1) Hrn. Bode Beobachtungen auf der Berliner Sternwarte 1791. Die heitern Nächte fielen meist im May und Junius, 162 waren völlig trüb. Bedeckung der Fixsterne werde fast jedesmal durch trüben Himmel vereitelt. Doch liefert Hrn. B. Eifer eine ansehnliche Menge Beobachtungen. 2) Hr. v. Zach beschreibt ein Aequatoralfernrohr auf der Gothaischen Sternwarte. 3) Hr. Oberamtmann Schröter hat Stellen im Monde entdeckt, die zufälligen Veränderungen unterworfen scheinen. 4) Abbildung der Sternwarte auf dem Seeberge, wie sie vor Hrn. v. Zach Tafeln befindlich ist. 5) Hrn. Pr. Fischer in Berlin Sternzeit, mittlere und wahre Zeiten in einander zu verwandeln. 7) Hr. D. A. Schröter über das Concentriren der teleskopischen Spiegel. Vortheile, wenn der große Spiegel gegen des Teleskops Axe geneigt wird. 9) Hr. Pr. Beitler, mit einem fehlerhaften getheilten Werkzeuge die Polhöhe und zugleich den Fehler des Werkzeugs zu finden. Es ist die Methode: wenn man von zween Sternen, die man in gleicher Höhe sieht, die Stundenwinkel weiß, die Polhöhe zu finden. Aus *Maupertuis* Astr. Naut. in Kästners astron. Abh. 732. Hr. B. wählt zur Bequemlichkeit und Sicherheit Sterne südwärts und nordwärts des Scheitels culminiren. 10) Hr. Pr. Späth untersucht, was bey Beobachtungen der Finsternisse der Jupiterstrabanten, Elongation des Trabanten, Schwächung seines Lichts in unsrer Atmosphäre, Gesichtsschärfe des Beobachters und Beschaffenheit der Fernröhre für Einfluß haben. 11) Hr. Schröter bestimmt aus Beobachtungen der Mondsfinsterniß am 22. Oct. 1790 die Unterschiede des Mittags zwischen Paris, Berlin, Göttingen, Gotha und Lilienthal. 12) Hr. Oelkers, Organist zu Gronau im Hildesheimischen, giebt Interpolationsformeln aus dem Orte des Mondes, wie

es in den Ephemeriden angegeben wird, den Ort für eine gegebene Zeit zu finden. 13) Hr. Wurm über die Zuverläßigkeit unserer Kenntniß von einer eignen Bewegung unsers Sonnensystems. Aus allgemeinen Gründen zweifelt er weder an unserer Sonne, noch an anderer Fixsterne eigner Bewegung, aber die Erfahrung, aus welcher man solche herleitet, hält er nicht für sicher genug. Nach der Bewegung, die Hr. Herschel unserm Sonnensystem giebt, müßten vom 77 bis 257 Gr. des Aequators die Aenderungen der Rectascensionen alle verneint seyn. Aber nach Maskelyne geben 13 Sterne — und 4 geben +. Nach Tobias Mayer 26 Sterne — und 14 haben +.; dies noch weiter untersucht, und Hrn. Triosnecker Angabe in Eph. Vienn. 1792. dazu genommen, findet sich, daß von 35 Sternen bey Maskelyne, 80 bey Mayer, und 67 bey Triosnecker etwa $\frac{2}{3}$ mit der Voraussetzung übereinstimmen, aber $\frac{1}{3}$ ihr widersprechen. So verhält es sich, wenn Sterne ohne Auswahl genommen werden. Betrachtet man nun die, von denen eigne Bewegungen angegeben werden, so stimmen in der Größe dieser Bewegungen Maskelyne, Triosnecker und Tob. Mayer nicht überein, und so bleiben nur wenig Sterne übrig, von denen man etwas zuverläßiger Ortsveränderungen weiß. Schwankend und unsicher ist nach der Auswahl der zuverläßigsten und am besten gelegensten Sterne unsre Kenntniß der Richtung ihrer Bewegung in der Rectascension, noch weniger wissen wir von der Richtung einer eignen Bewegung unsrer Sonne in der Declination, ob sie sich nach Norden oder Süden bewege, davon wissen wir gar nichts, und in Bestimmung der Richtung nach Rectascension sind wir höchstens auf eine entfernte Spur gekommen, deren Verfolgung der Mühe werth ist. Hr. Bode erinnert dabey, die Unregelmäßigkeiten, welche zu solchen Schlüssen Anlaß geben, könnten wohl mit daher rühren, daß nicht aller Fixsterne Licht gleiche Geschwindigkeit habe, wie man bisher angenommen hat. 14) Hr. Bode über den Comet, den Miß Herschel am 15. Dec. 1791 entdeckt, Hr. B. im Jänner 1792 beobachtet. Er zeigte selbst am 15. Dec., als er der Erde am nächsten war, durch Herschels Telescop in der Mitte seines neblichten Schimmers nur eine Art Kern, keinen deutlich begränzten runden Körper; das möchte die Meinung bestätigen, daß die Cometen wenig Dichtigkeit haben, vielleicht nur aus bloßen Lichtmassen bestehen, und durch der Planeten anziehende Kräfte leicht sehr gestört werden. (Das Unbegränzte wäre

doch

doch bey einem dichten Körper, dessen Oberfläche in Dünste aufgelöst wird, auch begreiflich, und erfordert keine neue Hypothese.) 15) Beobachtungen, Berechnungen und Formeln der Herren Henry und Barry, Churfürstl. Hofastronomen zu Mannheim. 18) Beobachtungen aus Dänemark, Norwegen und Island, von Hrn. Bugge, Lievog, Pihl, Liebe, Aubert, besonders Bestimmungen geographischer Lagen. 19) Hr. Oberamtmann Schröter über die Rotation der Venus, ihre Atmosphäre und Dämmerung, auch Dämmerung auf dem Monde. Die Venus, in ihren größten Digressionen beobachtet, zeigt an beyden Hörnern Gestalten, die sich ziemlich bald ändern, also eine Verdrehung darthun. Hr. Schr. findet aus Zusammenhaltung mehrerer Beobachtungen die Zeit 23 St. 21 Min. Er brauchte also nicht Flecken, wie Cassini und Bianchini. Dunstkreis der Venus und des Mondes schließt er aus Dämmerung, die er in beyden wahrgenommen hat. 20) Ders. Bemerkung bey Bedeckung des Jupiters vom Monde am 7. April 1792, die auch zu Bestätigung der Mondsatmosphäre diene. 21) Briefe Hrn. Prof. Seyffers. Hr. Herschel will mit seinem 40füßigen Telescop die Ekliptik durchgehen, ob etwa einer oder mehrere unbekannte Planeten noch vorhanden sind. 23) Hr. Bode beschreibt ein von Ramsden oder Nairne verfertigtes Werkzeug, die Vergrößerung eines Fernrohrs zu messen. 24) Auszug aus Hrn. Landmarschalls v. Hahn Gedanken über die Sonne und ihr Licht. Sie scheide aus dem Weltraume den glänzenden Stoff, eigne sich solchen theils selbst, theils sende sie ihn andern Weltkörpern zu, welche diese Absonderung nicht so, wie sie, veranlassen können. 25) Hrn. Bode kurze litterarische Geschichte der Tafeln vom Sonnenlaufe und Zergliederung der neuesten, des Hrn. v. Zach, nebst desselben Fixsternverzeichnisse. Als der erste, welcher die scheinbare Bewegung der Sonne in Tafeln gebracht, wird Hipparch angegeben (nicht Hypparch, wie er dort geschrieben ist). Folgen Arabische Astronomen im 15. Jahrhundert, vorzüglich deutsche u. s. w. Das Eigne und die Vorzüge der Tafeln des Hrn. v. Z. 27) Hr. Bode, wie die Größe einer Erdfinsterniß aus einem Entwurfe derselben bestimmt wird. 28) Beobachtungen und andere Bemerkungen des Hrn. v. Zach. Den 10. Aug. 1792, Bedeckungen dreyer Sterne im Stiere, die ersten Beobachtungen, welche auf der großen Sternwarte auf dem Seeberge angestellt worden. Hr. Prof. Nieuwland, Mitglied der Holländ. Commission, wegen der Meereslänge,

leistete dabey Gesellschaft. 30) Hr. v. Zach maß vier Abstände des Mondes von der Sonne, woraus Hr. Pr. Nieuwland die Länge bis auf 7 S. genau berechnete. Monddistanzen können also, auf dem Lande und unter solchen günstigen Umständen gemessen, wo man die Zeitbestimmung und alle übrige Elemente der Rechnung scharf erhalten kann, wohl genauer seyn, als man es wirklich vermuthete. Hr. v. Z. empfiehlt diese Methode, wie Alles, wo er Wahrheit findet, da gegentheils ihre Anhänger Chronometer und Seeuhren verschreyen. Dieser Aufsatz endigt die Sammlung. Die wenigen nicht erwähnten sind ausländisch.

Hz.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Naturgeschichte der Europäischen Schmetterlinge, nach systematischer Ordnung, von Moriz Balthasar Borkhausen;

Oder:

Systematische Beschreibung der Europäischen Schmetterlinge, von dem Verfasser des Nomenclator entomologicus: Vierter Theil, der Phalänen zweyte Horde. Frankfurt, 1792. bey Varrentrapp und Wenner. 809 Seiten. 8. 2 Rg. 12 gr.

Diese Fortsetzung ist mit eben dem Fleiß bearbeitet, welchen der Verf. in den vorhergehenden Theilen durch Aufstellung eines bequemern Systems, genauere Beschreibungen und Berichtigung der Synonymen bewiesen hat; freylich noch nichts Vollkommenes — allein, wann werden wir dieses erreichen? da wir zwar schon vieles entdeckt, aber noch lange nicht genug entdeckt haben, um ein unveränderliches System zu bauen, und uns durch die häufigen Varietäten so durchzuarbeiten, daß wir die Arten mit Sicherheit angeben können. Inzwischen bleibt dem Verf. doch immer unser Dank, und wir können ihm auch um so mehr unser Zutrauen geben, da er nach seiner Aeusserung die Arten, wenige ausgenommen, nach Originalien,

oder

oder nach einer guten Abbildung beschrieben hat. Diejenigen, welche er hier übergangen, verspricht er aber doch, wenn er so glücklich seyn werde, sie mit Gewißheit darzulegen, in einer Mantisse nachzuliefern. Hier übergiebt also der Verf. dem entomologischen Publikum die zweyte Horde der Phalänen oder die Eulen, deren Kennzeichen er bereits in dem vorhergehenden Theil angegeben hat; gewiß eine Abtheilung, welche wegen der nahen Verwandschaft der Arten unter einander und der häufigen Varietäten einen geübten Beobachter erfordert, wenn nicht aus einer Art mehrere, oder aus verschiedenen Arten nur eine gemacht werden soll. Er folgt, wie bey den vorhergehenden, dem Wiener System; allein, auch hier mit verschiedenen Veränderungen, und bringt seine Eulen in zwey Cohorten, nämlich in bandirte und unbandirte Eulen.

Die bandirte theilt er in sechs Familien: in Gespensteulen (Noct. terrificae), 2) edle Eulen (Noct. nobiles), 3) geschmückte Eulen (N. comptae), 4) Trauereulen (N. luctiferae), 5) zweydeutige Eulen (N. aequivocae), 6) ländliche Eulen (N. rurales).

Die unbandirte Eulen zerfallen in zwanzig Familien: 1) schäckigte Eulen (N. variegatae), 2) fleckigte Eulen (N. maculatae), 3) kleine Eulen (N. pusillae), 4) glänzende Eulen (N. familiares), 5) düstere Eulen (N. nubilae), 6) grauschäckigte Eulen (N. griseovariae), 7) kappenhalsigte Eulen (N. cucullatae), 8) holzfarbigte Eulen (N. lignicolores), 9) achatfarbigte Eulen (N. achatinae), 10) jaspisfarbige Eulen (N. venosae), 11) schwarzgezeichnete Eulen (N. atrosignatae), 12) gemeine Eulen (N. rusticae), 13) geradegestrichte Eulen (N. rectolineatae), 14) gewässerte Eulen (N. undatae), 15) goldgelbe Eulen (N. aureolae), 16) taglie bende Eulen (N. heliophilae), 17) braune Eulen (N. badiae), 18) blendende Eulen (N. submetallicae), 19) reiche Eulen (N. metallicae), 20) spannerförmige Eulen (N. geometriformes). Jeder Familie sind ihre Kennzeichen beygesetzt, und große Familien noch in Unterabtheilungen zerlegt.

Nach dieser Eintheilung kann man sich nun zwar ziemlich helfen, eine und die andere Art aufzufinden; allein, dem ohngeachtet glaubt doch Rec., daß die Haupteintheilung in bandirte und unbandirte Eulen weder der Natur gemäß, noch so zuverläßig sey, daß man darnach seine Arten sicher

ordnen

ordnen könne; denn wie oft lassen uns die Farbenzeichnungen ungewiß, ob wir daraus Bänder oder Flecken machen sollen. Hätte nicht die Beschaffenheit des thorax oder der Umriß der Flügel und ihre Lage im Ruhestand, oder sonsten etwas Wesentliches des Insekts eine natürlichere und sichere Eintheilung gewähren können?

In diesem Band finden sich 373 Arten, und darunter manche neue, besonders aus dem reichen Gerningischen Cabinet; eine beträchtlich größere Anzahl Europäischer Eulen, als Fabricius hat, und welche noch immer zahlreicher als jene bleiben wird, wenn auch manche darunter als Varietäten eingehen sollten. Einige davon hat auch schon der Verf. in seinem Nachtrag wirklich eingehen lassen, nämlich N. Ianthe zu Ianthina: Conspicua zu Rutilago Vienn.: Tridactylion zu Culta: Petrosiza zu Comma Vienn.: Thalassina zu Suasa Vienn.: Nun atrum zu C. nigrum. Vielleicht geht auch die neue N. domiduca wieder zu Pronuba ein, weil bey der bekannten häufigen Abänderung dieser Phaläne die angegebenen Kennzeichen zu einer neuen Art noch nicht ganz hinlänglich zu seyn scheinen; vielleicht bleibt auch die Esperische varietas sponsae, welche der Verf. für eine neue muthmaßet, und ihr den Namen Electa ertheilt; vielleicht auch die andere Esperische Varietät der Nupta aus Sepps Werk, und welche hier den Namen Concubina erhalten, das, wofür sie Esper angeschrieben: denn bey der erstern giebt es oft kleinere Exemplare, die sich dunkler färben, und eine weniger zackichte Binde haben: die andre aber könnte wohl gar durch eine Paarung der Nupta mit Elocata entstanden seyn, weil sie von beyden etwas hat. Daß Espers varietas N. strigilis als eigene Art unter dem Namen Versicolor erscheint, und phal. graminis und tricuspis für einerley erklärt wird, wird niemand mißbilligen; ob aber die N. bicoloria, deren Namen aber hätte sollen verändert werden, weil er schon unter der ersten Horde vorkommt, des de Villers bicoloria sey, bezweifelt Rec., weil ihm eine Art vorgekommen ist, welche ganz ohne weitern Zusatz von andern Zeichnungen mit de Villers Art übereinkommt: doch, was noch hie und da zu verbessern seyn sollte, und das ist gewiß der kleinste Theil, das können wir in des Verf. versprochenen Nachlese erwarten. Jetzt sehen wir mit Verlangen seinem fünften Theil entgegen.

Peb.

Ber-

Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts, angestellt und beschrieben von Christian Ernst Wünsch, Doctor der Weltweisheit und Heilkunde, wie auch Professor der Mathematik und Physik zu Frankfurt an der Oder. Mit vier illuminirten Kupfertafeln. Leipzig, bey Breitkopf und Comp. 1792. 114 Octavs. 22 gr.

Hr. W. erzählt sogleich im Anfange seiner Vorrede, viele, die bey ihrer Bestreitung, auch nur beym Tadel von Newtons Farbentheorie unglücklich gewesen sind. Des Marat 202 Versuche habe Newton schon mit dem fünften des 1. Theils seines 1. Buchs über die Optik über den Haufen geworfen. Er giebt also selbst zu, es sey Verwegenheit, daß er an Newtons Farbentheorie flicken wollen, ohne eben was zu tadeln oder zu verwerfen, tröstet sich aber damit, daß die Leser für das Wenige, was sein Buch kostet, doch unterschiedene artige neue Versuche bekommen. Vor vierzehn Jahren hat er etwas hierüber im 1. B. seiner kosmologischen Unterhaltungen gesagt, welches er jetzo weiter ausführt. Seine Versuche scheinen ihm fünf Sätze unwidersprechlich zu beweisen. 1) Es giebt weder fünf, noch sieben, sondern nur drey einfache Grundfarben des weißen Lichts, roth, grün und veilchenblau. 2) Pomeranzengelbes und gelbes Licht ist Mischung aus Roth und Grün, Hochblaues und Indigblaues, aus Grün und Veilchenblau. 3) Ohngefähr die eine Hälfte des Rothen ist allerdings minder brechbar, als das Grüne und Veilchenblaue überhaupt, aber die andre Hälfte des Rothen ist mehr brechbar als ein Theil des Grünen. 4) Etwa ⅔ des Grünen ist auch minder brechbar, als das Veilchenblaue überhaupt, aber das übrige Drittheil ist wiederum mehr brechbar, als ein Theil des Veilchenblauen. 5) Wenn die stärkern Theile des Lichts in der That mehr oder minder brechbar sind, als die schwächern, so kann die Verschiedenheit seiner Farben keineswegs blos in der verschiedenen Stärke seiner Theile bestehen. Zu den Versuchen, aus welchen er diese Sätze herleitet, braucht er fünf gläserne Prismen, welche einerley Größe haben, einander ähnlich sind, und aus einerley Masse bestehen. Sie sind gleichseitig, ohne die geringste Farbe, ohne Bläschen, ohne Winde, und von einer Masse, die das Licht überaus gut zerlegt. Geordnet sind

sie

sie dergestalt in einem Gestelle über einander, daß ihre Axen parallel in einer Verticalebene liegen, je vier Drittheile eines Zolls von einander abstehen, und sich nach Belieben bald um ihre Axen drehen, bald fest stellen lassen. In einem Fensterladen seiner Stube ist eine verticale Lücke, zween Querdaumen breit und beynahe einen Fuß hoch, die sich inwendig vermittelst eines hölzernen Schiebers mehr oder weniger verschließen läßt, auswendig ist sie mit einem Bleche bedeckt, das fünf Löcher, jedes eine Linie im Durchmesser und $\frac{2}{3}$ eines Zolles von dem nächsten vertical über einander hat, so kann er durch diese Löcher einen Strahlenbündel auf ein Prisma, zween auf zwey u. s. w. fallen lassen. Die Farbenbilder fängt er mit einer verticalen tragbaren Tafel auf, wo auf einem weißen Kreidengrunde sich ein Ueberzug von Kremserweiß befindet. Sie hat fast in der Mitte ein Plättchen von dünnen Bley mit einem Loche, etwa von einer Linie, daß, welche Lichtfarbe er will, durchfahren kann. Wie mit dieser Vorrichtung die Versuche angestellt werden, läßt sich nicht ausziehen, man müßte es abschreiben, und so läßt sich auch hie nicht darstellen, wie Hr. W. diese Versuche zu Behauptung seiner Sätze anwendet. Doch etwas, das er zu Bestätigung derselben anführt! Auf einigen Glashütten mag zuweilen die Fritte, welche weißes Glas geben soll, nicht sorgfältig gemengt, oder in den Töpfen, wenn sie schon geschmolzen ist, nicht gehörig umgerührt werden, daher sich dann die Metalltheilchen, welche sich etwa zufälligerweise darin befinden, vermöge ihrer Affinität, hin und wieder zusammenziehen, und folglich eine ungleichförmige Masse geben, aus welcher fleckiges Glas entsteht. So werden wohl jene weißen Gläser hervorgebracht, welche nah am Boden, wo ihre Masse beträchtlich dick ist, große farbige Winden haben. Hr. W. besitzt dergleichen gewöhnliches weißes Bier- oder Wasserglas, an dessen Umfange sich eine große farbige Winde spiralförmig vom Boden in die Höhe windet, es hat auch im Boden selbst eine ähnliche große Winde; sieht man nun blos auf dieses Glas, daß man von ihm reflectirtes Licht bekömmt, so sind alle diese Winden vollkommen hochblau und undurchsichtig, hält man aber das Glas gegen das Licht, und sieht durch selbiges, so erscheinen die Winden hochroth, und sind vollkommen durchsichtig. Werden nun noch immer fünf oder sieben einfache Grundfarben des weißen Lichts behauptet, so sieht man nicht ein, wo hier die gelbe, grüne und veilchenblaue bleibt; aus Hrn. W. drey einfachen Farben folgt, daß ein

Körper,

Körper, welcher grün und veilchenblau reflectirt, nur roth durchläßt, von der einen Seite durchsichtig roth, von der andern undurchsichtig hochblau erscheint, Grün mit Veilchenblau vermischt giebt Hochblau .... Noch von der tinctura ligni nephritici. Es werde jetzo nicht mehr von Aerzten verschrieben, daher finde man in Apotheken nur altes, das keine Kraft mehr hat. Hr. W. hat sich eine Menge davon verschaffen müssen, eh er ein taugliches Stück bekommen. (Dergleichen Erfahrung hat der Rec. schon vor mehr als 20 Jahren gehabt.) Versuche mit hohlen Prismen aus Spiegelglase, darein man beliebige Säfte füllen kann, mit zusammengedrückten Convexgläsern, Seifen- und Glasblasen. Alles zeigt, wie viel Geschicklichkeit und Eifer Hr. W. für die feinsten Versuche besitzt. Daher verdienen auch seine scharfsinnigen Anwendungen derselben sorgfältig und umständlich geprüft zu werden.

Hz.

Kleine Naturgeschichte und Erzählungen für Kinder, von L. Carl. Mit 29 Abbildungen verschiedener Thiere und 12 Kupferstichen zu den Geschichten. Berlin, 1792. im Verlag der Königl. Realschulbuchhandlung. 2 Bogen. 8. 3 gr.

So klein diese Naturgeschichte für Kinder ist; so gut ist die vermischte Auswahl naturhistorischer Merkwürdigkeiten nach der Absicht des Verf. gerathen. Er hat auch aus guten Quellen geschöpft, und die Art des Vortrages, obgleich für Kinder, ist nicht kindisch, oder tändelnd. Beym ersten Unterricht für Kinder zur Erweckung der Aufmerksamkeit ist in der That das kleine Büchelchen sehr brauchbar. Auch die moralischen Erzählungen sind in einem sehr guten Ton vorgetragen, und können sehr nützlich werden. Nur die Kupfer sind schlecht; aber freylich konnten sie bey solchem Preise nicht besser seyn.

Bj.

Chemie und Mineralogie.

Journal der Physik, herausgegeben von D. F. A. C. Gren, Professor zu Halle. Jahr 1792. Des fünften Bandes erstes und zweytes Heft. Zusammen 362 Seiten, gr. 8. und 4 Kupfertafeln. Leipzig, bey Barth. 1 Rh.

Nur die wichtigsten der eigenthümlichen Abhandlungen dieses Journals dürfen wir anzeigen, und müssen die Auszüge aus größern physischen Werken, welche es enthält, billig überschlagen. Im ersten Hefte finden unsre Leser: 1) Hrn. **Buchholz** in Weimar Verbesserungsart des faulen Wassers, um es wieder trinkbar zu machen, — nämlich nach Hrn. **Lowitz** Versuchen durch den Zusatz von Kohlenpulver und einer kleinen Portion Kochsalz. 2) Hrn. **Tihavsky's**, Oberlieutenants bey der Stückgießerey in Wien, Versuche und Bemerkungen über das Tungstein- und Molybdänmetall und die Reduction der einfachen Erden. — Der Verf. hat mit Hrn. **Westrumb** und **Klaproth** gefunden, daß die, bey der, nach **Tondi** und **Ruprecht** versuchten Reduction der Erden erhaltenen metallischen Substanzen von der Beschaffenheit des Wassereisens ihren Ursprung lediglich der Knochenasche und dem Eisen verdanken, welches theils in dieser Asche, theils in der Tiegelmasse enthalten ist. — 3) Hrn. **Westrumbs** Meinung über das antiphlogistische System, — welche, wie leicht zu begreifen, diesem neuen Hypothesen- oder vielmehr Wortkram nicht günstig ist. — 4) Etwas über die negative Schwere des Phlogistons, von Hrn. **Langsdorff** zu Gerabronn. — Der Verf. bemüht sich, die vom Herausgeber über diese Materie vorgebrachte, aber jetzt beynahe schon verlassene Meinung noch in Schutz zu nehmen. 5) Beschreibung eines verbesserten Luftmessers (Gazometers) und eines Apparats, den Versuch zur Hervorbringung des Wassers, mittelst eines ununterbrochenen Verbrennens, anzustellen, mitgetheilt in einem Schreiben des Hrn. v. **Marums** an Hrn. **Bartollet**. — Zur Erklärung dieses sehr künstlich zusammengesetzten, kostbaren und vielleicht nicht so nützlichen Apparats dienen die beyden, diesem Hefte beygefügten Kupfertafeln, ohne deren Hülfe alle Beschreibung unverständlich seyn würde.

Das zweyte Heft liefert: 1) Hrn. Humboldts Beobachtungen über die grüne Farbe unterirdischer Vegetabilien. — Der Verf. hat gegen Hrn. Bonnet, Ingenhouß und Sennebiers Versuchen erfahren, daß Pflanzen, welche dem Einflusse des Sonnenlichts auch nicht ausgesetzt sind, sondern tief unter der Erde, wo kein Lichtstrahl sie treffen konnte, (in dem Stollen eines Bergwerks) aufbewahrt wurden, dennoch grüne Blätter trieben. 2) Professſ. Metternichs Versuch einer Erklärung der allgemeinen Erscheinungen an den Körpern, in Absicht ihrer Härte, Flüßigkeit und Elasticität, — ist ein Gewebe von Hypothesen, an welche Rec. nicht vielen Glauben hat. 3) Hrn. Banders Ideen über Festigkeit, und Flüßigkeit; zur Prüfung der physikalischen Grundsätze des Hrn. Lavoisier, — sind gleichfalls blos hypothetisch. — Hierauf folgen einige Briefe der Herren Langsdorff und Mayer, über die negative Schwere des Phlogistons, und noch ein Paar, ebenfalls nicht sehr erhebliche, kleine Aufsätze. — Ueberhaupt haben wir mit Bedauern auch in diesem Journal bemerkt, daß die mehresten unserer neuen Chemiker sich in die Ausgrübelung neuer Systeme und Hypothesen verliehren; wodurch, wenn es so fortgehen sollte, diese Wissenschaft gar bald in die Barbarey versinken wird, in welcher zu den Zeiten der Scholastiker sich alle Wissenschaften befanden.

D. h.

Mineralogische Beschreibungen merkwürdiger Gebirge und Vulkane Italiens; mit den in Kupfer gestochenen Abbildungen. Aus dem Italienischen übersetzt von D. Fr. A. Weber. Nebst einigen andern naturhistorischen Aufsätzen. Bern, 1792. Erster Band; 216 Seiten. Zweyter Band; 213 Seiten. 8. 1 Rg. 16 gr.

Rec. eilt, seine Leser mit der Beschaffenheit dieser Sammlung bekannt zu machen, um manchen der Unannehmlichkeit zu überheben, sich ein Buch doppelt anzuschaffen. Der erste Band enthält: Strange Abhandl. über die Basaltgebirge und Vulkane im Venetianischen. (Die Uebersetzung kömmt in Seitenzahlen, Druck, Papier und selbst in den Druckfehlern genau mit derjenigen überein, die Hr. Weber unter etwas

veränderten Titel zu Heidelberg bey Pfähler 1780 herausgab.) Struve vom Weingeist aus Trebern; derselbe über eine neue Farbe aus dem Indigo, über die Prüfung der mit Bley verfälschten Weine, von dem durch Salpeter fixirten Arsenik, von dem geläuterten Braunschweiger Grün. Wyttenbach über den ehemaligen Zustand der Gebirge des Schweizerlandes. Der zweyte Band begreift: Fortis Beschreibung des Thales Ronca. (Genau die Heidelberger Ausgabe von 1779.) Wyttenbach über Schweizerische Pflanzen. Pini mineralogische Beobachtungen über die Insel Elba. (Hier gehen diese Nachrichten nur bis S. 61 derjenigen Uebersetzung, die Hr. Joh. Fried. Gmelin vollständiger unter dem Titel lieferte: „Mineralogische Beobachtungen über die Eisengruben bey Rio und in andern Gegenden der Insel Elba, von E. Pini, mit den neuern Bemerkungen Hrn. Köstlins u. a. vermehrt, u. s. w. Halle, 1780. 8.“) — Hiemit genug!

Karl Anton Röslers, K. Böhm. Bergraths und Bergwerksinspectors, Bergmännische Nachrichten über die Gebirge und den Bergbau zu Joachimsthal. Nebst einigen Nachrichten über die Gebirge auf der Straße von Prag bis Joachimsthal, herausgegeben von D. Johann Mayer, K. Pohln. Hofrathe rc. Dresden, 1792. 8. 126 Seiten.

„Gegenwärtige Abhandlung ist ein Abdruck derjenigen, die in des Herausgebers Sammlung physikal. Aufsätze, besonders zur Böhmischen Naturgeschichte, im zweyten Band, (Dresden, 1792.) erschienen ist:“ — dies liest man in der Vorrede, und das hier zu wiederholen, erfüllt die Obliegenheit des Recensenten, indem von jener Sammlung überhaupt in diesen Blättern anderswo die Rede gehen wird.

Gd.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Neues Magazin für Prediger. Herausgegeben von D. W. A. Teller. Erster Band. Erstes Stück. Mit

Mit einer Vorrede über den Plan und Zweck desselben, und mit dem Portrait des Herrn D. C. R. Spalding. Züllichau und Freystadt, 1792. 17 Bogen in 8. nebst 1 Bogen Vorrede und Inhaltsanzeige. 18 gr.

Dieses Magazin tritt an die Stelle des seit mehrern Jahren in der Frommanschen Buchhandlung herausgekommenen, welches mit dem 12. Bande im vorigen Jahre geschlossen worden. Die Aufsicht darüber hat der Ober-Consistorialrath Teller in Berlin übernommen. Die bis jetzt bekannten Mitarbeiter sind: der Oberhofprediger Reinhard in Dresden, der Generalsuperintendent Löffler in Gotha, der Inspector Herzlieb in Züllichau, der Prediger Troschel der ältere in Berlin, und der Prediger Bolte bey Ruppin. Ein jeder Aufsatz wird mit dem Anfangsbuchstaben des Namens des Verfassers bezeichnet seyn. Alle Jahre wird in den beyden Leipziger Messen ein Stück von 18 bis 20 Bogen erscheinen, deren zwey einen Band ausmachen werden, und ein jeder Band ist mit dem Bildnis eines berühmten Predigers gezieret. Der Inhalt eines jeden Stücks ist in vier Abtheilungen geordnet. In dem ersten stehet jedesmal eine Abhandlung, welche in die Pastoraltheologie einschlägt. Hierauf werden kurze Anzeigen einer ältern und einer neuern Schrift folgen, welche einem Prediger wichtig und brauchbar ist; auch bisweilen nur Auszüge. Dieses wird Hr. Teller selbst übernehmen. Den Beschluß dieser Abtheilung machen einige flüchtig hingeworfene Gedanken über gewisse (Pastoral-) Materien, oder auch bloße Aufgaben zum Nachdenken darüber. Die zweyte Abtheilung, welche jedesmal die mehresten Bogen füllen wird, soll Entwürfe enthalten von Predigten über gewöhnliche und auch bey besondern Gelegenheiten gewählte Texte; davon Fragmente eines oder des andern Theils; endlich Vorschläge einer oder der andern auszuführenden Materie mit oder ohne Angabe des Textes; wie auch Auszüge aus Landpredigten. Die dritte Abtheilung wird homiletische und ascetische Entwickelungen der Sonn- und Festtägigen Abschnitte aus dem neuen Testamente liefern, jedesmal von Hrn. Herzlieb. In der letzten Abtheilung werden aus mehreren und auch ausländischen Consistorien wichtige und merkwürdige, zum Theil auch ältere, nicht genug bekannte Einrichtungen oder Entscheidungen in besondern Fällen, bekannt

gemacht werden, wenn sich sonst nichts Bedenkliches dabey findet. Diesesmal erscheint unter dieser Rubrik ein Auszug aus dem neuen Preußischen Gesetzbuche, in sofern es Prediger besonders angehet.

Daß ein solches Magazin nach diesem Plane unter der Aufsicht eines Tellers für Prediger sehr brauchbar seyn müsse, darf hier wohl nicht erst gesagt werden. Das gegenwärtige erste Stück davon rechtfertiget vollkommen die Erwartung des Publikums. Es wird mit einer Abhandlung eröffnet, worin gezeigt wird, was alles geschehen müsse, um zu dem Verstande der Zuhörer zu reden. Und der Verf. derselben, Hr. O. C. R. Teller, behauptet, oder setzt vielmehr darin voraus, daß in Predigten durchaus zum Verstande der Zuhörer geredet werden müsse. So wie dieser Satz hier ausgedrückt ist, könnte er zweifelhaft oder gar bedenklich scheinen, aber so, wie ihn der Verf. bestimmt, wird wohl niemand etwas dagegen einzuwenden haben. Man könnte allenfalls noch sagen, der Verstand für die Tugend sey ein ganz eigner Verstand, und zu dem müsse also auch besonders geredet werden. Was die Predigtentwürfe betrifft, so sind sie alle reich an Gedanken, und, im Ganzen genommen, musterhaft. Doch möchten wohl der Unterabtheilungen hie und da zu viel seyn; auch werden S. 49 Nr. 1. aus dem Hauptsatz Folgerungen gezogen, welche vielleicht den mehresten Zuhörern nicht einleuchtend genug sind.

Bk.

Allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unsrer Zeit. Herausgegeben von Johann Rudolph Gottlieb Beyer, Pfarrer an der Bonifaciuskirche zu Sömmerda im Erfurtschen. Fünfter Band; 694 Seiten. Sechster Band; 631 Seiten. Leipzig, bey Crusius, 1791 und 92. 8. 3 Rt.

Im dritten und vierten Bande sind die Dispositionen über die Sonn- und Festtagsepisteln zu Ende gebracht. Im fünften und sechsten Bande werden Dispositionen über die sogenannte Bergpredigt Jesu Math. 5—7. am Aerndtefeste, und Aposteltagen, auch ganze Passions-, Buß-, Reformations- und andere Casualpredigten geliefert, die natürlicherweise von

ver-

verschiedenem Gehalte sind, weil die Verfasser verschieden sind. Die Dispositionen sind fast alle zu gedehnt, und dabey sehr trocken. Auch möchte wohl hin und wieder gegen die Erklärungen in der Bergpredigt manches einzuwenden seyn. Die Sprache wird auch, im Ganzen genommen, sehr vernachläßiget, und darauf sollte in einem Buche, welches vermuthlich Candidaten und angehenden Predigern in die Hände kommt, billig sehr gesehen werden. Ausserdem findet man in diesen Bänden Taufreden, Trauungsreden, Confirmationsreden, Ordinationsreden, neue Formulare, Schulreden, Beicht- und Absolutionsreden; ferner mehrere Abhandlungen, von welchen sich einige sehr vortheilhaft auszeichnen; und am Ende jedes Heftes viele interessante Nachrichten. Aus dem allen wird man auf die immer schon gerühmte Mannichfaltigkeit und Brauchbarkeit dieses Magazins schliessen können, und der Hr. Herausgeber wird sich durch die Fortsetzung desselben sehr viele seiner Amtsbrüder verbinden, und besonders dann, wenn er unter den vielen einlaufenden Beyträgen, deren er sich rühmet, eine strengere Auswahl zu treffen sucht, wie Rec. schon bey der Anzeige der vorigen Theile gebeten hat.

Ao.

D. Carl Friedrich Bahrdts System der moralischen Religion. Dritter Theil.

Auch unter dem Titel:

Rechte und Obliegenheiten der Regenten und Unterthanen in Beziehung auf Staat und Religion. Riga, bey Hartknoch, 1792. 304 S. 8. 22 gr.

Die Bahrdtsche Moral, was auch die subjektive Ueberzeugung gegen einzelne Theile einwenden mag, gehört ohne Zweifel zu den Meisterwerken unsers Jahrhunderts. Scharfsinnige Entwickelung der Begriffe, richtige Darstellung, Licht und Wärme im Vortrage, und ein edler Ausdruck zeichnen sie gar sehr aus. Dieses in dieser Art neue Produkt bedarf nun freylich einer längern Zeit, als der bisherigen, seit ihrer Bekanntmachung, um Eingang zu finden, bis mancher Systemgläubige zum Forschen geweckt, der Sorglose aufmerksam gemacht, und der Abergläubige bekehrt wird. Ist die Untersuchung über

einzelne Stücke noch nicht vollendet, so hat doch Bahrdt sehr viel geleistet. Dies wollte Rec. im Allgemeinen erinnern.

Dieser dritte Theil, zu welchem sich der letztere Titel besser schickt, enthält Grundsätze, so wie sie von Montesquieu, Rousseau und Beccaria und andern neuern Schriftstellern vorgetragen sind, die noch an vielen Stellen durch Deutlichkeit und Vollständigkeit gewonnen haben. Was der Verf. über Verträge, Wahrhaftigkeit, was der Staat für Wahrheit fordern könne, über Regentenpflichten, Unterthanenrechte, Volksbildung und Religionsfreyheit sagt, enthält für die Regenten und Machthaber im Staate viele herrliche Belehrungen, so wie jeder aufgeklärte Staatsbürger von dieser Lectüre nicht unbefriediget aufstehen wird. Die Grundsätze, so wie sie hier aufgestellet sind, kommen freylich für manchen noch zu früh; aber die Wahrheit gleicht einem Saamenkorn, welches einer längern Zeit bedarf, um zu keimen, und Halm und reife Frucht zu bringen.

Ein Auszug hieraus würde zu weitläuftig werden, und den Forscher nicht befriedigen. Nur einzelne Urtheile wollen wir ausheben. Wo die Wahrheit, sagt er S. 10, freyen Lauf hat, da nehmen die Kenntnisse und Einsichten der Menschen zu; wo sie aber als Monopol täglich verkauft wird, und nur gewisse Leute ihre Meinung frey sagen dürfen, da sinken die Wissenschaften, und Aberglaube und Barbarey fangen an, die Völker zu beherrschen und elend zu machen. S. 27. Wahrheit, Resultate sinnlicher Wahrnehmungen, Urtheile, Meinungen und Gesinnungen sind inneres Eigenthum des menschlichen Geistes, über welches kein Mensch und auch keine Gesellschaft von Menschen eigentlich zu gebieten hat. Jeder Mensch kann mit seiner Wahrheit, so wie mit jedem vollkommenen Eigenthum machen, was er will — die bloße Neugierde zu befriedigen, oder wohl gar Rachsucht (auch geistliche Alleinherrschaft!) zu begünstigen, dazu hat kein Mitglied eine gegründete Obliegenheit. S. 62. Wenn eine Nation die gesetzgebende Macht als natürliches Eigenthumsrecht hat, so bleibt der Staat (die festgesetzte Regierungsform der Nation) allezeit und auf ewig subordinirt, denn der Staat oder die Inhaber der gesetzgebenden Macht werden darum, weil sie Besitzer dieser Macht sind, nicht Eigenthümer derselben — Eine Nation rebellirt nicht, sondern sie reclamirt nur ihre Rechte, deren Ausübung sie übertragen hatte. Todesstrafen S. 105 verwirft

er bis auf den Fall der Nothwehr, so wie er S. 8 das ius vitae et necis für ein trauriges Ueberbleibsel aus den Zeiten der Verwilderung der Menschheit erklärt. Möchte doch sein Wunsch S. 167 realisirt werden, daß bey jeder Streitsache der Bürger den Bürger richtete — Es sollten in jedem Orte die unbescholtensten Männer ausgezeichnet, und mit dem Richteramte begabt werden. Wenigstens würde diese Einrichtung auch nur als erste Instanz viel Gutes stiften.

Ie.

Unterhaltungen für gläubige Seelen, von H. S. Oswald. Berlin, 1792. 14 B. gr. 8. 16 gr.

Aufsätze in den Stunden des verborgenen Umgangs mit Gott. Eine Schrift zur Beförderung der wahren Gottseligkeit, von H. S. Oswald. Zweyte Auflage. Berlin, 1792. 18 Bogen, gr. 8. 16 gr.

Von diesen zu unsern Zeiten merkwürdig gewordenen Erbauungsschriften läßt sich wohl nichts anders sagen, als daß sie ganz im Geiste und im Tone der Zinzendorfischen Schriften geschrieben sind, und also allen Verehrern des sel. Ordinarius sehr wohlgefallen werden. Da indessen Rec. auch bey aller Mühe, die er sich deshalb gegeben, doch wenig oder nichts davon verstehet, und wenn er auch mit noch so vieler Aufmerksamkeit gelesen hatte, doch am Ende immer nicht recht wußte, was er gelesen hatte: so erhellet daraus, daß dergleichen Schriften entweder nicht nach den gewöhnlichen Regeln der Logik und der Auslegungskunst, die ja überdem blos von der menschlichen Vernunft sind erfunden worden, beurtheilt werden müssen; oder daß Rec., als er sie in die Hand nahm, gerade in einer Stimmung gewesen seyn muß, die ihn zur Beurtheilung derselben ganz unfähig machte.

Agz.

Würtembergisches Kirchenbuch, enthaltend die Sonn- Fest- und Feyertäglichen Evangelien und Episteln, ingleichen die Harmonie der Leidensgeschichte unsers Herrn Jesu Christi, welche jährlich in der

Palmwoche verlesen und summarisch erkläret, über das zweyte Jahr aber durch die ganze Fastenzeit ausführlich in allen Kirchen vorgetragen und ausgeleget wird. Stuttgardt, gedruckt bey Cotta, 1791. (eigentlich 1792.) 8. 456 Seiten.

Dieses nicht in den Buchhandel kommende Buch verdient hier in sofern angezeigt zu werden, als es einen Theil der Würtembergischen Kirchenagenden (vergl. A. d. B. 103. B. S. 386, wo die Würtembergische Kinderlehre, welche billig mit dem **Katechismus der christlichen Lehre für die Kirchen und Schulen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande**, den wir größestentheils dem seligen Hofprediger **Koppe** zu danken haben, vertauscht werden sollte, von einem andern Recensenten beurtheilt ist,) ausmacht, und einen angenehmen Beweis von fortschreitender wahrer Aufklärung in Gegenständen der Würtembergischen Liturgie giebt.

Rec. hat diese **veränderte Ausgabe** genau mit dem Kirchenbuch vom Jahr 1784 verglichen, und will, weil die von S. 374 — 456 abgedruckte, **aus den vier Evangelisten zusammengefaßte Leidensgeschichte Jesu Christi** keine Abänderung erhalten hat, alle in den **Sonn-, Fest- und Feyertäglichen Evangelien und Episteln** (S. 5 — 373.) vorgenommenen Veränderungen am Ende dieser Recension in einer Tabelle gewissenhaft anzeigen. Würtemberg hat diese wahre liturgische Verbesserung dem Herzoglichen Synodus, welcher d. Z. aus dem Director des Consistoriums, **Knoff**, den Consistorialräthen **Flatt**, **Griesinger**, Regierungsrath **Georgii** und Stiftsprediger **Keller**, und den vier Generalsuperintendenten zu Bebenhausen, Maulbronn, Adelberg und Denkendorf, **Dapp**, **Mieg**, **Rapp** und **D. Märklin**, besteht, zu danken. Manche unsrer Leser wünschen vielleicht, daß das Predigen über Evangelien und Episteln ganz abgeschafft, und, wie in der reformirten Kirche der Fall ist, jeglichem Prediger eingeräumt worden seyn möchte, über selbstgewählte, schickliche, den Localverhältnissen und Zeitumständen angemessene Schrifttexte zu predigen, und hierüber will ich noch mit Anwendung auf Würtemberg meine Gedanken sagen. Könnte man ein Land nennen, das aus lauter brauchbaren und für ihre Bestimmung, den Zuhörern den schriftmäßigen Weg zu ihrem Glück in dieser und in jener Welt zu zeigen, Sinn habenden

Predi-

Predigern bestünde: so möchte dieser so oft schon in Umlauf gebrachte Wunsch allerdings ausführbar seyn. Da es aber gewiß kein solches Land, so wenig, als ein Collegium von lauter brauchbaren und moralisch guten Räthen, auf Erden giebt; so müssen die Vorschriften für Prediger, wie alle Verordnungen, in dem allgemein anwendbarsten Gesichtspunkt gemacht werden. Wer wollte nun widersprechen, daß Einführung selbstgewählter Texte und Abstellung der schon seit Jahrhunderten bestehenden Evangelien und Episteln allen alten und minderbegabten Predigern (wäre es auch nur bey Jenen aus Abneigung vor aller Neuerung; bey Diesen aber, weil sie sich nicht mehr so leicht in ihren Predigtbüchern über Evangelien und Episteln Raths erholen könnten, mithin sich eine andre Predigtbüchersammlung anschaffen müßten) äusserst lästig seyn würde? Wie aber, wenn z. B. der Würtembergische Synodus, der sich, als für das wahre Wohl der vaterländischen Kirchen und Schulen vorzüglich besorgt, — man vergleiche z. B. die in Prof. Elben Schwäbischen Urkundenbuch vom J. 1792 abgedruckte Synodal-Generalverordnung vom 6. Dec. 1791 — legitimirt hat, verordnen würde, daß die 39 Superintendenten des Landes alle in ihren Diöcesen angestellte Prediger, welche nicht zweckmäßig, d. h. schriftmäßig, populär (nicht platt) und aufs tägliche Leben der Zuhörer anwendbar predigen können — und unter 671 Kirchendienern, worunter die Vicarien noch nicht gezählt sind, möchten doch manche, vielleicht sogar selbst Superintendenten in diesem Fall seyn — dahin anweisen sollen, sich guter schriftmäßiger Predigtbücher (welche von Synodus wegen aus der großen Menge von Sammlungen ausgewählt und benannt werden müßten,) also zu bedienen, daß mit gutem Gedächtniß, aber mit wenigen Realkenntnissen versehene Prediger die ihnen empfohlene Arbeit Anderer auswendig lernen, und — Gott gebe, mit Empfindung, mit Wärme, mit Ueberzeugung! — vor ihren Gemeinden ablegen; diejenigen aber, welche neben dem Mangel an Schriftkenntniß auch kein gutes Gedächtniß haben, eben diese von würdigen Männern in Druck gegebene Predigten ihren Zuhörern mit Anstand, mit Herzenserhebung langsam und deutlich auf der Kanzel vorlesen sollen? Dann möchten die Evangelien und Episteln ohne Nachtheil für die Hauptsache, nämlich für Belehrung und Besserung der Zuhörer, die Stelle selbstgewählter Schrifttexte immer vertreten!

Sonn-

Sonn- und Feyertags-Evangelien und Episteln.

	W. K. Buch 1784. Evangelien.	W. K. Buch 1784. Episteln.	W. K. Buch, 1792. Evangelien.	W. K. Buch, 1792. Episteln.
II. Adv.	Luc. 21, 25—36.	Röm. 15, 4—13.	*Matth. 25, 31-46.	Röm. 15, 1—13.
	* wenn nur 25 Sonntage p. F. Trin. (wie 1792) vorkommen.			
IV. Adv.	Jo. 1, 19—28.	Phil. 4, 4—7.	Jo. 1, 19—34.	Phil. 4, 4—9.
F. Nat. Chr.	— —	Tit. 2, 11—15.	— —	Tit. 2, 11—14.
D. p. F. Nat. Chr.	Luc. 2, 33—40.	— —	Luc. 2, 15—20.	— —
D. p. F. Circ. Chr.	Matth. 2, 13—15.	Matth. 2, 19—23.	Jo. 1, 1—18.	1 Pet. 4, 12—19.
F. Epiph.	Matth. 2, 1—12.	— —	Matth. 2, 1—23.	— —
D. I. p. F. Epiph.	— —	Röm. 12, 1—6.	— —	Röm. 12, 1—5.
II. — —	Jo. 2, 1—11.	— —	Matth. 3, 13—17. und 4, 1—11.	
III. — —	Matth. 8, 1-13.	— —	Jo. 2, 1—11.	— —
V. — —	Matth. 13, 24-30.	— —	Matth. 13, 24-30. und 36-43.	—
Septuagesimae.	Matth. 20, 1—16. und 10, 1—15.	1 Cor. 9, 24—27.	Matth. 19, 27-30. und 20, 1—16.	1 Cor. 9, 24—27.
Sexagesimae.	— —	2 Cor. 11, 19-33. 12, 1—9.	— —	2 Cor. 12, 1—10.
Invocavit.	Matth. 4, 1—11.	— —	Jo. 17. Cap.	— —
Reminiscere.	— —	1 Theß. 4. 1—7.	— —	1 Theß. 4, 1—12.
Laetare.	Jo. 6, 1—15.	Gal. 4, 21—31.	Jo. 6, 1—47.	Col. 3, 18-25. 4, 1.

Sonn- und Feyertags-Evangelien und Episteln.

	W. K. Buch 1784.		W. K. Buch 1792.	
	Evangelien.	Episteln.	Evangelien.	Episteln.
Palmarum.	Weil im ganzen Lande, wo Vor- und Nachmittagsgottesdienst ist, am Palmtag über die Leidensgeschichte J. C. geprediget, oder dieselbe ganz, oder doch in großen Abschnitten verlesen wird, so hat man 1792 die Texte: Matth. 21, 1—9. und Phil. 2, 5—11. hinweggelassen.			
F. Resurr. Chr.	— —	1 Cor. 5, 7. 8. —	* 1 Cor. 15, 1—20.	
	* Vielleicht die schönste Veränderung im ganzen Buche.			
Fer. II. p. F. Ref. Chr.	— —	Act. 10, 34—43.	— —	Act. 10, 34—41.
Quasimodogeniti.	— —	1 Jo. 5, 4—10.	— —	1 Jo. 5, 4—13.
Miser. Domini.	Jo. 10, 12—16.	— —	Jo. 10, 11—18.	— —
Iubilate. —	Jo. 16, 16—23.	— —	Jo. 16, 5—15.	— —
Cantate. —	Jo. 16, 5—15.	Jac. 1, 16—21.	Jo. 16, 16—23.	Jac. 1, 13—20.
Rogate.	Jo. 16, 23—30.	Jac. 1, 22—27.	Jo. 16, 23—33.	Jac. 1, 21—27.
F. Pentec.	— —	Act. 2, 1—13.	— —	Act. 2, 1—18.
D. II. p. F. Trin.	Luc. 14, 16—24.	1 Jo. 3, 13—18.	Luc. 15, 1—10.	1 Jo. 3, 13—24.
III. —	Luc. 15, 1—10.	— —	Matth. 5, 1—16.	— —
IV. —	Luc. 6, 36—42.	Röm. 8, 18—23.	Matth. 5, 17—48.	Röm. 8, 18—27.
V.	Luc. 5, 1—11.	— —	Matth. 6, 1—18.	— —
VI. —	Matth. 5, 20—26.	Röm. 6, 3—11.	Matth. 6, 19—34.	Röm. 6, 1—11.
VII. —	Marc. 8, 1—9.	— —	Matth. 7, 1—12.	— —

Sonn- und Feyertags-Evangelien und Episteln.

	M. K. Buch 1784.		M. K. Buch 1792.	
	Evangelien.	Episteln.	Evangelien.	Episteln.
D. VIII. p. F. Trin.	Matth. 7, 15–23.	— —	Matth. 7, 13—29.	— —
IX. —	Luc. 16, 1—9.	1 Cor. 10, 6—13.	Luc. 16, 1—12.	1 Cor. 10, 1—14.
XI. —	— —	1 Cor. 15, 1—10.	— —	2 Cor. 5, 1—10.
XIII. —	— —	Gal. 3, 15—22.	— —	Jac. 3, 1—12.
XV. —	Matth. 6, 24–34.	— —	Matth. 18, 1–11.	— —
XVI. —	— —	Eph. 3, 13—21.	— —	Eph. 3, 14—21.
XIX. —	— —	Eph. 4, 22—28.	— —	Eph. 4, 22—30.
XXI. —	— —	Eph. 6, 10—17.	— —	Eph. 6, 10—20.
XXII. —	Matth. 18, 23–35.	— —	Matth. 18, 21–35.	— —
XXV. —	Matth. 24, 15–28.	— —	Luc. 13, 1—9.	— —
Fer. Thomae.	— —	Eph. 1, 3—6.	— —	Eph. 1, 3—8.
— Io. Evang.	Jo. 21, 20—24.	— —	Jo. 21, 15—24.	— —
— Purif. Mar.	Luc. 2, 22—32.	Mal. 3, 1—4.	Luc. 2, 22—40.	Mal. 3, 1—5.
— Io. Bapt.	— —	Esaia 40, 1—5.	— —	Esaia 40, 1—8.
— Iacobi.	Matth. 20, 20—23.	— —	Matth. 20, 20—28.	— —
— Bartholomaei.	Luc. 22, 24—30.	2 Cor. 4, 7—10.	Jo. 1, 35—51.	2 Cor. 4, 5—10.
— Matthaei.	— —	Eph. 4, 7—14.	— —	Eph. 4, 7—16.
— Sim. Iudae.	Jo. 15, 17—21.	— —	Jo. 15, 17—25.	— —

Nt.

Gelehrtengeschichte.

Beyträge zur Geschichte der Philosophie, herausgegeben von Georg Gustav Fülleborn, Professor der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache am Elisabethanum in Breslau. Zweytes Stück. Züllichau und Freystadt, in der Frommannischen Buchhandlung, 1792. 169 Seiten. 8. 10 Kr.

Den Anfang macht eine Uebersetzung des ersten Buchs der Aristotelischen Metaphysik, vom Herausgeber. Sie ist mit vielem Fleiß und Eindringen in den Sinn des Vaters der Metaphysik gemacht, aber zuweilen etwas zu ängstlich an die Worte klebend, um die Aristotelische Kürze zu erreichen. So wird S. 7 nicht ganz bestimmt gesagt: vielfältige Erinnerung an einerley Sache wirkt Erfahrung, welches gegen Aristoteles Meinung und gegen die Wahrheit leicht so verstanden werden kann, daß auch öftere Erinnerung an eine Sache Erfahrung giebt. Aristoteles dagegen sagt richtiger, viele im Gedächtniß aufbewahrte Vorstellungen des nämlichen Ereignisses geben Erfahrung (πολλαι μνημαι του αυτου πραγματος). Gleich darauf heißt es: Mangel an Erfahrung gebiehrt Zufall, welches mehr als einen Sinn zuläßt, und zwar einen sehr unrichtigen gleich anfangs darbietet, daß der Zufall aus Unerfahrenheit entspringt. Die eigentliche Meinung ist, Unerfahrenheit macht, daß man auf Gerathewohl handelt. Im dritten Kapitel stoßen wir auf ähnliche Unrichtigkeiten, so heißt es S. 18: unter den ersten Philosophen haben die meisten nur solche Principien angenommen, die in der Form der Materie bestehen. Dagegen streitet die ganze Geschichte, nicht die Formen der Materie, sondern die Materie selbst nahmen die ältesten Philosophen zu Principien. Aristoteles sagt: τας εν ὑλης ειδει μονον ωηθησαν αρχας ειναι, und meint damit, sie haben nur diejenigen Principien angenommen, die zur Gattung der Materie gehören. Gleich darauf ist eine den Sinn gänzlich verdunkelnde Interpunction gewählt: es heißt: Thales — nahm das Wasser als Grundursache an. Daher, sagte er, sey die Erde über dem Wasser, vielleicht darum, weil er bemerkte, daß alle Nahrung feucht sey, u. s. w. Hier kann man nicht anders,

anders, als was nach dem Wasser Folgende für den Grund annehmen, warum die Erde über dem Wasser ist; es soll aber Grund geben, warum Thales das Wasser zum Princip nahm. Mithin muß so abgetheilt werden: Thales — nahm das Wasser zur Grundursache, darum lehrte er auch, die Erde sey über dem Wasser. Vielleicht leitete er diese Meinung daher, daß u. s. w. Auch die bald folgende Periode hat einige Unrichtigkeiten, sie heißt: zu dieser Meinung wurde er durch die Bemerkung verleitet u. s. w.; allein, theils ist vom Verleiten bey Aristoteles nicht die Rede, und theils führt die Folge, wie sie da steht, auf den Verdacht einer sehr fehlerhaften Gedankenverbindung, denn Aristoteles hat schon einmal gesagt, warum Thales seine Wasserhypothese annahm. Aristoteles aber schreibt auch so nicht, er fügt noch einen neuen Grund hinzu, und muß so übersetzt werden: darum nahm Thales diese Meinung an, und zugleich darum, weil die Saamen u. s. w. Die unmittelbar folgende Periode enthält abermals eine Unrichtigkeit, sie lautet, nach gemachtem Absatze, so: die Vorstellungen der ältesten Dichter über die Natur — waren ohngefähr diese. Sie glaubten u. s. f. Der Absatz ist hier richtiger als beym Verf. angebracht; denn dieser fängt ihn mit: sie glaubten, an, welches offenbar Beweis des vorhergehenden ist. Aber der Sinn ist nicht richtig ausgedrückt. Aristoteles will nicht blos die ältesten Dichtermeinungen aufführen, sondern er will zugleich belehren, daß sie mit der Thaletischen Meinung Uebereinkunft hatten; und es muß so heißen: einige glauben, die alleraltesten Theologen hätten so, (wie Thales nämlich,) von der Natur gedacht, denn sie hätten u. s. w. Gleich nachher haben sich wieder ein Paar Versehen eingeschlichen; der Verf. sagt: den Ocean und die Thetis machten sie zu Eltern der Schöpfung; Aristoteles dagegen πατερας της γενεσεως. Das Wort Schöpfung, welches zu dieser Zeit in der griechischen Sprache so wenig, als sein Begriff, vorhanden war, erweckt falsche Nebenbegriffe; genauer wäre wohl: Eltern alles Entstandenen. Zudem ist auch in dieser Periode die Zusammenstellung der Begriffe fehlerhaft; der Verf. sagt: den Ocean und die Thetis machten sie zu Eltern der Schöpfung; die Götter selbst schwören nämlich beym Wasser, und deutet dadurch an, daß dies Schwören blos Zusatz und weitere Ausführung des eben angeführten Grundes ist. Das soll es aber nach Aristoteles nicht, es soll ein ganz neuer, vom vorigen unabhängiger Beweis seyn.

Das

Das zweyte Stück ist eine Probe einer Uebersetzung aus dem ersten Buche des Sextus Empirikus, vom Hrn. Niethammer, der gerade dies gewählt hat, weil er es für das schwerste hält, das in den drey Büchern von den Grundlehren der Pyrrhonier vorkommt. Er ist Willens, das Ganze zu übersetzen, wenn diese, nebst noch einigen nachher zu gebenden Proben, Beyfall findet. Unsrer Meinung nach hätte der Verf. sich näher an seine Urschrift halten, und die Perioden nicht so oft zerstückeln sollen, als wodurch das Colorit des Originals verwischt wird; auch hätten einzelne Worte und Redensarten mit mehr Bestimmtheit sollen übertragen werden. Gleich im Anfange macht der Verf. zwey Perioden, wo Sextus nur eine, und noch dazu nicht lange, hat; ja, er schiebt aus dem Sinne einen Gedanken ein, den Sextus nicht ausdrückt, ohne daß er zum Verständniß sehr nöthig wäre. Es heißt: Beym Suchen einer Sache sind drey Fälle möglich. Entweder man findet sie; oder man bekennt, daß man sie nicht gefunden habe, und daß das Suchen fruchtlos sey; oder man hofft, sie noch zu finden. Sextus dagegen sagt blos: dem Suchen nach einer Sache folgt entweder natürlich das Finden oder die Verneinung des Findens, und das Bekenntniß vom Unvermögen, sie einzusehen, oder die Beharrung beym Suchen. Die folgende Periode giebt der Verf. so: eben so geht es auch bey den Philosophen. Einige behaupten, die Wahrheit gefunden zu haben, u. s. f. Sextus hat wieder nur eine Periode, und diese hebt nicht mit einer Vergleichung an; sondern zieht aus dem vorigen Obersatze eine Folgerung. Sie lautet so: Darum haben vielleicht bey den philosophischen Untersuchungen einige behauptet, die Wahrheit gefunden zu haben, andere versichert, sie könne nicht gefunden werden; noch andere endlich suchen sie noch. Das vielleicht übergeht der Verf. ganz, es gehört aber wesentlich zu dem nichts entscheidenden, sondern alles im Schweben lassenden Tone des Skepticismus, und darf daher nicht übersehen werden. Auf die nämliche Art verhält sichs mit der gleich folgenden Periode; unser Verf. sagt: die erstern, die sich im Besitz der Wahrheit wähnen, führen den Namen der Dogmatiker. Zu diesen gehören die Aristoteliker, die Epikuräer, die Stoiker und einige andere. Sextus hingegen bringt auch dies in eine Periode: die da glauben, sie gefunden zu haben, das sind die eigentlich sogenannten Dogmatiker, z. B. die Aristoteliker, Epikuräer, Stoiker und einige andere, die da behaupten, daß alle Erkenntniß der Wahrheit unmöglich

ist, das sind Klitomaches, Carneades und andere Akademiker; die sie suchen, das sind die Skeptiker. Im zweyten Kapitel wird λογος της σκεπτικης φιλοσοφιας unsers Bedünkens zu unbestimmt durch Gesichtspunkt der skeptischen Philosophie gegeben. Hier scheint es mehr ein Theil der Darstellung dieser Philosophie seyn zu müssen. Im Schlusse des dritten Hauptstücks ist σωματικωτερον nicht ganz richtig gegeben durch: mit mehr Festigkeit; es heißt, wie auch Fabritz anmerkt, mit mehr Methode, systematischer; Sextus will sagen, Pyrrho habe die skeptische Philosophie in besseres System gebracht.

Die dritte Abhandlung ist ein Versuch einer Uebersicht der neuesten Entdeckungen in der Philosophie, vom Hrn. Fülleborn, der aber nicht sehr ins Einzelne geht, und bey einigen Verbesserungen durch die Kantische Philosophie stehen bleibt. Zu diesen Entdeckungen rechnet der Verf. die genauere Bestimmung mehrerer sonst schwankender Ausdrücke, als Vorstellung, Empfindung, Anschauung, Begriff, Idee, Gegenstand, Stoff, und mancher anderen, die neuen und passendern Bedeutungen verschiedener Worte, wie synthetisch, analytisch; die Wiederaufhebung und bessere Anwendung etlicher verfallenen, wie Kategorie; die Aufnahme neuer Worte für neue Begriffe, wie Imperativ, Anticipation u. s. w. Zum ausführlichern Belege dieser Behauptung wählt der Verf. diesmal das Wort Philosophie, um an ihm zu zeigen, daß es bisher keinen hinlänglich bestimmten Begriff hatte. Er deckt zu dem Ende die Mängel der bekanntesten und am meisten angenommenen Definitionen auf, und setzt zum Schluß die bessere Kantische an deren Stelle. Ohne uns bey allem Einzelnen zu verweilen, fügen wir ein Paar Bemerkungen über die Definition an, daß die Philosophie die Wissenschaft des a priori erkennbaren ist; woran der Verf. tadelt, daß hier das Merkmal des a priori erkennbaren fehlt; und daß darunter nicht das durch bloße Vernunft erkennbare darf verstanden werden, weil dies unbestimmt ausfallen würde. Das erstere ist kein Fehler der Definition; denn die soll und kann ja nicht den Begriff bis in seine erstern Merkmale verfolgen, und kann keine notionem adaequatam geben. Auch die zweyte Bemerkung macht die Definition nicht verwerflich; denn wie wenn man nun darunter das aus Begriffen und nothwendigen Verstandesgesetzen herleitbare verstünde? Die an die Stelle dieser fehlerhaften gesetzte neue Definition lautet nun, nach Hrn. Jakob, so:

die

die Philosophie ist Vernunftwissenschaft aus Begriffen; und sie erfüllt nach dem Verf. alle Anforderungen. Allein, 1) ist sie offenbar zu eng, denn Naturlehre, Chymie, Physiologie, die wir doch der Philosophie wohl beyzählen müssen, sind keine Wissenschaften aus bloßen Begriffen; diese Erklärung also paßt nur auf die höhere Philosophie, nicht auf die Philosophie des Lebens und die Erfahrungsphilosophie. 2) Gesetzt, es soll von dieser nur die Rede seyn, welches doch vorhin hätte müssen angezeigt werden: so ist sie dennoch zu weit, weil sie die Mathematik, die sie ausschließen soll, nicht hinlänglich absondert; der Mathematiker, woraus demonstrirt er anders, als aus den Begriffen und dem Wesentlichen seiner Figuren? Aus den einzelnen Bildern und Exempeln doch wohl offenbar nicht; denn die gewähren keine allgemeine und nothwendige Sätze. die Construction thut hier nichts zur Sache, sie legt nur das Allgemeine im Einzelnen deutlicher vor Augen, und ist im Grunde nichts anders, als die Analyse bey unbildlichern Begriffen. 3) Der Verf. nimmt an, daß Mathematik und Philosophie verschiedene Wissenschaften sind, mehrere haben das geleugnet, mithin muß diese Frage vor der Definition ausgemacht werden. 4) Sie enthält Ueberflüßigkeiten, Vernunftwissenschaft und Wissenschaft aus Begriffen sollten die nicht am Ende einerley seyn? Ausserdem führt der Verf. die Reinholdsche Definition als genugthuend auf, nach welcher die Philosophie Wissenschaft desjenigen ist, was durch das bloße Vorstellungsvermögen bestimmt ist. Diese aber dürfte noch weniger als die vorhergehende befriedigen; weil sie zum Verständnisse die ganze Reinholdische Theorie des Vorstellungsvermögens und die Annahme mancher noch sehr unsichern Sätze dieser Theorie voraussetzt. Eine Definition, die ihren Gegenstand allgemein kenntlich machen soll, muß nichts, als allgemein anerkanntes und, wo möglich, bekanntes, voraussetzen. In dieser Rücksicht hat die andere Erklärung von Hrn. Reinhold, die der Verf. nachher aufstellt, allerdings große Vorzüge. Sie ist die nämliche, welche in einer Abhandlung des ersten Stücks von diesen Beyträgen vorkommt, und worüber wir bey Anzeige dieses Stücks einige Bemerkungen gemacht haben.

Die letzte Abhandlung des Hrn. Fülleborn ist überschrieben: Kritik der reinen Vernunft, und hat zum Zweck, nach dem Beyspiele der Pyrrhonisten, die Kantische Kritik unter gewisse kurze Formeln zu bringen, die der Verf. Worte nennt,

so daß man mit ihrer Hülfe den wesentlichen Inhalt derselben leicht übersehen und dem Gedächtnisse einverleiben kann. Die Erklärungen der skeptischen Formeln sind kurz und leicht zu fassen, wie die Formeln selbst in einzelnen Worten meistens bestehen. Den Vorzug haben diese Worte nicht, und dürften daher auch nicht so leicht denselben Nutzen haben. Ob übrigens diese Worte dem vorgesetzten Zwecke hinlänglich entsprechen, das überlassen wir billig der Entscheidung der Liebhaber der neuen Philosophie.

Bm.

Bibliothecae Academicae Ingolstadiensis Incunabula typographica, seu libri ante annum 1500 impressi mille septingenti et amplius, quos secundum annorum seriem disposuit, descripsit et notis historico-literariis illustravit *Seb. Seemiller*, Can. reg. Pollinganus, Bibl. Acad. Praefectus, cet. *Fasciculus IV.* VIII und 160 Seiten ohne die Register. Ingolstadii, vendit Krüll. 1792. gr. 4. 16 gr.

Den drey ersten Heften dieses mühsamen und brauchbaren Katalogs ist in dem XCIX. Bande unsrer A. d. B. alle die Gerechtigkeit wiederfahren, auf welche der Fleiß des Verf. Anspruch machen konnte. Auch seine Vorgesetzten haben durch Verdoppelung des Bibliothekargehalts ihn für seine Geduld zu entschädigen, und durch ihren Beyfall zu neuen Nachforschungen zu ermuntern gesucht. Desto weniger brauchte Hr. S. in dem Vorberichte sich erst mit den Halbgelehrten abzugeben, die sich nicht entblödet, selbst in dasiger Gegend, und sogar ihm ins Angesicht sein Unternehmen als höchst überflüßig und nutzlos zu verschreyen. Wer sich mit der Neuigkeit des Tages begnügt, wird freylich unsern Quartanten niemals berühren. Desto mehr wußten diejenigen ihm Dank für seine Mühe, die entweder dergleichen alte Tröster unter ihrer Aufsicht haben, oder selbst besitzen, oder in ihren literarischen Untersuchungen bis ins XVte Seculum zurückzugehen für gut fanden. Hoffentlich wird der fleißige Mann nunmehr auch Wort halten, und die mehrmals von ihm versprochene Geschichte

der

der ihm anvertrauten Bibliothek uns nicht länger vorenthalten! Wie viel aus einer nicht blos genealogisch behandelten Geschichte jeder ansehnlichen und alten Bibliothek für Literairhistorie überhaupt zu lernen sey, braucht keiner nähern Erörterung; und eben so wenig werden die Aufseher unserer Büchersäle selbst in Abrede seyn, daß eine Menge sehr brauchbarer Aufschlüsse für ihre eigne Arbeiten sich daraus erwarten lassen.

Vorliegender vierter und letzter Fascikel enthält die Anzeige und Beschreibung von 680 zwischen 1490 und 99, laut ihrer eignen Angabe, gedruckten Artikeln; ferner von 230 dergleichen Büchern, die zwar das Druckjahr nicht selber angeben, doch aber binnen diesem Zeitraume die Presse verlassen zu haben scheinen; zur Zugabe endlich ein Paar Decaden von 1473 bis 99 erschienener, die sich zu spät hatten auffinden lassen. — Das Jahr 1500 hätte immer noch mitgenommen werden können; denn daß mit demselben ein neues Seculum anhebe, hat Hr. S. doch gewiß nicht geglaubt! Allein, auch ohne dieses stiefväterlich behandelte Jahr ergiebt sich nunmehr, daß die J. akademische Bibliothek statt etwa 1400 im XVten Seculo gedruckter Bücher, wie man anfänglich glaubte, deren wirklich, mit Einschluß der Doubletten, mehr als 2500 besitzt! Daß ein großer Theil davon immer hätte ungedruckt bleiben können, ist leider! mehr als zu gewiß. Da sie indeß einmal vorhanden sind, und der Nutzen oder Schaden, den ein Buch stiftet, sehr relative Dinge sind, so ist die Existenz von äusserst wenigen nur, aus jenem Zeitraume besonders, dem aufmerksamen Literator absolut gleichgültig; und sonderbar müßte es zugehen, wenn unter erwähnten 2000 und mehr Abdrücken nicht so mancher sich befände, wovon es dem Bibliographen sowohl, als dem Philologen, sehr willkommen seyn muß, nunmehr zu erfahren, wie es mit der Aussenseite desselben aussieht, und wo er ihn im Nothfall zu suchen habe.

Da in dem engen Raume von 160 Seiten mehr als 900 Artikel aufgestellet worden, so hat Hr. S. freylich in kein Detail gehen, sondern sich mit der Weisung begnügen müssen, wo für Liebhaber ein Mehreres darüber zu finden ist. Bey der notorischen Unbedeutsamkeit so vieler in diesem Decennio gedruckter Schriften ist diese Kürze sehr zu loben. Allein, ungeachtet des geringen Werths, den das Ganze hat, fehlt es doch auch nicht an wirklichen Seltenheiten, die der oberdeutsche Gelehrte sich freuen muß, in der Nähe zu wissen. So sind

für diesen Zeitraum aus der Aldinischen Officin allein 16 zum Theil wichtige Produkte vorhanden; ferner einige Primairausgaben griechischer Klassiker aus Florentinischen Druckereyen, und was dergleichen Leckerbissen mehr sind. Sonderbar genug übrigens, daß von drey vorhandnen Exemplaren der berühmten griechischen Anthologie mit Capitallettern auch hier kein einziges die sieben letzten Blätter hat. Was nun die Aldinische Presse und ihre Nebenbuhlerin, die der Junta's, zu Florenz betrifft, so hat der Fleiß italienischer Literatoren uns denn endlich, und das seit kurzem erst, über die Erzeugnisse derselben lehrreiche Nomenclaturen geliefert. Unter den sine die et consule, wie Hr. S. aber vermuthet, zwischen 90 und 99 gedruckten Büchern finden sich hier auch die merkwürdigen, so manchen Irrthum veranlassenden Acta et Decreta in Synodis Wurceb., die doch wahrscheinlich ungleich eher gedruckt worden sind. Da Hr. S. glaubt, daß noch niemand solche genugsam kenntlich gemacht habe, so verweisen wir ihn auf den CII. Band der A. d. B., wo er S. 251 u. f. eine, wie es scheint, noch befriedigendere Notiz, als selbst die seinige ist, davon vorfinden wird. Die neuesten Bibliographen geben Georg Reisern zu Eichstädt als Drucker an. Rec. will dieser Aeusserung nicht geradezu widersprechen; muß aber gestehen, die Sache noch nicht bündig bewiesen zu glauben; denn daß um 1480 auch zu Strasburg mit dergleichen Lettern gedruckt wurde, ist eben so wenig zu läugnen. Wie unsicher es oft mit den Namen sogar und Nachschriften der Buchdrucker selbst aussieht, davon ist Nr. 237. S. 126 ein abermaliger Beweis. Hr. S. eignet diesen Artikel dem Christoph Waldarfer in Meiland ohne Bedenken zu, da doch mehr als ein Produkt eben dieses Druckers vorhanden ist, dessen Unterschrift von deutschen Officinen theils ganz, theils mit geringen Veränderungen, bey ihren Nachdrücken, unglaublich plump und abgeschmackt wiederholt wurde. — Doch genug über vorliegenden Fascikel, dessen Gebrauch durch zwey gute Register, der Buchdrucker und Schriftsteller, noch mehr erleichtert wird. Hätte der wackere Mann doch auch ein drittes noch hinzugefügt, derjenigen Artikel nämlich, worüber er nirgend Auskunft angetroffen zu haben versichert!

Ea.

Klassi-

Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Bibliothek der alten Literatur und Kunst. Herausgegeben von A. H. L. Heeren. Mit ungedruckten Stücken aus der Escurialbibliothek und andern. Neuntes Stück. Nebst einem Kupfer. Göttingen, bey Dieterich, 1792. 8 gr.

Die erste Rubrik enthält diesmal folgende drey Abhandlungen: 1) Ueber eine Römische Unternehmung auf Arabien unter Anführung des Eques Aelius Gallus, 23 J. vor C. G., von Schönemann. Die Hauptquelle, wornach die Expedition zuerst erzählt wird, ist im sechszehnten Buche des Strabo, der sie aus dem eignen Berichte des Gallus zu haben versichert. Hierauf vergleicht sie der Verf. mit den übrigen historischen Zeugen, dem Dio Cassius und dem ältern Plinius, so wie ihrer auch Josephus in den jüdischen Alterthümern und Galenus erwähnen. Und bey dieser Vergleichung gewinnt besonders die Kritik der alten Erdbeschreibung durch den Scharfsinn und die Belesenheit des Verf. Man sehe besonders, was über die Differenz von Marsyabä (wo nach Strabo die Expedition ihre Endschaft erreichte, und dessen Belagerung Gallus, vorzüglich aus Wassermangel, aufzuheben genöthigt ward,) und Mariaba (welches nach Plinius die vorletzte Stadt war, die Gallus erreichte und zerstörte; das Mareb arabischer Schriftsteller,) mit vieler Wahrscheinlichkeit gegen diejenigen gesagt wird, die hier zu rasch den Strabo aus dem Plinius emendiren wollen. — 2) Beschreibung einiger unbekannten griechischen Münzen, von Münter. Hierzu gehört die beygefügte Kupfertafel. — 3) Ueber die *Diras* des Valerius Cato, von Jacobs. In der Sammlung kleiner Gedichte, welche man Catalecta Virgilii zu nennen pflegt, befindet sich dieses Gedicht; das man mit vieler Wahrscheinlichkeit dem Valerius Cato beylegt. Sueton rühmt diesen Cato als einen gelehrten Grammatiker und sehr geschätzten Dichter. Er hatte das Unglück, in der Sullanischen Proscription und Güterverteilung an die

Veteranen aus seinen Besitzungen geworfen zu werden. Im Kummer darüber schrieb er ein Gedicht, Indignatio betitelt, das aber nach einer Stelle, welche Sueton daraus anführt, und welche in diesen Diris mangelt, mit diesen Diris nicht einerley seyn kann, obgleich auch hier dieselbe Veranlassung zum Grunde liegt. Denn diese Dirae fangen ebenfalls mit heftigen Verwünschungen des ihm entrissenen Landgutes an. Und doch zuletzt preiset er dieselbe Gegend, welcher er erst alle Arten von Unglück anwünschet, glücklich und beneidenswerth, weil seine geliebte Lydia hier wandelt. Da nun Sueton noch zwey andere Gedichte dieses Cato, die uns fehlen, anführt, unter den Aufschriften, Lydia und Diana; da in diesen Diris der Affekt und Ton in der zweyten Hälfte so sehr von dem in der erstern absticht; da gar kein verbindender Uebergang durch Mitteltinten diese verschiedenen Partheien vereiniget: so vermuthet Hr. Jacobs sehr glücklich, daß hier zwey Gedichte von unwissenden Abschreibern in eins fortgeschrieben sind. Die eigentlichen Dirae giengen alsdann bis auf den 103ten Vers. So weit, und nicht weiter, kommt auch der Refrain an einen gewissen Battarus vor: Extremum carmen revocemus, Battare, avena. Und nun die letzten 77 Verse wären ein ganz verschiedenes unabhängiges Stück, zärtliche Klagen über die Trennung von seiner Lydia; wäre eben die Lydia, oder wenigstens ein Rest derselben, die Sueton anführt. Es ist dies also ein annehmlicher Beytrag zur literarischen Kritik dieser kleinen Fragmente des Alterthums.

Unter den Recensionen machen wir unsre Leser nur auf ein ausländisches Produkt aufmerksam, weil dieses ihnen hier nur auf diesem Wege zur Vermehrung ihrer Notizen bekannt werden kann. Es sind les harangues politiques de Demosthene, traduction nouvelle, par Mr. *Gin*, avec des notes relatives à circonstances presentes et des extraits de plusieurs comedies d'Aristophane, à Paris, 1791. 363 S. in 8. Die Uebersetzung wird als ein geschmackvolles Kunstwerk gerühmt, und die Absicht der Noten ist, durch eine Parallele mit dem damaligen Atheniensischen Staate die Mängel der Democratie zu zeigen.

Die Inedita geben diesmal 1) die Fortsetzung von den im vorigen Stück angefangenen Progymnasmatis des Hermogenes von Tarsus, mit kritischen Anmerkungen, die besonders auf die bisher schon bekannte lateinische Uebersetzung des

Priscian

Priscian Rücksicht nehmen. — 2) Kritische Conjecturen über einige Gedichte der griechischen Anthologie, von Herrn Jacobs, dessen glücklicher Scharfblick hier abermals sich in den meisten Emendationen Beyfall gewinnen wird.

Td.

Specimina antiquissima scripturae graecae tenuioris seu cursivae: — ex inscriptionibus extemporalibus classiariorum Pompeianorum exhibet, cum earundem explicatione *C. D. de Murr*. Norimbergae, in bibliopolio Bauero-Manniano, 1792. 8 Seit. kl. Folio. Mit einer Kupfertafel. 3 gr.

Bey des verschütteten Pompeji Entdeckung, — hier ist das Wort in ganz eigentlichem Sinne zu nehmen, — stieß man im Jahr 1767 auf ein Soldatenquartier oder Caserne, deren Exercirplatz einige mit Gyps überzogene Säulen enthielt, woran Römische Soldaten eine Menge unnützes Zeug in griechischer und lateinischer Sprache mit Nägeln oder andern Werkzeugen aus langer Weile gekritzelt hatten. Von diesem Geschreibsel hat Hr. v. Murr, durch Vermittelung eines am Neapolitanischen Hofe angestellten Geistlichen, der, wie es scheint, ein Deutscher und Exjesuit war, sich genaue Abschriften zu verschaffen gewußt, die er, mit seinen eignen Bemerkungen ausgestattet, nunmehr der gelehrten Welt vorlegt.

Zusammenhängendes ist unter diesen Inschriften (es sind ihrer 25,) durchaus nichts anzutreffen; man müßte sich denn mit einigen isolirten Namen, als Πομπαιος, Ονεσιμος u. dgl. begnügen, oder in Wörter, wie Φιλομεθα, curate pecuniar, καλας u. s. w. einen Sinn legen, von dem der Schmierer vielleicht selbst nichts gewußt hat. Ungeachtet daher an Aufklärung irgend eines streitigen Punkts der Alterthumskunde hier nicht zu denken ist, darf man die Bemühung des Herausgebers doch nicht geradezu für unnütz erklären. Sie liefert uns nämlich von griechischer Cursivschrift die älteste, noch bis itzt bekannte Probe; denn was der gelehrte Schow, nach einer in Aegypten gefundenen Handschrift, mit bewundernswürdiger Geduld vor ein Paar Jahren davon zu entziffern

versucht hat, glaubt er selbst doch erst zu Ende des zweyten, oder im Anfange des dritten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung geschrieben. Daß ein dergleichen Cursivzug existirt haben mußte, war freylich niemals ein Geheimniß; denn mit Capitalbuchstaben wird eine wirklich cultivirte Nation sich nicht lange behelfen. Nunmehr wissen wir doch mit Gewißheit, wie solcher schon zu den Zeiten Vespasians ausgesehen habe. Ein Glück unterdessen, daß von dem verworrenen, so schwer zu enträthselnden Zeuge sich nicht mehr noch erhalten hat! Was für Dinge, wovon den Schreibern nicht einmal träumte, würden die gelehrten Ausleger uns daraus zu erzählen wissen!

Hr. v. M. hat es nicht fehlen lassen, seinen antiquarischen Apparat bey jedem Worte fleißig zu Rathe zu ziehen. Die Resultate davon müssen in dem Schriftchen selbst nachgesehen werden. Warum er die unter Nr. 16. abgezeichnete Inschrift vix antiquam putaverit, kann Rec. doch nicht absehen: denn auf diese Art wäre ja zu fürchten, daß wohl mehreres noch untergeschoben seyn dürfte! — Wer übrigens lernen will, was Gekritzel in noch fünf andern Europäischen Sprachen heiße, und wer dem Verf. Martorelli's abentheuerliches Buch: de regia theca calamaria, geschenkt habe, (Rec. hat es für eine halbe Pistole in einem deutschen Buchladen gekauft) wird auch hierüber in dieser Diatribe Nachricht vorfinden.

F.

Ammian Marcellin, aus dem Lateinischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Johann Augustin Wagner, Conrector am Gymnasium zu Merseburg. Erster Band. Frankfurt, bey Herrmann, 1792. 408 Seiten in 8. 18 Gr.

Sollte Ammian ja übersetzt werden; so hätte diese Arbeit kaum bessern Händen anvertraut werden können. Hr. W. versteht nicht nur sein Original, welches nicht bey allen Uebersetzern, am wenigsten, wenn die Urschrift, gleich dieser, so viele Schwierigkeiten hat, der Fall ist, sondern besitzt auch hinlängliche Kenntnisse und Gewandheit in der deutschen Sprache, um sich dem schwerfälligen Original anzuschmiegen, ohne der

Deut-

Deutlichkeit allzu großen Eintrag zu thun. Ammian hat das harte Colorit behalten, welches er seiner Erzählung zu geben für gut fand. Der Uebersetzer hat aber seinen Schriftsteller nicht nur treu und lesbar in unsere Sprache übertragen, sondern auch durch gelehrte und mit zweckmäßiger Auswahl angebrachte Anmerkungen erläutert, und hier und da Conjecturen gewagt, welche Scharfsinn verrathen. Von seiner Seite ist also alles geschehen, was billiger Weise gefordert werden kann; ob aber Ammian übersetzt und nicht vielmehr seinem Inhalte nach in einer kunstlosern Erzählung und natürlichern Sprache uns hätte geliefert werden sollen, das ist eine andere Frage. So sehr wir den historischen Werth dieses Schriftstellers anerkennen: so könten wir doch die Entschuldigungsgründe nicht unterschreiben, welche der Uebersetzer für den Styl desselben anführt. Denn das Ungefällige seines Vortrags bestehet nicht blos im Mangel einer blühenden Darstellung, es ist nicht blos aus der Absicht entsprungen, die Leser mehr zu belehren, als zu amüsiren; sondern es hat seinen Grund in der Sucht, recht kraftvoll zu schreiben, und gewöhnliche Dinge nicht gewöhnlich zu sagen. Wäre die Absicht, den Leser zu unterrichten, die herrschende gewesen: so würde die Schreibart von selbst natürlicher geblieben, vielleicht etwas trocken und platt geworden seyn; allein, das Ringen nach starken Ausdrücken hat überall Härte und Zwang verursacht. Doch diesen Fehler des Originals hat der Uebersetzer nicht zu verantworten, und die Neigung, einen Schriftsteller, für welchen man so viel gethan hat, in Schutz zu nehmen, ist sehr verzeihlich. Ein künftiger Herausgeber des Ammianus könnte in dieser Uebersetzung manche Anleitung zu kritischen Verbesserungen finden; und wie wäre es, wenn sich Hr. W. entschlösse, die kritischen Bemerkungen, welche sich in den Anmerkungen befinden, und deren er gewiß eine größere Menge zu machen Veranlassung hatte, für die gelehrtern Philologen in irgend einem sich hiezu qualificirenden Journal bekannt machte? Ueber ein Paar Dutzend Stellen der Uebersetzung mit dem Verf. nicht einerley Meinung zu seyn, ist wohl sehr natürlich, aber kaum der Mühe werth, deshalb viel Zeit und Papier zu verschwenden, wenn die Arbeit im Ganzen so gut gelungen ist. Doch wollen wir nur etwas weniges gleich über das erste Kapitel anmerken. Unter humilia verstehet der Uebersetzer Grausamkeiten an Personen niedrigen Standes begangen; wahrscheinlich hält er das gleich darauf folgende nobilis für einen Gegensatz; allein,

es scheinen darunter Verbrechen von geringerer Auszeichnung verstanden werden zu müssen, wie aus der Größe der Frevelthat zu erhellen scheint, die an Clematius begangen wurde. Für flagitium ist das Wort Unbesonnenheit zu wenig, zumal an diesem Orte, wo damit eine verabschrauungswürdige Schandthat bezeichnet wird. Arrogans ingenium kann nicht wohl durch hoher Geist übersetzt werden, da wir darunter einen Menschen von erhabenen Gesinnungen zu verstehen pflegen, hier aber nur ein unbesonnener, vermessener Charakter angedeutet wird. — Das Späschen über die französische Nationalversammlung in der Anmerkung S. 138 hätte unmaßgeblich wegbleiben können. Dieser erste Band geht von Buch 14 bis 20. Die folgenden können wohl nicht in Einen Band gebracht werden, wenn versprochenermaßen ein Index der Staatsämter, und, wie wir wünschen und bitten, auch ein vollständiges historisches und geographisches erklärendes Register angehängt werden soll.

Ks.

Biblische, hebräische, griechische, und überhaupt orientalische Philologie, nebst Patristik und den bibl. und oriental. Alterthümern.

Johann David Michaelis Anmerkungen für Ungelehrte zu seiner Uebersetzung des Neuen Testaments. Vierter Theil. Anmerkungen zu den Briefen an die Philipper, Colosser, Thessalonicher, an Timotheus, Titus, Philemon, zum Brief an die Hebräer, den katholischen Briefen und zur Offenbarung Johannis des Theologen. Göttingen, im Verlag der Vandenhoek- und Ruprechtschen Buchhandlung, 1792. S. 292 und 148. 4. 1 Rg. 16 gr.

Treten nun gleich die Werke des großen Michaelis aus der Reihe der zu recensirenden Schriften, so hoffen wir doch, daß sie noch lange die Lieblingslectüre aller, denen die Erklärung der Bibel eine wichtige Angelegenheit ihres Kopfes und Her-

zens

zens ist, bleiben werden. Ja, wir sind es von ihrer innern Güte überzeugt, daß, so lange die Bibel den Menschen ein achtungswürdiges Buch seyn wird, diese Schriften gelesen, und daß sie auch in künftigen Jahrhunderten den Werth und die Vortreflichkeit der Bibel befestigen werden. Der gegenwärtige Theil, dessen Vollendung der Verf. nicht erlebte, darf sich der vorhergehenden Theile und der in den munterstens Jahren verfertigten Schriften nicht schämen. Bis S. 240 Jac. 5, 14. gieng die Handschrift des seligen Verf. Das Uebrige bis zu Ende Judä sammlete Hr. Prof. Tychsen, der diesen Theil mit einer Vorrede herausgegeben hat, aus den hinterlassenen Papieren. Von der Offenbarung fand sich ein vollständiges Manuscript, das, so wie es war, gedruckt ist, und eine besondere Seitenzahl hat, weil die Erklärung mehr für Gelehrte als Ungelehrte geschrieben zu seyn scheint. Der Verf. schrieb sie, damit wir zuerst von ihr handeln, um 1789, wie man aus S. 51 ersiehet. Er bekennt, daß er die Offenbarung weder für ein göttliches Buch, noch wahre Weissagung halte, 2, 13., und er prüfet die Geschichte nach der Geschichte, mit der man sie oft verglichen hat. Er findet zwar Spuren von dem Untergange des jüdischen Staates, die als Weissagungen können angesehen werden. Sie scheinen ihm aber denen im Evangelio Matth. XXIV. an Klarheit nachzustehen. Unerfüllete Weissagungen mag er nicht gern annehmen, weil das Buch von Ereignissen, die sich bald zutragen sollen, spricht; und das Ansehen desselben leiden würde, wenn man zugäbe, daß gegen die klaren Worte das meiste oder alles noch nicht erfüllt sey. Gemeiniglich gesteht er, wenn die Worte erklärt, und die unrichtigen Deutungen abgefertigt sind, er wisse nicht, auf was für eine Geschichte das Bild passe. In den Anmerkungen werden die Lesarten geprüft, z. E. 3, 7. wo κλεῖς statt δαυιδ, die leichtere statt der schwereren vorgezogen wird; 7, 5—8. wo ihm δεκ ausgelassen zu seyn scheint, 11, 8. u. f. die Bilder Jesaias, Ezechiels und anderer Schriftsteller A. T. angeführt, als 3, 7. 9. 7, 1—3.; die Ausdrücke in der Offenbarung gründlich erklärt, als 1, 20. 8, 10. f.; aus der Naturgeschichte und Reisebeschreibungen Erläuterungen beygebracht 9, 5. 7.; Hr. Herder mit einiger Härte zurecht gewiesen 9, 21. und auch sonst widerlegt, 12, 15. f. Die Anmerkungen über die vorher angezeigten Briefe sind in dem nämlichen Ton und Geist geschrieben, wie die in den vorigen Theilen. Man lernt auch hier, wie der Verf. über verschiedene theologische und

andere

andere wichtige Materien in den letzten Tagen seines Lebens dachte. 1 Thess. 5, 19. 20. will er das Weissagen nicht schlechterdings verboten wissen, und er hält dieses für rathsam, aus Gründen der Klugheit rathsam. 1 Tim. 6, 6. eifert der Verf. mit Recht dagegen, daß die zum gelehrten Stand erzogenen so selten ihre Hände zu gebrauchen wissen, und daß dieser, wie er ihn nennet, unthätige Stand mit Verachtung auf Handwerker herabsieht. 1 Tim. 6, 14. klaget er, daß man zu unserer Zeit der reinen Lehre des Evangelii nicht blos Verfälschung, sondern Untergang zuzubereiten scheine, und daß es beynahe das Ansehen habe, als stände ein grosser Theil der Christenheit in Gefahr, sie ganz zu verliehren. Bey dieser Klage hat der Verf. die Lehre mehr nach dem in jüngern Jahren erlernten Compendio, als nach dem Inhalt des Evangeliums im Gedächtniß gehabt. Hebr. 6, 4. werden die Wunder als der stärkste Beweis für die Göttlichkeit des Evangelii angepriesen. Jac. 3, 1. seufzet der Verf. über die Menge derer, die sich zum Lehrstande drängen und Theologie studiren. Er befürchtet davon sehr nachtheilige Folgen für den Staat, und ahndet den baldigen Einbruch derselben. Geschickte Leute würden, wegen der gar zu grossen Menge der Candidaten, und wegen der schwankenden und mit einem zarten Gewissen nicht vereinbaren Lehrmeinungen, ins künftige von dem theologischen Studio abgeschreckt werden, und nur Arme, von schlechter Erziehung, die nicht wissen, was sie lehren sollen, sich demselben widmen. Mit den Empfindungen eines Mannes, der mit Wehmuth in die Zukunft blickt, schließt er: ich bin vergnügt, daß ich hoffentlich diese Zeiten nicht erleben werde. Erklärer der Schrift werden auch in diesem Theile viele schätzbare Bemerkungen, die aus einer gesunden Urtheilskraft und gründlichen Sprachkenntniß entsprungen sind, bemerken. Phil. 2, 6. μορφῃ θεου υπαρχων. Er schlägt vor, υπαρχων für den genitiv. plur. von υπαρχος, Statthalter, Unterbefehlshaber, zu nehmen, Christus hätte in der Gestalt eines Statthalters Gottes, d. i. Königes, erscheinen können, er wählte aber die Knechtsgestalt u. s. f. Col. 2, 16. 21 f. soll auf die Essener gezielt seyn; V. 17. α wird allein auf das vorhergegangene Sabbath gezogen. 3, 22. ist gleichfalls den Essenern entgegen gesetzt, die die Gleichheit einführeten, und Knechtschaft und Leibeigenschaft aufhoben. Die französische Revolution, deren Anfang der Verf. noch erlebte, und die Debatten über die Abschaffung des Sklavenhandels im Brittischen

schen Parlament, veranlassen ihn, seine Gedanken über Leibeigenschaft zu sagen, deren Rechtmäßigkeit er vertheidiget. 2 Thess. 2, 3—12. Bey dieser schweren Stelle soll Dan. 7, 8—14. zum Grunde liegen. Unter dem Abfall V. 3. könne das Papstthum verstanden werden, doch sey die griechische Kirche der mittlern Zeit nicht auszuschließen. 1 Tim. 3, 2. scheint gegen Polygamie gerichtet zu seyn, doch haben die nicht ganz Unrecht, welche das Schreiten zur zweyten Ehe hier für untersagt halten. 1 Tim. 5, 9. Die Wittwen sind nicht Dienerinnen oder Diaconissinnen, sondern Lehrerinnen, die das weibliche Geschlecht unterrichten, ermahnen und mit gutem Rath unterstützten. Ihre Verrichtungen werden weitläuftig beschrieben, und es wird gewünscht, daß dergleichen weibliche Lehrer noch jetzt unter uns vorhanden wären. Zu Anfang der Anmerkungen zur Epistel an die Hebräer wird gesagt, daß die 1781 und 86 neu aufgelegte Erklärung dieses Briefes oft citirt würde. Es geschieht aber dieses nur sehr selten, vermuthlich weil, wenn, so oft Anlaß dazu war, sie citirt worden, der Citaten zu viele geworden wären.

Exegetische Beyträge zu den Schriften des Neuen Bundes; vom Verfasser der kurzen Erklärung dunkler Stellen, Wörter und Redensarten des Neuen Testaments. Dritter Versuch. Frankfurt, 1792. S. 59—102. 3 K.

Die fortlaufende Zahl der Anmerkungen ist XIV bis XXVII. und sie selbst gehen über Lucas und Johannes. Die erste Anmerkung über Luc. 1, 5. f. ist noch nicht vollendet. Der Verf. ist nicht abgeneigt, das Wunderbare in der Geschichte für bloße Ausschmückung des Erzählers zu halten. Von Joh. 6, 22—24. werden sechs Erklärungen gegeben. Wir wollen die letzte hersetzen: **Am folgenden Tage stand das Volk noch am jenseitigen Ufer, weil es gesehen hatte, daß nur allein die Jünger hinüber gefahren waren, und wartete auf Jesus. Inzwischen kamen Schiffe dahin. Da es nun sahe, daß es vergeblich warte, fuhr es auch hinüber rc.** Joh. 18. V. 3. σπειρα nicht die römische Cohorte, und also V. 12. χιλιαρχος nicht im eigentlichen Verstande, sondern σπειρα theils Gerichtsdiener, theils Freunde des hohen Raths,

und

und χιλιαρχοι der Anführer dieser Rotte, denen man wohl gesagt hatte, daß sie einen Verbrecher zu fangen ausgeschickt würden, jedoch diesen Verbrecher nicht genannt hatte. Daher sie auch, wie sie erfuhren, daß es der von ihnen geschätzte Jesus sey, vor Schrecken ausser sich waren, V. 6.

Dr.

Erziehungsschriften.

Neue Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses. 1792. 9 Bogen in 8. 5 gr.

Neue Unterhaltungen für die erwachsene Jugend, zum Unterricht, Vergnügen und (zur) Veredlung des Herzens, von Joh. Gottfried Röchling —. Frankfurt, bey Gebhard und Körber, 1792. 16 Bogen in 8. 12 gr.

Seitdem die Salzmannschen Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde nach Verdienst mit Beyfall aufgenommen worden, ist Titel und Inhalt dieser Kinderschrift schon vielmals nachgeahmt worden. Gegenwärtige Neue Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde haben offenbar die Absicht, jene ältern Unterhaltungen nachzuahmen und fortzusetzen. Der V. muß aber nicht bedacht haben, daß Unterhaltungen für Kinder nicht wohl ohne Abwechslung des Inhalts und der Einkleidung Statt haben können: sonst würde er die seinigen nicht als ein zusammenhängendes Ganze in einem weg haben abdrucken lassen; denn in dieser Gestalt muß es lesende Kinder ermüden und abschrecken. Hierin also stehen diese neuen Unterhaltungen den ältern weit nach. Sie sind eigentlich in die Erziehungsgeschichte einer Bauernfamilie in einem Brandenburgschen Dorfe aus den Zeiten Friedrichs des Einzigen eingekleidet. Der Vater Frölich, der Schulmeister Güte, ein Hauslehrer und der Förster des Ortes sind die Hauptpersonen: und häusliche Erziehung, Lectionen, Prüfungen, Gespräche, Besuche, Spaziergänge, mit eingerückten, höchst alltäglichen Sentenzen und Sittensprüchen, Liedern, biblischen Sprüchen,

Nach-

Räthseln, Predigtauszügen und Unterredungen über Hexerey, Feldbau, Thiere u. s. w. machen den Inhalt aus. Kinder werden also wohl in dem Buche manches Gute und Nützliche, aber vielleicht weniger Unterhaltendes finden.

Das zweyte Buch ist abwechselnder, und dem Begriff eines Buches zur Unterhaltung angemessener. Der Inhalt ist: 1) Aussichten in die Ewigkeit — selbst für eine erwachsene Jugend fast zu gelehrt. 2) Züge aus dem Charakter des grossen Türenne. 3) Charakter des Saladin. 4) Wilkes Charakter und höchst merkwürdige Geschichte. 5) Lord Chatams Charakter, öffentliches und Privatleben, Beredsamkeit, Tod und Leichenbegängniß. 6) Naturgeschichte des Paradiesvogels. 7) Naturgeschichte der Gemse. 8) Von den merkwürdigsten Thieren in Nordamerika. 9) Griechisches Feuer. 10) Stromboli, der periodische Feuerspeyer. 11) Ueber Friedrichs des Einzigen häusliches und litterarisches Leben, über seinen litterarischen Umgang und über seine Gesellschafter bis zu seinem Tode — verträgt verschiedene Berichtigungen. 12) Was für Jeden wissenswürdige Wahrheit sey. Etwas weniger Declamation, und dargegen mehr auf deutliche Begriffe und richtige Unterscheidungen gebaute Ordnung würde diesen Aufsatz der Jugend lesbarer gemacht haben. 13) Ueber Friedrichs Gesinnungen für die Jesuiten. Ueber das katholische Bisthum, das er im Clevischen errichten wollte. Ueber die spöttische Hoffnung, die Friedrich dem Pabste Clemens XIII. geben ließ, er wolle katholisch werden. 14) Hermann Riedesel, eine deutsche Geschichte aus dem 15ten Jahrhundert — ein Ritterroman, nur etwas zu weitläuftig. Man sieht hieraus, daß für Abwechselung zur Unterhaltung hinreichend gesorgt worden ist, mehr für Jedermann, als für die Jugend. Gut wäre es gewesen, wenn der Verf. jedesmal seine Quellen angegeben hätte. Bey den beyden Aufsätzen über Friedrich II. ist die unlautere Quelle, die Zimmermannischen Fragmente, leicht genug zu erkennen! Hätte doch auch der Verf. die Berichtigungen dabey benutzen wollen, die Hr. Nicolai mit so vieler Mühe, zur großen Verpflichtung aller Freunde historischer Wahrheit, der Welt mitgetheilt hat.

Rg.

Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern, in belehrenden und warnenden Erzählungen, zum Unterrichte der erwachsenen Jugend beyderley Geschlechts, von Joh. Ludwig Adlerjung. Prag und Leipzig, bey Widtmann, 1792. 17 Bogen. 8. 12 gr.

Diese Unterhaltungen werden wirklich junge Leute unterhalten, belehren und warnen können, und verdienen mit Recht ihnen empfohlen zu werden, um die Lücke zu füllen, die sie sonst mit einem schalen Romane verderben würden. Auch für Lesegesellschaften werden sie nicht langweilig seyn. Ein Lehrer redet hier zwar vorn herein seine Klasse an, und giebt ihnen viel gute zur Lebensklugheit gehörige Moral vorweg. Aber dieses auf sieben Seiten zusammengedränget, und nun erzählt er ihnen die merkwürdigen Geschichten einiger seiner ehemaligen Schüler. Man besorge nicht aus dem pädagogischgestellten Titel hier den abgenutzten Dialog und die ekele Wiederholung von Anrede an seine Schüler: sondern nun behandelt er sie wie Leser. Die Geschichten selbst sind gut erzählt, und zeigen, an welchen Klippen *) die Unbesonnenheit und Leichtgläubigkeit der Jünglinge scheitern kann, wie zuweilen Jugendfehler noch drückende Folgen in den späteren Jahren äussern, und wie sich doch diese Folgen durch anhaltende Rechtschaffenheit wieder heben lassen. Es sind ihrer vier: 1) der gute Anton; 2) Anton Schieferstein; 3) Thomas und 4) Hermann. Es ist Wahrheit darin; Wahrheit in den Charakteren und in der Anordnung der Begebenheiten. Nur in der letzteren nicht. Solch ein Fürst und so viel gute Menschen auf einem Flecke, und alle in dem Kreise des Hermanns! O daß das auch wahr wäre! Es ist traurig, daß der Glaube an die Menschheit nicht über die Hälfte gutdenkender und guthandelnder Menschen in Einer Gruppe vertragen will. — Auch die Sprache ist bis auf ein Paar Kleinigkeiten correkt, z. B. frug und befrug, welches sich viele Schriftsteller noch gar nicht abgewöhnen können.

Mfg.

*) Der Verführung und des Betruges.

Der deutsche Schulfreund, herausgegeben von H. G. Zerrenner. Dritter Band. Erfurt, bey Keyser, 1792. 8. 6 gr.

Wir beziehen uns auf die Rec. des zweyten Bandes.

Le.

Kriegswissenschaft.

Handbuch der praktischen Artilleriewissenschaft. Dresden, 1792. in der Waltherischen Hofbuchhandlung. 1 Alph. 1 Bogen, 8. und 4 große Kupfertafeln. 1 Rthl. 12 gr.

Jeder Leser wird wohl ein wenig stutzen, wenn er sieht, daß ihm dieses Buch so nackt und bloß, ohne alle Vorrede, Einleitung oder Nachricht von seinem Herkommen, wie ein kleiner Bastard vorgelegt wird. Wir müssen ihm also sagen, daß es ein ausländisches Kind ist. Ein Schriftsteller, Namens H. W. Saueracker, der, aus der Zueignungsschrift zu urtheilen, Artillerieofficier in Holländischen Diensten ist, und, dem Inhalt des Buchs zufolge, sein Metier im Preußischen Dienste erlernt zu haben scheint; hat im Jahr 1787 ein Buch unter dem sehr langen Titel: Kurzgefaßte, jedoch deutliche Anweisung und Unterricht in dem, was ein Anfänger des Artilleriewesens hauptsächlich davon zu wissen nöthig hat, u. s. w. auf Subscription herausgegeben, und wahrscheinlich auf seine Kosten bey van Gulpen zu Maastricht drucken lassen. Die Walthersche Hofbuchhandlung in Dresden läßt dieses Buch nachdrucken, *) und wenn ihr das geschähe, so würde sie höchst wahrscheinlich Himmel und Erde zur Rache aufrufen. Dies ist nicht nur unbillig, sondern, wie das gemeiniglich der Fall ist, auch unklug gehandelt. Der Herren Buchhändler Verlagsrecht gründet sich lediglich auf das abgetretne Recht des Verfassers. Wollen sie, daß jenes respectirt werde, so müssen sie selbst den höchsten Respect für dieses zeigen.

*) Nach einer weit spätern Zeitungsanzeige hat Hr. Saueracker der Waltherschen Buchhandlung das Verlagsrecht dieses Buchs gänzlich überlassen.

Dazu haben sie eine ganz besondere Ursache. Es ist ausgemacht, daß sich dieses Verlagsrecht auf nichts Positives gründet, sondern nur darauf, daß der Vortheil der Wissenschaften erfordert, daß man es respectire. Dadurch werden die Schriftsteller ermuntert, zu arbeiten, darauf zu dichten und zu denken, wie sie beliebte, und folglich im Ganzen nützliche Bücher hervorbringen. Das Verlagsrecht ist also eine Ehrensache, wie das Bezahlen der Spielschulden. Wenn Spieler von Profession anfangen wollten, ihre Spielschulden nicht zu bezahlen, so würde man diesem Beyspiele gegen sie bald folgen; daher verkaufen sie auch lieber das Hemde vom Leibe, als sie wider diese Verpflichtung anstoßen. So müßten es die Herren Buchhändler auch machen. Sie müßten sich hierin äusserst delicat bezeigen. Es thut nichts, daß dieses Buch in einem fremden Lande gedruckt, und noch weniger, daß der Verfasser selbst der Verleger desselben ist. Denn Sachsen ist für Karlsruh, Wien u. s. w. eben so wohl ein fremdes Land, als es Holland für Dresden ist. Die Wissenschaften haben ein allgemeines Band, das sich über den ganzen Erdball erstreckt, und das überall geehrt werden muß. Hinwiederum, da das Verlagsrecht der Buchhändler sich blos auf das Eigenthumsrecht der Verfasser gründet, so müssen sie, wenn es ihnen schon ein wenig unangenehm ist, daß die Schriftsteller ihr Recht selbst ausüben, dasselbe doch beachten. Sie brauchen sich nicht davor zu fürchten, daß ihr Untergang dadurch zuwege gebracht würde. Die Fälle, wo ein Schriftsteller mit Vortheil selbst sein Werk verlegen kann, sind zu selten, daß dieser Selbstverlag ihnen so viel Schaden bringen könnte, als das Beyspiel der Verletzung eines Rechts, das sie selbst reclamiren, thun kann. Die Waltherische Buchhandlung hätte also suchen müssen, mit Herrn Saueracker einig zu werden; und nur dann allenfalls, wenn er jeden billigen Vertrag von sich abgelehnt hätte, wäre es ihr erlaubt gewesen, wegen der Bequemlichkeit deutscher Leser, zum Nachdrucken zu schreiten. Daß sie dieses nicht gethan hat, bezeugt die Klage, die Hr. S. über ihr Verfahren geführt hat: so wie es auch dadurch, daß sie nichts von der Art sagt, wie sie zum Verlage dieses Buchs gekommen ist, und daß sie eigenmächtig den Titel verändert, deutlich wird, daß sie sich ihres Verfahrens selbst geschämt hat. Man wird es dem Rec. als Schriftsteller verzeihen, daß er sich über diese Sache ein wenig weitläuftig und derb erklärt: sie ist nicht nur seine Sache mit, sondern würklich allgemeine Angelegenheit der Wissenschaften,

und

und entweder die Herren Buchhändler müssen ganz aufhören, über den Nachdruck zu klagen, welches er sich seines Orts wohl gefallen lassen würde, oder diejenigen, die darüber so laut klagen, müssen selbst das Beyspiel geben, sich dessen zu enthalten. Nach dieser Nebenerläuterung schreiten wir dazu, dem Leser Bericht von unserm Urtheile über das Buch selbst abzustatten.

Es ist dies gewiß weder ein gutes Werk, noch viel weniger das Werk eines geschickten Artilleristen. Wenn ein Mensch, ohne alle wissenschaftliche Bildung, als ein wenig schreiben und rechnen, in ein Artilleriecorps gekommen wäre, und da viele Jahre hinter einander den Uebungen desselben beygewohnt hätte, so würde er, deucht uns, gerade ein solches Buch schreiben. Wir wollen ihm indeß doch nicht allen Nutzen absprechen. Es sind darin viele brauchbare, gute praktische Vorschriften, die einem noch unerfahrnen Artilleristen bey der Bedienung des Geschützes nützlich seyn können. Allein, sobald als es darüber hinausgeht, sobald von irgend einer Sache die Rede ist, wobey nur einige Kenntniß von Mathematik erfordert wird, so kann man sich über die Aeusserungen des V. oft des Lachens nicht enthalten. Zur Probe wollen wir nur folgende S. 225 befindliche Stelle hieher setzen: „Der 45ste Grad ist der höchste Elevationswinkel, dessen man sich bey dem Wurfgeschütz, besonders den Mortiers, bedienen kann, weil ein aus diesem Grad geworfener Körper am weitesten damit getrieben wird; denn da man von der Horizontallinie, das ist 0 Grad, zu zählen anfängt, und das Geschütz elevirt, so fliegt die Bombe oder ein andrer Körper, wenn das Wurfgeschütz im 30sten Grade elevirt ist, eben so weit, wie im 60sten Grad, **weil** 30 und 60 neunzig Grad **ausmachen**, welche Bewandniß es auch mit allen entgegengesetzten Graden, so die Summe von 90 Grad ausmachen, hat, als da ist 20 und 70 auch 90 Grad, 25 und 65 auch 90 Grad u. s. w."

Wer dieses liest, wird schon urtheilen können, daß erstaunlich viel Falsches und Fehlerhaftes in dem Buche befindlich ist. Es kann z. B. nichts falscher seyn, als die Beschreibung, die der Verf. gleich auf den ersten Seiten des Buchs vom Salpetersieden macht; worin kein Wort weder vom Auslaugen der Salpetererde, noch vom Raffiniren des Salpeters vorkömmt. Da wird auch gesagt, es gebe dreyerley Arten von Salpeter, deren eine, der indianische, in Krystallen aus der Erde wachsen soll. S. 40 steht Folgendes über die verschiednen Kammern

 bey

TAYLOR INST. OXFORD

bey den Mortiers. §. 18. „Was die Gestalt der Kammern betrifft, so waren selbige ehedem sehr verschieden, und die Mortiers wurden auch darnach benennet, denn man hatte Mortiers: 1) mit cylindrischen Kammern, und diese sind auch noch die gebräuchlichsten; 2) mit einer birnförmigen Kammer, diese waren wie ein abgekürzter Kegel gestaltet, und der hinterste Theil gerundet; 3) kugelförmige, denn sie hatten die Gestalt einer Kugel; und 4) konische, wovon aber auch zweyerley Arten waren, als: a) war der vordere Diameter der Kammer dem Diameter des Laufs gleich, und gieng nach hintenzu kegelförmig; b) war hinten am Lauf oder Flug ein kleiner Absatz, mithin der vordere Diameter der Kammer enger als der Lauf; sie war aber übrigens wie ein Kegel gestaltet. Diese verschiedenen Figuren von Kammern entstanden daher, weil diejenigen, so diese Kammern inventirten, glaubten, mit wenigem Pulver die Bomben weiter zu treiben. Da aber in neuern Zeiten befunden worden, daß die cylindrischen Kammern die besten waren, und daß darin sich mehr Pulver zugleich entzündete, als in den andern Kammern, mithin die Kraft des Pulvers mehr auf die Bombe wirkte: so sind vorstehende Kammern auch abgeschafft, und, wie schon erwähnt, die cylindrischen vorzüglich beybehalten worden.

Wir brauchen ja wohl nicht das Fehlerhafte in diesem §. aus einander zu setzen, und er wird auch wohl hinreichen, um das Maaß der Kenntnisse unsers Verf. und die Beschaffenheit des Buchs in Rücksicht dieser Gegenstände anzudeuten. Allein, auch im Praktischen ist es bey weitem nicht fehlerfrey. So ist es z. B. falsch, wenn S. 148 gesagt wird: „es würde besonders aus den großen Kanons, als 12 und 24pfündigen, mit glühenden Kugeln geschossen: und das Kanon zu 3, 4 bis 5 Grad elevirt." Das ist sowohl den Fällen, wo man sich noch etwa der glühenden Kugeln bedienen könnte, als auch dem Handhaben bey dieser Art zu schießen entgegen. Eben so falsch ist folgender Satz S. 223. „Sollen hingegen Gewölber, Casematten, Gebäude, Pulver- oder andre Magazine ruinirt, auch mit Steinen geworfen werden, so bedient man sich dazu des 45sten Grads" u. s. w." Falsch ist auch Folgendes S. 231 f. „Betreffend die Ladung zu einem Wurf, nach verschiedenen Distanzen und aus verschiedenen Graden, so ist dieses zwar durch die Rechnung zu erfinden; man findet auch

in verschiedenen Abhandlungen ausgerechnete Tabellen darüber; da aber die Rechnung nicht allemal einem jeden bekannt, hiernächst anjetzt, wie §. 56, 57 und 58 bereits gesagt worden, Bomben und andre Körper aus Mortieren nur aus 2, höchstens 3 Graden Elevation geworfen werden, so ist festgesetzt, und für richtig befunden und angenommen worden, daß man von 50 zu 50 Schritt weiterer Distanz 2¼ höchstens 2½ — Loth Pulver — mehr zur Ladung nehme u. s. w."

Wir müssen hier eine Zweydeutigkeit bemerken, die uns bald selbst verführt hätte. Der Verf. meint nicht, wie es die schlecht gesetzten Worte angeben, daß man die Mortiere nur bis auf 2 oder 3 Grad Elevation richte, welches gar zu absurd wäre, sondern das bezieht sich auf das, was §. 56 steht: „Man werfe anjetzo gemeiniglich Bomben nur aus 2, höchstens 3 Graden, nämlich den 25sten, 30sten oder 45sten." Das mag bey den Artillerieübungen, denen er beygewohnt hat, wohl geschehen seyn. Allein, geschickte Artillerieoffiziere werden allemal Ladung und Richtung dem Zwecke gemäß zu combiniren wissen, und nicht nach so einer elenden mechanischen Regel verfahren, sobald es auf Ernst und bestimmte Fälle ankommt. Es giebt Fälle z. B., wo durchaus unter dem Complementswinkel geworfen werden muß, damit die aus einer großen Höhe herabfallende Bombe eine größere Würkung äussere. Allein, wer seine Artilleriekenntnisse blos aus Friedensübungen gesammelt hat, weiß davon nichts, denn bey Uebungen thut man das nicht gerne, es strapazirt den Mörser, die Laffette und die Bettung, und die Bombe geht da gemeiniglich verlohren; und das will unser sparsamer militärischer Geist alles nicht haben. Uebrigens thun wir wohl unrecht, dem Verf. vom Complementswinkel etwas vorzusagen. Das Wort dürfte ihm wohl eben so wenig bekannt seyn, als die ausgerechneten Tabellen, die man in verschiedenen Abhandlungen findet. Denn er glaubt, es wäre darin die Ladung berechnet für gegebne Distanzen und Richtungsgrade; da doch umgekehrt die Richtungsgrade für die Distanzen nach gegebner Ladung darin berechnet sind.

Ohngeachtet nun diese Proben hinreichen, um dem Verf. als Schriftsteller in der Geschützkunst seinen Rang anzuweisen, so rathen wir doch nicht davon ab, sein Buch zu lesen. Man findet darin über die Handhabung des Geschützes und den Bau der Batterien viele praktische Regeln und kleine umständliche

Angaben, die nützlich sind, und in andern Werken, eben ihrer Geringfügigkeit wegen, vergeblich gesucht werden. Deshalb ist es angehenden Artilleristen, oder solchen Offizieren, die nicht bey der Artillerie stehen, und doch leicht in den Fall kommen können, aus Ermangelung anderer, etwas zur Artillerie gehöriges zu dirigiren, ganz besonders anzupreisen.

Y.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Omais, Freund (es) und Reisegefährte (n) des Capitän Cook, Erzählungen und Berichte von seinen Reisen, Unternehmungen und Einrichtungen auf den Südseeinseln, nebst charakteristischen Schilderungen von den Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen der Bewohner derselben. Erster Band. Dresden und Leipzig, bey Richter, 1792. 1 Alph. 4½ Bogen in 8. 1 Rt.

Aus Cooks und Forsters Reisen ist bekannt, daß Cap. Furneaux, der Begleiter Cooks, bey seiner zweyten Entdeckungsreise, 1773 auf der Insel Huaheine, einer der Societätsinseln, einen Eingebohrenen, Namens Omai, auf sein Verlangen, auf seinem Schiff, Endeavour, aufgenommen, und nachdem er sich zu Neu-Seeland von Cook getrennt hatte, denselben mit nach England gebracht hat, wo er mit demselben im Julius 1774, ein ganzes Jahr früher, als Cook, anlangte; auch ist es bekannt, daß dieser Omai, nach einem zweyjährigen Aufenthalt, und nach vielen erlernten Kenntnissen und — Thorheiten vom Cap. Cook, auf seiner dritten Reise, mit allen zu einem bequemern Leben nöthigen Bedürfnissen und mit europäischem Vieh versehen, nach Huaheine zurückgebracht worden sey. Nachher hat Lieut. Watt auf der Rückreise von der Jaksonsbay über Otaheite 1788 erfahren, daß Omai ermordet, und von seinem mitgebrachten Vieh blos von den Ziegen noch eine Zucht vorhanden sey. Diese Nachrichten brachte der Recensent mit zur Lesung dieses Buchs, und war nun neugierig darauf, was man den Omai selbst über seine Reise

und

und seinen Aufenthalt in London werde sagen lassen; was man diesem Südländer für Bemerkungen über europäische Menschen, Sitten und Arten in den Mund legen werde. Allein, wir haben uns in dieser Erwartung getäuscht gefunden. Die Beschreibung der Reise nach England und der Rückreise nach Huaheine ist so, wie wir sie bereits aus den davon vorhandenen Reisebeschreibungen wissen, nur daß Omai es ist, der alles in seiner Person erzählt; er spricht und urtheilt wie ein gebildeter Europäer, und der Verf., der ihn reden läßt, hat den Gesichtskreis eines Südindianers ganz aus den Augen verlohren. Deswegen findet er auch oft für nöthig, sich gegen die nachtheiligen Urtheile Forsters über ihn zu vertheidigen, und seine geäusserten naturhistorischen Kenntnisse auf Rechnung seines Freundes, Andersons, Schiffswundarztes auf der Resolution, auf welchem er zurückkehrte, zu schieben. Das erfahren wir noch, daß er durch den Graf Sandwich dem König vorgestellt worden, und daß ihm Cook, ehe er ihn zu seiner dritten Reise mitnahm, die Blattern habe einimpfen lassen, weil vorher Aouturu, Bougainvillens Gefährte, (so wie nachher der Prinz Libu) an den Blattern gestorben war. Zur Ursache seiner Reise nach England, denn es geschah auf seine wiederholten Wünsche, daß Cap. Furneaux ihn mit dahin nahm, giebt er an, daß er sich daselbst habe in Stand setzen wollen, sein Vaterland, Ulietra, aus dem er habe flüchtig werden müssen, von einem Unterdrücker, Opoony, dem Mörder seiner Familie, zu befreyen. Und darzu macht er denn gleich nach seiner ehrenvollen Zurückkunft, mit europäischer Politik, von weitem Anstalt, wird unter die Oberhäupter oder Statthalter seiner Insel aufgenommen, erhält ein ansehnliches Eigenthum zur Fortpflanzung seines Viehs und Anbau europäischer Früchte, hat über 500 Mann zu befehlen, macht Eindruck auf die königliche Wittwe und Landesregentin im Namen ihres unmündigen Sohnes, Nowa, die er vermuthlich im folgenden Theil noch heyrathen wird, und macht sie und ihren Rath geneigt, sich zum Krieg gegen seinen Feind zu entschließen. Und mit den Zubereitungen darzu endigt sich dieser erste Theil.

Natürlicherweise werden nun unsre Leser zu wissen verlangen, auf wessen Wort sie dieses alles glauben sollen; wer ihnen Bürge dafür ist, daß der wahre Omai ihnen hier seine ächten, unverschönerten Begebenheiten erzählt, kurz, daß sie eine wahre Geschichte der Niederlassung und Anbauung des

Omai auf der Insel Huaheine, und keinen Roman lesen. Darauf müssen wir ihnen nun aus der Vorrede melden, daß, nach derselben, der Herausgeber des Buchs ein Franzose ist, der von einem sterbenden Freund und Landsmann auf dem Cap, wohin er von einem fremden Schiffe krank war abgesetzt worden, ein Kästchen mit zwey Manuscripten erhalten habe, mit dem Auftrag, deren Herausgabe in Europa an seiner Statt gewissenhaft zu besorgen. Diese Handschriften hätten denn die Geschichte des Omai, die eine in einer fremden, vermuthlich otahitischen, Sprache, die andre in einer französischen Uebersetzung enthalten, die der Herausgeber mit Hülfe des angehängten Wörterbuchs geprüft und verbessert, übrigens aber nichts Wesentliches verändert haben will. Der verstorbne Freund will solche von dem Verf. (also doch vermuthlich vom Omai selbst) erhalten haben, und ein Augenzeuge der meisten Begebenheiten gewesen seyn — und doch wird in der ganzen Geschichte nicht eines Ausländers erwähnt; seine Rolle müßte also erst im folgenden Theil gespielt werden. Das ist nun freylich wenig Beruhigung für den, der keine Erdichtungen, sondern zur Befriedigung seiner Neugierde, die wahren Umstände und Folgen der Rückkehr und Niederlassung dieses Südländers in seinem Vaterlande zu lesen wünscht. Datzu müssen wir denn noch sagen, daß, so sehr auch der Verf. aus Reisebeschreibungen die Sprache eines otahitischen Geschichtschreibers angenommen hat, dennoch der Ton der Erzählung sehr romanhaft ist, und die Geschichte höchst unglaubwürdig macht. Es geht alles so leicht und nach Herzenswunsch von statten; Schwierigkeiten werden mit Federstrichen überwunden, ferne Folgen, ohne Zeitbestimmung, sogleich an Ursachen und Anstalten geknüpft, wie es nur in der Romanwelt geschehen kann. Noch müssen wir erwähnen, daß das Buch in zehn Erzählungen getheilt ist, deren jede den Namen einer Person führt, die darin die Hauptrolle spielt, z. B. Capitain Furneaux, Sandwich, Anderson, Cook u. s. w.

Pz.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund. Biographie; von Rupert Bekker. Prag und Leipzig. 1792. in der Meißnerischen Buchhandlung. 229 Seiten. 8. 14 gr.

Was man in andern Geschichtschreibern von dem Leben und Thaten Karl des Kühnen zerstreut findet, hat der Verf. hier gesammelt und zu einer eigenen Lebensbeschreibung jenes berühmten Mannes umgearbeitet. Dergleichen Schriften verdienen allen Beyfall, sind belehrend und unterhaltend, und könnten füglich die Stelle der historischen Romane vertreten, die der Wahrheit der Geschichte so gefährlich sind, wenn sich der Schriftsteller bemühte, ihrem Werke mehr Leben und Anziehendes einzuweben. Der Verf. ist darin glücklich gewesen, und hat dabey einige Anekdoten vortheilhaft zu benutzen gewußt. Er faßt sich in seinen Erzählungen kurz, hat aber auch dabey manchen nicht unbeträchtlichen Umstand übersehen. Er sagt z. B. S. 78: Karl sey zum zweytenmal Wittwer geworden, und erwähnet seiner letzten Verbindung mit der Schwester Eduard des IV. von England; aber von den beyden ersten Gemahlinnen, der Catharine, Carl des VII. in Frankreich Tochter, und der Isabelle, der Tochter des Herzogs Carl von Bourbon, gedenket er nichts. Wenn auch diese in die Geschichte seiner Staaten keinen sonderlichen Einfluß hatten, und auch keine vorzüglich starke Triebfedern seiner Handlungen waren; so bleiben sie doch immer in seiner Lebensbeschreibung ein Gegenstand, den man nicht übergehen durfte. Wenn der V. die Grausamkeiten, die Karl so oft zu Schulden brachte, durch seine Lage und die Barbarey der damaligen Zeiten, bey verschiedenen Gelegenheiten rechtfertigen will, so möchte er wohl Stoff dazu finden; aber wenn er den Beweis seiner Behauptung mit Handlungen der Großmuth, wie S. 71, führet, können wir ihm nicht beystimmen. Der größte Tyrann handelt oft so, daß seine Handlungen den Anstrich der Großmuth haben; aber sein Herz nimmt keinen Antheil daran. Stolz, Herrschsucht, oder die Erreichung einer unedlen Absicht bestimmen ihn gemeiniglich dazu. Aus der Quelle des Stolzes, deucht uns, strömten alle Tugenden und Laster, die den Herzog von Burgund unter den Fürsten seiner Zeit so sehr auszeichneten. — Sonst liest sich das Werk gut, doch ist der Verf. in der Rechtschreibung und auch oft in der Wahl des Ausdrucks nicht sorgfältig genug gewesen.

Ka.

Geschichte des Hochstifts Lüttich, von Karl Moritz Fabricius. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung, 1792. 8. 19½ Bogen. 18 gr.

Ungeachtet wir die Geschichte des Hochstifts Lüttich für „eine der reichhaltigsten und interessantesten Specialgeschichten von ganz Deutschland" (Vorr. S. 1.) nicht halten, so muß es doch dem deutschen Publikum sehr angenehm seyn, hier die Hauptfacta zur Geschichte eines geistlichen Staats, dessen Bewohner in unsern Tagen die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland, Frankreich und Holland auf sich zogen, aus guten Quellen und Systemen gesammelt, und chronologisch, nach der Folge der Landesregenten, geordnet anzutreffen. Der Verf. fängt von den ältesten bekannten Bewohnern des Landes, den Galliern und Tungern, an, und endigt mit der Regierung des Bischofs Joseph Clemens von Bayern. († 1723.) Schade, daß er weder Materialien, noch Muth genug hatte, die Geschichte bis auf die neuesten Unruhen fortzusetzen; diese wenigstens würden interessant genug gewesen seyn. Die Hauptwerke, die der Verf. fleißig benutzt und allegirt hat, sind: *Chapeauville* Scr. rer. Leodiens., *Fiseu* hist. eccles. Leod. und *Kints* Delices du Pays de Liège. Im Ganzen ist die Arbeit gut, auch die Schreibart natürlich und rein genug; doch sind wir zuweilen auf kleine Unrichtigkeiten und Eigenheiten gestoßen. So ist z. B. ganz ungegründet, daß der Kaiser Otto III. an Gift gestorben sey. (S. 33.) Man sehe *Ditmar. Merseb.* L. IV. p. 358., dessen Zeugniß gewiß gültiger seyn muß, als das vom *Annalista Saxo* ad ann. 1002. Auf eben der S. 33 steht Heinrich III. für Heinrich II. Den Bischof Otbert, den Zeitgenossen Kaiser Heinrichs IV., nennt der V. Obert. (S. 63.) Den Papst Paschalis II. nennt er Pascalis. (S. 64.) Im Jahr 1689 wurde kein „doppelter Reichskrieg wider die Türken und Franzosen erklärt." Der Kaiser wurde wider die Türken zwar von einzelnen Ständen schon seit 1683, aber nicht vom ganzen Reich unterstützt.

Si.

Erd-

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Neapel und Sizilien. Ein Auszug aus des Mr. de Non Voyage pittoresque de Naples et Sicile. Mit fünf Kupfern und einer Charte. Vierter Theil. Gotha, bey Ettinger, 1792. 202 Seiten. 8. 1 Rh. 8 gr.

Allhier werden in dem eilften Kapitel die Beschreibung der Phlegräischen Gefilde, die eine Menge vereinigter Vulkane sind, und der Alterthümer von Puzzoli, Baya, Cuma, Pauli und Misenum geliefert, welchen eine kurze Nachricht von dem Ursprunge der Vulkane und ihren Ursachen vorausgesetzt ist. — Büffon, Nollet sind hier ausgeschrieben; aus des D. Demeste Brief das Vorzüglichste; Hamilton aber nicht benutzet. Vom Tempel des Serapis gute Nachrichten. Viel von der Hundsgrotte und derselben fixen Luft, aus dem Nollet, mit des Duc de Chaulnes Beobachtungen vermehrt. Unterrichtend sind die Nachrichten vom See Averno. Von Monte nuovo, das Beste aus des Falconi Beschreibung. — Im zwölften Kapitel folgt die Beschreibung der Gegenden um Neapel, ehemals Campania felix genannt; hier ist das herrlichste Clima, der so berühmte falernische Wein; — von Cuma, Capua, Formia, Minturna, Sinuessa, Cales, Suessa, Teanum, Atella und Nola, sehr wenig vom itzigen Zustand und Sehenswürdigkeiten. Daß der V. statt des Maiers schlechten Münzbuche nicht neuere Münzbücher bey Anzeige dieser Städte-Münzen benutzen sollen, wie Houel gethan, ist tadelnswerth, und man siehet hieraus, daß derselbe keinen französischen Antiquaire zu Rathe gezogen, welches aber freylich der Künstlerstolz nicht zulässet. — Es folgt die Beschreibung des Amphitheaters zu Capua und einiger alten Gräber daselbst; hierauf kurz von der Abtey Monte Cassino; der Insel Sora; dem Fels Terracina und dem Molo von Gaeta, das alte Formia, wobey Ciceronis Landguth gewesen, allda man noch das vermuthlich desselben ziemlich vollständig erhaltenes Grabmal sehen kann. — In Terracina, dem alten Anxur, findet man annoch die Ruinen eines ehedem prachtvollen Tempels, und die Ueberbleibsel eines großen Pallasts; in Gaeta das Grabmal

des

des Monathes [illegible]. — Die kurze Beschreibung des königlichen Schlosses zu Caserta; des engen Thales, Furculae Caudinae genannt, von Stebli, und den in der neapolitanischen Gegend liegenden Inseln. — Zum Beschluß etwas über die Campanischen Gefäße, welche insgemein Etrurische genannt zu werden pflegen, ist ein Auszug aus Winkelmanns und d'Hancarville Schriften. — Jedoch genug von diesem unterhaltenden und schön geschriebenen Lesebuch, wie es Hr. D. Bartels mit Recht nennt.

Historisch-geographisches Lehrbuch von Deutschland, zum Gebrauch für Schulen, von Joh. Ephraim Witschel.

Oder auch unter dem Titel:

Geschichte und Geographie von Deutschland, ein Lehr- und Lesebuch für die Jugend, von J. E. W. Vierter Theil. Dresden und Leipzig, beym Verfasser und in der Hilscherschen Buchhandlung, 1792. 25½ Bogen. 8. 18 gr.

Ein nützliches Buch, von der Gattung derjenigen, die zwar nichts Neues enthalten, oder enthalten können; aber das Bekannte gut und zweckmäßig ordnen und zusammendrängen. Es enthält nämlich ein Compendium der Geschichte und Geographie Deutschlands. Die erste, unter dem Titel: Kurze Uebersicht der Geschichte der Deutschen und deren Oberregenten, oder die deutsche Kaisergeschichte, füllt die ersten 100 Seiten aus. Den übrigen Raum nimmt die Geographie von Deutschland ein, in vier Abtheilungen. 1) Einleitung in die allgemeine Geographie von Deutschland. — Gränzen zu verschiedener Zeit, Eintheilung, Gebirge, Flüsse, Volksmenge, Sprache, Religion, Gelehrsamkeit, Fruchtbarkeit und Produkte, Handel, Maaß und Gewicht, Münzen. 2) Uebersicht der deutschen Reichsverfassung, für den Zweck des Buchs sehr vollständig und hinreichend. 3) Allgemeine Geographie von Deutschland, nach den zehn Kreisen, und mit Rücksicht auf die [illegible]verfassung — vollständiges Verzeichniß der zu jedem

Kreise gehörenden Länder und Kreisstände. 4) Historisch-geographische Beschreibung des deutschen Reichs mit Nebeneinanderstellung der Länder eines jeden der vorzüglichsten regierenden Häuser. Hier, von S. 232, geht die eigentliche Geographie an, wobey Geschichte, richtige geographische Abtheilung der Länder, und topographische Beschreibung der vornehmsten Orte, mit Sparung des Raums durch kleinere Schrift, dennoch zum Schulgebrauch vollständig genug, verbunden wird. Das Einzige, was wir bey der Bearbeitung mancher Länder vermißt haben, sind Natur- und Kunstprodukte und Handel. Der Verf. hatte zwar dieser Gegenstände oben in der Einleitung in die allgemeine Geographie von Deutschland gedacht; aber jene Nachricht ist nach den Waaren und Materien, und nicht nach den Ländern eingerichtet; so daß man daraus nicht übersehen kann, was Natur und Kunstfleiß in jedem Lande erzeugt — doch müssen wir sagen, daß gleichwohl bey einzelnen Orten die Fabrikanstalten erwähnt worden sind; und daß uns auch in der Folge dieser Mangel seltener aufgestoßen ist. Daß der Verf. die Beschreibung der Länder Deutschlands, nach dem Beyspiel Normanns, Walchs, Jacobi's und anderer, nach ihren Besitzern zusammengestellt hat, billigen wir sehr. Noch besser aber ist es, daß er ihre geographische Lage nach Kreisen nicht übergangen, sondern vorausgeschickt hat, ausserdem würde sein Buch zum geographischen Unterricht weniger brauchbar gewesen seyn. Höchstens hätte der Verf., da er blos Deutschland beschreiben wollte, doch die ausser Deutschland liegenden Besitzungen des nämlichen Herrn wenigstens kurz nennen können. Die Ordnung, die der Verf. befolgt hat, ist diese. Staaten des Hauses Oesterreich. Deutsche Kürlande, nebst den übrigen Besitzungen der Churfürsten in Deutschland. Länder der altfürstlichen Häuser: Braunschweig, Zweybrücken, Sachsen Ernestinischer Linie (diese sehr wohl auseinander gesetzt), Anhalt, Holstein, Meklenburg, schwedische Lande in Deutschland, Hessen, Würtemberg, Baden, Nassau; Länder der vornehmsten geistlichen Fürsten, und endlich Länder der übrigen Fürsten, Grafen und Reichsstände, nach den zehn Kreisen.

Das Buch erscheint ohne Vorrede; ein Nebentitel aber nennt es einen vierten Theil, in Beziehung nämlich auf drey vorhergehende Theile, die, wenn wir uns recht entsinnen, blos die Geschichte Deutschlands enthielten. Diese Geschichte

ist nun hier ins Kurze gezogen, und mit der Geographie vermehrt worden, so daß also das Buch ein für sich bestehendes Ganzes ist, und nur für die Besitzer der ersten Theile den Namen des vierten führt.

Mir.

Bemerkungen über Ehstland, Liefland (und) Rußland (;) nebst einigen Beyträgen zur Empörungsgeschichte Pugatschews, während eines achtjährigen Aufenthalts gesammlet von einem Augenzeugen. Prag und Leipzig, in der Meißnerischen Buchhandlung, 1792. 302 S. 8. 16 gr.

Einem Augenzeugen zu widersprechen, ist freylich etwas mißlich; aber wie, wenn seine fehlerhaften Augen weiß für grün angesehen hätten? Die häufig vorkommenden Irrthümer erregen wirklich manchen Argwohn; selbst die S. 31 berührte Erziehungsanstalt, welche eine ungenannte Generalin in Reval soll angelegt und dabey mehrere Lehrer angestellt haben, ist dem Rec., der sich damals dort aufhielt, ganz unbekannt. Dennoch muß man nicht geradezu die Wahrheitsliebe des V. bezweifeln: vermuthlich ist es blos seiner im Buch bemerkbaren Milzsucht, die ihn mit der Welt unzufrieden machte, und von einem Ort zum andern ohne Ausdauer umhertrieb, beyzumessen, daß Augen, Ohren und Gedächtniß ihn oft hintergangen haben, auch daß er sich endlich entschloß, seine vor etwa 20 Jahren gesammelten Bemerkungen, die nicht nur seicht, sondern eines Theils ganz falsch sind, drucken zu lassen. Gleich auf dem zweyten Bogen, wo sie eigentlich anheben, stößt man unter mehrern andern auf folgende Unrichtigkeiten: Die sechs ehstnischen Bauern, welche seinem Schiffer bey dem Einlaufen in den Hafen ihre Dienste anboten, hätten, obgleich es noch kalt und die See voll Treibeis war, zu ihrer Bedeckung nichts, als ein gefärbtes Hemde, welches bis auf die Fußsohlen reichte, (die Ehsten tragen weder gefärbte, noch solche lange Hemden) und bloße Füße gehabt; in Ehstland sey die Luft dünn und ätherisch, aber fast durch ganz Deutschland, den Sommer ausgenommen, dick und neblicht; im Städtchen (damals war es nur ein Flecken) Baltischport nährten sich die Bürger vom Ackerbau (sie haben gar keine Aecker); den Namen des dasigen

Hafens

Hafens habe Peter I. geändert, und bey Strafe der Knut befohlen, ihn nicht mehr Rogerwiek zu nennen (die jetzige Kaiserin änderte den Namen ohne Androhung der Knut); der Hafenbau habe wegen Rußlands immerwährender Kriege aufgehört; (eine ganz neue Entdeckung!) die damals dort befindlich gewesenen Verbrecher wären durchgehends Russen gewesen (auch Ehsten, Deutsche u. a. m. sahe man darunter), und hätten Arbeiten aus Bernstein (wo sollten sie diesen hernehmen?) verfertigt; die Räder der dasigen Fuhrwerke wären nicht mit Eisen, sondern mit Holz beschlagen (sie bestehen an gemeinen Wagen aus lauter Holz, aber damit beschlägt man nicht); auch erblicke man bey dem Bauer an seinem Pferd, Pflugschaar und Spaten kein Eisen; (konnte denn der Verf. gar nicht sehen?) in den Krügen an der dasigen Landstraße herrsche Reinlichkeit, man bekomme dort alles, sogar Betten, zugerichtete Speisen und mehr als eine Sorte Wein (dies müßte man für Spötterey halten, wenn nicht die deutschen Wirthshäuser zu ihrem Nachtheil dagegen gestellt würden); unter den Ehsten führe die uneheliche Schwangerschaft keine Entehrung mit sich (!!); in Reval sey ein Schiffswerft und ein russischer Erzbischof (abermals neue Entdeckungen!) — Das sind noch lange nicht alle Fehler auf dem zweyten Bogen, und auf den folgenden giebt es gleichfalls deren genug; aber wer kann sie alle anführen? Nur mußten etliche berührt werden, um unkundige Leser aufmerksam zu machen, damit sie dem Verf., wenn er in Tadel ausbricht, nicht geradezu trauen, da er sogar seine eigenen Landsleute laut verachtet, und sie den in Moskau befindlichen Franzosen S. 167 weit nachsetzt. Sonderlich erregte Petersburg seinen Mißmuth, weil er dort nicht gleich eine annehmliche Stelle fand. Aber können denn alle Ausländer, die sich ungerufen dahin drängen, dort (oder in irgend einem andern Reich) gleich angestellt werden? zumal da der Verf. selbst S. 95 gesteht: „Petersburg ist der große Hafen, wo Abentheurer und Glücksritter jeder Art und von allen möglichen Nationen einlaufen." — Doch tadelt er nicht immer; zuweilen verleitet ihn seine Laune zum übertriebenen Lob: daher versichert er S. 265, daß man in Rußland wegen der häufigen Uebersetzungen ausländischer Schriften „unter Leuten niedrigen Herkommens, die fast keine Erziehung genossen haben, und nicht die geringste Kenntniß fremder Sprachen besitzen, über die Werke eines Leibnitz, eines Montesquieu (Rec. schreibt die Namen ungeändert ab), eines Wolfs und

eines Kenners gesunde Urtheile fällen hört. Die statistischen Werke eines Achenwalls und andrer Gelehrten — — sind ihnen gar wohl bekannt — —."

Die von Pugatschew vorkommenden Nachrichten sind theils bekannt, theils seicht, theils zweifelhaft oder ganz falsch. Indessen erregt es eine Verwunderung, daß der Verf., obgleich er sich in jenen Gegenden eine Zeitlang als Hauslehrer aufgehalten hat, doch viele dasige Namen sehr fehlerhaft schreibt. Gesetzt, er habe seine Bemerkungen erst neuerlich, wie man aus etlichen Stellen, z. B. S. 21, schließen möchte, zu Papier gebracht, und daher sich nicht alles genau erinnert: warum belehrte er sich nicht aus Büchern eines Bessern? Wenigstens konnte er leicht erfahren, daß die letzte Pest nicht durch amerikanische Kaufleute nach Moskau gekommen sey, wie er S. 129 vorgiebt. Und eben so lächerlich ist die Versicherung S. 61, daß Jamburg eigentlich Hamburg heiße, aber blos durch die Russen, welche kein H in ihrer Sprache haben, so unrichtig ausgesprochen werde. — Solche Bemerkungen hätten billig ungedruckt bleiben sollen.

Eg.

Katholische Gottesgelahrheit.

Talentum sacerdotale in quinque sacris triduis à venerabili Clero seculari Capituli Engensis Riedoeschingae in Domo S. S. Exercitiorum, Praeside et Directore *Georgio Barxel*, S. S. Theologiae Doctore, olim magno cum fervore et fructu expensum, nunc publicis typis editum. *T. I. Triduum primum.* Cum approbatione Rev. Ordinariatus Constantiensis et Augustani. Augustae Vindelicorum, impensis Officinae librariae Wagner. 1792. 8. 12 Bogen. *T. II.* 11 Bogen. *T. III.* 11 Bogen. *T. IV.* 12 Bogen. *T. V.* 12 Bogen.

Diesem Erbauungsbuch für katholische Priester fehlt es sowohl an aufgeklärten Religionsbegriffen, als auch an richtiger Kennt-

niß

nis des menschlichen Herzens: damit aber wollen wir ihm nicht allen Nutzen absprechen, besonders da es von den gröbsten Auswüchsen, die man so häufig in katholischen ascetischen Schriften findet, gereiniget ist. Der Verf. hat diese Betrachtungen zunächst für die Priester des Enger Capituls bestimmt, denen er in Riedlingen ein eigenes Haus hat einrichten lassen, damit sie von Zeit zu Zeit von ihren Geschäften sich dorthin in die Einsamkeit begeben, um da ihren Geist durch diese Betrachtungen zu nähren. Da er es aber für sehr nützlich hält, wenn jeder katholische Priester sich von Zeit zu Zeit auf einige Tage in die Einsamkeit begiebt, um da ungestört der Erbauung seines Geistes abzuwarten: so hat er diese Betrachtungen drucken lassen, damit sie recht vielen nützlich werden. Für diejenigen, welchen daran gelegen seyn mag, den Inhalt dieser Betrachtungen zu wissen, wollen wir ihn hier so kurz als möglich zusammenfassen. Jeder einzelne Tom enthält Betrachtungen auf drey Tage, sowohl für die Morgen- als Abendstunden. Der erste Tom enthält auf den ersten Tag: a) *Meditatio matutina.* Vocatio ad sacerdotium est Talentum divinum prorsus singulare et maximum. b) *Consideratio matutina.* De sacrosancto Missae sacrificio. c) *Consideratio pomeridiana.* De oratione Sacerdotis, praesertim horis canonicis. d) *Meditatio pomeridiana.* De mediis et motivis assequendi et implendi finem vocationis Sacerdotis. Auf den zweyten Tag. a) *Med. mat.* De summa Sacerdotis peccatoris malitia. b) *Cons. mat.* De zelo animarum in concionibus, catechesibus et privatis adhortationibus. c) *Cons. pom.* De zelo in administratione sacramentorum. d) *Med. pom.* De summa sacerdotis peccatoris miseria. Auf den dritten Tag. a) *Med. mat.* De praemio et felicitate maxima talento suo sacerdotali bene utentis. b) *Cons. mat.* De tepore et defectibus venialibus. c) *Cons. pom.* De exercitio solidae virtutis. d) *Med. pom.* De talento sacerdotali ex amore Dei rite impendendo. Zweyter Tom: Auf den ersten Tag. a) *Med. mat.* Imitatio Domini nostri Iesu Christi summi sacerdotis, sacerdoti est necessaria et facilis. b) *Cons. mat.* De cura conscientiae sacerdoti summe necessaria. c) *Cons. pom.* De cura scientiae sacerdoti necessaria. d) *Med. pom.* De mala morte et severo iudicio sacerdotis Iesum Christum non imitantis. Auf den zweyten Tag. a) *Med. mat.* De modo a sacerdote tenendo, imitandi Iesum

Christum, in vita sua privata. b) *Conf. mat.* De bono exemplo sacerdoti necessario. c) *Conf. pom.* De zelo animarum sacerdoti necessario. d) *Med. pom.* De modo a sacerdote tenendo imitandi Iesum Christum in vita sua publica, seu praedicatione. Auf den dritten Tag. a) *Med. mat.* De modo a sacerdote tenendo imitandi Dominum nostrum Iesum Christum in passione et morte sua. b) *Conf. mat.* De patientia sacerdoti necessaria. c) *Conf. pom.* De cura perseverantiae in bono sacerdote necessaria. d) *Med. pom.* De fructu perfectae imitationis Iesu Christi a sacerdote sperando. Dritter Tom. Auf den ersten Tag. a) *Med. mat.* Malitia et ingratitudo peccatoris sacerdotis in Christo crucifixo demonstrata. b) *Conf. mat.* Crucifigenda caro cum vitiis suis. c) *Conf. pom.* Crucifigenda concupiscentia carnis. d) *Med. pom.* Iesus crucifixus docet crucifigere concupiscentiam carnis. Auf den zweyten Tag. a) *Med. mat.* Iesus crucifixus docet crucifigere concupiscentiam oculorum. b) *Conf. mat.* Crucifigenda concupiscentia oculorum. c) *Conf. pom.* Crucifigenda concupiscentia superbiae vitae. d) *Med. pom.* Iesus crucifixus docet crucifigere superbiam vitae. Auf den dritten Tag. a) *Med. mat.* Iesus crucifixus post passionem redivivus, et gloriosus docet, quae bona maneant eos, qui crucifixerunt carnem suam cum vitiis et concupiscentiis suis. b) *Conf. mat.* Sacerdos sibi suisque concupiscentiis mortuus vitam agit vere felicem et beatam. c) *Conf. pom.* Sacerdos sibi, suisque concupiscentiis mortuus vitam agit ad curandam animarum salutem opportunissimam. d) *Med. pom.* Iesus crucifixus post passionem suam redivivus et gloriosus docet momentaneum huius mundi non attendere, sed aeternam gloriae suspirare. Vierter Tom. Auf den ersten Tag. a) *Med. mat.* Lapsus divi Petri erat in se gravissimus et Christo summe iniuriosus et praeiudiciosus. b) *Conf. mat.* De peccatis venialibus. c) *Conf. pom.* De tepidate. d) *Med. pom.* De causa lapsus Petri. Auf den zweyten Tag. a) *Med. mat.* De misericordia Dei, lapsum gravissime Petrum miserantis, et benigne respicientis. b) *Conf. mat.* De non procrastinanda poenitentia et vitae emendatione. c) *Conf. pom.* De conditionibus verae poenitentiae. d) *Med. pom.* De promptitudine Petri post lapsum per poenitentiam ad Deum revertentis. Auf den dritten Tag. a) *Med. mat.* Divus Petrus lapsum

suum

[illegible] compensat, animas pro viribus ad agnitionem et amorem Dei adducendo. b) *Conf. mat.* De instituenda perfecta sui ipsius innovatione. c) *Conf. pom.* De instituenda stabili sui ipsius innovatione. d) *Med. pom.* Divus Petrus lapsum suum compensat mortem crucis pro Christo, et grege suo fortiter obeundo. Fünfter Tom. Auf den ersten Tag. a) *Med. mat.* Sacerdos ad exemplum divi Pauli praecellens sit in actionibus erga Deum. b) *Conf. mat.* De mediis promovendae divinae gloriae. c) *Conf. pom.* De obstaculis promovendae divinae gloriae. d) *Med. pom.* De infelicitate sacerdotis, gloriam Dei negligentis, et felicitate sacerdotis, gloriam Dei pro viribus promoventis. Auf den zweyten Tag. a) *Med. mat.* Sacerdos ad exemplum divi Pauli praecellens sit in actionibus erga proximum. b) *Conf. mat.* De mediis promovendae salutis animarum. c) *Conf. pom.* De obstaculis promovendae salutis animarum. d) *Med. pom.* De infelicitate sacerdotis, salutem animarum negligentis, et felicitate sacerdotis, animarum salutem promoventis. Auf den dritten Tag. a) *Med. mat.* Sacerdos ad exemplum divi Pauli praecellens sit in actionibus erga se ipsum. b) *Conf. mat.* De mediis propriae sui ipsius perfectionis promovendae. c) *Conf. pom.* De obstaculis propriae sui ipsius perfectionis. d) *Med. pom.* De infelicitate sacerdotis propriam salutem et perfectionem negligentis, et felicitate sacerdotis, propriam salutem et perfectionem promoventis.

1) Guter Saamen für ein gutes Erdreich. Ein Gebetbuch und zugleich ein Lehr- und Hausbuch für gute Christen von gemeinem Stand, besonders fürs liebe Landvolk; von P. Aegidius Jais, Benedictiner zu Benedictbeuern. Bete und arbeite — lebe wie du betest. Bayrbießen, bey Baab und Schorn. Salzburg, bey Duyle. 8. (Ohne Jahrzahl.) 25 Bogen.

2) Lehr- und Gebetbuch für wahre Christen. Kempten, in Commission bey Kösel, 1792. 8. 12 Bog.

 3) Der

3) Der Christ am Morgen, beym heiligsten Meßopfer, des Tages über ein Viertelstündchen in der Einsamkeit und am Abende, in gebundener Rede, vorzüglich für die Jugend gesammelt. Nebst einem wichtigen, dem Christen ans Herz gelegten Anhange. Bregenz am Bodensee, bey Brentano. 1792. 8. 8 Bogen.

4) Katholisches Gebetbuch für Kinder und junge Leute auf dem Lande. Im Reichsstift Neresheimischen Verlage. Nördlingen, bey Beck, 1791. 8. 17 Bogen.

5) Auserlesene Andachtsübung, zu der Morgen- und Abendzeit, wie auch Meß- Vesper- Beicht- und Communiongebeter, nebst den Tagzeiten und heil. Kreuzweg. Dritte Auflage. Bregenz, am Bodensee, 1792. bey Brentano. 8. 10 Bogen.

Unter diesen Erbauungsbüchern ist Nr. 1. bey weitem das beste. Der Verf. versteht es, die religiösen Ideen der Fassungskraft des gemeinen Mannes anzupassen, und sie durchgängig auf Besserung in Rücksicht auf Gesinnungen und Handlungen anzuwenden. Auch arbeitet er dem Aberglauben entgegen, und sucht die katholischen Lehren von den gröbsten Auswüchsen zu reinigen. Dieses Gebetbuch enthält nicht blos Gebete, sondern auch einen faßlichen Unterricht über die christliche Religion, nebst einem Haus- und Krankenbüchlein, worin mancherley gute Verhaltungsregeln, bey Feuersbrünsten, bey Besorgung des Viehes, in gesunden und kranken Tagen, vorkommen. Das Motto, das der Verf. seinem Buche vorgesetzt hat, ist ein Beweis seiner Gesinnungen. Er sagt: „Bey gewissen Verbesserungen muß man nicht Alles niederreissen, nicht Alles verwerfen; sondern man soll stehen lassen, was nur irgend stehen bleiben kann, und von dem Alten, wenn es nur nicht schädlich, oder ganz unzweckmäßig ist, immer etwas beybehalten: sonst verdirbt man Alles, und es wird nichts gethan, da man alles auf einmal vollkommen gemacht, alles gethan zu haben wissen wollte. Dies bezeugt im achtzehnten Jahrhundert

[illegible] die Erfahrung." Wir wünschen, daß dieses Erbauungsbuch die so vielen ganz schlechten Gebetbücher unter den gemeinen katholischen Christen nach und nach verdrängen möge. Wir würden mit Vergnügen viele Stellen anziehen, wenn es uns der Raum gestattete. Nur ein Paar Linien aus der Anweisung für Kranke sollen hier einen Platz finden: S. 382. „Der Kranke veranstaltet seinen letzten Willen, und gedenkt da vor allen seiner dürftigen Anverwandten. Sünde wäre es, wenn einer sein Geld zu heiligen Messen, oder zur Kirche vermachen wollte, der noch etwas zu bezahlen oder gut zu machen hätte, oder dabey seiner armen Anverwandten vergessen wollte: man muß zuerst trachten, ehrlich aus der Welt zu gehen, bevor man freygebig seyn will. Bleibt einem noch zur freyen Verwendung etwas übrig; so kann man nichts Besseres und Verdienstlicheres thun, als dieses den wahren — auch nicht verwandten — Armen, oder zu einer nützlichen Anstalt, zu einer Schule, oder daß ein armes Kind ein Handwerk erlernen kann, vermachen."

Nr. 2. Der Verf. meint es zwar herzlich gut, und wünscht insbesondere, daß die öffentliche und Privatandacht katholischer Christen von so vielen Auswüchsen gereiniget werden möchte. Er will auch selbst sein Scherflein zu diesem Zwecke beytragen; allein, es fehlt ihm gar sehr, wie wir aus seinem Lehr- und Gebetbuch merken, an den nöthigen Kräften zu diesem rühmlichen Geschäfte. Auch versteht der Verf. die deutsche Sprache zu wenig, als daß er sich, wir wollen nicht sagen, seinem Zwecke gemäß, sondern nur verständlich genug ausdrücken könnte.

Nr. 3. Wenn die gebundene Rede das, was an sich schlecht ist, gut machen könnte, so würde dies Gebetbuch unter die guten zu zählen seyn. Doch der Verf. scheint diese Reime vorzüglich deswegen dem Druck übergeben zu haben, damit er Gelegenheit finden möchte, den wichtigen Anhang, wovon er auf dem Titel spricht, den katholischen Christen ans Herz zu legen. Dieser Anhang enthält die Anpreisung einer noch wenig bekannten geistlichen Brüderschaft, nämlich der Brüderschaft von dem am Kreuze nach drey Uhr Nachmittags erblaßten Sohne Gottes. Diese Brüderschaft hat die Anbetung des nach drey Uhr am Kreuze hinscheidenden Erlösers zum großen Ziele. Jedes Mitglied, das sich in diese gesellschaftliche Verbindung einläßt, verbindet sich gleich nach drey

Uhr Nachmittags, entweder im Hause Gottes, oder an seinem sonstigen Aufenthalte, sich auf die Kniee zu werfen, und in dieser Zeit den erblaßten Weltheiland Jesum Christum, mittelst der vorhergehenden Gebeter (der Verf. hat diese Gebete im Vorhergehenden abdrucken lassen) im Geiste und in Wahrheit, dankvollest und inbrünstig anzubeten. Das Hauptfest begehet diese Brüderschaft in der heiligen Woche am Charfreytage, das zweyte am Kreuzerfindungstage, das dritte am Kreuzerhöhungstage, und das vierte am Feste der heiligen Büßerin Magdalene. An jedem Freytage des Jahrs hindurch ist jedes Mitglied verbunden (doch bey Unterlassung derselben, ohne einer Sünde sich schuldig zu machen) eine Abtödtung, oder ein besonderes gutes Werk zu Bezeugung der Liebe, die es für den Welterlöser heget, zu entrichten, die heilige Messe in dieser Hinsicht zu lesen oder zu hören, Nothleidenden beyzuspringen, oder das Leiden Jesu mit Geisteskraft zu beherzigen; und vor dem Hauptfeste am Grünendonnerstag (weil es gegen den Kirchengebrauch am heiligen Charfreytage laufet), so wie an den übrigen drey Festen zum Tische des Herrn zu gehen. Papst Clemens der XI. bestätigte diese Brüderschaft mit den vorzüglichsten geistlichen Gaben.

Nr. 4. gehört unter die bessern katholischen Gebetbücher, und ist vorzüglich für junge Leute brauchbar.

Nr. 5. gehört unter die große Anzahl ganz schlechter katholischer Gebetbücher. Da unsere protestantischen Leser selten oder gar nie so etwas zu Gesichte bekommen; so wollen wir aus den Tagzeiten der unbefleckten Empfängniß Mariä den Lobgesang hier abschreiben.

„Sey gegrüßt, o Königin Himmels und der Erden! die zur Kron von Anbeginn mußt erwählet werden. Du, o Jungfrau, große Gnad hast bey Gott gefunden, dich des Teufels Rath und That nie hat überwunden. O du schönes Morgenlicht, Zierde der Jungfrauen, dein glorwürdigs Angesicht, Freud ist anzuschauen. Gottes Sohn von Ewigkeit dich hat auserkohren, daß er einst zu seiner Zeit aus dir werd gebohren.

Wie schön bist du, meine Freundin, wie schön bist du?“

„Deine Augen sind wie Taubenaugen, ohne das, so inwendig verborgen ist.“

„Sey gegrüßt, o schönes Haus, von Gott aufgeführet, und von sieben Säulen kraus, meisterlich gezieret. Dich, o un-

o unbeflecktes Weib! hat kein Sünd besprützet, auch sogar in Mutterleib gar nicht bist beschmitzet. Du, o neuer Jacobs Stern, neue Strahlen schickest, und der Menschen Herz von fern in dem Kreuz erquickest. Wie ein wohlgerüstes Heer du die Teufel schreckest, und auf diesem wilden Meer uns die Hand ausstreckest."

„Du bist ganz schön, meine Freundin."

„Und ist an dir kein Flecken."

„Sey gegrüßt, o schöner Thron, schöner Regenbogen, schöner Busch, den Gottes Sohn mit Feuer überzogen. Sey gegrüßt, o Aarons Ruth, Fell des Gedeonis, Weg und Thür zum höchsten Gut, Honigros Samsonis. Billig muß ein solcher Sohn solche Mutter haben: billig mußten seinen Thron zieren solche Gaben. Da muß alles sauber seyn, sichs nicht hätt gebühret, daß ein Augenblick allein dich die Sünd berühren."

„Sey gegrüßt, o Tempel schon, der du Gott umgeben, o der Engel Freud und Wonn, o der Menschen Leben! Du giebst Trost in Taurigkeit, linderst alle Schmerzen, giebst Geduld in Kreuz und Leid, stärkest schwache Herzen. Du gleich als der Priester Land, hast von Gott den Segen. Du der Welt den Gnadenstand hast gebracht zuwegen. O du schöne Gottesstadt! deiner wir begehren, nicht laß unsre Missethat uns von dir abkehren.

„Sey gegrüßt, o feste Stadt, wohl mit Thurn gebauet, die auch Davids Waffen hat, und auf Gott vertrauet. Du ohn' Müh und ohn' Gefahr hast erlegt den Drachen, hast zerrissen ganz und gar seinen Schlund und Rachen. Du der Judith Heldenthat weit hast überwunden. Wie Abisag du auch Gnad hast bey David funden. Rahel dem Egyptenland hat den Joseph geben: du hast geben, wie bekannt, aller Welt das Leben."

„Sey gegrüßt, o Wunderuhr, von Gott selbst erfunden, die uns wider die Natur zeiget neue Stunden. Dich hat neuer Sonnenschein ganz und gar umgeben. Dieser Schein uns führet ein zu dem wahren Leben. Du in Dörnern, wie ein Ros, unverletzt verbleibest, du die Schlang mit starkem Stoß unverletzt entleibest. Daß der Mensch zum höchsten Stand möcht erhoben werden, Gott mit dir den schlechten Stand hat erwählt auf Erden.

„Sey gegrüßt, o Jungfrau schön, mit zwölf Stern gekrönet! sey gegrüßt, o Gnadenthron, in dem Gott versöhnet. Du zu seiner rechten Hand bist aus Gnad erhoben, dich in solchem Ehrenstand Erd und Himmel loben. Mutter der Barmherzigkeit, Hoffnung aller Sünder, Trost in Widerwärtigkeit deiner lieben Kinder. Gott, nach dieser Lebenszeit, durch dein Fürbitt gebe, daß ich in der Ewigkeit bey dir selig lebe."

„Dies Gebet, o Mutter mein, hiemit hab vollendet: deiner Ehren soll es seyn billig angewendet. Dies von dir mit letzter Bitt wieder thu begehren, ich nun gänzlich zweifle nicht, wirst mir doch gewähren: Wenn mein Herz den bittern Tod endlich wird vermerken, wollest mich in dieser Noth, o Maria! stärken, daß ich könn des Teufels Macht gnugsam widerstehen, und demnach den Streit vollbracht, Gott und dich mög sehen. Amen."

6.

Vermischte Schriften.

Briefe über die Weiber. Erstes Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Fragmente zur Kenntniß und Belehrung des menschlichen Herzens, von C. F. Pockels. Zweyte Sammlung. Hannover, bey Ritscher, 1792. 112 Seiten. 8. 8 gr.

So wie man zu keiner Zeit so viel für das weibliche Geschlecht geschrieben hat, so ist auch noch nie so viel über dasselbe geschrieben worden, als in unsern Tagen. Zu den bekanntesten Schriften der letztern Art gehören unstreitig das Buch vom Hrn. Secr. Brandes: Ueber die Weiber, und die Schrift des Hrn. Mauvillon: Mann und Weib nach ihren gegenseitigen Verhältnissen geschildert — von welchen sich der letztere mit Wärme des schönen Geschlechts gegen die vielen bittern Angriffe des erstern angenommen hat. Zwischen beyde tritt hier Hr. P. gleichsam in die Mitte. So vortheilhaft das Urtheil ist, welches er im Ganzen von dem Werth des Hrn. M. fällt — das, seiner Meinung nach, in vielen Stellen die treflichsten

Wahrheiten fürs Leben enthält, und mit einer warmen, menschenfreundlichen Theilnahme des Herzens, mit einem richtigen Blick in die Natur unserer geselligen Empfindungen und Verhältnisse, und mit einer aufrichtig scheinenden Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe geschrieben ist — so gefährlich und unrichtig scheinen ihm gleichwohl mehrere einzelne darin aufgestellte Behauptungen zu seyn, deren Berichtigung und Widerlegung er sich zum vornehmsten Zweck in diesen Briefen gemacht hat, doch so, daß er dabey zugleich seine eigene Meinung über den jedesmaligen Gegenstand weiter auseinander zu setzen bemühet ist. Da unsere Leser Hrn. P. schon aus der ersten Sammlung und aus andern Schriften von einer vortheilhaften Seite kennen, so ist es wohl überflüßig, erst zu sagen, daß diese Briefe in einer reinen und fließenden Sprache und mit einer solchen Klarheit und Würde abgefaßt sind, daß man sie mit Vergnügen liest, auch wenn man der Meinung des Verf. nicht immer beytritt.

Er beschäftigt sich in diesem Bändchen fast allein mit der Frage: ob es einen wirklichen Unterschied der Geistesfähigkeiten zwischen beyden Geschlechtern zum Vortheil des männlichen gebe, oder nicht — einer Frage, von welcher Mauvillon, unserm Bedünken nach, mit Recht behauptet hat, daß sie sich unmöglich mit Gewißheit entscheiden lasse. Hr. P. bestreitet diese Behauptung, und sucht den wirklichen Vorzug des männlichen Geschlechtes vor dem weiblichen in diesem Stück zu erweisen. Allein, Rec. muß gestehen, daß die angeführten Gründe ihn nicht überzeugt haben. Er beruft sich zuerst auf die Verschiedenheit der Organisation des männlichen und weiblichen Körpers. So groß aber auch der Einfluß der Organisation auf die Seelenkräfte seyn mag, und so unläugbar der Unterschied zwischen beyden Geschlechtern ist, so ist ja dadurch noch nicht erwiesen, daß diese Verschiedenheit des weiblichen Körpers nothwendig eine Inferiorität der Seelenkräfte mit sich führt. Diese Verschiedenheit könnte noch hundertmal größer und der weibliche Körper nur desto vollkommner seyn. Da es unmöglich ist, zu erfahren, wie das Vorstellungsvermögen in uns existirt, so ist es noch viel unmöglicher, zu bestimmen, durch welche Verbindung unsers Körperstoffs ein größerer Scharfsinn, ein tieferer Verstand u. s. w. hervorgebracht werde. Die Zeiten sind vorbey, wo man sich über den Sitz der Seele gestritten, und das Auge als die camera obscura, oder das Gehirn als die Bildergallerie der Seele angesehen

sehen hat; was also der Verf. aus den dünnern, nachgebenden Fäden des weiblichen Gehirns folgern will, ist nichts als blanke Hypothese, aber nichts weniger als Beweis gegen Mauvillons Behauptung, und es wundert uns sehr, wie er diesem einen Vorwurf daraus machen konnte, daß er Rousseau'n nicht zugestand, daß eine größere körperliche Stärke auch eine größere Kraft der Seele voraussetze. — Ganz etwas anders ist es, wenn der Verf. seine Meinung historisch zu erweisen sucht, und blos das Wahrscheinliche vertheidigt — aber dadurch wird M's. Behauptung, daß sich die Sache nicht mit Gewißheit entscheiden lasse — nicht widerlegt. Wie viel Wahrscheinlichkeiten lassen sich auch nicht wieder von der andern Seite herbeybringen! und die Beyspiele einer Dacier, Chatelet, Karschin sind vielleicht eben so hinlänglich, die Behauptung des Verf. zu widerlegen, als das einzige Beyspiel des Wittenbergischen Magisters Amo hinreicht, des Herrn Meiners Hypothese von der Unfähigkeit der Negern umzustoßen. — Ueberhaupt dünkt uns die ganze Frage noch lange nicht bestimmt genug, und im Grunde sehr sophistisch und von gar keinem Nutzen. Viel wichtiger ist es, dem schönen Geschlecht zu zeigen, was für eine Art der Ausbildung ihr Verhältniß in der bürgerlichen Welt und die höchste Bestimmung der Menschheit, sittliche Vollkommenheit, von ihnen fordert. Warum auch gerade einen allgemeinen Unterschied zwischen den Geisteskräften des ganzen männlichen und weiblichen Geschlechts? Nach unserer Meinung haben vielleicht nicht zwey Menschen eine völlig gleiche Intension der Geisteskräfte, daß aber der Unterschied durch die Geschlechter bestimmt, und wenn wir so sagen sollen, der Urstoff der Seele bey dem weiblichen Geschlecht überhaupt geringer, als bey dem männlichen, sey, bleibt in unsern Augen eine unerwiesene Hypothese.

Viel besser hat uns das zweyte Fragment in dieser Sammlung: Ueber die Ehe, gefallen, worin der Verf. jungen Leuten die alte, aber sehr wahre Regel einschärft, „sich vor zu frühen Eheversprechungen zu hüten, so lange sie noch keine gewisse Aussicht zu einem anständigen Auskommen haben."

Gw.

Ideen von Johann Heinrich Vogt, herausgegeben für Vogts Freunde und die Freunde der Menschenkunde

kunde und Weisheit; mit einigen Erläuterungen und Anmerkungen auch zu den Vogts Denkmale angehängten Fragmenten. (Ohne Anzeige des Druckorts und Verlegers.) 1792. 216 Seiten. 8. 22 Kr.

Eine Sammlung einzelner, hingeworfener Gedanken, meist sehr nachläßig, dunkel und räthselhaft ausgedrückt. Auch läuft manche sehr triviale Idee mit unter. Vielleicht, daß Personen, die den verstorbenen Verfasser genau gekannt haben, manches entziffern, und da Zusammenhang und Sinn finden, wo er für alle andere verlohren ist. Rec., der sich in dem Fall der letztern befindet, hat, alles Nachgrübelns ohnerachtet, aus vielen Stellen keinen nur einigermaßen deutlichen Begriff hervorlocken können. Wer die Geduld hat, wird unter dem Schutt hier und da ein Goldkorn finden. Aus einigen Proben mögen die Leser abnehmen, was sie ohngefähr hier zu suchen haben. S. 28. „Wenn die Leute hören, Nothlüge sey erlaubt, so sind sie immer in Noth, und lügen an einem Stücke fort. Sie lügen sogar beym Tarokspielen, sagen zehn Tarok, und haben nur neun, und meinen, sie wären in der Noth. Philosophen, Priester, große Männer sagen statt neun Tarok – zehn.“ S. 169. „Die römische Kirche wäre größer, sicherer und liebenswürdiger geblieben, wenn der Papst mit den großen, von Christus erhaltenen Privilegien (?) zufrieden gewesen wäre, und nicht Herr der Herren, Gebieter der Bischöffe, sondern (wie er heißt) Knecht der Knechte Gottes zu seyn gesucht hätte. – Am päpstlichen Hofe gieng vor, was unter Menschen eine solche Macht mit sich brachte. Alle Gewalt überstieg sich. Und sind denn andere ganz unschuldig, daß sie solche Dinge so leicht glaubten? Die entsetzliche Arroganz zeuget fast von einer wahrhaften Gewalt. Selbst Päpste können betrogen gewesen seyn: was macht man die großen Herren weis! — — Papam non esse infallibilem patet ex eo, quia credit se talem. Ne vero satyras non theses ponere videar, erkläre ich, wir müssen den nicht untrüglichen Papst nicht zernichten. — Der Papst will unfehlbar seyn, und glaubt nicht einmal an die Unfehlbarkeit der Kirche: timet spiritum sanctum. — S. 185 „Es ist so mit der Eigenliebe, daß, wer sie in Kleinigkeiten verläugnet, schon den halben Weg zu Heldenthaten habe.“ S. 195. „Affen sind wir alle.“ Wir vergessen also das beste

Muster Jesus — Jesus-Affen." — „Wer zu Fusse geht, der hüte sich vor der Polizey! — „Fürsten und Jungfern haben die gefährlichste und schädlichste Langeweile." — S. 210 „Mainz hat doch nichts Eignes ausser Wein und offene, mit Mainzer Wasser getaufte Köpfe. F— hat recht: wenn wir einmal was machen wollen, haben wir auch Köpfe. Mit unsern Clima und Weine und mit Freyheit könnte man die würdigsten Gelehrten locken; wer nicht käme, wäre gewiß in hundert Jahren vergessen." — Ja, Gott redet mit einem, wenn nichts als ein Mädchen in einem ist. Wenn man mit Gott redet, so redet er auch. Aber er redet nicht Ciceronianisch, nicht stylusmäßig, nicht mit den elenden Wörtern, die aus gefüllten Urtönen endlich in sesquipedalia auswüchsen; sondern (ich habe ihn schon einigemal gehört; sed nec auribus audivi,) er redet manchmal durch die Nase mit einem beym Wohlgeruche. Und er redet gnädiger als ein König, wenn er einem einen einträglichen Dienst giebt. Aber Jakobs Weibergeschichte läßt ihn doch mehr reden. Und der Vater Jakob (Yorik hat recht) ist doch eine merkwürdigere Geschichte, als dessen Sohnes Joseph seine." — — Die angehängten Anmerkungen und Erläuterungen des Herausgebers erläutern wenig, und räumen wenig Dunkelheiten hinweg. — Bey dieser Gelegenheit halten wir es für Pflicht, eine im 40sten Stücke der Gothaischen gel. Zeitungen von 1792 befindliche Berichtigung der Recension von J. H. Vogts Denkmale (im 103ten Bande dieser Bibliothek, 2. St. S. 489.) hier aufzunehmen. „Der Recensent steht in dem Irrthume, als ob der verstorbene Professor Vogt mit seinem hier (in Mainz) noch lebenden Bruder, Niklas Vogt, dem Verfasser der europäischen Republik, eine und dieselbe Person sey. Diesen Irrthum glaubte man um so eher berichtigen zu müssen, je gegründeter die Erwartungen des Vaterlandes von den Talenten und Kenntnissen des letztern sind. Auch ist die europäische Republik desselben nicht so gleichgültig aufgenommen worden, als gedachter Recensent in jener Anzeige behauptet, welches schon daraus erhellet, daß von diesem trefflichen Werke eine zweyte Ausgabe, vielleicht ehestens, erscheinen wird."

Bs.

Aus-

Auswahl der besten zerstreuten prosaischen Aufsätze der Deutschen. Vierzehnter Band. 1 Rg. 4 gr.

Auch unter dem Titel:

Neue Auswahl u. s. w. Erster Band. Leipzig, bey Weygand, 1792. 412 Seiten. 8.

Dem Vorberichte zufolge ist der letzte Titel jetzt beygefügt worden, damit die Käufer, welchen die Anschaffung der vierzehn ersten Bände zu kostbar fallen möchte, nunmehr eintreten, und gleichsam ein neues Werk sich zulegen können. Von den hier gelieferten Aufsätzen sind zum Theil die Verfasser genennt, z. E. Freyh. v. Dalberg, Sangerhausen, Röbes, Schwarz, Fischer und Stille. Der Wunsch, auch die Schriften, woraus sie entlehnt sind, anzuführen, ist, bis auf eine Abhandlung, die aus dem deutschen Merkur genommen ist, unerfüllt geblieben. Es ist dies aber wirklich so nothwendig, daß wir den Sammler ersuchen, diese Anzeige für die ganze alte Auswahl und diesen ersten Theil der neuen nachzuholen, und künftig immer die Quellen anzuzeigen. Sie ist überschrieben: Ueber einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenschaften und Grundsätze; und enthält die treflichsten Lehren, die mit vieler Kenntniß des menschlichen Herzens und reifem Beobachtungsgeiste in dem liebevollsten Tone vorgetragen sind. Die Haupteigenschaften, welche die edle Verfasserin (wie wir hören, ist es die Fr. Emilie v. Berlepsch, geb. v. Oppen, die uns immer noch auf den zweyten Theil ihrer interessanten Schriften warten läßt,) von einer Gattin verlangt, sind Sanftmuth und Ordnung. — Der an der Spitze stehende Aufsatz: Der Geist wahrer Religion, ist noch nicht in den Buchhandel gekommen, und verdient hier, nach des Rec. Urtheil, seine Stelle. Der moralische Glaube an Gott, die Hoffnung eines ewigen Lebens und die Liebe sind dem Verf. die Hauptzüge des Geistes wahrer Religion. Die Ausführung ist gründlich und eindringend, die Sprache stark und bündig, und allenthalben scheinen helle, gereinigte Begriffe und Vorstellungsarten hervor. — Ueber Verfinsterung und Aufklärung, von Sangerhausen, und vom Erfinden und Bilden, vom Freyh. v. Dalberg, sind einzelne Schriften, deren Beurtheilung andern Recensenten gehört, wie wir dieses in Rücksicht der letztern

Abhandlung A. d. B. 108. B. 2. St. S. 498. schon bemerkt haben. — Ueber Patriotismus in einem monarchischen Staat, vom Hrn. R. Fischer in Halberstadt, ist aus den neuen gemeinnützigen Blättern, 1. Jahrg. Nr. 2. genommen. Ueber den eigenmächtigen Abdruck sowohl ganzer Schriften, als einzelner Stücke, hat Rec. seine Meinung schon bey der Anzeige der nächst vorhergehenden Bände geäussert. — Die schädlichen Folgen der Rockenphilosophie, eine wahre Geschichte, würde in der Sammlung der besten Aufsätze nicht vermißt worden seyn, und Rec. sieht nicht ein, wie diese Erzählung zur Bildung des philosophischen, oder moralischen, oder ästhetischen Geschmacks junger Studirenden beytragen könne. Auch die Sprache und Schreibart ist in derselben nicht ganz fehlerfrey. Z. E. Koffeesatz, Hauße für Kaffeesatz, Hause. „Endlich ging sie zum Wirth: welches war aber ihr Entsetzen, als dieser sich wunderte," u. s. w. statt: wie groß war aber ihr Entsetzen.

Ad.

Ein Wort der Mäßigung an Europa. Mit dem Motto: Dienst des Vaterlandes ist Gottesdienst. Ohne Druckort. 1792. 44 Seiten. 8. 3 gr.

Man erräth es leicht aus dem Titel, daß die Absicht des ungenannten V. dahin geht, die Fürsten Europa's abzumahnen, sich in die Angelegenheiten Frankreichs zu mischen. Die Wärme, mit welcher er sich der französischen Freyheit annimmt, macht seinem Herzen wie seinen Einsichten Ehre. Indessen, so richtig auch die angeführten Gründe seyn mögen, so ist doch schon der declamatorische Ton, in dem sie vorgetragen sind, nicht recht geschickt, ihnen Eingang zu verschaffen; wie viel sie auch bewirkt haben, wissen wir jetzt alle aus den 60000 Preussen und den mehr als 100000 Oesterreichern, die bereits in Frankreich eingedrungen sind. Indessen hat sich auch die ganze Lage der Sachen gegenwärtig so sehr geändert, daß der Verf. jetzt seine Schrift entweder gar nicht schreiben, oder gewiß anders abfassen würde.

Na.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Christus und die Vernunft, oder Prüfung der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu Christi, des christlichen Lehrbegriffs und der symbolischen Bücher. 1792. Ohne Namen des Verfassers und Verlegers. 744 Seiten in gr. 8. 2 Rh.

Der ungenannte Verf. glaubt durch eine ruhige und gelehrte Untersuchung herausgebracht zu haben, daß sowohl der christliche Lehrbegriff und der Inhalt der symbolischen Bücher, als auch die Lehre Jesu Christi selbst, vieles enthalte, was offenbar verwerflich und mit den Grundsätzen der gesunden Vernunft unvereinbar sey. Er meynt, daß viele achtungswürdige Theologen die Religion sehr verbessert, und alles das von der christlichen Religion abgesondert haben, was derselben zum Vorwurf gereichen müßte. Aber diese Verbesserungen reimen, seiner Meynung nach, nicht mit der Lehre Jesu. Er meynt, nicht blos von der Glaubenslehre; sondern auch von der Sittenlehre, und selbst von dem Charakter Jesu, erweisen zu können, daß weder die erstere, noch die letztere von Irthümern frey, und daß der Charakter Jesu durch Flecken verunstaltet sey, die mit dem Gesetze ächter reiner Sittlichkeit nicht bestehen können. Der Ton, welcher in der ganzen Prüfung herrscht, ist ruhig und ernst, und der Inhalt der Schrift verdient es, ruhig und ernst erwogen zu werden. Eine solche ruhige Erwägung derselben ist hier des Rec. Absicht, der diese Schrift sorgfältig durchgelesen, und sich überzeugt hat, daß die Einwürfe des Verfassers gegen die eigentliche Lehre und gegen den Charakter Jesu aus Misverstand herrühren, wie gegründet auch seine Einwendungen gegen viele Sätze des Lehrbegriffs und der symbolischen Bücher seyn mögen.

Der Verfasser hebt mit der Bemerkung an, daß die große Ausbreitung der christlichen Religion von ihrer Entstehung an für die Wahrheit und Göttlichkeit derselben nichts beweise, da Muhammeds Religion sich noch viel weiter ausgebreitet habe. Richtiger würde die Bemerkung gewesen seyn, daß die schnel-

schnelle und große Ausbreitung einer Religion noch an sich nichts für die Wahrheit derselben beweise, wenn ihre Grundsätze nicht in der Prüfung bestehen. Dieß ist wahr; aber die Vergleichung der Ausbreitung der christlichen und der muhammedanischen Religion ist nicht statthaft. Denn die Ursachen der Ausbreitung der christlichen Religion in den drey ersten christlichen Jahrhunderten, und die Mittel, durch welche Muhammeds Religion ausgebreitet ward, sind von sehr verschiedener Art.

Eben so ist es ein Misverstand, wenn es S. 2. heißt: „Die christliche Religion hat vom Anbeginn ihrer Entstehung „an, nie auf den Beyfall der Weisen Ansprüche gemacht; „sondern die Apostel rühmten sich, daß die Klugen der Welt „ihre Versöhnungslehre für eine Thorheit hielten." Es ist dagegen längst, und mit Grund erinnert worden, daß Paulus 1 Kor. I. II. worauf hier der Verf. zielt, nicht von Klugen und Klugheit überhaupt; sondern von den jüdischen gelehrten Gegnern der Lehre, daß Jesus der Messias sey, geredet habe. Paulus sagt hier eigentlich: wie anstößig auch den jüdischen Gelehrten die Lehre seyn möge, daß ein Gekreuzigter der Messias sey: so habe Gott doch Jesum durch die Auferweckung desselben selber als den Messias bestätigt, und dawider vermöge alle Gelehrsamkeit nichts. Wie verächtlich, und aller Macht und Ehre beraubt, die Herolde Jesu seyn möchten: so habe Gott sie doch bestimmt, eine Lehre zu verbreiten, die das Ansehen der bisher gepriesenen jüdischen Lehrer stürzen werde. Nur im Gegensatz gegen jüdische Vorurtheile wird **Einfalt des Geistes** und **werden wie ein Kind** als Eigenschaft dessen gefordert, der seinen jüdischen Vorurtheilen entsagen und Jesum für den Messias erkennen sollte. Der Glaube, daß der gekreuzigte Jesus doch der Messias sey, war das, was die Juden **Thorheit** nannten, und dessen die Apostel sich rühmten. S. 3. läßt der Vf. zwar der Rede Pauli Apost. Gesch. 17, 18 — 32 Gerechtigkeit wiederfahren, in so fern er da wider den Polytheismus redet. Aber es ist ihm anstößig, daß er am Schluß der Rede ohne allen Beweis Jesum als den von Gott bestellten Richter der Erde beschrieben hat. Aber der Verf. bedenkt nicht, 1) daß Lucas uns nur den Inhalt und nicht die Rede selbst aufgezeichnet hat, und 2) daß Paulus wirklich sich auf die Auferstehung Jesu, als den Beweis der göttlichen Bestätigung Jesu, berufen hat. Es

kann 5) Paulus so wenig, als Petrus Apost. Gesch. 10, 34 — 43. zum Vorwurf gemacht werden, daß sie ohne weitern Beweis Glauben an Jesum fordern, und denen, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden verheißen. Die Auferstehung Jesu war für sie der bündigste Beweis, daß Gott Jesum bestätigt habe, und daß folglich, wer ihm glaube, und nach seiner Lehre und seinem Beyspiel Gott verehre, sich des Wohlgefallens und der Gnade Gottes oder der Vergebung der Sünden erfreuen könne.

Misverstand liegt zum Grunde, wenn der Verf. tiefgründende Politik darin finden will, daß Jesus sich nicht an die Weiseren und Gelehrten; sondern an das gemeine unwissende Volk gewendet und aus dem Mittel desselben seine Schüler gewählt habe. Warum soll das Politik gewesen seyn? Hatte Jesus irdische politische Absichten? Jesu Absicht war, Verbesserung der Erkenntniß und Verehrung Gottes unter dem Volke. Nicht blos für Gelehrte, nein, vornehmlich für die größere Zahl der Menschen, für die Ungelehrten, wollte er die richtigern Grundsätze der Gottesverehrung wirksam machen. Verdient das Tadel? Oder verdient nicht diese Absicht, die so sehr vernachlässigte Verbesserung der größeren Zahl der Menschen zu befördern, innige Hochachtung und Dankbarkeit? Kann da von Politik geredet werden, wo der Religionsverbesserer gar keine irdische Vortheile für sich zur Absicht hat, und seine Ehre und Freude und Belohnung nur darin suchet, daß Gott ihn zu diesem Geschäfte ausersehen habe, und seine Bemühungen segne? Zur Berichtigung der Einsichten der herrschenden Parthey der jüdischen Gelehrten war es unstreitig damals noch die Zeit nicht. Zugegeben, daß die Thaten Jesu nur von den Ungelehrten für göttliche Thaten erkannt wurden, und daß sie nur für diese ein Mittel werden konnten, den Glauben an Jesum zu befördern: so kann doch das kein Einwurf gegen Jesu göttlichen Beruf seyn, wenn übrigens erweislich ist, daß sein Geschäfte und seine Lehre wirklich wohlthätig, und der Absicht Gottes mit den Menschen gewiß gemäß war.

Richtig erklären läßt sich, was S. 6 — 9 behauptet wird, daß der reine Mosaismus der Geist der eigentlichen Christusreligion sey. Jesus lehrte nämlich, in dem Unterricht Moses und der Propheten sey Liebe Gottes und Menschenliebe eigentlich das vornehmste Geboth der Gottesverehrung

rung. Verehrung Gottes durch wahre innere Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, und ein Bestreben immer vollkommener in allem Guten zu werden, wie Gott unendlich vollkommen ist, sey eigentlich allein wahre Verehrung Gottes. Alle äussre Gebräuche seyn nicht an sich dazu zu rechnen; sondern nur so viel werth, als sie dazu beytrügen, jenen Zweck zu befördern. Jesus erklärte zwar nicht die gänzliche Abschaffung der bisherigen jüdischen Volksreligion und die Aufhebung der Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes für seinen Zweck. Er hoffte vielmehr als Verbesserer derselben beym Volke Eingang zu finden, so daß ohne eine gewaltsame Revolution und gänzliche Abschaffung des mosaischen Gesetzes sich die mosaische Religion allmälig in die von ihm gelehrte reinere Religion auflösen sollte. Aber indem er die Taufe und das Abendmahl anordnete, und diejenigen, welche ihn für den Messias erkannten, zu einer besondern Gesellschaft sich vereinigen hieß, und indem er von denen, die ihm folgten, Glauben an seinen göttlichen Beruf forderte: so folgte eben daraus, daß nur die Befolgung seiner Lehre nöthig sey, um Gott würdig zu verehren, so daß seine Schüler ihm, und nicht Mosen, ferner folgen sollten. Es war also eine ganz natürliche Folgerung aus dem göttlichen Berufe und der göttlichen Bestätigung Jesu, daß nun nicht mehr das mosaische Gesetz, sondern der Glaube an Jesum der Weg sey, welcher zur würdigen Verehrung Gottes führe; daß also nun die Beobachtung des mosaischen Gesetzes nicht mehr nöthig sey, und daß kein Heyde, wenn er Gott nach Jesu Lehre würdig verehren wolle, erst ein Jude werden, das mosaische Gesetz halten und sich beschneiden lassen müsse. Denn die Cerimonien und alles Aeussere des mosaischen Gesetzes gehörten ja nach Jesu Lehre nicht wesentlich zu der wahren Verehrung Gottes. Der Verf. hätte also nicht sagen sollen, daß die Abschaffung des Mosaismus, der Absicht Jesu zuwider, von den Aposteln eingeführt sey. Diese Abschaffung war eine Folge 1) des Widerstrebens des größeren Theils der Juden gegen die Anerkennung der Messiaswürde Jesu; 2) der Aufnahme der ehemaligen Heyden in die christliche Religionsgesellschaft, und 3) der endlichen, nach dem Untergange des jüdischen Staates erfolgten, gänzlichen Absonderung von den Juden. Diesen und die Zerstörung des Tempels, mithin die Aufhebung der levitischen Gottesverehrung hatte ja Jesus selbst vorher gesagt.

Das zweyte Kapitel der Einleitung handelt vom Character Jesu und seiner Lehre. Ohne Beweis hingeworfen steht hier der schwerlich erweisliche Satz, daß Johannes ein Bischof Parthischer Ephesiner gewesen, und daß sein Evangelium von denselben interpolirt sey. Misverstanden ist Johannes Ausruf: **Siehe, das ist Gottes Lamm,** als ob derselbe die Absicht habe, Jesus als einen nicht widerstrebenden Dulder zu beschreiben. Der Beysatz: **das der Welt Sünde trägt,** das ist, **das aufgeopfert werden muß, wenn die Menschen würdige Verehrer Gottes, und der Gnade und des Wohlgefallens Gottes theilhaftig werden sollen,** ist wohl sicher für die gewöhnlichere Erklärung, daß Jesu bevorstehende Aufopferung damit angedeutet werde. Unerweislich ist es, daß Jesus nicht Ueberzeugung des Verstandes, nur Glauben habe bewirken wollen. Freylich waren die gemeinen Juden vorzüglich der Leitung durch Glauben an seine göttliche Sendung bedürftig, und konnten Uebung des Verstandes minder, als Anwendung der geglaubten Wahrheit auf die Erweckung und Veredlung der Empfindungen und Gesinnungen benutzen. Diesem Bedürfnisse gemäß redete Jesus meistens nach der Art der Propheten, voll Gefühl seines göttlichen Berufs und der Wahrheit seiner Lehre; aber so weit seine Zuhörer es nutzen konnten, gab er doch auch Anleitung, die Vernunft zu üben. Wir haben Proben von der Art verhältnißmäßig nur wenige in seinen Reden. Wir müssen aber auch nie vergessen, daß Raisonnement gar nicht die Lehrart der damaligen Zeiten war, sondern daß der Jude vielmehr an Berufung auf Auctoritäten des A. Test. und älterer Lehrer gewöhnt, und also Jesu Lehrart dem Bedürfniß seiner Zuhörer ganz gemäß war. Wenn übrigens Jesus Glauben forderte: so geschah dies nicht, weil er den Mosaismus beybehalten; sondern weil er für einen Gesandten Gottes erkannt seyn wollte, indem er nur dann, wenn er dafür erkannt ward, unter den Juden recht wirksam zu werden hoffen konnte.

Hart und irrig wird es S. 12 für Mangel an Kenntniß der Sittenlehre, und für Irrthum ausgegeben, daß Jesus seinen Sittenlehren nicht die Bewegungsgründe beyfügte, welche die Sittlichkeit wirklich veredlen, Matth. 5, 22. 25. 26. Waren solche Bewegungsgründe wohl der Fähigkeit seiner Zuhörer angemessen? Ist wohl unter dem Schmähworte: **Du Narr,** Matth. 5, 22. ein solches Schmähwort zu verstehen,

 das

das nie anders, als in unüberlegter Hitze ausgesprochen wird? Braucht nicht Jesus Matth. 5, 48. wirklich das edelste Motiv der Sittlichkeit? seine Schüler sollen nach Vollkommenheit streben! Und als populärer und religiöser Sittenlehrer setzt er hinzu: wie euer über alles erhabner Vater vollkommen ist!

Eben so irrt der Verf. S. 13. da er Jesu Vorschrift Matth. 5, 32, wer eine geschiedene Frau heyrathet, der bricht die Ehe, für auffallend unrichtig erklärt. Hätte er doch nur den Zusammenhang der Worte beachtet. Es ist ja gar nicht von rechtmässiger Ehescheidung; sondern von den sehr leichtsinnigen Ehescheidungen die Rede, die damals unter den Juden so häufig waren. Von diesen sagt Jesus; sie seyn unrechtmäßig. Wer Sittlichkeit und Tugend liebe, müsse sich dergleichen nicht erlauben. Um recht nachdrücklich davor zu warnen, sagt er; wer sich von seiner Gattin scheidet, ausgenommen, wenn sie sich der Unkeuschheit schuldig gemacht hat, der ist Schuld daran, daß sie hernach einen andern heyrathet, wenn gleich ihre erste Ehe nicht rechtmäßig getrennt, und also ihre Verbindung mit einem andern Manne nach dem Gesetze der Sittlichkeit eigentlich ein Ehebruch ist, wovon die Schuld aber nicht auf sie; sondern auf den Mann fällt, der sie verstieß. Um nun solchen leichtsinnigen Ehescheidungen desto kräftiger entgegenzuwirken, erklärt er die Verheyrathung mit einer solchen, leichtsinniger Weise und ohne Ursache Verstoßenen, gleichfalls für unrechtmäßig. Sie ist so gut, als ein Ehebruch, sagt er. Anstatt eine solche Frau zu heyrathen, sollte ein jeder sich vielmehr bemühen, sie mit ihrem Ehegatten wieder auszusöhnen. Wäre das geschehen, wäre Jesu Regel befolgt, würde dann nicht den leichtsinnigen Ehescheidungen am wirksamsten vorgebeugt seyn? Daß die Heyrath mit einer rechtmässig Geschiedenen ein Ehebruch sey; sagt Jesus ja gar nicht.

Jesus macht es Matth. 5, 39 — 42. gar nicht zur Pflicht, sich mishandeln, bestehlen, tyrannisiren zu lassen. Nein, er warnet nur vor der lieblosen Strenge, womit so viele Juden den, der sie beleidigt hatte, nach dem Gesetze Moses 2 B. Mos. 21, 24. 3 B. Mos. 24, 19. behandeln zu lassen sich berechtigt glaubten; und giebt zugleich Vorschriften für das Verhalten bey zugefügtem Unrecht, die für die Umstände, worin seine Schüler, wie er voraussah, sich dereinst befinden würden, die weisesten und besten waren. Dies sind aber nicht Vorschrif-

ten

ten für alle Zeiten und Umstände; sondern für die, zu welchen Jesus redete, für seine Schüler. Ihr werdet, will er sagen, weder von jüdischen, noch von heydnischen Obrigkeiten Schutz und Beystand wider zugefügtes Unrecht erwarten können. Die beste Regel, die ich euch geben kann, ist die: zu dulden, was ihr nicht ändern könnt, und durch sanftes Dulden werdet ihr, wo möglich, diejenigen noch am ersten gewinnen, die euch drücken und Unrecht thun. War dieß unter den damaligen Umständen nicht wirklich das Weiseste, was Jesu Schüler thun konnten?

Ganz misverstanden ist Matth. 5, 48. als ob unter dem Lohn, irdischer Lohn zu verstehen sey, auf den wir bey der Tugend sehen sollten. Eigentlich steht μισθος, verdienter Lohn hier für Verdienst, nicht für Vortheil. Was habt ihr da für Verdienst, sagt Jesus; oder: ist das schon etwas vorzügliches, den zu lieben, der uns liebt? Liebt nicht meistens auch der Lasterhafte, auch der verdorbenste Mensch den, der ihn liebt? Jesus will auf den Vorzug einer wirklich edlen, uneigennützigen, auch gegen Feinde bewiesenen Menschenliebe, vor der oft blos eigennützigen Liebe, die denen, die den Menschen lieben, erwiesen wird, aufmerksam machen. Darum heißt es beym Lucas 6, 32. was verdient ihr da für Dank? und Matth. 6, 47. was thut ihr da sonderliches?

Man kann fast nicht umhin zu bemerken, daß der Verfasser mit einem zum voraus wider Jesum eingenommenen Gemüthe an die Untersuchung gegangen sey. Sonst würde er sich nicht so einzig und allein an Luthers Uebersetzung, und an den ersten Sinn der Worte gehalten; sondern weiter nachgedacht haben, wozu ihm doch die nöthigen Kenntnisse nicht zu fehlen scheinen. Wie konnte er sonst Matth. 6. das heimliche Fasten als verdienstlich und Sorglosigkeit für das zeitliche Leben empfohlen finden; da Jesus, der sich an andern Stellen deutlich über die Unnöthigkeit und den Unwerth des Fastens erklärt, Matth. 9, 15 — 17. hier nur dasselbe, als einen äusserlichen Gebrauch, stehen läßt, der nur dann die sittliche Verbesserung und das Bewustseyn des Wohlgefallens Gottes befordern könne, wenn er nicht um sich vor der Welt den Schein der Frömmigkeit zu geben; sondern mit wirklich redlicher Demüthigung vor Gott angewendet werde; wie denn auch nur eine ängstliche Sorge für Unterhalt und

Kleidung, die nicht durch Vertrauen auf Gott bey pflichtmäßigem Fleiße und Sparsamkeit eingeschränkt und gemäßigt werde, widerrathen wird. Eben so wenig hätte er in den Aussprüchen Jesu, daß es Sodom und Gomorrha am Tage des Gerichts erträglicher ergehen werde, als Chorazin, Bethsaida und Kapernaum, Mangel der Duldung in Religionssachen finden sollen. Jesus beschreibt in diesen Worten die Städte Chorazin, Bethsaida und Kapernaum, als eben so sittenlos und lasterhaft, als Sodom und Gomorrha, oder vielmehr bloß populär und ohne die Absicht, genau den Grad der Lasterhaftigkeit zu bestimmen, als höchstverderbt und lasterhaft. Dabey, sagt er, sey ihr Widerstreben gegen seine Ermahnungen zur Besserung unverantwortlich. Solche Mittel und Ermunterungen zur Besserung habe Sodom und Gomorrha nicht gehabt; sonst möchten sie sich noch gebessert haben.

Eben so ungerecht ist S. 16 der Vorwurf, daß Jesus unduldsam und hart gewesen sey, wo er Widerspruch, und Versuche, seine Werke und Lehren zu prüfen, vor sich sah und deswegen die Pharisäer im Ehebruch Gezeugte genennet habe. Es waren nicht Versuche, seine Werke und Lehren zu prüfen; sondern es war das blinde Vorurtheil, daß Jesus nicht göttliche Wahrheit lehre, weil er nicht so lehrte, wie die Pharisäer und Schriftgelehrten; und daß deßwegen seine Thaten nicht als Werke Gottes, sondern als Werke des Teufels, zu betrachten seyn. Dieß that Jesu weh. Darum nannte er sie im Ehebruch Gezeugte, bildlich, für: nicht ächte Kinder Gottes, nicht würdige Verehrer Gottes.

Wenn Jesus seinen Schülern befiehlt, wo man ihre Lehre in einer Stadt nicht annehmen wolle, den Staub von ihren Füßen abzuschütteln, und hinzusetzt: es werde Sodom und Gomorrha am Tage des Gerichtes erträglicher ergehen, als einer solchen Stadt: so heißt er seine Schüler erklären, daß sie nichts mit einer so denkenden Stadt gemein haben wollen, und beschreibt billig das Elend, welches derselben, als eine Folge der Verwerfung seiner Lehre, bevorstehe, als das größeste Elend, welches die Juden sich dachten. Der Verf. hätte es wissen können und sollen, daß Jesus die gewöhnlichen Bilder und Redensarten der Juden vom Weltgericht und dessen Strafen beybehielt, um dadurch das Elend, welches die Juden, die ihn verwarfen, sich zuziehen würden, (theils den Untergang des Staats und alle damit verbundenen schrecklichen Auftritte,

theils

theils alles Elend der Sünden und Laster,) recht furchtbar und wirksam zu schildern; daß er aber damit keinen eigentlichen Unterricht ertheilen wollte, weil es sich erweisen läßt, daß er nur bildlich redete.

Die Vertreibung der wuchersüchtigen Verkäufer und Geldwechsler aus dem Tempel beurtheilt der Verfasser wieder ganz falsch. Daß Jesus dadurch nichts an sich nach den Gesetzen der Juden unerlaubtes that, erhellt schon daher, weil er deswegen nicht angeklagt, noch eines Vergehens beschuldigt; sondern bloß, weil er sich, fälschlich, wie man meynte, für den Messias ausgegeben habe, hingerichtet ward. War er berechtigt, eine Religionsverbesserung vorzunehmen: so war er nach den Sitten der Juden auch zu einer solchen Handlung berechtigt. Dadurch verlohr diese Handlung damals alles Unsittliche und Anstößige, was dergleichen Handlungen itzt, bey ganz andern Sitten und Gesetzen, haben würden.

Wenn Jesus von seinen Schülern verlangte, daß sie Vater und Mutter und Kinder und alles Andere, um ihm zu folgen, verlassen müßten: so forderte er nur von ihnen, daß sie alles, auch das Liebste, willig aufopfern, und sich jeden Verlust gefallen lassen sollten, dem sie sich als Herolde seiner Messiaswürde und Lehre unterziehen müßten. Er war aber so weit entfernt, sie dadurch Geringschätzung und Mangel an Achtung gegen ihre Aeltern zu lehren, daß er die Aeltern vielmehr, als die, die jedem die Liebsten seyn müßten, zuerst nennt. Daß die anscheinende Härte der Antwort, die Jesus seiner Mutter auf der Hochzeit zu Kana gab, blos in Luthers Uebersetzung: **Weib, was habe ich mit dir zu schaffen,** liege; wofür eigentlich, nach unsrer Art zu reden, verdeutscht werden sollte: **Mutter, was geht uns das an?** und daß Jesus sich einmal nicht in seinem Vortrage stören lassen wollte, da seine Mutter ihn rufen ließ, und erklärte, diejenigen, welche begierig seinen Unterricht hörten, seyn ihm in diesem Augenblick näher, als seine Mutter, und die Verbindung mit ihnen und die Pflicht sie zu lehren, sey für ihn die wichtigste; beweiset eben so wenig dem unpartheyischen Forscher Mangel an Achtung gegen seine Mutter, die er immer liebte, und, noch am Kreuze, Johannes Fürsorge und Pflege empfahl.

Das Unrichtige und Anstößige, welches der Verf. in den Worten Jesu findet: **wenn ihr den Menschen nicht ver-**

gebet: so wird euch mein himmlischer Vater auch nicht vergeben, fällt weg, sobald man bedenkt, daß Jesus seine Worte nach der gewöhnlichen Sprache der Juden wählt, wie sie es bedurften, anstatt zu sagen: ohne Versöhnlichkeit könnt ihr Gott nicht würdig verehren und euch seines Wohlgefallens erfreuen. Denn nach der Sprache der Juden sind dem würdigen und wirklich gebesserten frommen Verehrer Gottes seine Sünden vergeben, das heißt, er kann sich des göttlichen Wohlgefallens und der Uebereinstimmung mit Gott erfreuen.

Es ist wahr, die Ermahnung, welche Jesus seinen Schülern Matth. 6, 19. gab, ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden; ist unbestimmt. Aber war sie etwa darum nicht deutlich genug für seine Schüler? Auch ist diese Ermahnung, so wie sie da steht, eigentlich nur an die Schüler und ersten Bekenner der Lehre Jesu gerichtet. Diese mußten das Streben nach irdischen Gütern verläugnen und aufgeben; wenn sie standhafte Bekenner Jesu bleiben, es auch dann noch bleiben wollten, wenn sie alle Güter dem Bekenntniße Jesu aufopfern mußten. Daraus folgt aber nur, daß Jesus es im Allgemeinen zur Regel gemacht habe, nie das Sammeln irdischer Schätze zu unserm Hauptendzweck zu machen; sondern die Schätze, die uns noch in einem bessern Leben bleiben, die Schätze der Weisheit und Tugend, immer als die vornehmsten zu betrachten; und uns nie durch das Streben nach irdischen Gütern zur Verletzung der Gesetze der Weisheit und Tugend verleiten zu lassen. — Wie konnte der Verfasser doch ferner behaupten, daß Matth. 6, 25. u. f. Jesus alles Sorgen untersagt habe? War es möglich, bey gesundem Verstande alles Sorgen zu untersagen? Auch dies bezieht sich übrigens auf Jesu Schüler besonders, denen verheißen wird, daß Gott es ihnen bey der Treue in ihrem Beruf als Bothen Jesu nicht am nöthigen Unterhalt fehlen lassen werde. Aber auch in Beziehung auf alle Menschen wird ängstliche Sorge als thöricht und unnütz, und eines Verehrers Gottes unwürdig, und im Gegentheil Tugend nach Jesu Lehre, wohin besonders Treue, Redlichkeit, Genügsamkeit, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit im irdischen Berufe, hier mit gehörten, als das Mittel empfohlen, immer ohne ängstliche Sorgen seinen Unterhalt von Gott gewiß erwarten zu können.

Wenn

Wenn Jesus dem vertrauensvollen Gebethe seiner Schüler Matth. 7, 7. Marc. 11, 24. gewisse Erhörung verheißt; so fällt alles Schwierige weg, wenn man bedenkt, daß Jesus eigentlich seinen Schülern verheißt, daß Gott ihre Gebethe um Segen in ihrem Beruf, um Segen bey der Verkündigung seiner Messiaswürde und Lehre gewiß erhören, und alle Hindernisse wegräumen werde, die sich ihnen entgegensetzten. Ferner muß man bedenken, daß Jesu Ausspruch ein populärer Ausspruch war und auch als ein solcher von seinen Schülern verstanden ward. In Reden und Gesprächen im gemeinen Leben drückt man sich oft allgemein und unbestimmt aus, gewiß überzeugt, daß ein jeder die Bestimmungen hinzudenke, die hinzugedacht werden müssen. Jesu Schüler verstanden Jesum gewiß nicht so, als ob er ihnen verhieße, daß der Oelberg, wenn sie zu ihm sagten: Fort von hier und stürze dich ins Meer! sich nun gleich aus der Erde losreißen und durch die Luft fliegen und sich ins Meer stürzen würde. Sie kannten die bildliche Redensart, welcher sich Jesus bediente, und wußten, daß diese Redensart nur so viel sagte, daß keine Hindernisse, die man der Ausbreitung seiner Lehre und ihren Bemühungen um dieselbe entgegensetzen würde, etwas gegen sie vermögen, oder ihnen unüberwindlich seyn würden. Jesus konnte ihnen so viel gesunden Menschenverstand zutrauen, daß sie das einsehen würden. Eben so konnte er es ihnen zutrauen, theils, daß sie ihn verstanden, wenn er ihnen verhieß, daß sie empfangen würden, was sie sich erbäthen, wenn sie nur glaubten; theils, daß sie es einsähen, was sie an ihrer Seite thun müßten, wenn ihr Gebeth erfüllt werden sollte. — Matth. 7, 13. 14. sagt Jesus gar nicht, wie der Verf. meynt, daß **viele den Weg zur Verdammniß wandeln und wenige den Weg zur Seligkeit finden**, in dem Sinne, worin der Verf. die Worte mit den ältern Auslegern nimmt. Er redet von den Juden seiner Zeit, und sagt, der größere Haufe eile einem unvermeidlich bevorstehenden Elende, nämlich dem Untergange des Staats und allen damit verbundenen Schrecknissen entgegen, weil er an seinen irrigen Begriffen von einem irdischen Messiasreiche, und an der Erwartung eines Messias, der ein irdischer König seyn werde, noch immer hänge. Hingegen sey die Zahl derer nur klein, die sich von ihm auf den Weg leiten lasse, auf welchem sie jenem Verderben entgehen können, indem sie ihn für den Messias erkennten. Wie mochte denn der Verf. sagen, daß die Meynung, daß viele verdammt und

nur

nur wenige selig würden, Jesu recht eigen gewesen sey; und die Idee von der Nothwendigkeit eines Menschenopfers, um Gott zu versöhnen, veranlaßt habe. Doch der Verf. nimmt diese Aeußerung zum Theil selbst wieder zurück; und man kann erweisen, daß weder Jesus noch die Apostel diese Idee gehabt haben. — Matth. 10, 34. kann man es unmöglich verkennen, wenn man einigermaßen mit der hebräisch-griechischen Schreibart des N. Test. bekannt ist, daß Jesus es nicht als seine Absicht; sondern als eine Folge seiner Lehre, die in dem Widerstreben eines großen Theils der Menschen gegen dieselbe ihren Grund habe, beschreiben wolle, daß Streit und Uneinigkeit entstehen würde.

Nach so mannichfaltigem Misverstande war es nun nicht zu bewundern, daß der Verf. den Charakter und die Sittenlehre Jesu nicht so ehrwürdig und vortrefflich fand; als ein jeder bey unbefangener Prüfung mit hinlänglicher Kenntniß denselben finden kann. Rec. hat mit Geduld sich in möglichster Kürze über diese entweder aus Mangel an Einsicht, oder aus Vorurtheil entstandenen Misverständnisse erklärt, um dem Schaden vorzubeugen, den dieselben bey manchen Lesern dieses Buches stiften könnten, und glaubt hinlänglich Anleitung gegeben zu haben, sich zu überzeugen, daß keiner dieser Einwürfe gegen die Sittenlehre und den Charakter Jesu gegründet sey, oder den redlichen Verehrer Jesu in seiner Ehrfurcht gegen Jesum und in seinem Vertrauen wankend machen dürfe.

Das dritte Capitel handelt von der Göttlichkeit des N. Test. Was der Verf. darin wider dieselbe einwendet, trifft nur die Vorstellung derjenigen, welche eine übernatürliche Eingebung und Mitwürkung Gottes bey der Abfassung des N. Test. annehmen; aber die nicht, die überzeugt sind, daß die Lehre Jesu göttlich wahr und wohlthätig sey, die im N. Test. enthalten ist, und deswegen das N. T. als ein Geschenk Gottes dankbar hochschätzen, weil es unter allen, die wir haben, die zuverlässigste Erkenntnißquelle von der Lehre Jesu ist.

Im vierten Capitel wird die Lehre von Gott behandelt. Der Verfasser meynt, Jesus lehre Gott als einen Gott erkennen, der die Nachkommen Abrahams vorzugsweise liebe; weil er nur zu den verlornen Schaafen vom Hause Israel gesandt zu seyn behaupte. Er lehre ferner, Gott als einen rachgierigen Gott erkennen, der nur die selig mache, die ihm glauben und fol-

folgen und alle andre verdamme. Daher findet er Jesu Lehre von Gott dürftig und unduldsam und eines Menschenlehrers unwürdig. Wie konnte der Verf. doch so urtheilen? Doch man sieht, die Veranlassung zu diesem Urtheil liegt vornehmlich darin, daß der Verf. die von den ältern Theologen angenommene Erklärung der Stellen, wovon hier die Rede ist, zum Grunde legte. Jesus sollte so von Gott geurtheilt haben, er, der Gott als den Allvollkommnen erkennen lehrt, als den, der seine Sonne scheinen läßt über die Bösen wie über die Guten, und regnen läßt über die Sünder wie über die Frommen; als den, der den vom Wege der Tugend Verirrten zurückzuführen sucht, wie ein Hirte sein verlohrnes Schaf, wie eine Hausfrau den verlohrnen Groschen sucht; der auch nicht einen elend werden lassen will, alle zur Besserung zurückzuführen wünscht, und den Zurückkehrenden mit Freuden, mit zärtlicher Liebe aufnimmt, und ihn wieder mit seinen Segnungen beglückt. Wenn Jesus sich in seinem Geschäfte vornehmlich auf die Verbesserung der Gottesverehrung unter seinem Volke einschränkte; folgt daraus, daß nach seiner Lehre Gott nur Abrahams Nachkommen liebe und beseligen wolle? Folgt aus den eben angeführten Belehrungen Jesu nicht vielmehr das Gegentheil? Wenn Jesus nur denen, die an ihn glauben, das ewige Leben verheisset: so redet er eigentlich in Redensarten seiner Zeit von seinen Zeitgenossen unter den Juden, und der Sinn ist: nur diejenigen unter euch, welche mir glauben und folgen, können der Wohlthaten, die ihr im Messiasreiche von Gott erwartet, theilhaftig werden. Die im Messiasreiche zu erwartenden Wohlthaten nannten die Juden das ewige Leben. Verdient es Tadel, daß Jesus die dem Volke so wichtigen, und bey dem Volke so wirksamen messianischen Erwartungen und Hoffnungen benutzte, um wo möglich, das Volk von dem Untergange, den die herrschenden Begriffe vom Messias und Messiasreiche dem Staate drohten, zu erretten, und es zu einer merkwürdigern Verehrung Gottes zu leiten? War dazu ein wirksameres Mittel als das, daß Jesus für den von Gott bestimmten Messias, und die Gesellschaft von Verehrern Gottes, die er stiftete, für das längst erwartete Reich Gottes oder Reich des Messias anerkannt ward? Wenn Jesus sich als den Richter beschrieb, der entscheide, wer ein Bürger des Messiasreiches werden solle oder nicht: so richtete er sich wieder nach den gemeinen Vorstellungen der Juden, die vor der Stiftung des Messiasreiches ein allgemeines Weltgericht erwarteten, da denn alle;

die vom Messiasreiche ausgeschlossen würden, in das ewige Feuer gestürzt werden würden, das für die Teufel bestimmt sey. Der Sinn war dann eigentlich: Wir müßt ihr glauben und folgen und euch wahrer Besserung und Tugend weihen, wenn ihr hier und einst ewig der Glückseligkeit, die ihr im Messiasreiche erwartet, geniessen wollt. Wollt ihr mir nicht glauben und folgen: so drohen euch die schrecklichsten Folgen eures Widerstrebens gegen meine Lehren und Ermahnungen. Verdient es Tadel, daß Jesus die herrschenden Meynungen und Vorurtheile seines Volkes duldete, stehen ließ und möglichst für seinen Endzweck benutzte, da das Volk überall noch nicht fähig war, diesen Vorurtheilen zu entsagen, da es dieselben, zum Theil nicht einmal ohne Gefahr für seine Sittlichkeit, noch nicht entbehren konnte? War es nicht wirklich die Hauptsache, daß das erst anerkannt ward, was Jesus lehrte, daß nicht Opfer und Gebräuche; sondern Besserung und Tugend allein wahre und würdige Verehrung Gottes und der Weg zur gewissen Versicherung des Wohlgefallens, der Liebe und Gnade, und aller Segnungen und Wohlthaten Gottes in diesem und jenem Leben seyn? Alles Uebrige konnte nur allmälig bey zunehmender Aufklärung der Vernunft berichtigt werden.

Jesus lehrte nicht, als Weltweiser für Gelehrte, von Gott. Er gab für jedermann faßlichen und anwendbaren Unterricht, um zu würdiger Verehrung Gottes zu führen. In solchem Unterrichte muß nothwendig mit allgemein verständlichen Worten und faßlichen Beschreibungen von Gott geredet werden. Dazu wählte Jesus die Vorstellung von Gott, als von einem höchst weisen, mächtigen und gütigen Vater. Und wer kann es verkennen, wie angemessen diese Vorstellung als eine populäre allgemeinfaßliche Beschreibung für den Zweck ist, die Gesinnungen gegen Gott zu erwecken, welche der Tugend vorzüglich beförderlich sind? Wahrlich, das wären nicht dürftige Vorstellungen von Gott!

Als eine Lehre der symbolischen Bücher wird dann die Dreyeinigkeitslehre berührt. Etwas Genugthuendes findet man über diesen Gegenstand nicht; oberflächlich und absprechend fertigt der Verf. diese Lehre als eine nicht von Christo vorgetragne Lehre ab, und verweiset auf Priestley Geschichte der Verfälschungen des Christenthums, und auf die Geschichte des Platonismus der Kirchenväter, welche letztere,

tere, besonders nach Löfflers Uebersetzung in der zweyten Ausgabe, befriedigendere Auskunft giebt.

Dann vergleicht der Verf. die Lehre Sokrates und seiner Schüler von Gott mit der Lehre Christi, und meynt, jene lautrer, edler und würdiger zu finden, als diese. Wenn er aber näher erwogen hätte, theils was er selbst anmerkt, daß Sokrates gebildetere Zuhörer hatte, und daß des Sokrates Lehre von gebildetern und aufgeklärterern Männern aufgezeichnet ist; theils daß unleugbar nicht durch Sokrates, oder eines andern Weltweisen Schule; sondern durch Jesu Lehre und die von demselben gestiftete christliche Lehranstalt, die richtigere Erkenntniß Gottes, des einzigen Schöpfers und Regierers der Welt, unter den Völkern der Erde verbreitet worden ist: so würde er es erkannt haben, daß der anscheinende Vorzug der sokratischen Lehre in der Einkleidung und Vorstellungsart und dem bestimmteren Ausdruck seiner Schüler seinen Grund habe; daß aber die Grundsätze dieselben seyn, und daß Jesu Lehre von Gott gerade als ein populärer und den Fähigkeiten des Volkes zu jenen Zeiten angemessener Unterricht vorgetragen werden mußte, wenn die wohlthätigen Absichten erreicht werden sollten, welche die Fürsehung, nach dem Zeugnisse der Geschichte durch diese Lehre und Lehranstalt erreicht hat, deren Wirkungen noch zu unsern Zeiten fortdauern und immer segensreicher werden, je mehr die Vernunft aufgeklärt wird. Die Fürsehung schenkte dem Volke durch Jesu Lehre die Grundsätze, auf welchen nun ein jeder Lehrer weiter fortbauen kann; so daß er auch die Einkleidung und Vorstellungsart von den Lehren immer mehr veredelt, läutert und genauer bestimmt, je nachdem das Volk vermögend ist, dergleichen anzunehmen und zu benutzen.

Im siebenten Capitel werden die Lehren der Indier von Gott kurz angeführt, und selbst diesen wird der Vorzug vor der christlichen Lehre zuerkannt, in Absicht auf Ordnung, Wahrheit, Philosophie, Zusammenhang und Deutlichkeit. Aber der Verfasser bedenkt nicht, daß diese Lehre nicht als Unterricht fürs Volk vorgetragen worden, wie die Lehre der Bibel, und daß auch den lautersten Grundsätzen in dunkeln Zeiten und für ungebildete Völker nothwendig eine Form gegeben werden mußte, die diesen Grundsätzen Verständlichkeit fürs Volk und Eingang in den Verstand und das Herz desselben verschaffen konnte. Er weiß es ja und hat es angemerkt,

wie

wie ausschweifend das System der Vielgötterey der indischen Volksreligion und welch ein Gemisch von Unsinn und Aberglauben dieselbe ist. Von ähnlicher Art war die Volksreligion unter den heydnischen Völkern überhaupt, bis Jesu Lehre, wo sie angenommen ward, den Völkern bessere Einsichten verschaffte.

Im achten bis zehnten Capitel bestreitet der Vf. die Lehren des Systems von der ursprünglich dem Menschen anerschaffenen Vollkommenheit, von der Erbsünde und von der Schuld und Strafe der Sünde überhaupt. Im eilften bis drey und zwanzigsten die Lehre von Christo und von der Versöhnung und Rechtfertigung allein durch den Glauben. Er macht gegen die Geschichte Jesu, besonders gegen das Uebernatürliche in derselben, Einwendungen, bedenkt aber nicht, daß nicht dieses, sondern die einleuchtende Wahrheit, Vortrefflichkeit und Wohlthätigkeit der Lehren Jesu und sein göttlicher Beruf uns die Hauptsache ist; ferner daß gerade die Vorstellung von der Geschichte Jesu, die wir in der Erzählung der Evangelisten finden, dem Bedürfniß jener Zeiten angemessen und vornehmlich wirksam war, den Glauben an Jesum und die Wirksamkeit seiner göttlichen Lehre zu befördern; und endlich daß, wenn gleich unleugbar auf manchen Theilen der Geschichte Jesu ein Dunkel ruht, welches wir nicht ganz zu durchschauen vermögen, doch niemals Vermuthungen zu dem Range eigentlicher historischer Wahrheiten und zu völliger Gewißheit erhoben werden können. Daher der Weisere in Hinsicht solcher Gegenstände das Dunkel nicht zu durchschauen verlangt, welches wie über so manchen Theilen der älteren Geschichte, auch über dieser Geschichte ruht, und den Schleyer nicht aufzudecken unternimmt, den die Zeit über dieselben geworfen hat, bis etwa die Zeit selber nach und nach ihn aufdeckt. Unterdessen beunruhigt ihn kein Einwurf wider die Gewißheit dieser Begebenheiten. Seine Ueberzeugung beruht auf vernünftigere Einsicht in die Wahrheit, Vortrefflichkeit und Wohlthätigkeit der Lehre Jesu; und jene Begebenheiten und deren Geschichte betrachtet er dankbar als die Mittel, wodurch die weise und gütige Fürsehung Gottes nach dem Bedürfniß der ersten Zeiten den Glauben an Jesum und die Annehmung seiner Lehre befördert hat. Jene Begebenheiten und ihre Geschichte haben ihren Zweck erreicht, und sind ein durch ihr hohes Alter und durch ihren vielfältigen und wohlthätigen Einfluß auf die Menschen, die Annehmung und Verbreitung der in ihren

wesentlichen Grundsätzen so lautern und vortrefflichen Gottesverehrung nach Jesu Lehre und Beyspiel unter vielen Völkern der Erde zu befördern, dem Freunde der Menschheit und Forscher der Geschichte ehrwürdiges Denkmal.

Im dreyzehnten Capitel ist die Behauptung befremdend, daß die Juden und auch Jesu Schüler die Vorstellung von einer vom Leibe unterschiednen Seele gar nicht gehabt haben. Dieß ist eine von den vielen kühnen und übereilten Behauptungen, deren man in diesem Buche so viele findet. Es ist ja aus dem A. T. besonders aus dem Pred. Sal. 12, 7. ganz klar, daß die Juden schon vor Christi Zeiten den Geist, der nicht mit dem Leibe sterbe, sondern zu Gott zurückgehe, der ihn gegeben habe, von dem Leibe unterschieden. Im N. T. ist das eben so klar aus Matth. 10, 28. 29. um nur eine klassische Stelle zu nennen, daß Jesus seine Schüler die Seele vom Leibe unterscheiden lehrte, indem er sagte, die den Leib tödten könnten, vermögten doch die Seele nicht zu tödten. Der Vf. hätte dies nicht übersehen können; wenn er sorgfältiger untersucht hätte.

Was die Versöhnungslehre betrifft: so sammlet der Verf. in einer Reihe von Citaten viele Stellen der kirchlichen Schriftsteller vom zweyten Jahrhunderte an, bis auf die Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts, in der Absicht, zu beweisen, daß die Vorstellungsart der symbolischen Bücher von dieser Lehre nicht alt, und wie dieselbe nach und nach modificirt und entstanden sey. Auch dieser Weg dünkt dem Recensenten nicht der richtige zu seyn. Es ist wahr, die Vorstellungsart von dieser Lehre, die man in den symbolischen Büchern der Lutherischen Kirche findet, ist nicht die älteste; aber es ist nur zu wahr, daß man von Anfang an die Vorstellung von der Aufopferung Jesu als Sühnopfer für alle, die ihm glauben wollen, die ursprünglich bildlich und uneigentlich gebraucht war, nur zu bald im eigentlichen Verstande von einem wirklichen Sühnopfer und Lösegelde zu erklären angefangen habe, und dieß war doch immer der Grund alles Misverstandes, daß man hier eigentlich erklärte, was nach der Absicht der Apostel bildlich zu erklären war, und daß man das, was Jesus und die Apostel von der Erlösung und Vergebung der Sünden gesagt hatten, in einem ganz andern Sinne nahm, als der war, in welchem Jesus und die Apostel diese Worte brauchten. Sicher und gründlich geht man nur dann, wenn man durch viel-

jähriges vertrautes Bibelstudium, welches dem Verfasser fehlt, und durch Kenntniß der Sprache, Denkart, Sitten und Meynungen jener Zeiten, in den Stand gesetzt ist, die Begriffe jedes uns itzt dunkeln Wortes in dem Sinne, worinn man es damals nahm, sich deutlich vorzustellen, und von diesem eigentlichen biblischen Sinne und Begriff der Worte hernach die Deutungen zu unterscheiden, die späterhin mehr oder minder irrig davon gemacht sind. Auf diesem freylich noch nicht eben sehr gebahnten Wege kommt man am Ende sicher zum Ziel, weis, was Jesus und die Apostel gedacht und gelehrt haben, und ist im Stande, sicher über ihre Lehre zu urtheilen, und den Werth derselben bestimmt und richtig von den minder richtigen spätern Vorstellungen zu unterscheiden. Auf dem Wege hingegen, den der Verf. einschlägt, verfehlt man die Beantwortung der wichtigsten Vorbereitungsfragen, ohne welche über die ganze Lehre nicht sicher geurtheilt werden kann. Die Einwürfe, welche der Verfasser der Versöhnungslehre, als einer nicht mit vernünftigen und würdigen Begriffen von Gott reimenden Lehre macht, treffen nicht einmal die feinern Systematiker, und noch weniger die Lehre der Bibel. — Es fehlt hier an Raum, die Vernunftgründe zu würdigen, die der Verfasser der Lehre des Systems von der Erbsünde und von wirklicher Sünde und beyder Strafbarkeit vor Gott entgegensetzt. Diese Gründe sind größtentheils vollwichtig, wie denn auch schon öfter sie erwogen und richtig geschätzt sind; und sie beweisen dem, der sie gebührend erwägt, wie erwünscht die Bemerkung für den Verehrer der Lehre Jesu sey, daß keiner von den Sätzen, die in dieser Lehre Schwierigkeiten erregen, zu den eigenthümlichen Lehren Jesu gehöre, welches bey genauer Untersuchung hinlänglich erwiesen werden kann. Aber so gern der Recens. dem Verf. Gerechtigkeit wiederfahren läßt: so findet er doch, nach seiner Ueberzeugung, alles das irrig, was im zwey und zwanzigsten Capitel über des Apostels Paulus Lehre vom Glauben ohne Werke und von der Rechtfertigung, und mit unanständig harten Urtheilen über Paulus gesagt ist. Würde er genauer und mit mehr Einsicht untersucht haben: so würde er gefunden haben, daß Paulus unter den Werken die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, und unter dem Glauben das Bekenntniß zu Jesu und Verehrung Gottes nach dem Unterricht Jesu versteht, und lehrt, daß der ehemalige, Gott nicht würdig verehrende, Jude oder Heyde dadurch ein würdiger Verehrer Gottes, und mithin der Gnade und des Wohlgefal-

lens

lens Gottes wieder theilhaftig werde. Bey genauerer Untersuchung hätte sich ihm die völlige Uebereinstimmung zwischen Paulus und Jacobus entdecken müssen, die er im Widerspruche mit einander zu finden meynte; er würde eingesehen haben, daß Jacobus unter den Werken, die er fordert, christliche Tugenden in Gesinnungen und Thaten versteht, welche Paulus so oft und ernstlich fordert und empfiehlt; indem er nur dem Wahne widersprechen wollte, daß die Beobachtung des mosaischen Gesetzes den Juden vor Gott ein Verdienst und vorzugsweise vor andern Völkern ein Recht auf die messianischen Wohlthaten gäbe; und in der Absicht zeigte, 1) daß die Juden nicht minder verderbt und lasterhaft, als andre Völker seyn, und sich also des göttlichen Wohlgefallens nicht rühmen könnten, und 2) daß die Ertheilung des Antheils an den messianischen Wohlthaten auch von den Juden nicht als Lohn ihrer Verdienste; sondern als ein freyes Geschenk der göttlichen Güte erkannt werden müsse; 3) daß kein anderes Mittel und Erforderniß sey, um zu diesen Wohlthaten zu gelangen, als der Glaube, oder Jesum für den Messias zu erkennen, und ihm zu vertrauen und zu folgen.

Zuletzt stellt der Verf. zwischen den Nachrichten, die besonders Philo von den Essäern gegeben hat, und zwischen den strengen Uebungen der Essäer und zwischen den Vorschriften und Uebungen der christlichen Sittenlehre eine Vergleichung an, und meynt entdeckt zu haben, daß die christliche Sittenlehre keine andere, als die der Essäer gewesen sey. Hier irrt er wieder auf mancherley Weise. Es ist wahr, daß einige vorgebliche Apostel der Lehre Jesu schon früh die unter den Essäern gewöhnliche Strenge als eine Gott besonders wohlgefällige Verehrung unter den Christen einzuführen suchten. Paulus eifert gegen solche falsche Apostel in den Briefen an die Epheser, die Colosser und den Timotheus. Es ist ferner wahr, daß wirklich die Uebungen der ersten Christengesellschaften Aehnlichkeiten mit essäischen Gebräuchen haben. Darf uns das wundern? Eben so wenig, als das, daß sie die Gebräuche der Juden bey ihren öffentlichen Andachtsversammlungen nachahmten. Es ist endlich wahr, daß nachher, seit dem Ende des zweyten Jahrhunderts, die Begriffe von vorzüglicher christlicher Tugendübung in verkehrte Begriffe von der Nothwendigkeit einer den Gebräuchen der Essäer ähnlichen finstern Strenge in ihrer ganzen Lebensart verwandelt, und die christ-

lichen Asketen den Essäern sehr ähnlich wurden. Aber es ist auch einleuchtend, daß Jesus fern von Essäischen Grundsätzen, selbst dem frohen Genusse erlaubter Vergnügungen nicht abhold, und weit entfernt war, finstre Strenge und Lossagung von allen sinnlichen Freuden, für gottgefällige Tugend zu erklären. Er gab zumal keinen Inbegriff von Regeln für das sittliche Verhalten in jedem einzelnen Falle; sondern drang auf ein lauteres ganz gebessertes, ganz Gott ähnlich zur Liebe alles Guten gebildetes Herz, und einem solchen Herzen mußte denn die Vernunft in einzelnen Fällen leicht, was recht und gut sey, sagen. Höchst weise überließ Jesus die Anwendung seiner sittlichen Grundsätze in einzelnen Fällen der eignen Beurtheilung und Uebung der Vernunft. Nur Rathschläge ertheilte er, wenn man ihn fragte, und rügte herrschende Verletzungen des Sittengesetzes, z. B. den Misbrauch des Eydes, die leichtsinnigen Ehescheidungen, u. s. w. Daß Jesus zufälliger Weise bisweilen mit den Essäern übereinstimmte, darf uns nicht wundern. Es fehlte nicht an guten Grundsätzen in ihrer Sittenlehre, nur daß sie dieselbe übertrieben.

Rec. kann diese beurtheilende Anzeige dieses Buches nicht ohne den Wunsch beschliessen, daß doch alle, die sich zu Gegnern des Christenthums und Verehrern der Vernunft aufwerfen, bedenken möchten, 1) welch ein unentbehrliches Bedürfniß der Glaube aufs Wort eines Andern, positiver Glaube in Religionssachen, für wenigstens neun Zehntheile der Menschen ist; 2) wie wohlthätig der christliche Glaube werden kann, wenn er von jedem Lehrer angewendet wird, wahre Tugend durch den Glauben an Jesum nach Jesu Lehre und Muster zu befördern; daß die Vernunft nie mit Jesu und der Lehre Jesu in Streit seyn kann, da Jesus seine Zuhörer selbst aufforderte, ihre Vernunft zu gebrauchen, und aus der einleuchtenden Wahrheit seiner Lehre zu erkennen, daß sie von Gott sey: so dürften wir hoffen, daß wir, anstatt solcher Angriffe, wodurch Vernunft und Jesu Lehre einander entgegesetzt werden, künftig nur das Bestreben wahrnehmen würden, die vollkommenste Harmonie immer deutlicher und einleuchtender zu machen, welche nach der Absicht Gottes zwischen beyden immer seyn sollte, und welche nur durch Irrthum, Misverstand oder Bosheit aufgehoben und gestört werden kann.

Bg.

Christ-

Christliches Hausbuch oder Predigten auf alle Sonn- und Festtage, zur Erbauung, Erweckung, Warnung und zum Trost für den Landmann, nebst einem Anhange von Gebeten von Ludewig Friedrich August von Cölln, Pastor zu Oerlinghausen in der Grafschaft Lippe-Detmold. — Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1792. 2 Alph. 20 Bogen. 4. 2 Rg.

Dieses Handbuch besteht aus 72 Predigten, die alle über selbst gewählte Texte, und nicht über die sogenannten Sonn- und Festtagsevangelien gehalten sind, wie man vielleicht aus dem Titel schliessen könnte. Sie gehen bis zum 24sten Sonntage nach Trinitatis, und folglich würde für die drey letzten Trinitatissonntage doch keine Predigt zu finden seyn, wenn diese Sonntage eintreten. Wir führen dieses nur an, weil es dem Titel widerspricht, so wenig daran auch gelegen ist. Der Vf. hätte der Mangelhaftigkeit leicht abhelfen können, denn er hat für manchen Sonntag zwey Predigten geliefert. Was nun den innern Werth dieser Predigten anlanget, so dürfen wir dieses Buch mit gutem Gewissen dem Landmann zu seiner Belehrung und Erbauung empfehlen. Er wird manches darin finden, das ihm in seiner Lage brauchbar ist, gute Gesinnungen erwecken und seine Zufriedenheit befördern kann. An mehrern Orten dieser Predigten möchte aber doch wohl der Verf. über das gar zu ängstliche Streben nach Popularität ins Tändelnde sowohl in Absicht auf Materie als Form gefallen seyn, ein Fehler, in welchen die Schriftsteller fürs Volk nur gar zu leicht verfallen. Und der Fehler ist vielleicht daher entstanden, daß Herr von Cölln sich in die Ziererey en seines Herrn Generalsuperintendenten Ewald zu sehr verliebt hat, den er vermuthlich viel gelesen hat, und nun zwar nicht mit allen seinen Sonderbarkeiten, aber doch immer sichtbar genug kopirt. Eben daher kommen auch ohne Zweifel viele Aeusserungen, die nun freylich wohl in das Religionssystem und Christenthum Lavaterischer Jünger und Nachbeter hineinpassen, aber mit der wahren Christusreligion ganz und gar nicht harmoniren. Der Leser kann Spuren davon in der Predigt von Himmelfahrtstage und mehrere andere finden, und aufrichtig gestanden, solche Nahrung ist dem Geiste und der Denkart des Landmanns

 gar

gar nicht angemessen. Gewiß denkt er sich nichts dabey, und kann sich nichts dabey denken, und was hilft ihm denn alles Predigthören und Predigtlesen? Auch ist das wohl ein Fehler an diesen Predigten, daß der Verf., wenn er einen Geschichtstext gewählt hat, sich zu sehr um diesen Text drehet, und die Hauptsache vernachläßigt. Daher bey vielen Predigten eine gar zu große Ueberflächlichkeit; daher oft die Hintansetzung oder zu leichte Berührung der wichtigsten Motive. Wenn gleich der Prediger dem Landmann keine tiefsinnigen, nach allen Regeln ausgearbeiteten Abhandlungen zum Lesen vorlegen darf, so darf er ihn doch nicht zu leicht abfertigen, weil er sonst seinen Zweck verfehlt. Ueberhaupt hat sich Herr von C. wohl zu wenig in die Lage des Landmanns hineingedacht, wenn er es gleich zu glauben scheinet. Er würde sonst gewiß mehreres aus seinem Ideenkreise hergenommen und dadurch seine Arbeit noch brauchbarer gemacht haben. Recens. bevorwortet es aber ausdrücklich, daß er durch alle diese Erinnerungen dem Buche seinen Werth nicht absprechen will.

Ao.

Beyträge zur christlichen Dogmatik und Moral, und zur Geschichte derselben, von Johann Friedrich Flatt, Professor der Theologie und Superintendenten der Stadt Tübingen. Tübingen, bey Heerbrandt. 1792. 8. 10 Bog. 10 gr.

In diesen schätzbaren Beyträgen sind folgende Abhandlungen enthalten: 1) Bemerkungen über den aus der Bibel, besonders aus der Lehre und Geschichte Jesu, hergenommenen Ueberzeugungsgrund vom Daseyn Gottes. Nebst einem Nachtrag zu diesem Aufsatz, worinn der Vf. eine Prüfung einiger Ideen des Verfassers der Censur des christlichen protestantischen Lehrbegriffs anstellt. Der Verf. erkennt, daß es uns Menschen nicht vergönnt ist, in der Lehre von Gottes Daseyn, die nicht blos mit einem allgemeinen, sondern mit dem höchsten Interesse der Menschheit in dem genauesten Zusammenhang steht, zu einer apodictischen Gewißheit zu gelangen; und leitet daher die Nützlichkeit derjenigen Untersuchungen, wodurch das Resultat der aus der Natur geschöpften Gründe für das Daseyn Gottes, auch durch irgend eine höhere

Aucto-

Auctorität, oder durch Thatsachen, welche die Vernunft eben so wenig aus sich selbst erzeugen, als in dem gewöhnlichen Naturlaufe finden kann, bestätiget wird. Es fragt sich also nur, ob und in wie ferne man berechtiget sey, anzunehmen, daß die Bibel einen Erkenntnißgrund vom Daseyn Gottes, oder eine Bestätigung dieser Wahrheit enthalte? Der Verf. löset die Frage: Findet sich in der Lehre und Geschichte Jesu, wenn man ihre historische Gewißheit voraussetzt, ein Bestätigungsgrund der Wahrheit vom Daseyn Gottes? — in folgende drey bestimmtere auf. a) Kann die Lehre Jesu für sich (ausser der Verbindung mit den Wundern) betrachtet, als eine Bestätigung der Lehre von der Existenz Gottes angesehen werden? b) Können die Wunder Jesu, für sich betrachtet, einen Bestätigungsgrund von dieser Wahrheit abgeben? c) Was läßt sich aus den Wundern Jesu, in Beziehung auf das Daseyn Gottes, schliessen, wenn sie in Verbindung mit seiner Lehre überhaupt, oder mit einem besondern Theile derselben betrachtet werden? Der Vf. zeigt durch die sehr bestimmte und scharfsinnige Auflösung dieser Fragen, daß Jesu Lehre und Geschichte, in mehr als Einer Hinsicht, einen sehr schätzbaren Zusatz zu dem physischtheologischen und moralischen Beweise vom Daseyn und der Regierung Gottes enthalte, — einen Zusatz, auf den der philosophische Theist, eben so wenig befugt ist, mit einem übermüthigen Eigendünkel herabzusehen, als der Supernaturalist ein Recht hat, die aus der Natur geschöpften Ueberzeugungsgründe vom Daseyn Gottes zu verschmähen. In dem Nachtrag zu diesem Aufsatz beleuchtet der Verf. die Ideen über die **Frage von der Wirklichkeit und dem Zwecke der Wunder**, welche die Schrift: **Censur des christlichen protestantischen Lehrbegriffs nach den Prinzipien der Religionskritik mit besonderer Hinsicht auf die Lehrbücher der Herren J. J. C. Döderlein, und S. F. N. Morus, erste Fortsetzung Berlin 1791** — enthält.

a) **Beytrag der Untersuchung der Frage: In welchem Verhältniß steht die Hoffnung der künftigen Glückseligkeit, die Jesu Lehre verheißet, zur Tugend?** In dieser Abhandlung legt der Verf. die allgemeinen Gründe dar, aus denen sich erklären läßt, warum Jesus überhaupt jene Verheissung in eine so genaue Verbindung mit den Forderungen, die er an die Menschen machte, gesetzt habe. Der Verf. zeigt, daß die Hoffnung der künftigen Seligkeit, die Jesu Lehre verheißt, nicht nur in einem sehr genauen Zusammenhange mit

der Tugend überhaupt, und besonders mit einer pflichtmässigen Gesinnung gegen Gott stehe; sondern daß die Hoffnung auch als ein positives Beförderungsmittel der Tugend betrachtet werden könne, in wiefern sie, der Moralität unbeschadet, einen positiven (theils unmittelbaren, theils mittelbaren) Bestimmungsgrund tugendhafter Entschliessungen und Handlungen abgiebt. 3) **Bemerkungen über Socins Philosophie und Theologie, nach ihrem Verhältniß zur praktischen Vernunft.** Der V. hat in dieser Abhandlung blos die Absicht, ein Paar Ideen in Erinnerung zu bringen, die zu dem philosophischen Theile des socinischen Systems gehören. Zu den Grundideen, von welchen Faustus Socinus ausgieng, gehört unstreitig die Idee von der Moralität. Diese Grundidee macht es sehr wahrscheinlich, daß in dem Verhältniße gewisser dogmatischen Sätze **zur Moralität**, so wie Socin sich **dasselbe dachte**, der vorzüglichste, (obgleich nicht gerade der einzige) Grund zu suchen sey, warum er sie annahm oder verwarf. Nach dieser Grundidee hielt Socin auch blos diejenigen Sätze für einen Gegenstand eines **nothwendigen** Glaubens für Christen, deren Fürwahrhalten eine unumgänglich **nothwendige** Bedingung der **Befolgung des göttlichen Willens**, und folglich in **praktischer** Absicht nothwendig ist. So erklärt er den Glauben von dem Daseyn, von der Einheit Gottes u. s. w. deswegen für nothwendig, weil wir ohne diesen Glauben unmöglich Gott **gehorchen** könnten. Eben so erklärt er den Glauben an die göttliche Würde und Herrschaft Christi deswegen für nothwendig, weil wir ohne denselben Christo die Ehre nicht erweisen könnten, die Gott uns zur Pflicht mache. Dagegen rechnet er den Satz, daß es nicht mehr als Eine göttliche Person gebe, deswegen nicht zu den nothwendigen Gegenständen des Glaubens, weil er in keinem nothwendigen Zusammenhang mit dem Gehorsam gegen Gott stehe. Der Verf. setzt hinzu: „Ein Urtheil, welches auch als Beyspiel von **toleranter** Beurtheilung bemerkt zu werden „verdient, und einen ziemlich auffallenden Contrast mit jenem „bekannten Athanasianischen Ausspruch macht: Quicunque „vult salvus esse, ante omnia opus est, ut teneat catholi„cam fidem. Quam nisi quis integram inviolatamque „servaverit, absque dubio in aeternum peribit."

Kz.

Arzneygelahrheit.

Ioannis Gothofredi Brendelii, Professor. quondam in academia Georgia Augusta celeberr. Praelectionum academicarum de cognoscendis et curandis morbis Tomus primus. Edidit notasque adjecit *Hermannus Wilhelmus Lindemann*, Medicin. et Chirurg. Doct. Lipsiae, sumtu Schwickerti, 1792. auf XXXVI. und 416 Seiten in 8. 1 Rt. 18 Kr.

Der Name eines Brendels dient diesem Buche zu einem schon günstigen und empfehlenden Strauche. Er war für die Akademie zu Göttingen ein verdienstvoller Lehrer der Arzneykunde, und ein glücklicher praktischer Arzt, der in großem Rufe stand. Seine gehaltene Vorlesungen über die Krankheiten, solche kennen und heilen zu lernen, haben viele seiner Schüler immer im Manuscripte aufbehalten, und es ist zu verwundern, daß sie nicht schon längst, wie sie es doch verdient hätten, durch den Druck allgemein bekannt worden sind. Hr. D. Lindemann verdient daher um so mehr Dank, daß er solche nun zur Druckerpresse befördert, und einige, wiewohl sparsam, doch nicht unerhebliche Anmerkungen denselben beygefügt hat.

Dritte ist davon nur der erste Band erschienen, welcher die fieberhaften Krankheiten in sich begreift. Dieser Band bestehet aus zwey Theilen, deren Inhalt folgender ist. Im ersten Theile handelt der Verf. zur Vorbereitung auf die im zweyten Theile eigentlich abgehandelten Fieber in 19 Kapiteln: 1) de febrium essentialibus; 2) de divisione febrium; 3) de decursu et crisibus febrium acutarum; 4) de praesagiis bonis et malis in febribus acutis, generatim potissimis; 5) de diaeta in acutis; 6) de usu vini in acutis; 7) de curatione febrium acutarum generali; 8) de symptomatibus febrilibus, und zwar, a) de alvi obstructione febrili; 9. b) de siti febrili; 10. c) de alvi fluxu et diarrhoea febrili; 11. d) de nausea, cardialgia et vomitu febrili singultuque; 12. e) de capitis et colli dolore febrili; 13. f) de pervigilio febrili; 14. g) de deliriis febrilibus; 15. h) de linguae et faucium affectibus febrilibus; 16. i) de sopore febri-

febrili; 17. k) de convulsionibus in febribus acutis; 18. l) de animi deliquio febrili; und 19. m) de imbecillitate febrili. Besonders schätzbar ist die hier vorgetragene genaue Semiotik der Fieber, die der unvergeßliche Brendel aus eigener zahlreichen Erfahrung und aus den Bemerkungen anderer Beobachter, vorzüglich des Hippokrates, sich gesammelt hatte. Was hierüber der Verf. in diesen Vorlesungen gelehrt hat, verdient insonderheit mit Fleiß gelesen zu werden, angehenden Aerzten wirds besonders zu statten kommen; sie können sich dadurch zu genauern Beobachtern bilden.

Im zweyten Theile dieses ersten Bandes kommen nun die verschiedene fieberhafte Krankheiten selbst vor: Bey jeder wird die eigentliche Beschaffenheit derselben, ihre Ursachen, ihr Ausgang nach den sich dabey äußernden Umständen, und die den ausgemittelten Ursachen anpassende Heilmethoden angegeben. Manche Meynung des Verf. muß der Leser ihm zu gute halten, und sich damit in das verflossene Zeitalter versetzen; dagegen findet er wieder so viele bleibende Wahrheit, die der Verf., als ein getreuer Beobachter der Natur, hier vorgetragen hat, und welche unwidersprechlich, nur recht verstanden, sehr nutzbar jedem seyn wird. In 24 Kap. handelt demnach der Verf.: 1) de febribus acutis ordinariis; 2) de febribus catarrhalibus ordinariis; 3) de pleuritide, peripneumonia und pleuropneumonia; 4) de pleuritide notha; 5) de phrenitide et paraphrenitide; 6) de febribus malignis in genere, speciatimque de sic dictis catarrhalibus malignis simplicibus et exanthematicis; 7) de petechiis veris; 8) de pestilentia vera; 9) de purpura; 10) de febre urticata; 11) de febre scarlatina; 12) de febre erysipelatode; 13) de inflammatione intestinorum, vulgo colica acuta; 14) de rheumatismo acuto; 15) de febribus vulnerariis acutis; 16) de morbillis; 17) de variolis; 18) de angina; 19) de febribus continuis longis; 20) de febribus intermittentibus in genere, et speciatim de quotidiana intermittente; 21) de intermittente tertiana; 22) de febre quartana; 23) de febre hectica in specie; und 24) de febre phthisica. Bey einem oder dem andern hält sich der Verf. länger oder kürzer auf, so wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes erforderte. Zuletzt können wir aber nicht bergen, daß es nöthig gewesen wäre, daß der Herausg. doch auch angezeigt hätte, wie er zu dem Manuscript von diesen Brendelschen

lischen Vorlesungen gekommen, welche er hier durch den Abdruck der Welt mittheilet, und dadurch allgemein nützlich machet. Er hätte dies allerdings thun sollen, weil so verschidene Abschriften von diesen Vorlesungen vorhanden sind: wären sie aus einer ächten Quelle; so würde der Credit derselben mehr Gewicht bekommen haben. Einige Stellen sind uns zwar zweydeutig vorgekommen; doch sehen wir dem zweyten Bände mit Verlangen entgegen.

Kb.

Hippokrates Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Erläuterungen von Dr. Johann Friedrich Karl Grimm. Vierter Band. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 1792. in 8. 1 Rh. 20 gr.

Plan, Uebersetzungsart, steife Anhänglichkeit an die wörtliche Treue, und daher entstandene Affectation eigener Ausdrücke und Wortfügungen, ingleichen fortlaufender Text und am Ende litterarische Erläuterungen über jedes Buch, nebst Rechtfertigung, warum an einzelnen Stellen so und nicht anders übersetzt wurde, sind beschaffen, wie in den vorigen Bänden; wir finden also das Gute, so wie das Fehlerhafte, wieder. Enthalten sind das B. 1 — 4 von den Krankheiten, von den Blähungen, von der heiligen Krankheit, von den Krankheiten der Jungfern, von der weiblichen Natur, vom Zeugungssafte, von der Erzeugung des Kindes, von der Ueberschwängerung, von dem sieben- und acht Monatskinde. — Es wird also wohl noch ein Band übrig seyn. Je mehr man in dem Werke fortrückt, desto mehr muß man bedauren, daß der Uebers. nicht allenthalben unter dem Texte die nöthigen Berichtigungen und Bestimmungen beyfügte: denn, wie jetzt das Ganze vor uns liegt, dürfte der arme Practiker dadurch mehr verwirrt, als erleuchtet werden. Als Beyspiele der affectirten Schreibart heben wir nur folgende aus, wie sie uns aufstoßen — heil. Krankheit st. Fallsucht, Zeugungssaft st. Saamen, ein sieben- acht Monatskind st. sieben- achtmonatlich, Schleim ausreinigen st. ausleeren oder abführen, die Adern bluten in dem Körper st. ergießen, hinfließen, Zeug st. Materie, ein Durchfälliger, den Kranken verschworen st. zeigt sich ein Absceß, das Blut, haltige, Paraku (y)

nanche

nächste, ertel essen statt allein, sich begatten st. den Beyschlaf üben, die Weiber machen Buben und Mädchen, die Frau wird brünstig, bausicht st. stark, u. d. gl. Der Uebers. muß hierbey das Affectirte und die Provincialismen selbst fühlen, der ungeübte Laye und Anfänger aber stutzig werden ob der alten Dinge, die immer unübersetzt bleiben konnten, wenigstens durch Zurechtweisungen unschädlich werden mußten.

Df.

E. W. Quin's, der Arzneygelahrheit Doktors, des Collegiums der Aerzte Mitglieds und obersten Arztes des Invalidenhospitals in Dublin, Abhandlung über die Gehirnwassersucht, durch praktische Fälle erläutert, nebst Bemerkungen über den Gebrauch und die Wirkungen des rothen Fingerhuts in verschiedenen Arten der Wassersucht. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Dr. C. F. Michaelis, Arzte am Johannishospital zu Leipzig. Leipzig, bey Fritsch. 1792. 8¼ Bog. gr. 8. 10 gr.

Das pathologische Raisonnement des Verf. über die Gehirnwassersucht ist trivial und unbestimmt, seine Bemerkungen über die Würksamkeit des rothen Fingerhuts, (dieses nur mit großer Vorsicht anzuwendenden Mittels) unbedeutend, und die 12 angehängten Krankengeschichten und Leichenöffnungen sind größtentheils aus andern Schriftstellern entlehnt. Wir bedauren daher, daß der deutsche Uebersetzer an dieser unwichtigen Brochüre seine Zeit und das Papier verschwendet habe.

Chirurgische Krankengeschichten, zur Erläuterung praktischer Gegenstände, jungen Wundärzten zur Beherzigung mit praktischen Anmerkungen begleitet von J. G. Bernstein, Herzogl. Sachsen-Weimar. Hofchirurgus. Erfurt, bey Kayser. 1792. XXXVI. und 284 Seiten in 8. 16 gr.

Durch

Durch diese — hier mit widerlicher Weitschweifigkeit erzählten — übel behandelten Krankengeschichten, welche Herr B. als zugerufener Wundarzt beobachtete, sucht der Verf. die grobe Unwissenheit, und das entehrende Betragen, deren so viele Wundärzte sich schuldig machen, an den Tag zu legen, und ihre Amtsbrüder vor ähnlichen Fehlern zu warnen. Die behandelten Krankheiten aber sind nicht sehr wichtig, die bey der Cur derselben begangnen, gerügten Fehler leider! nicht ungewöhnlich, der Vortrag des Verf. so unnütz gedehnt, und seine eingewebten Reflexionen so alltäglich, daß wir dieses Buch unsern Lesern weder als lehrreich, noch als unterhaltend zu empfehlen im Stande sind. — Der Verf. sucht durch die hier angeführten Fälle nebenher noch zu beweisen, 1) daß nicht jede Haut Pflaster vertrage (wir glauben aber, daß im Allgemeinen jede Haut diese Schmiererey entbehren könne;) — 2) Daß das Aufschneiden der Fistelgänge häufig versäumt; — 3) Daß bey den Brüchen der Vorderarmsknochen die gehörige Lage des eingerichteten Theils vielfältig unrecht verstanden und vernachlässigt werde; — 4) Daß die geschwinde Vereinigung aller frischen und reinen Wunden von jedem Wundarzt billig müsse befördert werden; 5) Daß Ueberschläge von kaltem Wasser gegen Verbrennungen nützlich seyn, und endlich 6) Daß frische Brüche sich aus dem Grunde (radical) heilen lassen.

Franz Schraud's, Arztes zu Segedin in Ungarn, Beobachtungen aus der Arzneykunde. Wien, bey Kurzbeck. 1792. 9 Bogen in 8. 8 gr.

Obgleich der Verf. vielleicht ein brauchbarer Arzt in seiner Gegend seyn mag; so können wir ihn doch keineswegs für befugt halten, sich als Beobachter und Schriftsteller zu zeigen. Seine, hier mitgetheilte Erfahrungen — über die Würksamkeit der Dulcamara, der Ipecacuhanna in kleinen Gaben, der Seifenwurzel, der Arnica in verschiednen Krankheiten und des Mercurii cinerei in Verbindung mit der Asa foetid. und China in scrophulösen Zufällen — sind so wenig beweisend und unbestimmt, und dabey noch so fehlerhaft vorgetragen, daß wir diese verworrene Schreiberey nicht des Drucks, und, da sie einmal abgedruckt ist, nicht des Durchlesens werth halten können,

nen, sondern ihr das Schicksal aller Maculatur verkündigen möchten.

Blicke in die Theorie und Praxis der jetzigen Arzneywissenschaft, als Einleitung zu einer Abhandlung über das Blutlassen. Von M. D. Chemnitz, bey Hofmann und Fiedler. 1792. 7 Bogen in 4. 5 gr.

Diese Blicke verrathen wahrlich kein scharfsichtiges, geübtes Auge. Die ganze unwichtige Brochüre, welche einen Wiener Arzt zum Verfasser hat, liefert ein unbestimmtes, schales Raisonnement über die fehlerhafte wissenschaftliche Erziehung der mehrsten Aerzte, die verschiedne empirische Ausübung ihrer Kunst und über einige physiologische und pathologische Sätze, zugleich auch noch die Anzeige des vom V. herauszugebenden Versuchs über das Blutlassen, welches seiner Aussage zufolge jetzt in Wien so sehr gemißbraucht werde. — Damit unsre Leser die Manier des Verf. die abgehandelten Gegenstände zu bearbeiten, selber einsehen mögen, wollen wir nur die von ihm angegebne Eiterprobe hier ausheben. Seite 106 heißt es: „Kommt der zu untersuchende Saft aus einem Geschwür, so „ist er Eiter; kommt er aber nicht von einem Geschwür, so „ist er auch kein Eiter.“ (!) Die Versuche eines Darwin, Grasmeyer u. a. scheinen dem Verf. unbekannt zu seyn.

Beobachtungen über die medicinische Elektricität. Von F. Lowndes. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von W. Davidson. — Suaviter in modo; fortiter in re. Berlin, bey Maßdorf, 1792. 3 Bogen in 8. 4 gr.

Wer in diesen Bogen eine genau und wichtig bestimmte Methode, die Elektricität in verschiedenen Fällen verschieden und mit Vorsicht anzuwenden, oder eine, durch glaubwürdige Erfahrungen erprobte Würdigung dieser Kraft in Heilung verschiedner Krankheiten zu finden glaubt, hat sich sehr betrogen; Sie enthalten nichts weiter, als einige, höchst unbestimmte

Beobachtungen und allgemeine, wo nicht ganz falsche, doch nur halb wahre Behauptungen über den großen Nutzen der Elektricität zur Heilung fast aller Krankheiten. So behauptet der Verf., z. B. daß die Elektricität besser, wie alle andre Arzneyen auch die Wechselfieber zu heilen vermöge. Auch der Uebersetzer stimmt in dieses Urtheil mit ein, denn er sagt in seiner Vorrede: „Der Verf. ist für die Würkung der Elektri„cität zu sehr eingenommen, und läßt sein Steckenpferd bis„weilen gewaltig gallopiren, so daß ihm die gesunde Vernunft „kaum folgen kann.“ (!!) — es wundert uns daher sehr, daß er sich zur Verdeutschung dieser Brochüre hat entschliessen können.

Db.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Briefe über Holland, England und Spaa. Vom Herrn von Spån, dermaligem holländischen Ambassadeur in Lissabon. Aus dem Französischen. Erster Theil 266 Seiten. Zweyter Theil 284 Seiten. 8. Arnheim, 1792. In Commission der Mondtag- und Weissischen Buchhandlung. 1 Rß. 12 ℞.

Der Verf. dieser Briefe berichtet seinem Freund gleich Anfangs mit vieler Bescheidenheit: „daß er ja nicht etwa ausserordent„lich feine und gründliche Bemerkungen erwarten möchte, be„sonders weil es einem leicht werde, mit den Augen der Ein„bildungskraft zu sehen, schwer aber, mit Verstand, Ueberle„gung und Erfahrung zu betrachten. Deswegen will er auch „nur seine Begegnisse mittheilen, und da er nicht im Stande „ist, die Gegenstände genau, so wie sie wirklich sind, vorzustel„len, will er sie ihm nur so beschreiben, wie sie ihm vorka„men.“ — und spricht in der Folge viel von der Schwäche „seines Kopfs, von seiner Kurzsichtigkeit, ungebildeter Beurthei„lungskraft, unreifen Einsichten, langweiligem Vortrag und „dergleichen.“

Nach

Nach dieser gar sehr bescheidnen Meynung des Verf. von sich selbst, und nach dem wesentlichen Inhalt seines Reisetagebuchs auf dessen Erscheinung vor dem Publikum zu schliessen, werden der Herausgeber und Uebersetzer unmöglich Dank bey dem Verf. mit der Bekanntmachung desselben verdient haben, weil diese höchst wahrscheinlich ganz wider seinen Willen geschehen ist. Die Länderkunde hat durch diese unbedeutenden Beyträge wahrlich einen nur sehr geringen Zuwachs erhalten, und wißbegierige Leser dürfen eben so wenig Unterricht als Unterhaltung in diesen Briefen erwarten, die nur für einen mit ihrem Inhalt nachsichtigen Freund niedergeschrieben zu seyn scheinen. Weitschweifigkeit und Oberflächlichkeit, Wiederholung und Unvollständigkeit der Nachrichten, herzliche Seichtigkeit der Beobachtungen, ist überall; Bestimmtheit, Interesse und Neuheit nur höchst sparsam anzutreffen. — Das allenfalls noch Lesenswerthe sind, hie und da, einige allgemeine Bemerkungen über den Leichtsinn der Reisenden in ihrer öffentlichen Beurtheilung der Nationalcharactere fremder Völker, und über Beschaffenheit der Länder und ihrer Regierungsformen u. s. w. Ferner über den Nutzen und den Genuß des Reisens; Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten einzelner Gegenden von Holland; über einige Policeyanstalten, Bauart, Schauspiele und den gesellschaftlichen Ton in London, und einiges von dessen umliegenden Gegenden. — Doch verlieren auch diese Nachrichten durch den unerträglich weitschweifigen Vortrag des Originals und durch die Pfuscherey des erbärmlichen Uebersetzers vieles von ihrem relativen Werth; und der gutmüthige durchaus bescheidne Ton der Briefe kann übrigens unmöglich für die vielen Unvollkommenheiten des Inhalts, und für die Langeweile entschuldigen — die der Verf. selbst seinem Freunde zu verursachen fürchtet. Was kann wohl der Leser für Interesse bey den unendlich gedehnten Erzählungen täglicher höchst unbedeutender Reisebegegnisse, bey den oberflächlichen Bemerkungen über die Aussichten von den Landstraßen aus, über das Aeussere von öffentlichen und Privatgebäuden, von Gassen, Buden, und was dergleichen mehr, und von andern Reisenden schon längst viel ausführlicher bemerkt und bekannt gemacht ist, finden? — Die Reise selbst geht über Amsterdam, Zaardam, Bröck, Haag u. s. w. nach England. Hier wundert und freut sich unser Reisende nun über alles was er sieht; weil er aber die Landessprache nicht versteht, spielt er, wie er selbst gesteht, allenthalben eine lächerliche

Rolle,

Rolle, und er fand sich deswegen in großen Cirkeln wie in einer Wüste. — „Frauenzimmer antworteten, wenn er sie franzö„sisch fragte, nicht anders als Englisch, und das noch darzu „in einem so verschluckten und weggeschnurrten Englisch, „daß er nicht zwey Worte verstunde. — Der Gedanke, „niemand durch seine Unterhaltung unangenehm zu werden, „bindet ihm die Zunge; und kein Maulschloß kann ihm den „Mund fester sperren." (Diese Stelle diene im Vorbeygehn zugleich als eine kleine Probe der sehr oft fehlerhaften und undeutschen Uebersetzung.) — Der Hauptgegenstand der Briefe ist London und dessen Gegenden, aber auch in diesen Nachrichten finden wir nur wenig befriedigend Ausgeführtes. Der Reisende berichtet unter andern von seinen Besuchen des Vaux Hall und Ranelagh, der Paulskirche, (die ihm weniger wie die neue Kirche der h. Genoveva in Paris, jetzt Pantheon genannt, gefiel) des St. James Park, (der seiner Erwartung deswegen nicht entsprach, „weil hier fast alles bloße Na„tur ist, und man weder Schloß, noch Fontaine, noch Statue „sieht, und was noch ärger ist, weil man dort weder Fluß „noch schöne Aussicht hat" u. s. w.) In Coventgarden wohnte der Verf. der Vorstellung einer Tragödie, Alexander der Große genannt, bey. Der adonisirte Alexander glich dem Rinaldo im Aeneidens Zaubergarten, und in seinem Triumphzug wurden römische Fahnen, mit dem S. P. Q. R. getragen. Lächerlich genug sind die verschiednen hier beschriebenen Mordscenen dieses Trauerspiels. Die Sprache aber verstand er auch hier so wenig, als in der Sitzung beym Hastingschen Proceß, dem er beywohnte. — Landgegend von Newhall, — das Seehospital zu Greenwich — der Hafen und das Arsenal zu Woolwich — die auf dem Titel angekündigten Briefe über Spaa suchte Rec. in diesen beyden Theilen vergebens, und da der Herr Ambassadeur auch in dem letzten Briefe noch keine Miene macht London verlassen zu wollen, und, wie er sagt, „mit seinen Nachrichten nicht vom Fleck kommen kann:" — so sind noch wohl mehrere Theile zu erwarten, denen der zum Durchlesen dieser ersten Theile verurtheilt gewesene Rec. mit keinem besondern Verlangen entgegen sieht.

Hr.

Kurze geographische Beschreibung der Kurilischen und Aleutischen Inseln. Nebst einer kleinen (Land-) Karte. Aus dem Rußischen übersetzt, Ulm, in der Wohlerschen Buchhandlung. 1792. 38 Seiten in 4. 4 gr.

Im Vorbericht äussert der Herausgeber, daß er den deutschen Geographen hier von den benannten Inseln etwas Bestimmteres und Gewisseres zu liefern glaube, als bisher geschehen ist, wobey er sich auf eine Gegeneinanderhaltung mit Büschings Erdbeschreibung beruft. Freylich meldet dieser große Geograph von den kurilischen Inseln nur wenig; von den aleutischen schon mehr, obgleich nicht überall so viel als man in der gegenwärtigen Schrift findet, die ohnehin an manchen Stellen von seinen Angaben abweicht. Aber so lange nicht entschieden ist, ob das russische Original aus einer zuverläßigen Quelle herrühre, darf man die gegenwärtige Beschreibung weder für gewiß, noch für besser als die Büschingsche ansehn. Daher hätte der deutsche Herausgeber etwas vom Original melden sollen. An unsichern Beschreibungen der aleutischen Inseln fehlt es gar nicht. Bekanntermaßen hat schon der verstorbene russische Staatsrath v. Stählin eine solche dem Petersburgschen geographischen Kalender v. J. 1774 angehängt, die zu Stuttgart in eben dem Jahr auf drey Bogen unter dem Titel des von den Russen entdeckten nordischen Inselmeers, nachgedruckt wurde; und im Jahr 1776 traten zu Hamburg gar auf 11 Bogen neue Nachrichten von den neuentdeckten Inseln in der See zwischen Asien und Amerika, an das Licht; endlich hat auch Coxe 1783 jene Entdeckungen beschrieben. — Ob die beygefügte kleine Landkarte aus dem russischen Original genommen sey, wird nicht gemeldet; aber im 10ten Stück des historischen Portefeuille vom Jahr 1783 findet sich eine weit vollständigere.

Eg.

Geographie von Frankreich nach der neuesten Eintheilung dieses Reichs zum Gebrauch der Jugend. Mit einer Charte. Frankfurt, in der Herrmannischen

nischen Buchhandlung. 1792. 9 Bogen in 8. 12 gr.

Das Verdienst dieser kleinen Geographie ist die beygelegte Charte von Frankreich nach seiner jetzigen Abtheilung in 83 Departements. Sie sind auf der Charte durch colorirte Gränzlinien und durch Zolle bemerkt: und an dem Rande sind in zweyen Columnen erstlich die bisherigen 41 Gouvernements, und hinter jedem der Name des Departements, den es jetzo führt, oder der mehrern, in die es dermahlen vertheilt ist, angegeben. Die Geographie selbst enthält nach einer allgemeinen Einleitung, in 3 Abschnitten: Ueberblick der vornehmsten Staatsveränderungen in Frankreich; Neue Verfassung von Frankreich — beyde sehr oberflächlich — und natürliche Beschaffenheit des Reichs, Handel, Manufacturen und Bevölkerung, die gewöhnliche Topographie desselben nach seiner gegenwärtigen Eintheilung, und zeigt durch Anführung einiger der neusten Vorfälle, daß sie nicht ganz aus den gewöhnlichen Geographien abgeschrieben ist. Uebrigens kann man aber auch nicht sagen, daß sie sich durch Genauigkeit, Bestimmtheit, Auswahl und irgend einen andern Vorzug vor andern auszeichnete. Der Verf. bekennt, daß ihm dabey hauptsächlich die 1791 in Straßburg herausgekommene Charte de la France divisée en Departements zum Maasstabe gedient habe.

Mr.

Paul Hennig, eine wahre Geschichte. Nebst einer merkantilischen Beschreibung von Holland und Surinam. Leipzig. 1793. VIII. und 179 S. 8. 10 gr.

Ein junger Sachse (Paul Hennig sind nur entlehnte Namen) läuft gegen das Ende des siebenjährigen Krieges aus der Thomasschule zu Leipzig davon, wird in Magdeburg und Berlin Bedienter, muß aus Noth in Niedersachsen bey einem Grobschmid Handlanger-Dienste thun, kommt nach Jahresfrist in Hamburg wieder als Schreiber zum Vorschein, und wagt sich nach Amsterdam, wo er früher als man erwarten sollte, in einem Handelshause Diener, Buchhalter und endlich Factor wird. Als solcher heyrathet er die nicht ganz ohne Mittel

sich befindende Tochter eines Schiffscapitains, mit der er, man weiß wieder nicht recht warum, nach Paramaribo geht, den schlecht überdachten Plan, eine Pflanzung anzulegen, sehr zeitig aufgiebt, und sich weislich damit begnügt, ausser einem kleinen eignen Handel, durch Buchhalterey in ansehnlichen Häusern sein Brod zu verdienen. Alles dieses in dem Zeitraum von 1762 bis 1773, ohne daß man am Ende zu erfahren bekommt, ob der ehrliche Mann noch lebt, und wie es mit seinen Glücksumständen aussieht.

Das Ganze ist in Briefe an einen Jugendfreund im Brandenburgischen vertheilt, und die höchst magere Darstellung seines äusserst unbedeutenden Lebenslaufes sucht er durch Beschreibung einiger holländischen Städte und Gegenden, so wie durch eingestreute Handelsnotizen zu heben. Beydes aber ist so flach und unbefriedigend wie sein Leben selbst, und nicht leicht mag es eine holländische Reisebeschreibung, oder einen Amsterdamer Koophandel geben, die nicht ungleich vollständiger und besser über alles von ihm erzählte Auskunft verschaffen. Der langweiligen sehr incorrecten Schreibart will Rec. gar nicht einmal gedenken, so wie der häufigen, oft gewaltig plumpen Druckfehler in Namen, Zahl und Gewicht. Von allem diesem hier Proben darzulegen, wäre desto zweckwidriger, da das Ganze wirklich unter der Kritik ist. Sein Tagebuch z. B. von der Seereise aus dem Texel bis nach Surinam, dessen Beschreibung so abgeschmackt wie alles Uebrige, gehört unter die sachleeresten Sudeleyen, womit seit zehn Jahren man sich an dem Papiere versündiget hat.

Ein dem Rec. gänzlich unbekannter D. Gottfr. Ehreg. Dippoldt zu Grimma ist der Vorredner und Herausgeber des saubern Werkchens. Wenn anders, wie es ganz darnach aussieht, dieser Herr D. nicht auch ein untergeschobener Namen ist, so hat solcher, durch Aufdeckung der Mißgeburt, sehr schlecht für seine eigene Reputation gesorgt; von seiner Beurtheilungskraft aber einen noch zweydeutigern Begriff dadurch gegeben, daß er im Ernst behauptet, die Geschichte seines Helden sey ungemein merkwürdig, und die Beschreibung von Holland von der Art, als sie in wenig Büchern gefunden würde — — so schlecht nämlich und unbrauchbar; hätte der gute Mann sagen sollen! — Einem Zweige unsers Publici wäre das Buch vielleicht dennoch zu empfehlen: der zahlreichen Classe nämlich von Lehrburschen und Ladendienern, die ihre

Zeit itzt mit Ritterromanen und dergleichen verderben, aus einem Büchlein, wie das vorliegende aber, und dieß ohne Nachtheil für ihre Sittlichkeit, noch immer lernen können, daß Fleiß, Ehrlichkeit und Geduld unter jedem Himmelsstrich unentbehrliche Dinge sind, und daß von Tausenden, die ihr Vaterland leichtsinniger Weise verlassen, der bey weitem größte Theil auf der Stelle dafür büßen muß.

F.

Gelehrtengeschichte.

Neue Beyträge zur Litteratur, besonders des sechszehnten Jahrhunderts. — Von G. T. Strobel, Pastor zu Wöhrd. Dritten Bandes erstes und zweytes Stück. Nürnberg, bey Monath und Küßler, 1792. Ites St. 208. IItes St. 204 Seiten. 8. 1 Rh.

Auch dieser Band wird demjenigen, der in der Gelehrtengeschichte besagten Seculi sich umsehen will oder muß, besonders in Hinsicht auf Reformationsangelegenheiten, lehrreiche Unterhaltung gewähren.

Die das Leben u. die Schriften Simonis Lemnii betreffende Abhandl. füllt drey Viertel des 1n Stücks. – Schon Lessings noch jugendliche Feder hatte sich an Rechtfertigung oder vielmehr Entschuldigung dieses aus Graubündten gebürtigen Dichters versucht, der, wie nur allzu oft der Fall ist, mit bloßer Unbedachtsamkeit anfieng, und mit entschiedner Unverschämtheit endigte. Er ließ nämlich 1538 zwey Bücher lateinischer Gedichtchen, von ihm Epigrammata überschrieben, zu Wittenberg abdrucken, die bald nach ihrer Erscheinung so viel Aufsehen machten, daß nur 50 bis 60 Exemplare in Umlauf kamen, die übrigen aber auf Luthers Veranstaltung streng unterdrückt, und zu harter Bestrafung des unvorsichtigen Dichters alle Anstalten getroffen wurden. Daß manches dieser sogenannten, nicht immer feinen Sinngedichte zu gehässigen Auslegungen Anlaß gab, mag den schon ziemlich hypochondrisch gewordnen Luther doch wohl am wenigsten scandalisirt haben: ungleich mehr aber der Umstand, daß Lemnius (oder, wie er ihn nennt, Lemchen, der Sch...poet,) einige seiner erklärtesten Gegner, z. B. den

Churfürsten Albrecht von Maynz, überall gewaltig herausgestrichen hatte. So etwas konnte Luther durchaus nicht mehr verschmerzen, und kurz und gut, Lemnius hatte von Glück zu sagen, daß er aus dem über ihn verhängten Arrest noch mit heiler Haut bey Nacht und Nebel davon kam. Kaum war der Vogel im Freyen, so ließ er, man weiß nicht wo, seine leidigen Epigrammata von neuem, und mit einem dritten Buche vermehrt, abdrucken. Daß nunmehr wirkliche Stachel- und Schmähschriften daraus geworden, kann man sich vorstellen! Beyde Ausgaben sind von äusserster Seltenheit. Die erste davon hat Rec. niemals gesehn, wohl aber die zweyte vor sich liegen, welche jedoch den Besitz der früheren nicht überflüssig macht. In der Folge griff L. in einer wo möglich noch bitterern Schandschrift Luthern und seine Vertrauten an; in der dramatisch gefertigten Monachopornomachia nämlich, einer eben so unsichtbar gewordnen Scharteke, auch in lateinischen Versen; denn seine Apologia ist nur allein, was man in Prosa von ihm hat. Mit dem wackern Melanchthon wird überall auf das glimpflichste umgegangen; und da dieser, seiner friedfertigen Denkungsart gemäß, auch gegen Lemnium anfänglich schonend verfahren hatte, so bekam der brave Mann mit Luthern und andern Eiferern deshalb seine liebe Noth. Dem sey wie ihm wolle: aus unserm leichtfertigen Dichter wurde doch noch ein fleissiger Schulmann, der aber zu Chur 1550 an der Pest sterben mußte; vermuthlich in seinen besten Jahren, denn, wenn er gebohren wurde, ist ungewiß. Was nun seine übrigen Wanderschaften und Schriften anlangt, muß Rec. den Leser an Herrn St. selbst verweisen, der hier, wie anderwärts, es an Nachforschungen jeder Art nicht fehlen läßt, und Luthers Verfahren, so gut als sichs thun lassen will, entschuldiget: einem Melchior Götze aber vermuthlich noch lange nicht Genüge geleistet haben würde. Noch glaubt Rec. in der Kürze anzeigen zu müssen, daß Lemnii poetisch beschriebenes Iter Helveticum auch in Reusneri Opus peregrinationum variarum, einer Sammlung lauter in Versen geschriebnen Reisen, eingerückt worden; wo es in der zweyten Ausgabe, Basileae apud Waldkirch 1592 8. 512 S. u. f. befindlich ist: auch einen dritten Abdruck verdiente diese Sammlung ungleich eher, als so manch andrer Geld und Zeit ganz unnütz fressender Tröster. Ferner ist Lemnii metrische Uebersetzung der Batrachomyomachie auch der saubern Ausgabe angehängt, die Leonhard Lycius in officina Voegeliana zu Leipzig, 1566 in 4.

von

von diesem Gedicht, mit der gewöhnlichen Version und seinen Anmerkungen fertigen ließ. Was endlich den Dionysius de Situ orbis, Venetiis 1543 betrifft, den laut S. 154 Lemnius, in heroische Verse übergetragen haben soll, so steckt hier vermuthlich irgend ein poßierlicher Druckfehler, und höchst wahrscheinlich ist Rhemnii statt Lemnii zu lesen. Dergleichen Qui pro quo entwischen dem ehrlichen Simler, auf den Herr Str. sich bezieht, nicht selten. II.) Martin Mylius von den großen Vorzügen der Schriften Melanchthons. — Ist die ziemlich lange Zueignungsschrift, die besagter M. der Chronologia Scriptorum Philippi M. Gorlicii, 1582. 8. vorgesetzt hat. Sie enthält freylich eine ganz brauchbare Darstellung der Verdienste M., ohne jedoch eben seltner zu seyn, als so manch andres Werkchen aus jener Periode, die doch deswegen unmöglich alle wieder abgedruckt werden können. III.) Vier noch unedirte **Briefe Melanchthons** an den Nürnberger Patricius Erasmus Ebner, die aber nicht erheblichen Inhalts sind, und drey jungen Leuten von eben demselben ertheilte Testimonia, die in der Litterargeschichte auch nichts von Bedeutung aufklären helfen.

Das zweyte Stück hebt mit einer 27 Blätter betragenden Abhandlung von Melanchthons Verdiensten um die Grammatik an, und das nicht nur in der lateinischen Sprache, sondern auch der griechischen. Auch über die hebräische hielt der unermüdete Mann Vorlesungen. Selbst unsre Muttersprache ist seinem Fleiß und Geschmack Dank schuldig; besonders wenn die Versicherung Chytraei und Mylii gegründet wäre, daß die Verdeutschung der beyden Bücher der Maccabäer in unsrer gewöhnlichen Uebersetzung aus M. Feder geflossen sey. Luther wenigstens macht kein Geheimniß daraus, daß er bey seiner Bibelversion, auch was den deutschen Ausdruck betref, vorzüglich das Ohr M. zu Rath gezogen habe. Was nun des Letztern lateinische und griechische Grammatik betrifft, so wird der Liebhaber hier eine ansehnliche Menge von davon gefertigten Ausgaben, Auszügen, Erläuterungen u. s. w. antreffen; alles mit lehrreichen, zum Theil neuen Bemerkungen versehn. II.) Wittenbergischer Lections-Katalog von 1507. — also gewiß einer der ersten, die je im Druck erschienen. An die 40 Docenten schon; ob ihre Vorlesungen aber insgesammt zu Stande gekommen, ist eine andre Frage. Von einem 1518 zu Leipzig gedruckten erlaubte Luther wenigstens sich die Aeus-

ferung: multas lectiones in eo jactitant, quas non credo lectum iri. Ob im Jahr 1818 bey vielen unsrer Universitäten nicht der nämliche Zweifel Statt haben dürfte? ? — IV.) Recension der Briefe Eoban Hessens, mit einigen merkwürdigen Auszügen. — Gewiß ein Kopf von herrlicher Anlage, der sich aber zeitig dem Trunk ergab, daher mit 150 bis 200 Goldgulden Gehalt, einer damals beträchtlichen Summe, nirgend auskommen konnte, und schon im 52sten Jahre für seine Unmäßigkeit mit dem Tode büßen mußte. Die verschiednen Sammlungen seiner Briefe haben sich allerdings selten gemacht, enthalten brauchbare Aufschlüße über den Geist jener Zeit, und sind für Reformationsgeschichte nicht füglich zu entbehren. V.) Etwas zur Geschichte des Kryptocalvinismi in Sachsen. — Da aus Gegenden, wo die werthe Concordienformel noch als symbolisches Buch gilt, eine unpartheyische Darstellung dieser ärgerlichen Händel kaum zu erwarten ist, so mag dieser Beytrag zu Aufklärung derselben vielleicht nicht ganz unnütz seyn; wenn anders jemanden im Ernst damit gedient ist, den alten Unrath von neuem aufgewühlt zu sehen! Es ist nämlich von einem lateinisch geschriebnen Gespräch die Rede, das ein hier sogenannter Gratiosus mit D. Mirus, Chursächsischem Hofprediger, gehalten haben soll, worin dieser von den Gesinnungen des Hofes, einiger Räthe und am lautsten schreyendet Theologen, im Vertrauen Aufschlüße giebt, die aber nicht selten in bloße Invectiven gegen Jacob Andreä ausarten. Uebrigens hat Herr Str. nirgend anzuzeigen für gut befunden, ob er diesen Aufsatz handschriftlich vor sich gehabt, oder, welches einen großen Unterschied machen würde, nur von neuem ihn wieder abdrucken ließ.

VI.) Veit Dietrichs, Predigers zu Nürnberg, eigne Nachricht von seiner Suspension 1547. — die er, wegen einer gar zu eifrigen politischen Strafpredigt, sich zugezogen hatte. Seine Verantwortung ist naiv genug, leider aber keinen Auszug. VII.) Melanchthons Gründe, warum er zu Wittenberg geblieben, und nicht nach Jena gezogen ist. — Ihre Auseinandersetzung ist deswegen nicht unerheblich, weil man dem Biedermann ein Verbrechen daraus machen wollte, die von den Söhnen seines ehemaligen Landesherrn neu angelegte Universität nicht bezogen zu haben. Unter andern glaubte M. an den Ort, wo seine Arbeit so sichtbar fruchtete, Gewissens halber auf immer gebunden zu seyn. Eine Bedenklichkeit, die wir

in-

in unsern Tagen leicht zu heben wissen! VIII.) Miscellaneen — sieben an der Zahl: von Gelehrten, die im XVIten Seculo zu Nürnberg Beförderung gesucht. Zasius blieb am Ende doch wohl deswegen zu Freyburg, weil sein Gehör, wie Rec. sich aus Erasmi Briefen erinnert, immer schwerer wurde. Kosten einer von dem jüngern Lucas Kranach 1545 illuminirten Bibel, und dergleichen. Letztere kam, das Pergament ungerechnet, doch über hundert Gulden damaliger Währung zu stehen. IX.) Recension von Melanchthons Responsione ad articulos Bavaricae inquisitionis. — Auch in Bayern fand Luthers Lehre so vielen Eingang, daß im Jahr 1556 einige Stände auf freye Religionsübung dringen, und wirklich, wiewohl unter gewissen Einschränkungen, solche erhalten konnten. Allein diese Freude währte nicht lang; denn um eben den Zeitpunkt hatten die Jesuiten sich eingefunden, die dem Unfuge bald abzuhelfen wußten, ad majorem Dei gloriam eine förmliche Inquisition errichteten, 31 Artikel festsetzten, und jeden, der diese nicht nach Wunsch beantwortete, ohne weitere Umstände zum Lande hinausjagten; auch wohl zu Erbauung der Rechtgläubigen noch schärfer verfuhren. Gegen diese saubern 31 Artikel sind nun M. Responsiones gerichtet. Da sie eine seiner letzten Arbeiten waren; er selbst, solche für sein ächtes Glaubensbekenntniß gehalten wissen will, auch wohl sein theologisches Testament zu nennen pflegte: so hat Herr Str. gewiß nichts überflüssiges gethan, die merkwürdigen Aeusserungen des vortrefflichen Mannes hier aufzufrischen, und mit eignen literarischen Anmerkungen zu begleiten. Rec. hätte gewünscht, über einen so erheblichen Aufsatz deren noch mehrere zu finden. Wie es aber wohl gegenwärtig in dem zwischen Licht und Finsterniß noch immer tappenden Bayern aussehen würde, wenn los Padres damals den Kürzern gezogen hätten? X.) Ein altes ironisches Lied von der Reformation der katholischen Geistlichkeit vom Jahr 1538. — vermuthlich zu Nürnberg gedruckt. Da Herr Str. einmal seine Bibliothecam Reformationis ludicram nicht vergeblich gesammelt haben will, so weiß Rec. ihm wenigstens dafür Dank, daß er uns für dieses Mal so wohlfeilen Kaufs davon kommen läßt. Der Wisch ist nur drey Blätter stark. Hier eine der Strophen zur Probe:

Ja sollt man zu eim sagen:
gnediger fürst und herr!

des würd' er sich beclagen,
und sprechen das sey ferr,
den Bettlern sich thun gleichen,
die geringsten wollens seyn,
ein Hündlein thörn sie weychen,
und werckchen das sie keychen
ist inen gar. thein pein.

Meynt Herr Str. etwa, daß es so schwer gehalten hätte, auf viele unsrer hochwürdigen Magnificenzen z. B. die nämliche Strophe zu retorquiren? und wozu überhaupt Ironie, wo man Gefahr laufen muß, auf der Stelle parodirt zu werden?

Ea.

Les délassemens littéraires, ou Heures de Lecture de Frederic H. par *C. Dantal*, ci-devant son Lecteur, et actuellement Professeur de langue françoise à l'Académie des Ingenieurs à Potsdam. Berlin, chez Franke, 1792. 8. 135 S. 7 gr.

Ebendasselbe deutsch, mit dem Titel: Friedrich der Einzige in seinen Privat- und litterarischen Stunden betrachtet, (?) von C. Dantal u. s. w. Ebend. 1792. 8. 120 S. 7 gr.

Diese kleine Schrift enthält sehr interessante Beyträge zu der Lebensgeschichte Friedrich des Zweyten. Wir lernen daraus die Werke kennen, welche er seit dem November des Jahrs 1784 bis zum 30ten Julius des Jahrs 1786 sich von H. Dantal vorlesen ließ. Es waren die Uebers. der griech. Redner von Auger, die Fragm. vom Polybius, die römische Geschichte vom Livius, der Tacitus, Suetonius, (in französischen Uebers.) Candide, die römische Geschichte von Rollin, von da an, wo Livius aufhört, die Geschichte Carl des 5ten von Robertson, der Lucrez, aber nur ein Theil des 3ten Buches, der Abregé chronol. de l'Histoire de France von Mezerai, Montesquieu de la grandeur des Romains, die Observat. sur les Romains von Mably, die Lustspiele des Moliere, Lucians Werke

nach

nach Ablancourt, die Pharsalia von Lucan, die Odyßee nach der Uebers. von Bitaube, Le bon sens aux Idées naturelles opposées aux Idées surnaturelles, die Metamorphosen des Ovid nach der Uebers. von Martignac, der Abrégé chronol. de l'Hist. de France par Heinaut, die Iliade nach der Uebers. von Rochefort, Cornelius Nepos, Vellejus Paterculus, Diodorus Siculus nach der Ueb. von Terrasson, Quintus Curtius, die Cäsaren vom Julian nach der Uebers. von Spanheim, La maniere d'enseigner et d'etudier les belles lettres von Rollin, die Pensées div. des Bayle, der Auszug aus dem Wörterbuche des Bayle, das Leben des Prinzen Condé von Desormeaux, das Leben des Turenne, die Mem. des Turenne, die Geschichte der beyden letzten Feldzüge desselben von Deschamp, der Feldzug von Freyburg von Moussaye, die Mem. du Duc de York, die Briefe des Turenne an seine Schwester, verschiedne der auf denselben gehaltenen Leichenreden, als von Bossuet, Lamoignon und Flechier, das Leben Gustav Adolphs von Archenholz, das Leben Ludwig des eilften vom Duclos, der Essai sur les Moeurs et l'esprit des nations vom Voltaire, Le Siècle de Louis XIV, und der Précis du Siècle Louis XV. Mit dem 30 Julius hörten, wegen der zunehmenden Schwäche des Königes, die Vorlesungen auf. Die angeführten Werke waren indessen nicht die einzigen, mit welchen Er sich in diesem Zeitraum beschäftigte; er las noch verschiedenes für sich allein; und es verdient noch bemerkt zu werden, daß er die unter jenen befindlichen scherzhaften Schriften, als den Candide u. d. m. sich während der vorhergegangenen Anfälle von Gicht und Colik; so wie während der Musterungszeiten solche vorlesen ließ, deren Lectüre ohne Nachtheil unterbrochen werden konnte, als den Lucian, Moliere u. d. m. Daß bis jetzt, sehr wenige, und vielleicht gar kein König, sich zwischen dem 70ten und 80ten Jahre seines Lebens, auf solche Art zu unterhalten und zu beschäftigen gewußt haben, ist bekannt genug. Vielleicht sind, in solch einem Alter, wenig Privatleute dazu fähig oder geneigt. Und alles dieses geschah, ohne daß seine Pflichten und Obliegenheiten dadurch wären unterbrochen worden. Er beschäftigte damit sich Abends, im Winter von 6 Uhr, im Sommer von 4 Uhr, und später, an. Auch war er, so lange seine Gesundheit ihm keine Hindernisse in den Weg legte, sehr aufmerksam dabey. Er mischte nicht allein mancherley Urtheile ein, sondern zergliederte auch ganze Reden des Isokrates. Sogar in diesem Alter noch nahm er Ue-

bungen mit seinem Gedächtnisse vor. Wenn man von diesem Manne also nicht sagen kann, daß es ihm mit der Vervollkommung seines Geistes ein Ernst war: so läßt es von keinem sich sagen. — Die Wahl der Bücher bedarf keines Commentars. Nicht blos, weil der mehreste Theil derselben aus den Werken der Alten bestand, sondern weil sie größtentheils alle die beste Nahrung für den denkenden Kopf enthalten, sind sie merkwürdig. Und eben so merkwürdig sind, zum Theil, seine Urtheile, besonders über die Fürsten, z. B. über Franz den ersten (König von Frankreich), daß ihm nichts, als ein wenig Weisheit gefehlt habe; „über die sogenannte Volksliebe des h. Ludewig, „daß es eine schöne Volksliebe sey, seine Völker hinzuschicken und umbringen zu lassen;" über Ludwig den 14ten und den Kayser August, von welchen er in den spätern Jahren seines Lebens, besonders was den ersten anbetrifft, ganz anders und gewiß richtiger dachte, als in seinen frühern Jahren, ob er gleich sein Urtheil ein wenig hart ausdrückte. Doch wir enthalten uns mehrerer Auszüge, weil wir hoffen, daß es der angezeigten Schrift selbst nicht an Lesern fehlen wird. Nur noch ein Paar Worte über das Betragen dieses Königes gegen H. Dantal. Alles, was dieser davon sagt, beweist, was immer noch so wenig Menschen glauben wollen, daß jener nicht blos der größte, sondern auch, wenn nicht äussere Umstände es hinderten, der sanfteste und liebenswürdigste Mann seiner Zeit, noch im hohen Alter, und daß schon der Ton, in welchem er von Natur sprach, gefällig und liebreich war, daß er das höchste Zutrauen einzuflößen vermochte, daß er sogar Zurechtweisungen sich gefallen ließ, daß keiner, der seine Pflicht genau und pünktlich erfüllte, etwas zu fürchten hatte. Man sieht hier unter andern mit würklichem Vergnügen, wie er selbst den Lehrmeister seines Vorlesers macht, und sich ernstliche Mühe giebt, die Aussprache desselben, nach seinen Begriffen von ihr, zu bilden.

Was die Darstellung oder Schreibart anbetrifft, so enthalten wir uns des Urtheils darüber. Nur hat der Ausdruck S. 8. il (der König) m'avoua (gestand dem H. Dantal) uns ein wenig befremdet. Wir glauben zwar, daß ein König etwas eingestehen könne, und öfterer müsse; aber Jemandem etwas eingestehen, scheint solche Verhältnisse anzudeuten, als zwischen dem Könige und H. D. unmöglich Statt finden konnten. Wie auf dem Titel der deutschen Uebers. dieser

Schrift

Schrift das Wort betrachtet gekommen ist, können wir uns gar nicht erklären.

P. g.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Neue nordische Miscellaneen von August Wilhelm Hüpel. Erstes und zweytes Stück. Riga, bey Hartknoch. 1792. 8. 502 Seiten nebst 7½ Bog. genealogische Tabellen zur Geschichte des gräflichen Geschlechtes Stenbock. 1 Rg. 8 gr.

Eine Fortsetzung der mit dem 28ten Stücke geschloßenen nordischen Miscellaneen. Auch hier werden theils längere, theils kürzere Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten einen Platz finden, welche die Geschichte, Topographie, Diplomatik, Verfassung, Rechte, Sitten, Gewohnheiten, Haushaltung, Produkte, den Handel u. dgl. von Rußland, Lief- Esth- und Kurland, zuweilen auch wohl von Schweden, angehen. Der erste längere Aufsatz ist Versuch einer alten Geographie von Liefland zu besserm Verstande der alten (liefländischen) Geschichtschreiber nebst etlichen Anmerkungen. Ein Theil davon erschien schon in den Rigaischen Anzeigen von den Jahren 1778, 79 und 80; aber theils werden diese Anzeigen selten vollständig gefunden, theils ist der Aufsatz nun auch vollständig abgedruckt. Für den Verf. hielt man den schon vor geraumer Zeit in Riga verstorbenen Pastor und Rektor Harder, die Anmerkungen sind aber von einer andern Hand. Zuerst werden die Völker erwähnt, welche die Deutschen, als sie 1157 die Düna entdeckten, in der nachmaligen Ordensprovinz Liefland fanden, d. i. welche von Niemel längst der Küste der Ostsee bis Narva wohnten; dann werden die vornehmsten Flüsse und Seen namhaft gemacht, und endlich die Landschaften und merkwürdigsten Oerter beschrieben. Ueberall ist auf die wichtigsten Begebenheiten, welche in jeder Gegend vorgefallen sind, Rücksicht genommen worden. Anhangsweise ist eine lange Anmerkung über den Ursprung des Namens und der vermeynten Versetzung der Stadt Riga hinzugefügt worden.

den. — Der 2te Aufsatz ist ein Versuch einer historisch-chronologischen und biographischen Abstammung des heutigen gräflichen Stenbockschen Geschlechts, von dessen ältesten bekannt gewordenen Ursprung an bis auf gegenwärtige Zeiten fortgesetzt. Dieser Versuch ist von dem Hrn. Brigadier von Lieven, welcher schon zu den nordischen Miscellaneen Materialien zur Lief- esthländischen und öselschen Adelsgeschichte geliefert hat. Der Verf. führt seine Quellen genau an. Die Vorfahren dieses Geschlechts hießen zu Anfang des 13ten Jahrhunderts Blå und wohnten auf Gröneberg in der Provinz Upland; ein Zweig derselben kommt im 14ten Jahrhundert unter der Benennung Store auf Torpa vor und heißt das Torpa-Geschlecht. Aus diesem entsproß im 15ten Jahrhundert die schon erloschene Familie der Drake auf Jugatorp und die heutigen Grafen Stenbock. Sie stammen von mütterlicher Seite aus königlichem schwedischen und dänischen Geblüt her. Den heutigen Geschlechtsnamen Stenbock führen sie seit der Zeit, da Olof Arfvadsson (Store), schwedischer Reichsrath und Lagmann in Ostgothland, sein mütterliches Wapen (seine Mutter war Anna Stenbock, Tochter des schwedischen Reichsraths und Hauptman Gustav Olsson Stenbock,) annahm, und sein Store-Wapen gänzlich bey Seite legte. Dies Geschlecht hat die wichtigsten Staatsämter verwaltet, und sich um das Vaterland im Kriege und Frieden große Verdienste erworben. Gustav Olsson Stenbock, ein Sohn des erwähnten Olof Arfvadsson (Store) wurde den 29 Juni. 1561 am Krönungstage des Königs Erich XIV in den Freyherrenstand erhoben, und 1651 den 26ten März erhob die Königin Christina den Friedrich Gustavssohn Stenbock in den Grafenstand, und verlieh ihm, um seine neue Würde standesmäßig zu unterhalten, Güter, mit der Bewilligung, sich Graf auf Bogesund — eine sehr alte Landstadt in Westgothland, jetzt Ulricåhamm, zu schreiben. Der 3te Aufsatz enthält Anmerkungen und Urkunden zu den im 20ten Stück der nordischen Miscellaneen befindlichen Fragmenten zur Geschichte Lieflands. Unter den kürzern Aufsätzen verdient erwähnt zu werden: über die im rußischen Reiche gewöhnlichen Strafen; bey dieser Gelegenheit werden viele irrige Meynungen der Ausländer von der Grausamkeit der Strafen in Rußland bestritten. Zu den Leibesstrafen gehören: die Knute, Platte — eine Peitsche, die kürzer ist, aber hart von ledernen Riemen geflochten — die Katze — eine

Peit-

Peitsche, welche an einem kurzen Stiel, statt des Riemens, 8 — 12 betheerte oder beharzte schmale Stricke hat, die vorn mit Messingdrath umwickelt oder auch mit Knoten und dabey mit kurzen Drathhacken versehen sind — Die Karbatsche, in Liefland Kantschuh, die Batogge, welche als Tortur ganz abgeschafft ist und nach einem neuerlich ergangenen Verbot bey den Regimentern nicht mehr gebraucht wird, Spitzruthen, Stockprügeln, Brandtmarken, Ruthen sind in Lief- und Esthland sehr gewöhnliche Strafen, die sowohl von den Richtern zuerkannt, als auch von den Hofherrschaften ihren Bauern auferlegt werden. Sie sind entweder Kinderruthen, man nimmt dazu eben solche Birkenzweige, wie sich Eltern bey der Kinderzucht bedienen, oder lange Ruthen. Endlich Sitzen bey Wasser und Brodt — den Band beschließt eine Nachricht von einer Wassermühle, die, ohne an einem Bach oder Flüßchen zu stehen, immer mahlen kann; sie ist in dem Städtchen Lemsal von einem Schmidt Heine verfertigt worden. Die Mühle besteht in einem großen Wasserrade, über demselben ist ein brettornes mit einer kleinen Schleuse versehenes Wasserbehältniß, welches 8 — 10 Tonnen faßt. Das Wasser fällt nach aufgezogener Schleuse auf das Rad und setzt es in Bewegung, sammlet sich aber unter dem Rade wieder in ein anderes Wasserbecken. Die Bewegung des Rades treibt nicht nur das Kammrad, sondern da die eiserne Achse dieses großen Wasserrades auf beyden Seiten als ein Zickzack ausgebogen ist, so setzt es zugleich auch noch ein Paar Pumpen in Bewegung, welche das herabgefallene Wasser aus dem untern Becken wieder in die Höhe treiben und in das obere Bassin zurückgießen. Den Abgang des Wassers zu ersetzen, gießt man von Zeit zu Zeit ein Paar Eimer zu.

Pe.

Geschichte der Abnahme und des Falls des Römischen Reichs. Aus dem Englischen des Eduard Gibbon, übersetzt von C. W. v. R. Dreyzehnter und vierzehnter Band. Zusammen 1 Alph. 20 Bogen. Register über das ganze Werk. 12 Bogen. Vertheidigung einiger Stellen im 15ten und 16ten Kapitel dieser Geschichte, vom Verfasser.

fer. 10½ Bogen. Wien, bey Stahel, 1792. 8. 9 Rk.

Dies ist der Schluß dieser Uebersetzung, deren Verfasser sich in einer Beylage zum Register von Riemberg, Königl. Pr. Kapitain in Magdeburg unterschreibt. Wir haben zu unsern Bemerkungen, die wir zu wiederholtenmalen über diese Arbeit gemacht, nichts mehr hinzuzuthun, als uns zu erklären, daß es nie unsre Meynung war, um der Reinigkeit der Sprache willen, weitschweifige Umschreibungen zu verlangen; aber dem Uebersetzer muß seine Sprache so heilig seyn als dem Original-Schriftsteller. Kürze und Sprachrichtigkeit kann gar wohl mit einander gehen. Keine Neuerung muß gewagt werden, als die zugleich sollte und kann eingeführt werden. Ein guter Geschmack lehrt uns mehrentheils richtig ahnden, ob sie durchgehen wird. Rec. wünscht, aus Achtung für die Bescheidenheit des Uebersetzers, weniger eine neue Uebersetzung statt dieser, als die gegenwärtige durch ihn selbst verbessert. Studium der deutschen Sprache, in dem Maaße wie der Engländer sich die seinige angelegen seyn ließ, wird ihn von der Affectation eingebildeter Vortheile auf höckrichten Wegen der Schreibart, zur kräftigen Einfalt in der gebahnten Straße zurückführen. — Was die Gibbonische Vertheidigung betrifft, so wünschten wir, der Uebers. hätte uns den Tadel von G. s Gegnern aus ihren Schriften selbst punktweise, und hernach einen Auszug aus G. s Antwort geliefert oder liefern können; er hätte dann manche Ausholung des Verf. nicht zu übersetzen, und wir solche nicht zu lesen gebraucht. So müssen wir oft aus der Beantwortung, die sich auf Sätze der Kritik beziehet, die letztern erst errathen.

Of.

Taschenbuch der Franken, enthaltend die Geschichte der französischen Revolution, von Herrn Rabaut de St. Etienne, Mitglied der constituirenden Nationalversammlung, nebst der Constitutions-Akte. Aus dem Franz. übersetzt. Strasburg, bey Treuttel. 1792. 12. 341 S. 9 gr.

Der

Der Werth des Originals zeigt sich in der zweymaligen in kurzer Zeit erfolgten neuen Auflage. Man weiß, daß Hr. Rabaut besonders viel scharfsinnige Resultate geliefert und das Detail des großen dramatischen Schauspiels nach einer schönen Methode vorgetragen hat, und wer diesen Almanach nur flüchtig gelesen, wird sich leicht den enthusiastischen Beyfall erklären, mit welchem er in Frankreich aufgenommen worden.

Ganz andere Forderungen macht aber bey kälterem Blute der deutsche Leser. Bey der oft sehr kurzen Erzählung der Thatsachen, ohne Angabe der Ursachen und Triebfedern, bey der Concentrirung des Ganzen auf die Monate Juny und July 1789, bleibt uns noch immer das Maschinenspiel und die Hand der Maschinisten verschleyert, und selbst mancher factische Vorfall noch verborgen und ungewiß. Wir sind zu nahe bey den Begebenheiten, und müssen das Amt des Geschichtsschreibers einem Tacitus der kommenden Generationen überlassen. Schon seit der Herausgabe dieses Taschenbuchs ist manches berichtigt und aufgeklärt worden, und selbst Rabaut's Theorie, daß die Nation die Verfassung gestürzt habe, findet schon weniger Anhänger. Die Nation war zwar reif aber unthätig, und der Despotism stürzte sich vielmehr selbst.

Bey diesen Betrachtungen erscheint der Titel der Uebersetzung noch uneigentlicher und anmaaßender als der des Originals: *Almanac historique.* Der Inhalt des letztern ist uns indeß getreu überliefert, selbst bisweilen mit den Fehlern der Schreibart, und leider! nach der ersten Auflage, also ohne die schönen Bemerkungen, welche in der zweyten hinzugekommen sind. Voran die chronologische Tafel der vornehmsten Decrete und Begebenheiten, dann die Geschichte der Revolution, die politischen Betrachtungen des Verfassers, welche nach Willkühr beygefügt und weggelassen, und daher auch einzeln verkauft werden, und endlich die Constitutions-Urkunde. Bey einer feinern Ausgabe sind auch sechs Kupfer zugegeben worden.

Tz.

Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis an die neuesten Zeiten durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nöthi-

gen Anmerkungen versehen und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet, herausgegeben von Friedrich Schiller, Professor der Philosophie in Jena. Zweyte Abtheilung, dritter Band. Jena, bey Mauke. 1792. gr. 8. 25 Bogen. 1 Rg.

Dieser dritte Band enthält das neunte bis zwölfte Buch der Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully, oder die Jahre 1596 — 1601. Die Uebersicht der bürgerlichen Unruhen in Frankreich von der Regierung Heinrich IV wird hier fortgesetzt. Das Bildniß der Königin Elisabeth ist diesem Bande vorgesetzt.

A-r.

Klaßische, griech. und lat. Philologie nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Seneka an Helvia und Marzia (Marcia), übersetzt und mit Anmerkungen und einer eigenen Abhandlung über Senekas Leben und sittlichen Karakter begleitet von Carl Philipp Conz, Repetent am theologischen Stift. Tübingen, bey Heerbrandt. 1792. in 8. 251 Seiten. (Die Uebersetzung von S. 1 — 186. Das Leben des Seneca 187 — 251.) 14 gr.

Deutlicher und bestimmter für viele, welche den Seneca nur in der Uebersetzung lesen wollen oder können, wäre es wohl, wenn der Verf., wie es auch in den lateinischen Ausgaben geschieht, den Titel so abgefaßt hätte: Trostschreiben des Seneca an Helvia und Marcia. In der Vorrede vertheidigt sich Herr C. gegen einen Kritischen Wartein (Wardein) in der Litteraturzeitung, den er im Folgenden seinen *alaposum* (plagosum) *Orbilium* nennt; aber mit zu vieler Empfindlichkeit, und auf eine zu gaukelnde Weise. Herr C. hat nämlich bereits vorher Uebersetzungen verschiedener Abhand-

handlungen des Seneca geliefert, und er kann es nicht begreifen, „wie man seinen Auctor verstehen, und mit seinem „Geiste sich familiarisirt haben, (welches ihm sein Rec. einräume,) und doch eine nichtstaugende Uebersetzung (das „wäre nun freylich zu viel gesagt,) liefern könne, — zumal da „er glaube, sein Deutsch zu verstehen.“ Gewiß aber werden doch zu einer guten geschmackvollen und schönen Uebersetzung noch mehr Eigenschaften erfordert, als diese. Eine Untersuchung aber, in wiefern der Verf. diese Uebersetzertalente besitze, hält Rec. für unnöthig, weil er voraussetzen kann, daß solches den Liebhabern von Uebersetzungen aus den vorigen Proben des Verf. bekannt sey.

Herr C. sagt noch in der Vorrede: Seneca habe für Sprachanfängar gar nicht geschrieben, und auf Schulen solle er nicht gelesen werden; worin ihm Rec. völlig beystimmt.

Wiewohl Hr. C. versichert, daß er sein Deutsch verstehe, so ist er doch nicht immer correct. Allemal schreibt er z. B. Beede, die poetische Verdienste, schikken, hartnäkkig beschützen rc. Hingegen schaffen, lauffen u. s. w. Seinen eigenen Namen schreibt er mit dem römischen C, Carl Conz; dem Seneca und der Marcia hingegen läßt er ihre römischen Namen nicht, sondern schreibt Seneka, Marzia u. s. w. Bald schreibt er Karakter, bald Character oder Charakter, und m. a. m.

Die poetischen Stücke des Seneca hat Hr. C. metrisch übersetzt; wobey aber das Sylbenmaaß viele Härten und Zweydeutigkeiten veranlaßt. Eine Probe sey folgendes: (S. 82, 83.)

Doch Unvernünftige weiß vernünftiges Volk zu bezähmen;
An des Unsinnigen Stirn prallen die Steine zurück.

Das Lateinische ist viel deutlicher: Et repetunt motum saxa remissa caput.

Weg dann mit solchem Scherz! Kein Scherz ist schadende Bosheit,
Und verderblichem Witz sind nicht die Grazien hold.

Der Halbvers: „Kein Scherz ist schadende Bosheit,“ wird hier durch die Versetzung des Subjekts ganz zweydeutig. Im Lateinischen nicht so: non est jocus, esse malignum. Vielleicht würde es deutlicher, wenn es hieße: Nicht Scherz u. s. w.

f. w. Ob der letzte Vers: Nunquam sunt grati, qui nocuere, sales, richtig übersetzt sey, mögen die Leser beurtheilen.

Wir wollen noch eine kleine Probe hinzufügen, woraus man die Manier des Verf. den Seneca zu übersetzen, ersehen kann. Es sey das Ende des Briefes an Marcia. „Ja wenn „die Zeit herannaht, wo, um aus ihren Trümmern wieder „neu aufzuleben, die Welt zusammenstürzt, werden die Ele„mente, im Kampf, durch ihre eigene Stärke einander zerstö„ren, Stern' an Sterne schmettern, und, der ganze Stoff „in Einem Brand, aus ihrer Ordnung die Sterne gerissen „und in Eine Feuermasse zusammengeworfen, wird die „ganze Natur Ein Schauspiel aufflammen. Wie (wir) „auch, wir glücklichere Seelen, wir die Erben der Ewig„keit, werden, wenn diese neue Umwälzung Gott gefällt, „(cum Deo visum erit —) beym allgemeinen Schiffbruche „der Welt, ein wie kleiner Zuwachs des ungeheuren Sturzes, „in die alte Elemente zurückkehren. Glücklich, dein Sohn, „Marzia, der das schon voraus weiß!"

Die angehängte Abhandlung über das Leben und den sittlichen Charakter des Seneca ist nicht übel gerathen. Der Verf. vertheidigt ihn gegen viele Beschuldigungen; aber doch mit vielen Ausnahmen und Einschränkungen. Dem Dio Cassius scheint der V. zu viel Unpartheylichkeit beyzulegen. Ein Mann, der den Cicero so arg verleumden kann, hat auch wohl den Seneca schwärzer machen können, als er gewesen ist.

Gr.

Vauvilliers Nachrichten von fünf Handschriften des Eschyles (Aeschylus,) welche sich auf der königlichen Bibliothek zu Paris befinden. Aus dem Französischen übersetzt. Hildburghausen, bey Hanisch. 1792. 8. 66 S. 8 gr.

Die von Vauvilliers in diesem Aufsatz geprüften Handschriften sind folgende. 1) Eine Handschrift mit Nr. 2789. bezeichnet, enthält den Prometheus, die sieben vor Theben und die Perser. 2) Nr. 2790. enthält den Prometheus, den Ajax des Sophokles und einige grammatische Schriften. 3) Nr.

2782.

2781. mit den olympischen Hymnen des Pindar (der Uebers. schreibt: die Olympiaden des Pindarus,) und ausser einigen andern Kleinigkeiten die beyden ersten Tragödien des Aeschylus. 4) Nr. 2788. enthält die drey ersten Tragödien. 5) Nr. 2791. ist sehr neu und hat die Aufschrift: Aeschyli Agamemnon. Isaaco Casaubono interprete. MDCX. und auf der Seite steht mit andrer Dinte: cum ejusdem notis et observationibus eruditissimis. Auf der 96ten Seite steht: absolvit Isaacus Casaubonus V. Calend. Mart. 1610. Am Rand stehen Anmerkungen von der nämlichen Hand, welche den Text geschrieben hat und dabey: ex emendatione Isaaci Casauboni, oder ex Isaaco Casaubono, oder ex Casaubono. Doch stehen schon viele dieser Verbesserungen in den Ausgaben von Roboetellus und Canterus. Es ist dies wahrscheinlich eine Abschrift eines Werkes von Casaubonus, und der Abschreiber legte diesem alles bey, wovon er sich nicht erinnerte, es in den gedruckten Ausgaben gelesen zu haben. Manche Verbesserungen sind, wie man von einem Casaubonus erwarten kann, vortrefflich. Eine umständlichere Anzeige der einzelnen guten Lesarten, welche sich in diesen fünf Handschriften finden, würde unnütz und zweckwidrig seyn. Viele derselben waren indeß schon aus andern Codd. bekannt, und in die Brunkischen und Schützischen Ausgaben aufgenommen. Nur dieses müssen wir noch erinnern, daß der Uebersetzer ein grosser Stümper in beyden Sprachen und mit den Gegenständen, von denen sein Original handelt, ganz unbekannt ist. Das letztere kann schon daraus erhellen, daß er immer Eschyles schreibt, und aus S. 12 wo es heißt: „Atosse fragte die alten Perser über einen Traum, der ihn zu Nacht beunruhigt hat.“ Aber Atossa ist ja ein Frauenzimmer. Die Perser des Aeschylus nennt er eine Comödie; wahrscheinlich pièce im Original. Er spricht von guten und bösen (mauvaises) Varianten; commun übersetzt er immer durch gemein statt gewöhnlich; j'ose dire ich habe das Herz zu sagen. Anacoluthia statt Anacoluthon. S. 64. Laßt uns diese Nachrichten mit einem Stück beschliessen statt mit einer Stelle. Wahrscheinlich morceau. — Einige Stellen sind durch die Uebersetzung ganz unverständlich geworden.

Go.

Philosophisches Lesebuch aus Ciceros Schriften zusammengezogen, mit erklärenden Anmerkungen, und einigen kleinen Abhandlungen, wie auch mit einer kurzen Geschichte der griechischen und römischen Philosophie begleitet, für Freunde einer ernsthaften Lektüre, besonders für denkende Jünglinge, von Christian Wilhelm Snell, Prorektor des Gymnasii zu Idstein. Frankfurt, in der Gebhard- und Körberschen Buchhandlung. 1792. in 8. 367 Seiten. 1 Rg.

Des Verf. Absicht, den Geschmack an alter Litteratur und alten Sprachen, der mit großen Schritten seinem Untergange zueilt, wieder zu beleben, ist allerdings lobenswerth; auch muß man gestehen, daß er die hiezu dienlichsten Stellen aus Cicero ausgehoben hat, die nämlich, welche vom Lobe der Philosophie; von den erhabenen Fähigkeiten, der Bestimmung und Würde des Menschen; von dem Begriffe des Guten; vom Schmerz und dessen geduldiger Ertragung; von der Freundschaft, u. s. w. handeln. Die Anmerkungen sind kurz, zweckmässig, und meistens richtig; nur hie und da schien uns einiges besserer Erklärung fähig. S. 2 erklärt der Verf. tormenta Fortunae durch Schläge des Glücks, ein nicht ganz gewöhnlicher Ausdruck, wir hielten Quaalen des Glücks für angemessener. S. 2 wird litterarum et vocum communione durch die Sprache gegeben, wir würden lieber sagen, durch gemeinsame Schrift und Sprache. S. 6 werden die höchst unzuverlässigen Reisen Pythagoras' nach Persien, Indien u. s. w., noch als gewiß aufgestellt. S. 7 ist wohl der Zusammenhang dem Verf. nicht deutlich vor Augen gewesen, als er ita durch item glaubte erklären zu müssen. Es heißt hier, was sonst immer, so, und führt das zweyte Glied der oben angefangenen Vergleichung an; und die Gedankenreihe ist: wie dort auf den Olympischen und andern Spielen einige Ruhm, andere Gewinn suchen, noch andere bloße Zuschauer sind: so sind wir Menschen alle aus einem andern in das gegenwärtige Leben gekommen, und einige trachten nach Ehre, andere nach Geld, noch andere endlich betrachten blos die Natur. S. 9 erfordert die Anmerkung über die Sokratiker mehrere

Be-

Bestimmung; sie heißt, so weit auch die sogenannten Sokratiker, oder Nachfolger und Anhänger des Sokrates in ihren Meynungen von einander abwichen: so beriefen sie sich doch alle auf die Grundsätze und Behauptungen dieses ihres Lehrers. Sokratiker heißen gewöhnlich, die den sokratischen Lehren treu bleiben, und von diesen gilt das Gesagte: aber so eng scheint der Verf. das Wort nicht zu nehmen, indem er eines weiten Abstandes ihrer Meynungen erwähnt, mithin auch die aus Sokrates Schule hervorgegangenen darunter versteht. Und dann ist die Behauptung zu matt: Aristipp berief sich zuverlässig nicht auf die Grundsätze seines Lehrers. S. 11 werden adumbratae intelligentiae nach Ernesti durch notitiae innatae, προληψεις, nicht zum richtigsten erklärt: die Epikurischen προληψεις sind nicht angebohren, mithin ist zwischen beyden Erläuterungen Widerspruch.

Die Abhandlung über das Gute soll die von Cicero nicht in hinlängliches Licht gesetzte Natur des Guten näher erörtern; man erwartete schon zum voraus nach andern Schriften des Verf., daß hier der Kantische Begriff würde aufgestellt werden. Uns ist immer vorgekommen, daß dieser Begriff mit seiner Begründung von allen Fehlern nicht ganz frey ist, und dies finden wir auch in gegenwärtiger Auseinandersetzung bestätigt. Der Verfasser geht von folgendem richtigen Satze aus: so bald ich einsehe, daß etwas den wesentlichen Trieben und Zwecken meiner Natur, oder meinem Begehrungsvermögen, angemessen ist, so sehe ich mich unwiderstehlich genöthigt, es für gut, so wie dessen Gegentheil für übel zu erkennen. Es hängt demnach von der ursprünglichen Einrichtung meines Begehrungsvermögens, oder von den Grundtrieben meiner Seele ab, was meine Vernunft im weitesten Sinne, für gut, und was sie für übel anzusehen habe. Nun begehren wir aber Dinge, entweder weil sie angenehm sind, oder weil sie an und für sich als vorzüglich, als achtungs- und begehrungswürdig erscheinen. Und weil das Vermögen angenehm afficirt zu werden, Sinnlichkeit in der weitesten Bedeutung heißt; ob aber etwas an sich begehrungswerth ist, keinesweges durch Sinnlichkeit, sondern lediglich von der Vernunft entschieden werden kann: so wird das Begehrungsvermögen das Sinnliche und Reinvernünftige, oder der reine Wille genannt werden müssen. Diese Herleitung des reinen Willens, mit dem hernach darauf gebauten Begriffe des Guten hat zwey Mängel; den

eesten, daß wenn achtungswürdig und begehrungswürdig gleich bedeutend sind, wie der Zusammenhang anzudeuten scheint, die ganze Abtheilung hinfallt. Denn nun wird das Begehrungswürdige in das sinnlich angenehme, und das Begehrungswürdige getheilt; also im Grunde gar nicht getheilt. Sind sie aber das nicht, und soll etwa das Begehrungswerthe nur das an sich Begehrungswerthe bedeuten; dann fällt wieder die Abtheilung in Eins: das sinnlich angenehme wird es nicht um sein selbst willen begehrt? Ist es nicht an sich begehrungswerth? Zudem nimmt der Verf. hier an, es giebt etwas an sich Begehrungswerthes, welches aus keinem Sinneneindruck entspringt; aber er beweist das nicht, obgleich die Epikureer, nebst allen Vertheidigern des Eigennutzes das Gegentheil behaupten, mithin nicht gestatten, so etwas als ausgemacht vorauszusetzen. Endlich, wie wäre es, wenn das an sich Begehrungswerthe sich in ein Gefühl von vorzüglicher, oder erhöhter und vermehrter Kraft auflößte? Wenn alle Tugend, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit, nur darum an sich gefiele, weil sie unser Selbstgefühl erhöht und vermehrt? Unmöglich ist das nicht; dann aber fiele der reine Wille, nebst seinem reinen Guten gänzlich dahin, und alles Begehren entspränge aus gewissen leidentlichen Eindrücken auf unser äußeres und inneres Empfindungsvermögen. Die vom Verf. nachher aufgestellten Beyspiele stimmen mit dieser Analyse sehr gut überein, und noch hat kein Kantianer ihre Unzuläßigkeit erwiesen.

Bm.

Erziehungsschriften.

Universitätsjahre und Vorbereitung zum Predigerstande. Von Fr. Kleine, Lector am Archigymn. zu Soest. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchh. 1792. 1 Alph. 6 Bogen. 8. 1 Rg.

Wer Noesselts Anweisung zur Bildung angehender Theologen, Herders Briefe, das Studium der Theologie betreffend, (welche, obwohl keine vollständige Methodologie, doch sehr schätzbare Fragmente über wichtige, einem Theologen wissenswerthe Dinge enthalten,) und was wir noch von Niemeyer, Seiler, Nitsch, Formey, Mosheim u. a. m. über dieses Thema

ma haben, kennet, lesen will, oder gelesen hat, wird schwerlich bey dem Verf. etwas besseres finden. Ob der von Herder versprochene Entwurf der Anwendung dreyer akademischer Jahre für einen jungen Theologen erschienen ist, weiß Recensent nicht.

Nach dem Titel zu schliessen, muß man in vorliegendem Buche eine Anleitung erwarten, wie ein Jüngling, der sich dem Predigerstande widmet, seine Universitäts- und Kandidatenjahre am nützlichsten und zweckmässigsten anwenden könne und müsse, und Rec. glaubt, daß hierüber auch neben den vorhin genannten Büchern, sich noch immer ein sehr brauchbares Buch schreiben lasse, denn er ist überzeugt, daß noch immer die meisten jungen Leute, die die Universitäten besuchen, ohne gehörige Kenntniß dessen, was sie dort eigentlich suchen und wie sie es suchen sollen, dahin kommen. Bey dieser Unwissenheit ihres eigentlichen Zwecks ist es nicht zu verwundern, wenn sie, entweder durch ihren eigenen verdorbenen Geschmack oder durch Mode und Vorurtheile irre geleitet, ihren Studien eine schiefe Richtung geben und mit ihrem Schaden zu spät einsehen lernen, wie sie eigentlich, und was sie auf Universitäten hätten studiren sollen. Hätte der Verf. nun, vornehmlich nach Noesselts Muster (für den Recensenten immer noch das Hauptbuch über diese Materie) eine zweckmässige Anleitung dazu gegeben, so hätte er allerdings etwas lobenswerthes gethan. Sein Zweck war es ohne Zweifel, aber die Ausführung entspricht seinem guten Willen nicht. Ohne sich bestimmt genug vorher gedacht und entworfen zu haben, was zu einer solchen Anleitung gehöre, schreibt er über mancherley hieher zu rechnende und nicht zu rechnende Materien ohne hinlängliche Wahl und Ordnung bald zu viel, bald zu wenig. Er fängt ab ovo an. Von der Frömmigkeit in der Jugend, vom Umgang mit Menschen, u. s. w. und declamirt oft Seiten, ja ganze Bogen hindurch über einzelne Themata, Gedanken, Sätze oder auch ganze Disciplinen und ihre Fächer, z. B. bey der Philosophie, und raubt sich dadurch den Raum und dem Leser die Zeit und Geduld zu der speciellen Anweisung, wie die einem künftigen Prediger nöthigen und nützlichen Wissenschaften auf Universitäten müssen studirt werden. Eine solche specielle Anweisung erwartet der Leser, kann sie auch mit Recht erwarten, und findet sie doch nicht. Allenthalben bleibt der Verf. im Allgemeinen stehen,

womit einem jungen Menschen gar wenig gedient und geholfen seyn kann. Hierin thut also der Verf. zu wenig. Zu viel aber thut er, daß er über Dichtkunst, Tonkunst, Malerey und schöne Künste überhaupt mehrere Bogen schreibt, die viel kürzer hätten abgehandelt werden können und sollen. Denn daß jene Künste dem Prediger manche angenehme Stunde verschaffen, daß sie ihm hie und da mittelbarer Weise selbst in seinen Amtsbeschäftigungen nützen können, wer zweifelt daran? Der Verf. legt aber nach des Rec. Meynung und Erfahrung einen zu hohen Werth darauf, und verliert sich darüber in Untersuchungen über den Werth der Malerey gegen den der Dichtkunst und Musik, über die Wirkung eines Gemäldes, über die verschiedenen Arten der sichtbaren Schönheit, über den ökonomischen Nutzen der Malerey, über die Kenntnisse zu Beurtheilung eines Gemäldes u. s. w.; welches alles, hätte der Verf. auch kein Wort darüber gesagt, keiner seiner Leser vermißt haben würde. Bey dieser Ausführlichkeit seiner Betrachtungen über schöne Künste und bey dem Werth, den er darauf, selbst als Studium eines künftigen Predigers, legt, contrastirt es sonderbar, wenn er in der Vorrede sagt, es sey unläugbar, daß die Bildung durch die Werke der Kunst, daß der Sinn fürs Schöne dem Menschen etwas von seiner Mannskraft raube, so wie er dieses überhaupt allen Wissenschaften schuld giebt. Dergleichen unbestimmte Aeusserungen und halbwahre und halbfalsche Sätze findet man mehrere in diesem Buche, zum Beweis, daß der Verf. nicht immer die Gränzlinien genau genug zu ziehen wußte, z. B. wenn er sagt: von dem Theologen ist der Volkslehrer sehr wenig unterschieden. Rec. glaubt, daß zwischen beyden noch ein großer Unterschied sey, und daß gerade darinnen ein Fehler des gewöhnlichen Studienplans künftiger Prediger liege, daß sie nicht bestimmt genug diese Gränze vor Augen haben, und mit Rücksicht darauf ihre Studien einrichten, indem sie nicht wissen, was zum Theologen und was zum Volkslehrer gehört. Jener braucht manches, was diesem entbehrlich und unnütz ist, obgleich jeder Volkslehrer oder Prediger auch Theolog, das heißt, gelehrter Kenner und Forscher der Quellen der Religion billig seyn sollte. Der beste Theolog ist oft der schlechteste Volkslehrer. Recensent unterscheidet sogar wieder den Volkslehrer vom Seelsorger.

Dem Verf. durch alle Kapitel zu folgen, und unsere Abweichungen von seinem Urtheile nebst den Gründen derselben

anzu-

anzugeben, würde uns über die Gränzen einer Recension hinausführen. Einiges, was wir uns auszeichneten, können wir nur berühren. Daß der Verf. gegen die frühen Verlobungen junger Studirenden eifert, ist gut, aber Rec. würde nicht aus dem Grunde dagegen gesprochen haben, weil oft Stellen mit der Bedingung vergeben würden, ein gewisses Mädchen als Accidens zum Amte zugleich dabey zu heyrathen, und daß also ein Kandidat sich schade, wenn er schon eine Geliebte habe. Der Verfasser meynt sogar, daß, da solche Ehen manchmal glücklich ausgefallen sind, so komme ihre Zuläßigkeit gar nicht in Anschlag. Rec. verabscheuet durchaus alle Bedienungen, die durch die Schürze erlangt werden, noch mehr alle Ehen, wo beyde Theile sich aus Interesse, ohne sich zu kennen, blindlings zusammenkuppeln lassen. Und welch ein Grund! Weil es doch zwischen durch glückliche oder doch erträgliche Ehen von der Art giebt, so kommt ihre Zuläßigkeit nicht in Anschlag? Was kann man mit solchen Gründen nicht alles entschuldigen? Vom Nachschreiben der Collegienhefte ist der Verf. ein großer Freund. Rec. hat aber in zu vielen Beyspielen den Schaden davon gesehen, um dem Verf. unbedingt beypflichten zu können. Er war selbst ehemals während seiner academischen Studien ein so eifriger Heftschreiber, daß er von Danovs Dogmatik in Jena kein Wort auf die Erde fallen ließ, aber Michaelis in Göttingen heilte ihn von dieser Schreibsucht völlig, und er ist jetzt überzeugt, daß aus solchen schreibsüchtigen Studenten fast lauter Heftgelehrte werden, die gewohnt sind jurare in verba magistri. Einige Notate zur Leitung beym Selbststudium zu Hause, Bemerkung der über die Wissenschaften aufzusuchenden Quellen und besten Schriften zum Nachlesen, auffallende Urtheile des academischen Lehrers u. s. w. sind hinlänglich. Fast immer gehet das Beste von des Lehrers Discours für den ämsigen Schreiber verloren. — Was der Verf. mit der langen Abhandlung über die sogenannte Volkstäuschung in einem solchen Buche und bey einem solchen Zwecke sagen will, sieht Rec. nicht ein. Der Prediger kann als Prediger nie in den Fall kommen, das Volk täuschen zu müssen.

Daß der Verf. nicht auch viele gute brauchbare Ideen, Vorschläge und Anweisungen gebe, läugnet Rec. keinesweges, aber ein Buch, woraus der junge die Universität beziehende Mann, der keinen verständigen Freund hat, durch dessen Anweisung er lernen könnte, was und wie er studiren müsse, sich

Raths

Raths erhalten könnte, ein Buch, das ihn vor Abwegen der Mode und der Vorurtheile im Studiren warnen und ihm gleichsam zum Wegweiser auf der schlüpfrigen Bahn der Akademie seyn könnte, ein Buch, woraus er nicht nur den Umfang und die Würde seines Studiums, sondern auch die rechte Würdigung der einzelnen Fächer und Theile desselben, ihr Verhältniß gegen einander und die Ordnung, in welcher er sie alle am schicklichsten und nützlichsten durchlaufen könnte, ein Buch, woraus der junge unerfahrne Mensch die verschiedene Art des Studierens der verschiedenen Fächer des theol. Studiums lernen könnte — kurz ein harmonisches Ganzes, das durchaus nöthig war, wenn Ordnung und Einklang in den Studienplan des jungen Menschen kommen sollte, ist dieses Buch nicht, wohl aber eine Ergießung des Verf. über mancherley das theologische Studium betreffende Wahrheiten, die, je nachdem der Verf. über dieses und jenes mehr oder weniger auf den Herzen hatte, bald kürzer bald länger, und je nachdem er selbst in diesem oder jenem Fache mehr oder weniger bewandert war, bald gut bald oberflächlich gerathen ist. Neben den andern oben genannten Schriften über diese Materie ist es daher allerdings zu gebrauchen und nachzulesen; aber zum alleinigen Wegweiser kann es Rec. nicht empfehlen.

Tb.

Angenehmer goldener Spiegel für Jünglinge und Mädchen zum Vergnügen und (zur) Belehrung, mit Gedichten, Erzählungen, Anecdoten und kleinem Roman. 1792. 6 Bog. in 12. 8 gr.

Die Vorrede ist im Namen der Verleger ausgefertigt, die sich aber nicht nennen. Sie versichern, daß dies Werkchen keine Zusammenraffung schon gedruckter Aufsätze sey, sondern daß immer Uebersetzungen aus den neuesten französischen Kinderschriften mit Originalaufsätzen darin abwechseln. Ein Inhaltsverzeichniß geben sie nicht; wir bemerken aber 6 Abtheilungen. 1) Ein Neujahrslied. 2) Neue sittliche Erzählungen zur Nachahmung, Lehre und Warnung des unbedachtsamen Mädchen. Der gute Vorsatz. Der weinerliche Knabe. Der unvorsichtige Knabe. Grausamkeit gegen Thiere. Geschichte eines unartigen Kindes. Das eitle Mädchen. Die

Zänker: Die Wirkungen des Beyspiels. Goldner Spiegel für kleine stolze Mädchen. Die Unordnung. Der unglückliche Fall. Das Kinderfest. Die Wohlthätigkeit. Die Misgunst. Die Lüge. Die zwey unglücklichen Brüder. 3) Kinderlieder — größtentheils im guten Geschmack geschrieben. 4) Schweizerische Anekdoten und Charakterzüge, sieben an der Zahl — für die schweizerische Jugend, der dieser goldene Spiegel bestimmt zu seyn scheint, sehr gut gewählt. 5) Kinderbriefe — schöner und lehrreicher, als wir je Kinderbriefe in Schriften dieser Art gelesen haben. 6) Größe und Bevölkerung Helvetiens, durchaus nach Fäsi. Es werden von allen Theilen Helvetiens, Cantons, gemeinen Herrschaften und zugewandten Ständen, Größen, (aber, wie es nicht anders seyn kann, auf eine sehr verschiedene Art) und Bevölkerung, nebst den Nahrungszweigen, angegeben — für die Bestimmung des Buchs ebenfalls sehr zweckmäßig — Nur in der ersten Zeile ist der Ausdruck verunglückt. „Der Kanton Zürch hat 42½ Quadratmeilen im Umfang."

Die Verleger versprechen eine Fortsetzung, wenn das Werkchen Beyfall finden würde: den verdient es, nach unserm Urtheil, vor einer Menge andrer Kinderbibliotheken, Neujahrsgeschenke und Unterhaltungsbücher, die wir durchzulesen den Beruf gehabt haben.

Kg.

Handlungs- Finanz- und Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

Frankreichs Handlungs-Balanz und auswärtige Handlungs-Beziehungen in allen Welttheilen, besonders am Ende der Regierung Ludwigs XIV. und zur Zeit der Revolution. Nebst dem Betrage der fortschreitenden Einfuhr und Ausfuhr Frankreichs von 1714 bis 1788 mit Einschluße dieses letzten Jahrs, von Herrn Arnould, Unterdirektor des Bureau der Handlungsbalanz. Aus dem Französ. übersetzt. Lübeck, bey Donatius. 1792.

1792. 1ter Band 238 Seiten. 2ter Band 196 Seiten. 1 Rk.

Dieses aus den besten und zuverlässigsten Quellen geschöpfte Werk schildert die wahre Beschaffenheit von Frankreichs gegenwärtigem Handelszustand mit der größten Deutlichkeit. Um nichts zur Erläuterung zu übergehen, sind Frankreichs ältere Handelsgeschichte, Staatsschulden u. s. f. mit eingeflochten. Da wir, weil dieses Werk kein deutsches Produkt, uns dem Zweck dieser Bibliothek gemäß, in keine umständliche Zergliederung desselben einlassen können, so wollen wir nur anzeigen, daß, wie auch der Titel angiebt, zwey Hauptperioden des französischen Handels neben einander gestellet und mit einander verglichen werden, um zu zeigen, in wie fern die Handlung nach allen vier Welttheilen in den Jahren 1714 u. 1788 für das Reich Gewinn oder Verlust brachte. Das Werk verdient von jedem Statistiker und Kaufmann gelesen zu werden. Die Uebersetzung ist getreu und fliessend; nur wissen wir nicht, ob wir es einer Sparsamkeit des Verlegers, oder einem Mangel an Einsicht des Uebersetzers zuschreiben sollen, daß die 16 Tabellen des dritten Theils der Urschrift weggelassen sind, da diese nicht nur zu einer bessern Uebersicht, sondern der Verf. auch in dem Werke selbst häufig darauf verweiset, welches den Leser der Uebersetzung nicht selten irre macht. Billig sollte der Verleger, der ein solches Buch in einer Uebersetzung liefern will, es ganz liefern, oder sich durch sachverständige Männer belehren lassen, was wegbleiben kann oder nicht, und fast möchte man dem Verleger rathen, die Tabellen noch nachzuliefern.

Ak.

Allgemeiner Contorist, oder neueste und gegenwärtiger Zeiten gewöhnliche Münz- Maaß- und Gewichtsverfassung aller Länder und Handelsstädte. Zweyter Theil enthält: I.) Die Münz- Maaß- und Gewichtskunde, nebst andern beym Handel vorkommenden Dingen der ausserhalb Europa gelegenen Länder und Handelsorte. II.) Vollständige Münz- Maaß- und Gewichts-Vergleichungstafeln.

tafeln. Nach den neuesten und zuverlässigsten Nachrichten bearbeitet von M. R. B. Gerhardt, Sen. Königl. Preuß. Haupt- Banco- Buchhalter. Berlin, bey Wever. 1792. 4. 42 Bogen. 2 Rg. 12 gr.

Für dieses mit unermüdetem Fleiße ausgearbeitete Werk wird jeder Kaufmann dem Verf. danken. Ohne dem Ruhm des verdienstvollen Kruse Abbruch zu thun, der zuerst mit einem solchen Werke die Bahn brach, ist der Vorzug des gegenwärtigen von jenem Contoristen doch unverkennbar. Besonders in diesem Theil sind die Nachrichten von den Münzen, Maaßen und Gewichten der Handelsplätze ausser Europa reichhaltig und weit vollständiger als in Krusen, und so viel Rec. davon aus Erfahrung untersuchen konnte, richtig. Die angehängten 8 Tafeln enthalten Werth und Vergleichung 1) der sämmtlichen vornehmsten Rechnungsmünzen, 2) der wirklich geprägten Gold- Silber- und Kupfermünzen. Wie ausführlich diese beyden Tafeln ausgearbeitet sind, läßt sich schon daraus beurtheilen, daß sie 116 Seiten einnehmen. 3) Wechselpari. Aus dieser Tafel zeigt sich, wie viel im Durchschnitte, wenn man das gewöhnliche oder zufällige Steigen und Fallen der Wechselpreise abrechnet, mehr oder weniger bezahlt wird als bezahlt werden soll. 4) Längenmaaße. 5) Meilenmaaße. 6) Land- und Feldmaaße. 7) Körpermaaße trockner und flüssiger Dinge. 8) Handels- Gold- Silber- Münzgewichte. Der Verf. kann mit Recht sagen, daß man diese Tafeln nirgends so vollständig findet, und er hat sich auch mit denselben kein geringes Verdienst um die Handlung erworben.

H.

Beschreibung einer neu erfundenen viel Holz und Zeit ersparenden Methode den Salpeter zu sieden, nebst einer Anweisung zur Feuerwerkkunst von Alexander Plato. Breslau, 1792. 8 gr.

Der Verf. hätte in seiner Schrift den Unterschied der beschriebenen Methode von der gemeinen bemerken und besonders anzeigen und berechnen sollen, wodurch und wie viel Zeit und

Holz erspart werde. Nach der Vorrede ist vor einiger Zeit zu Breslau eine kurze Anleitung zur Feuerwerkkunst von D. G. Schrocka herausgekommen, welche viel Unrichtiges enthalte. Dieses soll eine verbesserte Anweisung seyn. Rec. verglich diese Beschreibung des Salpetersiedens mit der, welche in Erkers Probierbuch vorkommt, und fand vieles dort eben so wörtlich, doch auch einiges verschieden, z. B. statt Sümpfe zur Sammlung der Lauge, hat der Verf. eigene Bottiche. Er schichtet die Erde nicht mit Asche ꝛc. Von seinen chemischen Kenntnissen zeigt die Beschreibung des Salpeters: „ein schwefelartiges, brennbares, salzigbitteriges Salz ꝛc.

Bey der Läuterung bedient er sich noch des Weinessigs und Alauns. Von §. 13 an wird von wildem Salpeter gehandelt, welcher in einer beynahe dem Steinsalz ähnlichen Beschaffenheit aus den Bergwerken gegraben werde. Wo? Zu dessen Läuterung wird sogar Grünspan und Vitriol verwendet. Nach diesen Ingredienzien scheint diese Salpetersiederey Aehnlichkeit mit Alexander Sinceri wohlerfahrnen Salpetersieder Frankfurt und Leipzig 1773 dritte Aufl. zu haben. Rec. kennt diese Schrift nur aus der Recension in Beckmanns phys. ökon. Bibl. IV B. 3. S. 357. Der gleiche Vorname Alexander und der gleiche Titel nebst oben bemeldten Ingredienzien machen es aber wahrscheinlich, daß es wohl gar das nämliche seye. Die Feuerwerkskünste mögen noch wohl manchem Konstabler von einigem Nutzen seyn, und eben deswegen die dritte Auflage des Sinceri vielleicht schon wieder vergriffen seyn. Rec. kann sich indessen auf deren Beurtheilung nicht einlassen.

Zo.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Englisches Lesebuch historischen Inhalts, nebst einigen Gedichten und mit einer Menge deutscher Anmerkungen zur Erklärung dunkler Stellen und richtiger Aussprache schwerer Worte versehen, von Friedrich Wilhelm Streit, Superintendent zu

Roy-

Ronneburg. Ronneburg und Gera, bey Rothe. 1792. Zwey Theile. 176 und 159 Seiten. 8. 18 gr.

Englisches Lesebuch in Prosa und Gedichten für Anfänger, mit einem vollständigen Wörterbuche und einer kurzen vollständigen Grammatik, herausgegeben von Johann Wilhelm Krause. Dresden und Leipzig, bey Richter. 1792. 21½ Bogen. 8. 16 gr.

1. Eine gute Sammlung, die verschiedene interessante historische Stücke — (z. B. die Vorlesung des Hrn. Grafen von Herzberg in der Berliner Akademie über das Leben Friedrichs II. —) und viel komische Anekdoten und Mährchen enthält. Von letztern eine Probe: Im nördlichen Irland ist ein Bach, der oft bey starken Regengüßen zu einem mächtigen Strohme wird. Am Ufer dieses Baches, steht ein Stein mit folgender Inschrift: *Zur Nachricht. Wenn man diesen Stein nicht mehr sehen kann, so ists nicht sicher, den Fluß zu paßiren.* — Gleichen Gehalts ist die Inschrift einer Wegsäule, die erst vor wenigen Jahren in der Provinz *Kent* errichtet worden, und so lautet: *Dies ist ein Nebenweg nach Feversham. Wer nicht lesen kann, der thut besser, er bleibt auf der Hauptstraße.* — Die erklärenden Anmerkungen, die der Titel verspricht, sind vollkommen geleistet. Allenfalls könnten einige dieser Anmerkungen, die zu sehr ad modum Minellii scheinen, entbehrt, und durch andere ersetzt werden. Auch verräth die vorgeschriebene Aussprache einiger Wörter durch ihre Flüchtigkeit zu sehr den Fall traulicher Gespräche. Wenigstens kann sie nicht aufs Heilesen anwendbar seyn. Endlich wünschten wir, die erklärten seltnern englischen Wörter, die nicht unbeträchtlich sind, und zum Theil in Wörterbüchern fehlen, wären, wie bey mehreren dergleichen Lesebüchern (z. B. dem Französischen von Gedike) in ein alphabetisches Verzeichniß gebracht und hinten angehängt worden. — Im Ganzen kann diese Sammlung Anfängern immer großen Nutzen schaffen; da sie zumal auch eine muntere Unterhaltung gewährt.

..chen, deutschen, slavischen und noch ..he unter einen Urstamm gehören. ..anke, daß man in den ältesten Zeiten ..n nicht hatte, sondern dafür die prono.. ..ete, worunter die 1. Person am spätsten die Welt im kindischen Alter; wie noch ..bist): und wie ein Kind anfangs statt: ..krank sagt, so war auch in den ältesten ..ul. des verbi das Wurzelwort. — Haupt.. ..erf. Absicht t..hin, die Sprachforscher zu er.. ..mung der Sprachen nicht zu sehr auf Wör.. ..nen, und mehr die grammatische Form in ..u Hülfe zu nehmen. Aber wer jenes thut, ..dies vernünftige Einschränkungen machen, ..fen, eh er urtheilt; und die grammatische ..trugen. Der Oesterreicher z. B. bringt von ..n Grammatik, und der Elsaßer und Deutsch.. ..der Französischen vieles in die Deutsche. So ..Regusaner, die einen slavischen Dialekt reden, ..stark nach den Italiänischen abgeändert. Alles ..ten des Verkehrs und einer Art von Vermi.. ..warter Nationen; wie sehr muß nicht eine totale ..zweyer Völker in die Grammatik der Sprache, ..and behält, einwirken! Folglich muß bey der Klas.. ..r Sprache Form und Materie zugleich beachtet wer.. ..übergehen verschiedene falsche oder unbewiesene ..ngen des Verf. — Eben da wir dies schreiben, ..Dissertazion von Olav Celsius de convenien.. ..arbicae cum Persica in die Hände, wo folgende ..zeichen der orientalischen und occidentalischen ..geben werden: 1) Die Casus der nominum ..n durch praefixa verändert, in diesen durch En.. ..ils noch durch Partikeln. 2) die Natur des ..n jenen ebenfalls durch praefixa bestimmt, in die.. ..n Endungen oder vorangesetzte Partikeln, oder ... 3) Die orientalischen verba sind lauter Sim.. ..occidentalischen werden mit nominibus, Präpo.. ..unctzionen u. s. w. zusammengesetzt, die entwe.. ..n.. untrennbar sind, oder besonders geschrieben ..n den orientalischen Sprachen wird das pro.. ..um dem Nennwort angehänget, in den occi.. ..es einzeln. — Dieser ... also

2. Hat einen mannichfaltigern Inhalt, dennoch aber weiter keinen Vorzug vor jenem Lesebuch, als ein Wortregister und bessern Druck; wogegen jenes die Tironen der englischen Sprache hier und da mit dem Lokalen von England bekannt macht. Die beygedruckte englische Grammatik scheint eigentlich nur in gratiam auditorum des Verf. aufgesetzt zu seyn.

Lb.

Versuch, das zuverlässigste Unterscheidungszeichen der orientalischen und occidentalischen Sprachen zu entdecken; nebst einigen Resultaten für die Grammatik und für die Geschichte der alten Sprachen und Völker, von Conrad Gottlob Anton, Prof. der orientalischen Sprachen in Wittenberg. Leipzig, bey Breitkopf und Compagnie. 1792. 6 B. 8. 6 gr.

Unter den orientalischen Sprachen überhaupt versteht der Verf. die orientalischen Schriftsprachen, und insbesondere die Semitischen und Chamitischen Sprachen. Welches aber die Unterscheidungszeichen von diesen und den von ihm genannten occidentalischen (d. i. Japhetischen) sind, haben wir nicht ganz herausbringen können; weil er immer dem Strohme seiner Rede folgt, ohne dann und wann still zu stehen, und seine Gedanken in ein deutliches Resultat zusammen zu fassen. Wir vermuthen also blos, er setze diese Unterscheidungszeichen darin, daß sich in den Suffixis der orientalischen verborum die Buchstaben der pronominum personalium äussern, die in den occidentalischen Sprachen, theils besonders vorgesetzt, theils ausgelassen werden: dagegen fänden sich in einigen der letztern Sprachen noch Spuren vom verbo seyn in den Endungen der sechs Personen. — Auch sagt er, (wenn wir nicht irren) in den orientalischen Sprachen sey die 3te perf. Sing. des Praeteriti das Wurzelwort, in den occidentalischen der Infin. oder die 1. singular. Praes. — Die persische Sprache setzt er unter die occidentalischen (besser Japhetischen), die Indostanische hingegen unter die orientalischen und zwar Chamitischen. Doch diese beyde letztern trennen wollen, hieße Schwestern trennen, die augenscheinlich von einer Mutter stammen, und sicher mit

der

der griechischen, lateinischen, deutschen, slavischen und noch übrigen celtischen Sprache unter einen Urstamm gehören. Plausibel ist sein Gedanke, daß man in den ältesten Zeiten noch das verbum seyn nicht hatte, sondern dafür die pronomina personalia brauchte, worunter die 1. Person am spätsten entstand. So sagte die Welt im kindischen Alter; wie noch die Kinder: du alt (bist): und wie ein Kind anfangs statt: ich bin krank, Carl krank sagt, so war auch in den ältesten Sprachen die 3 singul. des verbi das Wurzelwort. — Hauptsächlich geht des Verf. Absicht d-hin, die Sprachforscher zu erinnern; in Klassifizirung der Sprachen nicht zu sehr auf Wörterähnlichkeit zu bauen, und mehr die grammatische Form in ihrem Urtheil mit zu Hülfe zu nehmen. Aber wer jenes thut, muß sich ja ohnedies vernünftige Einschränkungen machen, sammlen und prüfen, eh er urtheilt; und die grammatische Form kann auch trügen. Der Oesterreicher z. B. bringt von der Italiänischen Grammatik, und der Elsaßer und Deutsch-Lothringer von der Französischen vieles in die Deutsche. So haben auch die Regusaner, die einen slavischen Dialekt reden, ihre Formen stark nach den Italiänischen abgeändert. Alles dies sind Folgen des Verkehrs und einer Art von Vermischung benachbarter Nationen; wie sehr muß nicht eine totale Vermischung zweyer Völker in die Grammatik der Sprache, die die Oberhand behält, einwirken! Folglich muß bey der Klassificazion der Sprache Form und Materie zugleich beachtet werden. Wir übergehen verschiedene falsche oder unbewiesene Voraussetzungen des Verf. — Eben da wir dies schreiben, fällt uns eine Dissertazion von Olav Celsius de convenientia linguae Gothicae cum Persica in die Hände, wo folgende Unterscheidungszeichen der orientalischen und occidentalischen Sprachen angegeben werden: 1) Die Casus der nominum werden in jenen durch praefixa verändert, in diesen durch Endungen und theils noch durch Partikeln. 2) die Natur des verbi wird in jenen ebenfalls durch praefixa bestimmt, in diesen auch durch Endungen oder vorangesetzte Partikeln, oder beyde zugleich. 3) Die orientalischen verba sind lauter Simplicia, die occidentalischen werden mit nominibus, Präposizionen, Konjunkzionen u. s. w. zusammengesetzt, die entweder vom verbo untrennbar sind, oder besonders geschrieben werden. 4) In den orientalischen Sprachen wird das pronomen possessivum dem Nennwort angehängt, in den occidentalischen steht es einzeln. — Dieser Gegenstand wäre also

noch genauer zu untersuchen und das Resultat deutlicher auszudrücken. Aber wie selten ist Kenntniß so vieler Sprachen in einem Manne vereinigt, und wer hätte es besser thun können, als der Verfasser?

Ih.

Romane.

Kurt, der schwarze Bastard, auf seinen Reisen in unbekannte Länder. Leipzig, bey Weygand. 1792. 17½ B. 8. 18 gr.

Der Held dieser Geschichte ist in der Normandie gebohren. Dort läßt der Verf. die Weiber aus der niedrigsten Classe des Volks eine gelehrte Sprache und von Silen und dem Hirtengotte reden. Dem Knaben wird beym Buchstabieren die Aussprache des K sehr schwer, (im Französischen, ein K!!) Bey Austheilung des Abendmahls sitzen die Communicanten an einem Tische (Catholiken!!) Kurt wird Schiffsschreiber, und lernt ein Schiff regieren (der Schiffsschreiber!!) Gelegentlich wird Campens vaterländischer Rath an seine Tochter citirt (vaterländisch!!) Ein Schriftsteller von so geringen Kenntnissen nun wagt es, über alle europäische Verfassungen und über die Mängel aller bürgerlichen und gelehrten Einrichtungen und Stände zu raisonniren. Er thut dies in dem abgenutzten Gewande einer Reisebeschreibung, in selbst erfundne Länder. Bald geräth sein Bastart an eine Insel, wo beyde Geschlechter ihre Rollen vertauscht haben, bald in ein Land, wo die Menschen, sobald sie auf die Welt kommen, völlig ausgebildet sind, u. s. f. Da muß denn Kurt von Europa erzählen, wird criticirt, oder findet ein Volk, bey dem grade die Sitten herrschen, die er bey uns so verkehrt findet, und die dann getadelt werden. Am Ende kömmt Herr Kurt nach Frankreich von der Reise zurück, die er füglich hätte unterlassen können, da er und wir nicht klüger dadurch geworden sind.

Die Verirrungen des menschlichen Herzens, oder so macht es die Liebe. Von Eckhow. Erster Band.

Halle,

Halle, bey Franke. 1792. 15½ Bogen. 8. 1 Rg. 6 gr.

Dieser Roman hat, was die Begebenheiten und die Characterschilderungen betrifft, mit unzähligen andern Aehnlichkeit und gar nichts Hervorstechendes, Anziehendes, Neues. Indessen ist er nicht schlecht geschrieben.

Eg.

Neue Tausend und Eine Nacht. Mährchen aus dem Arabischen ins Französische übersetzt und herausgegeben von den Herren Charis und Cazotte. Verdeutscht von C. A. W. Vierter Band. Dresden und Leipzig, bey Richter. 1792. 492 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Recensent, dem die vorigen Bände dieser Uebersetzung nicht zu Gesichte gekommen sind, sieht sich daher genöthigt, den gegenwärtigen, als ein eignes, vor sich bestehendes Werk zu betrachten, und zu beurtheilen. Nach sorgfältiger Vergleichung mit dem Original fand er die Uebersetzung zwar im Ganzen treu, und was den Sinn betrifft, ziemlich richtig, dabey aber äusserst schleppend und schwerfällig in den Wendungen, Wortfügungen und dem Periodenbau sehr ungeschmeidig, und bisweilen ganz undeutsch. Nicht selten ist die Verdeutschung mehr Paraphrase als Translation, und der Uebers. braucht ohne Zweck, und selbst zum größten Nachtheil seiner Arbeit, noch einmal so viel Worte und Redensarten, als nöthig gewesen wäre. Die Uebersetzung der Neuen Tausend und Eine Nacht, die in der Blauen Bibliothek befindlich ist, gehört nichts weniger, als zu den musterhaften, verdient aber doch in Rücksicht auf Lebhaftigkeit, Geschmeidigkeit Kürze und Ründe des Ausdrucks dieser hier weit vorgezogen zu werden. Die Vergleichung einiger Stellen, so wie sie uns zuerst in die Hände fallen, kann dieses unser Urtheil bestätigen. – –

Blaue Bibliothek.	Dresdner Uebersetzung.
S. 109. Das Feuer, das ihn verzehrte, untergrub seine	S. 92. Das Feuer, das in seiner Brust loderte, schwächte

Gesundheit; seine Leidenschaft machte ihn tiefsinnig und die Einsamkeit liebend, und der König sein Vater, der über diese Veränderung erstaunte, forschte nach der Ursache und erfuhr sie.	in kurzem seine Gesundheit; es machte ihn tiefsinnig und in sich selbst so verschlossen, daß der König, sein Vater, über diese Veränderung, die mit ihm vergieng, erstaunte, und ihn um die Ursachen dazu befragte, die er denn auch von ihm selbst sogleich erfuhr.
S. 111. Sein standhaftes Betragen und sein martialisches Wesen prägten den Räubern Ehrfurcht ein. Sie brachten ihn, nachdem sie ihn beraubt hatten, nicht ums Leben, wie es sonst ihre Gewohnheit war, sondern schlugen ihm vor, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, wenn er sein Leben fristen wolle.	S. 94. Sein entschlossenes Wesen und seine martialische Miene drangen diesen Leuten so viel Ehrfurcht ab, daß sie ihn zwar nicht unberaubt ließsen, aber ihn doch auch nicht, wie sie sonst wohl zu thun gewohnt waren, aus dem Wege zu räumen suchten, sondern ihm vielmehr einen Vergleich von anderer Art antrugen, indem sie ihm das Leben unter der Bedingung versprachen, wenn er unter ihre Bande treten, und ihr Spießgeselle werden wollte.
S. 116. Er durchsuchte sein ganzes Zimmer, um ein Mittel ausfindig zu machen, wie er seine Ungeduld und Neugierde stillen könnte. Zu seinem Unglück entdeckte er hinter einem Verschlage ein kleines Gitterfenster, und guckte durch; aber ein Verschnittener, der hier Wache stand, wurde den Vorwitzigen gewahr, und stieß ihm, ohne ihn zu kennen, mit der Spitze seines Säbels, beyde Augen aus. Der Prinz erhob ein klägliches Geschrey: man stürzte von allen Seiten	S. 104. Er durchsucht also auf der Stelle alle Winkel u. Communicationswege seines Zimmers um eines oder das andere Mittel zur Befriedigung seiner neugierigen Ungeduld ausfindig zu machen. Zu seinem Unglück entdeckt er hinter einem Verschlag ein kleines Gitterfensterchen, woran er sich mit den Augen legt; aber ein Verschnittener, der eben Schildwache auf dem Posten steht, wird den Neugierigen gewahr, und stößt, ohne ihn zu kennen, mit der Spitze seines Sä-

zen, man umringte den Ver-
ndeten, man forschte, was
in den kläglichen Zustand
setzt habe, worin man ihn
lickte u. s. w.

Säbels auf ihn zu, die ihm augenblicklich in beyde Augen fährt, und ihm ein heftiges Geschrey auspreßt, worauf augenblicklich alle die Leute, die bey ihm im Dienste waren, zu ihm ins Zimmer hineinstürzten. Jedermann tritt um den verwundeten Prinzen herum, und erkundigt sich nach der Ursache, wodurch er in den unglückseligen Zustand gerathen sey, worin er sich befindet u. s. w.

Bs.

Vermischte Schriften.

ammlung anschaulicher Beweise von der Nähe des jüngsten Tages, der lieben Menschheit zugeeignet von keinem Bengelianer. 1792. 176 S. 8.

ec. zweifelt, daß die Leser aus diesem Titel den Inhalt des ches werden vermuthen können; sie werden aber sogleich n Begriff davon bekommen, wenn wir ein zweytes Titel- t, womit das Buch versehen ist, abschreiben, es heißt: ufzer, Elend, Wehe und Klagen aus der jetzigen lt. Dieser Titel ist ohnstreitig für den Inhalt des Bu- passender, denn man findet darin ein Gallimathias von triebenen Seufzern und Klagen über menschliches Elend, aus der Verf., der ein satyrischer Kopf zu seyn affectirt, die Nähe des jüngsten Tages schließt. Die Materie ist in en Zeiten schon bis zum Eckel, vornehmlich durch Salz- ins Karl von Karlsberg, und die dort aufgestellten oft u schiefen und übertriebenen Schilderungen durchgekäuet, daß jedoch dadurch das Geringste in der Welt verbessert en. Auch unser Verf. siehet manches theils aus einem en Gesichtspunkt, theils übertreibt er manchen mit Grund igenden Mangel und Fehler unsrer besten Welt. Wozu alles nützen könne, sehen wir nicht ein. Der Vf. scheint h hier und da wirkliche, in seinem Kreise vorgefallene Facta

vor Augen gehabt zu haben, und dann kann, wenn sein Buch sich in jenen Zirkel verläuft, die Publicität, womit er manche Unthat an den Pranger stellt, dazu nützen, die Menschen, die sich dergleichen zu Schulden kommen liessen, zu bessern — vielleicht aber auch zu erbittern.

Das Ganze hat folgende Rubriken: **die Fürsten, der Adel, die Beamten, der hochweise Magistrat, ein hochwürdiges Konsistorium, die Geistlichkeit, der Brautwerber, die Polizey, der Philosoph, der Patriot, der Menschenfreund, der Drache, politische Nachrichten, litterarische Nachrichten.** Unter der ersten Rubrik stellt der Verf. einen Fürsten auf, der zur Feyer eines Sieges, den seine Soldaten über die Feinde erhalten haben, ein eilftägiges Fest anstellt, das seines gleichen noch nicht gehabt haben soll; ein alter ehrlicher Minister macht die Vorstellung, daß ganzen Provinzen, die gerade damals aus Hunger rebellirten, durch Einschränkung der ungeheuern zum Feste bestimmten Summen wieder aufgeholfen und sie dadurch beruhigt werden könnten. Er trägt also auf ein neuntägiges Fest an, und — wird seines unzeitigen Raths wegen seiner Dienste entlassen, und Tausende verhungern. Ein anderer Fürst (der Verfasser setzt ihn auf eine der Südseeinseln, wodurch die Erzählung eben nicht gewinnt) ist der gütigste Herr — seiner Hunde und ein gewaltiger Jäger. Ein hoffnungsvoller Sohn eines Forstmeisters hat das unaussprechliche Glück — Jagdjunker zu werden. Er kannte zwar rühmlichere Beschäftigungen, mußte aber damit anfangen, um in einen größern Wirkungskreiß zu kommen. Sein Herz hieng an einem sanften Mädchen, Elisen; ihre Herzen waren schon durch den seligen **Bund der Liebe** vereinigt. Einst mußte Adolf (so hieß der Jagdjunker) mit zum Jagen des Fürsten. **Diane sollte bey dem heutigen Schweinhatz ihr Probestück ablegen.** Jedem wurde nach Stand und Würden ein Plaz und Geschäft angewiesen. Aus besonderm Zutrauen des Fürsten wurde Diane der Leitung Adolfs anvertraut, und **von den durchlauchtigen Händen selbst** wurde sie ihm in einem seidenen Strick zugeführt und mit der Ordre übergeben, sie zur rechten Zeit auf eines der grössten Schweine loszulassen. **Aber,** setzte der **zärtlich besorgte Fürst hinzu, daß ja dem Thier kein Malheur begegnet, ich fordere alles von Ihm.** (Obgleich Rec. weder Oberjägermeister noch Jagdjunker ist, noch

gewi-

ewesen ist, so ist er doch eine Zeitlang einem kleinen Fürsten-
ofe nahe gewesen, und noch dazu einem Hofe, wo es gewal-
ige Jäger gab, er erinnert sich aber nicht, daß das Hunde-
ühren jemals einem Jagdjunker zu Theil wurde, und er zwei-
elt also, daß hier der Verf. die Hof- und Jagdetiquette gehö-
ig beobachtet habe.) Adolf stellte sich auf seinen Posten; ein
ngeschoßner Eber rannte auf ihn zu. Er wehrte sich erst mit
inem Spieße und hielt Dianen zurück, er rief um Hülfe;
ber die Jagdgenossen waren zu entfernt, keiner kam. Der
ber wurde wüthender, Diane ungeduldiger; sie riß sich end-
ch los, fiel in die Mordzähne des gehetzten Feindes und —
auchte ihre **Heldenseele winselnd auf dem Wahlpla-
ze aus.** Aber auch Adolf wurde mit dem Tode ringend nach
Hause gebracht. Wir überschlagen das Zetergeschrey Elisens
nd der ganzen Familie. — Der Fürst hatte ihn zur Strafe,
afür, daß er Dianen zur unrechten Zeit losgelassen, auf der
Stelle bis zum Sterben prügeln lassen, er starb, und die Leib-
nd Wundärzte versicherten einstimmig, er sey an einem Stick-
nd Schlagfluß gestorben. — Zur Ehre der Menschheit zwei-
lt Rec., daß es irgendwo, es sey in Europa oder in den
Südseeinseln einen Fürsten gebe oder gegeben habe, der einer
olchen unmenschlichen That fähig gewesen sey. Ist aber das
Faktum nicht richtig, wozu dann die ganze Karrikatur? Glaub-
cher ist es, daß, wie der Verf. erzählt, einst ein Friseur zwey
Tage in Arrest kam, weil er einen Hund, der ihn auf der
Straße in die Wade biß, etwas gewaltthätig von sich abhielt,
nwissend daß es ein Lieblingshund des Fürsten war. — Die
Rubrik: **Der Adel** können wir unsern Lesern ganz zum Be-
en geben; alles, was wir da finden, heißt: „Der Adel tacet,
nd wartet der Dinge, die da kommen sollen." Das heißt doch
ohl lakonisch schreiben!

Beamte. Hier erzählt der Verf. in sehr langweiligem
Tone, der aber spaßhaft und satyrisch seyn soll, wie man in
L. Y. Z. zu einem Amte komme: es sind die gewöhnlichen
Mittel, nämlich, Heyrathen, Nepotismus, Schmeichlen der
Großen und ihrer Maitressen. u. s. w. Er zeigt, daß auf
iesem Wege schlechte Subjekte sich einschleichen, die des Lan-
es Mark verzehren, und daß mancher talentvolle ehrliche
Mann zurückstehen müsse. Daß dieß hie und da der Fall sey,
t freylich nicht zu läugnen, aber war es denn nicht immer
ie und da so? Es ist freylich schlimm, daß es also ist, aber

 ein

ein Zeichen von der Nähe des jüngsten Tages ist es drum noch nicht. Auch hier zeichnet der Verf. mehr Carricaturen als wirkliche Menschen, obgleich wir gern glauben, daß die Grundzüge zu seinen Gemälden aus der wirklichen Welt genommen seyn mögen.

Der hochweise Magistrat. Er versetzt ihn in eine kayserliche freye Reichsstadt und so konnte es ihm nicht schwer werden, Abderitenstreiche zu finden, die, wie die böse Welt glaubt und sagt, da mehr als irgendwo zu Hause sind. Die hochweisen Herren berathschlagen sich, ob sie eine große Eiche in ihrem Forst wollen stehen oder fällen lassen. Nach langen Debatten wird das letzte decretirt. Mit großen Kosten und großer Mühe wird sie in die Stadt gebracht, um da verkauft zu werden. Niemand kann sie brauchen. Der Bürgermeister, der eben einen Bau hat, kauft sie aus Gefälligkeit fürs gemeine Beste für 11 Thaler, und die zum Fällen und Transport verwendeten Kosten hatten über 100 Thaler betragen, und doch glaubt man, der Bürgermeister sey hinters Licht geführt! Am Ende muß ein benachbarter Reichsfürst die kayserliche Commission an diesem Republikchen exerciren, um die rebellirende Bürgerschaft zu besänftigen. Man sieht wohl, daß dies alles Persiflage des Aristocratismus und der schlechten Wirthschaft unserer deutschen Reichsstädte seyn soll, aber die Persiflage ist schaal, bis zum Eckel, und es giebt gewiß Reichsstädte, deren Verfaßung und Einrichtung in Finanzsachen vielen andern größern Staaten zum Muster dienen könnte; kennt z. B. der Verf. wohl die hamburgische Verfaßung in diesem Stücke?

Ein hochwürdiges Consistorium. Im Jahr 1791 gab ein gewisses Consistorium einem Prediger bey einer gewissen feyerlichen Gelegenheit folgenden Text: Sachar. 6, 12. **Siehe, es ist ein Mann, der heißt Zemah, denn unter ihn wirds wachsen und er wird bauen des Herrn Tempel.** Das Consistorium erklärte dabey, daß es erwarte, Beweise zu hören, daß in dieser Stelle des Propheten von dem Messias die Rede sey. Rec. glaubt gern, daß die Anecdote wahr sey, aber des Aufhebens, das der Verf. davon macht, war sie nicht werth, denn daß es Consistorialen in Menge gebe, die schlechte Exegeten, steife Dogmatiker u. s. w. sind, ist wahr und bekannt genug. Die Herren befinden sich wohl bey dieser bequemen Art zu studiren, besser vielleicht als andere,

re, die an dergleichen messianische Weissagungen nicht glauben. Gesetzt aber auch, es fände ein hochwürdiges Consistorium in folgenden Worten der Bibel; Loths Weib sah um und ward zur Salzsäule, eine messianische Weissagung, was läge daran? wäre das Unglück so groß, daß man daraus auf die Nähe des jüngsten Tages zu schliessen und Feuer! zu schreyen, Ursach hätte? Dem Rec. sind bey dem ewigen Geschrey der Theologen über messianische und nichtmessianische Stellen des A. T. die Worte des sel. Ernesti immer merkwürdig: Omnino oportet in hoc genere non acerbum esse. Vides tu, o bone, Christum in V. T. ubi alius aut omnino non aut non ita clare videt, vt tu vel vides, vel videre te putas; vide eum tibi et gratias age Deo. — — Ille vero qui eum alibi pariter videt, si non vbique in V. T. satis clare, vt dubitet, haereat, per umbram modo, at in N. T. &c.

Daß den Consistorien bisweilen Urtheile entfallen, die der gemeine Menschenverstand für abgeschmackt erklären muß, wissen wir längst aus bekannten Thatsachen, aber der Verfasser beweist es durch eine neue Anecdote. Der berühmte Mathematiker und Mechaniker H... saß länge auf einem mittelmässigen Pfarrdienst. Man wurde endlich aufmerksam auf ihn, da Frankreich, England, Polen, Deutschland ihn schützte. Man bedauerte nur, daß er seine ausserordentlichen Gaben so zu irrdischen und weltlichen Dingen, als Maschinen, Uhren u. s. w. sind, verwende. H.. vergaß sich, schrieb drey Bände theologischen Inhalts, um sich dem Consistorio als Theolog zu zeigen — aber es war fades Zeug, doch erhielt er die beste Pfarrey und nach seinem Tode verbot man seine theologischen Schriften zu lesen. (Sit fides penes auctorem!) Dieses reichhaltige Thema, das Consistorien oft greuliche Fehlschlüsse und Fehlgriffe thun, erläutert der Verf. noch durch eine Geschichte zweyer Kandidaten, die beyde einerley Pfarre suchten. Gerade der Unwürdigste erhielt sie. Wenn nun alle dergleichen Vorfälle zu Bücherstoff sollen verarbeitet werden, so wird man endlich Folianten davon schreiben. Aber das cui bono ist schwer einzusehen; eben so schwer ist es zu sagen, was das alles zur Nähe des jüngsten Tages thun soll. Es muß ja Aergerniß kommen!

Die Geistlichkeit. Der Verf. ist sehr aufgebracht gegen diese Leute, deren Namen, Geistliche, er sich nicht erklären

ren kann. Rec. ist der Meinung, daß freylich dieser Stand, wie jeder andere sehr viel ungeistliche und unwürdige Subjekte enthalte, darf man aber dem ganzen Stande deswegen Hohn sprechen? Hallers bekannter und der Geistlichkeit zum Spott oft gemisbrauchter Spruch paraphrasirt der Verf. eben nicht auf die feinste Art also: „Es war von je her keine Spitzbüberey unter der Sonne, an der die sogenannten Geistlichen nicht Antheil genommen hätten. — Alle Seile, an deren der menschliche Verstand seit Menschen Gedenken getanzt hat, (?) sind aus ihrer Fabrik, und werden leider! heut zu Tage noch von ihnen gesponnen und geleitet.“ Er fragt, ob vielleicht, weil sie Geistliche heißen, die Bestandtheile der Mitglieder dieses Standes ganz geistig wären? und verweiset auf die Weinhändler und Pastetenbecker und auf das schöne Geschlecht. — Ob sie sich nur mit Gegenständen des Geistes beschäftigen? — Man frage die Buchhändler, Kartenmacher und Juden u. s. w. Dergleichen hämische Witzeleyen sind durchaus nicht zu billigen. Alle Beweise, die der Verf. nach der Reihe gegen die Geistlichen vorbringt, beweisen nichts, weil sie zu viel beweisen. Er lese Spalding von der Nutzbarkeit des Predigtamts — und schäme sich der Sünde, die er sich gegen einen der nützlichsten und ehrwürdigsten Stände schuldig gemacht hat. Ausnahmen, die Rec. der kein Prediger ist, gern zugiebt, können doch den Stand nicht schänden.

Der Brautwerber soll dem ersten Anschein nach eine Lection gegen Empfindeley seyn; Rec. hat aber der ganzen Episode weder Sinn noch Geschmack abgewinnen können. Die Polizey. Eine Erinnerung auf Spieler, Lottokollecteure und Nachdrucker zu achten. Der Philosoph. Ein schales Drama. Der Patriot. Ein in der ganzen Stadt wegen seines abstechenden Aeussern als Einfaltspinsel verschrieener Herr Klump, zeigt am Ende, daß er klüger gewesen sey, als die ganze Stadt. Der Fall mag wohl oft eintreten, aber wie hängt dieß alles mit dem jüngsten Tage zusammen? Der Menschenfreund. Ein schlechter Kerl, dergleichen es in grossen Städten genug giebt, macht unter der Larve der uneigennützigsten Menschenfreundschaft einen jungen Mann ohne Menschenkenntniß unglücklich. Der Drache. Eine Karrikatur eines Weibes, die ins Zuchthaus gehört.

Politische Nachrichten. Sie sind alle in folgendem Tone abgefaßt. „Der König von Ufferpen, (man versetze die

Buch-

buchstaben, so sieht man leicht, wohin der witzige Verfasser mit seinem Anagramm zielt,) ist den dritten dieses im Staatsrath eingeschlafen, und deswegen — in der Schloßkapelle ein feyerliches Te Deum angestimmt werden. — In Schwaben soll ein Prälat an der Schwindsucht gestorben seyn. Vorigen Samstag hat der Bischoff van Zinam (wieder ein witziges Anagramm!) Magenschmerz bekommen und zum größten Leidwesen des ganzen Hofes nur — eilf Bouteillen Wein getrunken."

Eben so sind die Litterarischen Nachrichten beschaffen. B. „Den — — schen Unterthanen ist die Woche dreymal zu denken erlaubt; den Predigern und Kandidaten aber der Gebrauch der Vernunft gänzlich verboten. Die Leipziger Messe hat es sich zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht — nichts Vernünftiges mehr an das Tageslicht kommen zu lassen. In der Universitätsbuchhandlung zu Giessen ist erschienen: 1. Dissert. An Deus Reformatorum verus sit Deus? 2. Dissert. An Deus latrare possit ut canis? Lauter alter abgenutzter Witz. Dies sind die Gegenstände, um welche sich des Verf. herber und nicht genug abgeschliffener Witz herumdrehet. Das Ganze contrastirt gewaltig mit dem System der Beckerschen deutschen Zeitung, nach welchem es in der Welt immer besser werden soll. Obgleich nun Rec. urtheilen muß, daß des Verf. Witz fast gänzlich verunglückt sey, so will er ihm doch nicht alle Talente absprechen, etwas reiferes und besseres liefern zu können. Seine Satyre ist bis jetzt seine Sache nicht, denn er fällt noch zu oft ins Niedrige und Platte. Reife Beurtheilungskraft und das nonum prematur in annum vermißt man jetzt noch in seiner Schrift allenthalben.

Az.

Ueber den Adel von P. von Arnim. Berlin, bey Oehmigke. 1792. 31 Seiten. 8. 3 gr.

Der Nichtadliche rächt sich an den angebornen Vorzügen des Adlichen, dadurch ziemlich unfreundlicher Weise, daß er auf alle mögliche Art seinen innern Werth anzuzapfen sucht, von den Pflichten eines Adlichen deresonnirt und viel mit den Worten: Adel und edel spielt, daß es ein Jammer ist. Der Adliche ist im Grunde weit billiger; zwar sieht er so ziemlich über den Nichtadlichen weg, indeß sey er nur ein gefäl-

TAYLOR INST. OXFORD

„gefälliger Gläubiger, oder erhöhe ihn auf irgend eine andre Art, so wird er ihn so ziemlich in seinen Würden lassen. Beyde aber, der Adliche, der seines Vortheils genießt, und der Nichtadliche, der ihn beneidet, wissen einer so als der andre, was denn eigentlich ein Adlicher sey? warum seine Vorzüge erblich sind? und endlich, da der Staat, nicht ohne Ursach, Vorzüge ertheilt, warum denn der Adliche sie genießt? und wie es möglich sey, daß der Staat schon vor der Geburt bestimmen könne, daß er dieser Vorzüge würdig sey."

Dies ist der Anfang der vor uns liegenden Schrift, welchen wir mit diplomatischer Genauigkeit abgeschrieben haben, und aus dem jeder Leser schon hinlänglich abnehmen kann, wes Geistes Kind diese Broschüre sey. Um den blinden Adlichen und Nichtadlichen über alle die Fragen zu belehren, die darinn aufgestellt sind, entwirft der Verf. in grosser Kürze eine Geschichte des Adels, der nichts, als die Belege, fehlen. Dagegen aber bemerkt er: „Wenn meine Erzählung nicht ganz mit der uns aufbewahrten Geschichte übereinstimmt, so liegt dies weniger in dem Ungrund derselben, als in der Gewohnheit der Schriftsteller, nur auffallende Begebenheiten zu erzählen, nicht aber den allmähligen Gang der Natur zu beobachten. Zu den wesentlichen Vorzügen des Adels rechnet er: daß der Adel mehr oder minder Antheil an der Regierung des Landes hat, oder doch wenigstens ein Recht hat, die höchsten Staatsstellen zu bekleiden, und zweytens die Befreyung von Abgaben. Das Geschick zu den höchsten Staatsstellen braucht nicht glänzend zu seyn, sondern muß gerade hinreichen: die Verdienste des Bürgerlichen hingegen müssen schon sehr hervorstechend seyn, um den Fürsten zu entschuldigen, der durch Vergebung einer Staatsstelle an Bürgerliche, in das Eigenthum des Adels greift, so wie der Fürst sehr lobenswerth ist, der nicht ohne dringende Ursach sie dem Adel entzieht. Und wer ist zu deren Bekleidung geschickter, als der Adel? denn er, und er allein, hat ein wahres Interesse, die einmal gewohnte Constitution zu erhalten. —" Von den ausserordentlichen Vorzügen heißt es: „Sie sind, daß jedes Mitglied dieses Standes für sich, wenn es auch keine besondere Verdienste unterscheiden, durch seinen Stand besondere Ehre und Ansehen erhält. Dies ist eine, mit dem, dem Adel angewiesenen Wirkungskreise gebundene Zufälligkeit, die größtentheils von der kleinen Denkungsart der

„übri-

ibrigen Klassen entsteht, und von klugen Adlichen weder erlangt noch verbeten wird. Indeß kann man nicht ab- zugnen, daß dieses vorzügliche Ansehn dem Adel ein Ge- räge von Größe, Uneigennützigkeit und liberalen Vesen aufgedrückt, das ihm die Ausbildung seiner Pflichten rleichtert, und daher vortheilhaft für den Stand und für en Staat ist.“ Folgende Stelle verdient auch noch ausge- chnet zu werden: „Man sieht mit Wehmuth, daß der Adel rößtentheils vergessen hat, daß er es eigentlich ist, er den Staat ausmacht, und daß er der ge- orne Vormund der ungebildetern Klasse ist, daß er es t, der zwischen Regenten und Volk steht, um dieses in Ru- e und jenen in den Schranken der Billigkeit zu rhalten; man sieht es mit Wehmuth, daß er Geldreichthum um höchsten Zweck macht, und dadurch die innere Kraft ver- ert, und so Ehre und liberales Wesen, sonst charakteristische Kennzeichen des Adels, Worte ohne Begriff werden.“

Mit einem Schriftsteller von der Gattung, wozu dieser rr von Arnim gehört, zu streiten, hiesse die Critik wegwer- . Man darf nur Stellen, wie die vorhergehenden aushe- , und man hat das verständige Publikum hinlänglich mit n bekannt gemacht. Daß es in unseren Tagen Leute geben an, die noch so denken, wie er, wundert uns nicht; aber daß Mann keck genug ist, solche Grundsätze unter seinem Na- n vorzutragen, würde man kaum glauben, wenn man hier ht den Beweis sähe. Da sich indessen der Verf. Kräfte ge- g zutrauet, der Vertheidiger seines Standes zu seyn, so wol- wir ihm die Abhandlung über die Frage: Soll man den el unterdrücken? im 2ten Bande der Sammlungen Hrn. Prof. Heinze empfehlen. Er versuche es einmal, se zu widerlegen. Denn er wird, wenn er sie lieset, wohl den, daß Alles, was er hier ausgekramt hat, gegen die ünde, welche jene Abhandlung vorträgt, nichts vermag. s Wahrste, was Herr von A. gesagt hat, ist der Schluß er Schrift: „Der Adel ist eine bejahrte und stolze Eiche; ber der Blitz des Herrn hat sie getroffen, Insecten al- r Art nähren sich in ihrem Stamm und zernagen ihn. Dor- n und Distel wachsen aus ihrer vermoderten Wurzel und nter ihren abgestorbenen Zweigen, indeß noch gute Gräser nter dem wohlthätigen Schatten ihrer grünen Zweige em- r wachsen. Er wird einst fallen, dieser ehrwürdige

„Stumpf,

„Stumpf, und wird bey seinem Fall Dornen und Disteln zer-
„drücken; wohl dann dem Landmann, der sie mit Vorsicht
„ausjätet, und die Stätte mit fruchtbarem Samen besäet!"

Gr.

Daß man durch zu frühes Begraben lebende Menschen, die man für todt hielt, auf die schrecklichste Weise tödten könne. Eine Predigt über Matth. V. 21. 22. Auf Verlangen einer hochpreisl. Minden-Ravensbergischen Kriegs- und Domänenkammer gehalten von J. M. Schwager, Pastor zu Jollenbeck in der Grafschaft Ravensberg. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1792. 3½ Bogen. 8. 8 gr.

Der durch die weitere Ausbreitung der Blatterninoculation in seiner Gemeinde, und auch als Schriftsteller rühmlich bekannte, verdienstvolle Verfasser beweist, in dieser, mit so bestimmter Deutlichkeit und herzlicher Ueberzeugung geschriebnen Predigt, daß Vernachlässigkeit der Seinen in kranken Tagen, und so auch das zu frühe Begraben, die schrecklichste Veranlassung geben könne zu der Sünde gegen das fünfte Gebot. Der Verfaßer hat zu dem Ende die Ungewißheit der Todeskennzeichen und die Lehren, wie man eben Verstorbene behandeln müsse, — um nicht Gefahr zu lauffen, nur Leblose auf eine fürchterliche Art zu tödten, — so faßlich und eindringend vorgetragen, daß wir den Wunsch nicht bergen können, es möchten mehrere Obrigkeiten diese kleine Schrift unter den niedren Classen ihrer Unterthanen unentgeltlich austheilen und zur Beherzigung empfehlen lassen. Warum der Verf. diese Abhandlung in Form einer Predigt eingekleidet hat, ersehn unsre Leser aus dem Titel.

Dh.

Weltweisheit.

Institutiones Logicae et Metaphysicae, scholae suae scripsit, perpetua Kantianae disciplinae ratione habita, *Io. Aug. Henr. Ulrich*, Seren. duc. Saxo-Cob. a cons. aul. moral. et polit. P. P. O. editio secunda auctior et emendatior. Jena, bey Croeker. 1792. 504 S. in 8. 1 Rthl. 8 gr.

Die Vorrede entschuldigt den Verf. mit mancherley Abhaltungen, besonders aber dem Unterrichte der Gothaischen Prinzen, daß er nicht mehrere Veränderungen und Verbesserungen bey dieser Ausgabe angebracht hat, er hätte sonst lieber in deutscher Sprache das Lehrbuch herausgegeben: doch verspricht er das alles in Zukunft einzubringen; auch, wegen unvermeidlicher Dunkelheit einzelner Stellen, einen Commentar über sein Lehrbuch auszuarbeiten. So viel möglich war, sind aber dennoch bey einzelnen Stellen Verbesserungen angebracht worden, welches wir, aus Mangel an Vergleichung mit der ersten Ausgabe dem Verf. gern aufs Wort glauben. In Ansehung der Anhänglichkeit an Kantische Lehren erklärt sich der Verf. dahin, daß er nach fortgesetztem Studium, und tieferem Eindringen in die Gedanken des Königsbergischen Philosophen, sich ihm mehr noch als vormals genähert habe, so daß zwischen ihnen beyden entweder gar kein, oder ein äußerst geringer Unterschied nun vorhanden sey. Wir überlassen dies billig der Beurtheilung der Anhänger der kritischen Philosophie, als die am besten wissen müssen, ob und in wiefern Jemand den so vielfältig mißverstandenen und von seinen eignen Freunden nicht gleichmäßig erklärten Kant, richtig verstanden ist. Hingegen bekennt der Verf. sich als offenen Gegner aller, die sich Kantianer nennen, und kaum dessen Worte herstammeln gelernt haben, oder die, ungeachtet sie Kanten es verdanken, aus Besorgniß dafür gehalten zu werden, was sie von ihm etwas gelernt haben, sich mit Kant auf eine Linie, oder gar über ihn stellen; und in der Philosophenre-

publik sich zu Diktatoren aufwerfen. Wer damit gemeynt ist, wird man unschwer errathen, und die Freunde der kritischen Philosophie werden am besten beurtheilen, ob man ohne alle Inkonsequenz Freund des einen und Gegner des andern seyn kann.

Er.

Untersuchungen der Wirkungen öffentlicher Strafen auf die Verbrecher und auf die Gesellschaft. Von Benjamin Rush, M. D. Professor der Chemie in Pensilvanien. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung. 1792. 56 S. in 8. 4 gr.

Diese kleine Abhandlung über einen so sehr wichtigen Gegenstand, ist nach der Anzeige des Uebers. zuerst im J. 1787. in Philadelphia und auch in London gedruckt; und durch die Veränderungen in den Pensilvanischen Strafgesetzen veranlaßt, wonach alle Verbrechen mit harter Arbeit bestraft werden sollen. Sie unterscheidet sich durch sorgfältige Untersuchungen nach psychologischen Grundsätzen, durch die Spuren lebhafter Theilnahme an dem Wohl der Menschheit; der V. wünscht, daß die wesentlichsten Absichten bey Bestrafung der Verbrechen mit möglichster Rücksicht auf das physische und moralische Wohl des leidenden Verbrechers erreicht, und vorzüglich auf die Besserung des Verbrechers gerichtet werden möchten. Sie ist überhaupt reicher an Ideen als man nach der Seitenzahl gewöhnlich erwarten darf, so wenig auch Rec. den Ideen des Verf. in ihrer ganzen Ausdehnung, und noch weniger seinen Vorschlägen beystimmen möchte.

Alle öffentliche Strafen, und öffentliche Schande, als Strafe und als Folge der Strafe, hält der Verf. für zweckwidrig, weil sie böse Menschen nur noch schlimmer machen und durch ihren Einfluß auf die Gesellschaft die Verbrechen ausbreiten; weil sie das Gefühl von Schande unterdrücken; weil sie zu kurzdauernd sind, um eingewurzelte Fertigkeiten im Laster zu bessern; weil die Anstellung zu öffentlichen Arbeiten, die Arbeit selbst (doch nicht Arbeit jeder Art, wie der Verf. sagt) unehrlich macht. Statt der öffentlichen Strafen, räth der Verf. einen abgesonderten Strafort in einer abgelegenen

jenen Gegend anzulegen; die Lage und das Aeußere des Orts müßten Schauder und Schrecken erregen, der Eingang aber edem Fremden untersagt seyn; die Dauer der Strafzeit müß- e überhaupt eingeschränkt, und die Arten der anzuwendenden Strafmittel, körperliche Schmerzen, Arbeit, Schlaflosigkeit, Einsamkeit, Stillschweigen, müßten im Allgemeinen durch das Gesetz bestimmt seyn, die Bestimmung der Natur, Grö- ße und Dauer der Strafe, in jedem besondern Fall aber, bis zu einem gewissen Grade, einem eigentlich dazu gewidme- ten Gerichtshofe überlassen und geheim bleiben; die Einbil- dungskraft würde sich beschäfftigen, die unbekannten Schre- cken dieses Straforts zu erhöhen, und mehr zum Abschrecken beytragen, als der Anblick der Strafen. Es bedürfte alsdann einer besondern, mit dem Begnadigungsrechte (das, so lange man nicht will, daß Richtersprüche willkührlich scheinen und wirklich willkührlich werden sollen, aber auch nur darum, weder ganz, noch zum Theil mit dem Richteramte verbunden werden darf) bekleideten Macht.

Rec. möchte zwar nicht die Zweckmäßigkeit solcher Stra- fen, die eigentlich und hauptsächlich in öffentlicher Schande oder schimpflicher Ausstellung bestehn, oder solcher, wobey der Verbrecher und seine Strafe lange oder oft wiederholt, dem öffentlichen Anblick ausgesetzt bleiben, besonders öffentli- che Strafarbeiten (die des Verf. Bemerkungen hauptsächlich treffen) und noch weniger seine Reihe überdachter Grausam- keiten, die man hin und wieder an die Stelle der Todesstra- fen setzen will, zu vertheidigen unternehmen. Aber so wahr des Verf. Bemerkungen auch sind, so geht er doch in seinen Folgerungen zu weit. Und, die an Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit ungerechnet, einen solchen allgemeinen Straf- ort für alle Arten von Verbrecher zweckmäßig einzurichten und so zu erhalten; so wäre es doch empörend, wenn einige Personen mit einer uneingeschränkten, willkührlichen, und wegen des Geheimnisses, selbst von der öffentlichen Meynung unabhängigen Gewalt bekleidet seyn sollten; das Publikum würde alles Verhältniß der Verbrechen und Strafen aus den Augen verlieren; es läßt sich auch nicht denken, daß nicht eine Idee von Schande mit dem Aufenthalt an einem solchen Ort verbunden seyn sollte.

Todesstrafen hält der Verf. noch eher zu vertheidigen, als andere öffentliche Strafen, aber jene doch auch verwerflich,

aus Gründen, die fast wider jede Art von Strafen mit gleichem Rechte eingewendet werden können; denn alle schränken das Recht des freyen Gebrauchs und der Ausbildung der menschlichen Kräfte mehr oder weniger ein, ein Recht das die Menschen aus eben der Quelle haben, wie das Recht zu leben.

Rh.

Mathematik.

Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke in Rücksicht ihrer mechanischen Anwendung, nebst den dahin einschlagenden Hülfswissenschaften. Herausgegeben von Joh. G. Geißler, Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Halle. Zittau und Leipzig, bey Schöps. 1792. 116 S. in 8. und vier Kupfert. 14 gr.

Ganz entspricht dieses Werkchen seinem Titel nicht. Eine Geschichte der neuerlich erfundenen Instrumente findet man in solchem nicht, sondern lediglich eine Beschreibung mehrerer sehr nützlicher Werkzeuge, die theils aus größeren Werken genommen, nämlich den Transaktionen und dem Universalmagazin, theils von dem Künstler und Rathsuhrmacher Joh. Georg Prasse zu Zittau, einem Freunde des Verf. herrühren, welche Werkzeuge auch, wie wenigstens Rec. bewußt, vom Hrn. Prasse noch nicht bekannt gemacht worden. Wären aber selbst von letzteren Beschreibungen schon in einzelnen Abhandlungen vorhanden; so mögen sie doch so wenig in den Händen aller deutschen Künstler und Liebhaber seyn, als jene kostbare Werke, die ohnehin nur selten deutsche Künstler werden lesen können. Es ist also das Unternehmen des Verf.: deutschen Künstlern und Liebhabern eine so wohlfeile Sammlung von nützlichen neuen Entdeckungen in diesem Fach zu verschaffen sehr lobenswürdig, und Rec. glaubt, daß dieses Unternehmen noch mehreren Beyfall haben werde, wenn der Verf., der als Liebhaber und Künstler, der Mann dazu ist, die Sammlung in der Folge fortsetzet.

Die in dem Werke enthaltene Beschreibungen und Aufsätze sind folgende.

Prassens Mechanismus einer Mandel, mit vor- und rückwärts gehender Bewegung, vermittelst der einfachen Kreisbewegung der Kurbel.

Dessen sehr bequem eingerichtete Goldwaage.

Caleb Smiths Verfahren katadioptrische Telescope mit gläsernen Spiegeln zu verfertigen. Diese Erfindung verdient bekannt und von deutschen Künstlern ausgeführt zu werden. Denn nach seiner Theorie kann man gute dauerhafte und wohlfeilere Telescope erhalten als mit Metallspiegeln. Die bisherige Hindernisse der Farbenzerstreuung und der doppelten Bilder bey Glasspiegeln sind durch sie gehoben.

Beschreibung des von Ramsdon erfundenen Aequatorialinstruments.

Beschreibungen des Ramsdonischen Dynameters, oder des Instruments, die Vergrößerungen der Telescopen zu messen; eines Instrumentes dieses großen Künstlers zu Distanzenmessungen und seines tragbaren Niveau.

Entwurf eines musikalischen Zeitmessers von Prasse. — Beschreibung des verbesserten Universallampenmikroscops von Adams. Prassens Instrument Feilen zu hauen. Dessen Drehbank mit der Hohldoke und einem allgemeinen Schraubenwerke für rechte und linke Schrauben. — Diese Einrichtung gefiele Rec. wohl. — Dessen Instrument die Rändirrädchen zu verfertigen. Den Beschluß macht eine Abhandlung von J. A. de Luc, über die Hygrometrie aus den Transaktionen.

Zu wünschen wäre es, daß die Kupfertafeln etwas reiner gestochen wären; besonders die Buchstaben, die man oft mit Mühe nach der Beschreibung in den Zeichnungen suchen muß; vorzüglich weil man hier und da falsche Anführungen derselben in den Tafeln und Figuren antrifft.

Ps.

Allgemeine Untersuchungen und Bemerkungen über die Lage und Austheilung aller bisher bekannten Planeten- und Kometenbahnen, von J. E. Bode, Astronom und Mitglied der Königl. Ak. der W.

4 Bog. in 8. Eine Charte 2 Fuß 5 Zoll im Quadrat. 2 Rthl. 12 gr.

Hr. B. hat diesen Aufsatz in der Ak. d. W. den 11ten Jan. 1787. vorgelesen, in den Memoires der Ak. für dieses Jahr erscheint derselbe französisch, hier in der Grundsprache mit der Charte, welche bey den Mem. nicht befindlich ist. Den Anfang macht der bekannte Unterschied zwischen Planeten und Kometen in Absicht auf Lage und Gestalt der Laufbahnen. Von einigen hundert bisher wirklich wahrgenommenen Kometen, sind seit 837 bis 1785. so beobachtet worden, daß man im Stande ist, Lage und Gestalt des der Sonne zunächst liegenden Theiles ihrer Bahnen anzugeben. Ueber dieses Verzeichniß giebt Hr. B. hier Vergleichung der Bestimmungsstücke und Folgerungen daraus, selbst ist es der Abhandlung am Schlusse beygefügt, aus dem ersten Bande der Berlinischen Sammlung astron. Taf. entlehnt, bis auf den Kometen 1785. fortgesetzt, mit zwo Columnen vermehrt, die Länge der Kometen in der Sonnennähe in der Ekliptik gerechnet, und auch heliocentrische Breite i. d. S. Von 837. bis 1231. enthält es nur 2 Kometen, in den drey folgenden Jahrhunderten 8; dann wiederum in hundert Jahren 10; und seit 1652, die übrigen 529. Da die geringe Zahl derer von 1652. das Resultat sehr wenig ändern kann, so betrachtet er alle 72 als so viel einzelne Fälle ohne Auswahl, und sucht, was sich bey ihnen etwa übereinstimmendes findet. Den Anfang macht die Sonnennähe. Für alle sieben Planeten fällt die Sonnennähe zwischen den zweyten Grad der Fische und den siebenzehnten der Jungfer, auf einem Bogen der scheinbaren Himmelskugel von 195 Gr. Vor der Entdeckung des neuen Planeten betrug der Bogen nur 156 Gr. Von dem größten Theile der 72 Kometenbahnen liegt die Sonnennähe nach eben der Seite des Sonnensystems hinaus, auf die Ekliptik reducirt, für 43 Kometen in den Fischen, Widder .... Jungfer, und 46, wenn man die letztern Grade des Wassermanns dazu nimmt, die übrigen 26 kamen der Sonne in Wage.... Steinbock und des Wassermanns erster Hälfte am nächsten, zusammen 40 in den nördlichen Zeichen, 32 in den südlichen. Da sich die Sonne um eine Axe dreht, die mit der Ekliptik einen Winkel von 82½ Grad macht, der Nordpol über den 8 Gr. der Fische, der Südpol unter dem 8 Gr. der Jungfer liegt, so ist merkwürdig, daß in der Nachbarschaft jedes Sonnenpols

Nordpols nur ein Komet durch seine Sonnennähe gegangen ist, selbst in den Fischen und der Jungfer befinden sich zusammen nur 7 Kometen. Bey den Zwillingen und den Fischen, wo des Sonnenäquators Knoten hinfallen, nahmen weit mehr Kometen ihren Weg zunächst um die Sonne. Man sollte hieraus fast folgern, der Kometen größte Annäherung zur Sonne, beziehe sich auf die Lage der Sonnenaxe und geschehe gewöhnlichst senkrecht gegen sie. Auch bey den Planetenbahnen liegt die Sonnennähe, wenn wir die Sonne z. E. in den Fischen sehen, größtentheils auf der Ostseite der Sonnenaxe. Nun Entfernung der Sonnennähe, den mittleren Abstand der Erde von der Sonne in 1000 getheilt. Bey 4 Kometen fällt sie zwischen 0 und 100, ... bey einem zwischen 3700 und 3780. Zwischen der Sonne- und Merkursbahn, giengen 15 Kometen durch ihre Sonnennähe, ... 4 zwischen der Mars- und Jupitersbahn. Die Menge der Kometen, welche der Sonne näher gekommen sind, als unsre Erde, ihr Kient ist viel größer als der übrigen ihre. Daß sie uns gewöhnlicher zu Gesicht kommen als die entlegenen, hat seinen Grund in ihrem schnellen Laufe, daher Folge der öftern Zurückkunft, da sie auch noch das gehörige Licht von der Sonne behalten, uns sichtbar zu werden, und eine Zeitlang zu bleiben. Am größten ist die Zahl der zwischen den Bahnen von Mars und Venus durchgegangenen, mehr als noch einmal so groß als die Zahl derer, die zwischen Sonne und Merkur, oder zwischen Venus und Erde durchgiengen. Der besondere Grund ihrer gewöhnlichen Sichtbarkeit in diesem Zwischenraume ist, daß diese Kometen gerade im halben Abstande zwischen unsrer Erdbahn und der Sonne durchgehen und zu diesem Wege etliche Monate brauchen, also von der Erde aus betrachtet, leicht an der Abend- oder Morgenseite der Sonne gesehen werden, auch ein stärkeres Licht von der Sonne haben als die entfernten, eine beträchtliche scheinbare Größe behalten, und größtentheils ansehnliche Schweife zeigen. Im April ... September sind 30 Kometen durch ihre Sonnennähe gegangen, im Oktober ... März, 42. Wahrscheinlich weil in den lezten Monaten die längern Nächte gestatten mehr Kometen, um ihre Sonnennähe, da sie uns allein sichtbar sind, wahrzunehmen. Ueber Neigungen der Bahne, Gang nach der Ordnung der Zeichen, oder entgegen u. s. w. Die Charte giebt Neigung u. a. Umstände der Bahne mit durch geschickte Zeichen an, auch einen Maasstab von

Millionen geographischer Meilen, auf dem zugleich der Halbmesser der Erdbahn verzeichnet ist. Das Papier faßt gleichwohl von der Sonnenwelt nur etwas noch über die Bahn des Mars hinaus, bey weitem nicht bis an den Jupiter. Die Zeichnung ist wie gewöhnlich mit der eingetheilten Ekliptik begränzt, und außer dieser Gränze liegt noch ein Stückchen der Bahn des Kometen von 1729. Sein geringster Abstand von der Sonne betrug 3711, wenn man der Erde ihren mittlern 1000 setzt.

Hz.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Leonhard Eulers Briefe über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre, nach der Ausgabe des Hrn. Condorcet und de la Croix, aufs neue aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen, Zusätzen und neuen Briefen vermehrt; von Friedr. Kries, Lehrer am Gothaischen Gymnasium. Erster Band, mit 4 Kupfertafeln. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1792. 547 S. in 8. 2 Rg.

Diese Briefe verdienten allerdings ein besseres deutsches Gewand, als dasjenige, worin sie 1769. bey Hartknoch in Leipzig erschienen. — Wenn man gleich über manche Gegenstände der Natur jetzt besser belehrt ist, als zu der Zeit, da Euler seine Briefe schrieb, so liest man doch auch Eulers Ideen über manche Gegenstände, z. E. Elektrizität, Licht u. dgl. noch immer gerne, und bewundert die Leichtigkeit, mit der er auch die ersten Anfänger zu belehren wußte. Der Hr. Uebersetzer hat sehr gut gethan, daß er die Briefe, welche Logik und Metaphysik betreffen, weggelassen, und sich nur auf diejenigen, welche zur Naturlehre gehören, eingeschränkt hat. Auch hat er die Ordnung der Briefe hin und wieder geändert, wodurch die Uebersicht des Ganzen erleichtert, und Wiederholungen vermieden worden sind. Außer den wenigen Zusätzen, welche Condorcet und la Croix der Pariser Ausgabe beygefügt hatten, hat der Uebersetzer mehrere, zum Theil sehr

[illegible] angeschaltet, wie es neuere Entdeckungen zu erfordern schienen. Die vorzüglichsten in diesem Bande betreffen die Eulerische Theorie des Lichtes, und die Spiegeltelescope. Hier zeigt der Uebersetzer in vier eigenen Briefen, die Vorzüge, welche die Newtonianische Theorie vor der Eulerischen habe, und hat sie, unserm Bedünken nach, sehr gut auseinander gesetzt. Es ließe sich zum Vortheile der Newtonianischen Lehre, noch Mehreres sagen, wie man aus einer vortrefflichen Preisschrift des Hrn. Placidus Heinrich nunmehrigen Professors der Physik in Ingolstadt, über diesen Gegenstand, in dem Vten Bande der Abh. der Bayrischen Ak. der Wiss. ersehen kann. — Wenn der Hr. U. S. 81, bey der Erklärung der Würkung des Schießpulvers, der brennbaren Luft aus dem Kohlenstaube erwähnt, so ist ihm wohl nicht eingefallen, daß aus der (reinen) Kohle, dergleichen Luft nicht entwickelt wird, und daß die luftförmigen Stoffe, welche beym Verbrennen des Schießpulvers entstehen, hauptsächlich aus fixer Luft, aus phlogistischer und Salpeterluft bestehen, und sich hier keine eigentliche Knallluft, aus dephlogistisirter und brennbarer bilde, wenigstens nicht aus brennbarer, vom Kohlenstaube, weil in der Kohle die Basis der brennbaren Luft nicht enthalten ist. In der Vorrede hat der Uebers. eine kurze Nachricht von Eulers Leben beygefügt. — Die Uebersetzung ist durchaus sehr wohl gerathen.

Br.

Fortgesetzte Magie, oder die Zauberkräfte der Natur, so auf den Nutzen und die Belustigung angewandt worden, von Joh. Sam. Halle, Prof. Mit 10 Kupfertafeln. Vierter Band. Berlin, bey Pauli. 1792. 589 Seiten in gr. 8v. 2 Rt.

Es ist schon aus den vorigen Bänden bekannt genug, wie weit der Verf. Magie oder Zauberkräfte der Natur ausdehnt, und daß er unter diesem Titel seine Leser mit Bruchstücken von allen sublunarischen Wissenschaften, in größter Unordnung durch einander geworfen, zu unterhalten sucht. Auch der jetzige Band ist darin den vorigen ganz gleich. Wenn die Käufer nicht abnehmen, so können wir, wenigstens aus der

Anlage und dem Inhalte, ihnen versichern, daß es dem V. eine sehr leichte Sache seyn werde, sie noch mit ein paar Duzend Bänden zu erfreuen.

Km.

Naturgeschichte für alle Stände, vorzüglich für diejenigen, welche mit der Kenntniß der Naturkörper die Anwendung und den Nutzen zu verbinden suchen, von M. Fr. Gottl. Leonhardi. Leipzig, bey Barth. 1792. Zweyter Band. Das Pflanzen- oder Gewächsreich. 16½ Bog. über ein Alph. in 8. 2 Rk.

Wenn der Verf., was auch seine Absicht nicht war, nichts neues oder eigenes sagt, so hat er doch das, was dem großen Haufen wissenswerth aus dieser Wissenschaft ist, so glücklich gewählt, so zweckmäßig geordnet, so faßlich, und, wo es nur immer nach der Natur der Sache möglich war, so unterhaltend vorgetragen, daß er mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die Erfüllung seiner rühmlichen Absicht, Kenntnisse dieser Art in allgemeinen Umlauf zu bringen, und annehmlicher zu machen, rechnen darf; hier und da möchte er wohl einem Leser aus dieser Klasse nicht sowohl bey der Physik und Physiologie der Pflanzen, als vielleicht eher bey der botanischen Sprache zu lange zu verweilen scheinen. Der Verf. folgt zwar dem Linneischen System, doch mit der Abänderung, daß er, wie auch schon andere theils vorgeschlagen, theils gethan haben, die ein- zwey- und drey und zwanzigste Klasse unter die übrige, die funfzehende Klasse unter die sechste, die vierzehende unter die vierte steckt, und die eilfte, zwölfte und dreyzehende mit einander vereinigt; nach dieser Eintheilung handelt er zuerst von Bäumen und Sträuchern, dann von Kräutern, nachher von Gräsern, zuletzt von Kryptogamisten, so daß er zuerst die Pflanze und ihre nutzbare Abarten beschreibt, den Schaden, den sie anrichtet, oder den Nutzen, den sie leistet, angiebt, auch den Arzneygebrauch erwähnt, den übrigen Gebrauch, den man davon macht, umständlicher, bey wichtigeren Gewächsen und Produkten ausführlich erzählt. Hier und da würden wir doch eine Naturerscheinung anders erklären, als der Verf., so z. B. glauben wir nicht, daß der Grund,

warum

warum der Sand das Wasser nicht hält, darin liege, weil es ihm (S. 497.) an seifenartigen und schleimigen Theilen fehlt, (welche das Wasser doch bald auflösen und fortschwemmen würde.) Daß die Simarubarinde nicht von der Buc-sere, ist jetzt eben so gewiß, als daß Gummigutt nicht von der Cambogia kommt. Was der Verf. S. 1082. von der Salicornia sagt, könnte leicht so misverstanden werden, als wenn daraus die Soda im Großen bereitet würde, die man doch gewöhnlich aus Salsola brennt.

Eg.

Chemie und Mineralogie.

Anfangsgründe der antiphlogistischen Chemie, von Christoph Girtanner, der Arzneyw. und Wundarzn. Doktor u. s. w. Berlin, bey Unger. 1792. 470 S. in gr. 8. 1 Rk. 20 gr.

Der Verf. hat schon durch den kleinen Versuch einer deutschen neuen chemischen Nomenklatur zu erkennen gegeben, daß er ein warmer Vertheidiger des neuen chemischen Systems ist; noch mehr aber äußert sich solches durch die vor uns liegende Schrift, worin er das erste deutsche Original eines Lehrbuchs der Chemie liefert, das ganz auf die neuen französischen Grundsätze gestützet ist, und worin er seine eigne neue Nomenklatur durchaus angewandt hat.

Mit ungemeinem Fleiße hat Hr. G. alle die neue Theorie begünstigenden Versuche gesammelt, und sie so zusammengeordnet, wie es am zweckmäßigsten war, so daß man am Ende sagen kann: wenn Lavoisiers Theorie vertheidiget werden könnte, so hätte sie Girtanner am nachdrücklichsten in Schutz genommen. Aber genau genommen, so ist alles blendender Prunk, und Staub in die Augen geworfen. Denn alle diejenigen Versuche, welche die Antiphlogistiker für beweisend ansehen, lassen zweyerley, ganz entgegengesetzte, Erklärungen zu, wovon aber nur eine richtig seyn kann. Die nöthige Untersuchung und Abwägung beyderseitiger Gründe ist von ihnen nicht angestellet worden, sondern sie haben dabey mehr entscheidende Machtsprüche gebraucht, und sich immer durch Zirkelschlüsse irre geführt.

Immer werfen sie den Phlogistikern vor, daß sie einen hypothetischen Grundstoff vertheidigten, sie selbst aber haben ähnliche in der mehrern Zahl annehmen müssen. So thut sich Hr. G. S. 63. hier vom Sauerstoff sehr viel auf die Behauptung zu gut „daß man ihn messen und wiegen könne." Das möchten wir aber einmal sehen. Hier verwechselt er offenbar Sauerstoff und reine Luft. — Die leztere kann man wiegen und messen, aber den Sauerstoff, nach dem Urbegriffe, nimmermehr, der noch überdies darin noch nicht gründlich erwiesen ist — denn das Q. E. D. macht die Sache nicht aus. Eben so verhält es sich auch mit den andern Lehrbegriffen der Franzosen, die sich hier unmöglich gnugthuend beantworten lassen, unsere Recensentenpflicht dies auch nicht verlanget.

Hr. G. hat auch in verschiedenen Kapiteln die Einwürfe der Gegner angeführet, die sie den vorzüglichsten Behauptungen der Antiphlogistiker gemacht haben, und solche zu widerlegen gesucht, sich es aber dabey sehr leicht gemacht. Zum Theil sind nur die unbeträchtlichsten Einwürfe angeführt, zum Theil aber nur immer diese mit der einseitigen Erklärung abgefertiget. Oft hat er ausgerufen: diese Erscheinung können die Phlogistiker durchaus nicht erklären; aber eben dadurch deutlich zu erkennen gegeben, daß er mit den Grundsätzen der Phlogistiker selbst nicht recht bekannt seyn müsse. Unbegreifflich ist es, wie alles, was die Sinne lehren, von G. den Urbegriffen aufgeopfert worden, und wie er alles nach seinem System gedrehet hat, wovon S. 135. ein Beyspiel vorkommt. Hier wird gelehret, daß bey Ausscheidung der Knochensäure, nach Uebergießung der verdünnten Schwefelsäure auf das Knochenpulver, sich der Schwefel (der Säure) mit der Knochenerde verbinde, und eine geschwefelte Kalcherde, oder sogenannte kalchichte Schwefelleber darstelle! O Vernunft! welcher Sturmwind hat dich so in die Wüsten verschlagen! Aus welchen Erscheinungen bist du zum Urtheil verleitet worden, daß die hier erscheinende unschmackhafte weiße Erde geschwefelte Kalcherde seyn soll? nimm die Sinne zu Rath, sonst bist du hinter das Licht geführt! Diese lehren aber zwischen Knochenerde und einer geschwefelten Kalcherde den größten Unterschied.

Als ich eben so weit mit der Anzeige dieser Schrift gekommen war, erhielt ich das Intelligenzblatt der allg. Litte-

ratur-

...zeitung. Nr. 83. unter dem 4ten Julius 1791. beirift, worin Hr. Pr. Gren den wichtigen Auszug eines Briefes vom Hrn. Bergcommiss. R. Westrumb öffentlich bekannt macht, nach welchem letzterer mit dem selbst bereiteten rothen Quecksilberkalch, unter Gegenwart mehrerer Zeugen, denjenigen Versuch wiederholet hat, auf dessen untrüglichem Erfolg das ganze französische System beruhet, oder zu Grunde gehen muß. Dieser Kalch war frisch bereitet worden, und als ein Loth davon in einem kleinen Retörtchen mit einem 3 Fuß langen Halse, und angekütteter Röhre unter den Luftapparat geleitet, dem erforderlichen Feuersgrade ausgesetzt worden, erschienen im Halse der Retorte helle Wassertropfen, und diesen folgte Quecksilber in laufender Gestalt, **ohne daß auch nur ein Bläschen Luft zum Vorschein gekommen wäre.**

Dieser unschätzbare entscheidende Versuch überhebt mich der Mühe, das Schwankende und Unsichere dieser Schrift mehr ins Licht zu stellen. Im Jahre 1774. fiel der Geburtstag der antiphlogistischen Chemie, die seitdem schnell aufgewachsen ist; nun aber feyern wir schon 1792. eben da sie am stärksten aufzuleben anfieng, ihren Sterbetag. Ein sehr belehrendes Beyspiel von der Vergänglichkeit menschlicher Hirngespinnste. Und wenn sie auch noch so schön ausgeschmückt werden, so können sie doch nur eine kurze Zeit verführen, wie es bisher der Fall bey **Lavoisiers** neuem Lehrgebäude gewesen ist.

Denn, kann der Grundstoff der Lebensluft aus Quecksilberkalch nicht zum Vorschein kommen: so ist der Beytritt dieses Grundstoffs bey Kalzinirung der Metalle nicht erwiesen, so ist auch die Verkalchung glühender Metalle von durchstreichenden Wasserdünsten einer Zerlegung des Wassers nicht zuzuschreiben, so fällt die Zusammensetzung des Wassers weg, so ist die behauptete Entstehung der Kohlensäure bey Reduzirung der Metallkalche durch Kohlenstaub ohne Grund, so ist das oxygène ein Hirngespinnst, so ist die einfache Natur des Kohlenstoffs eine Grille, so ist das ganze neue französische chemische System eine Ausgeburt der Einbildungskraft, und die nagelneue Nomenklatur sammt den neuen Lehrbüchern können unsern Nachkommen zu Beweisen dienen, wie weit man in unserer Zeit durch Witz und grundlose Vorurtheile sich vom Wege der Wahrheit hat verirren können.

Km.

Geschichte

Geschichte des Wachsthums und der Erfindungen in der Chemie in der ältesten und mittlern Zeit. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen von Johann Christian Wiegleb. Berlin und Stettin. 1792. 260 Seiten in 8v. 20 gr.

Die übersetzten Schriften sind Torbern Bergman's Abhandlungen de primordiis chemiae und hist. chem. medium aeuum, die mit der vom Hrn. Wiegleb bearbeiteten Geschichte der Chemie in der neuern Zeit ein Ganzes ausmachen sollen. Das Unternehmen spricht für sich selbst. Die nicht sparsamen Anmerkungen, von denen verschiedene der Hr. Prof. Hebenstreit geliefert hat, erhöhen den Werth des Originals. Mehrmals streitet Hr. W. auch hier wieder gegen die Goldmacherey, und das von Rechtswegen, weil es doch nun einmal der Lauf der Welt gar oft mit sich bringt, daß eine und die nämliche Sache vielfältig wiederholt werden muß, ehe man sie einleuchtend finden mag.

Eh.

Die Mineralogen gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Frankfurt und Leipzig. 1792. 130 S. in 8. 8 gr.

Das Schriftchen ist zu einer Persiflage, der Sächsischen Schule zumal, angelegt. Nicht weniger als „acht und vierzig Bilder der Herren Mineralogen gegen das Ende dieses „Jahrhunderts" werden hier aufgestellt. Da giebt es z. B. Nomenklaturisten, Parvisten, Egoisten, Mikroskopisten, Singularisten, Oratoristen, Verbalisten, u. s. w. Zuverläßig hat es mit manchen der hier gerügten Schwächen und Uebertreibungen bey den mineralogischen Schriftstellern unserer Tage seine völlige Richtigkeit; aber eben so gewiß ist es, daß sich auch dieser (vielleicht zu errathende) Verf. häufig die Vorwürfe der Einseitigkeit, Gallsucht und Anzüglichkeit, wie des Sturrilischen und Insipiden zu Schulden

kommen lasse. — Daß der Mann ein entschiedner Vulkanist sey, ergiebt sich aus mehrern Stellen.

Dfg.

Romane.

Die Gewalt der Liebe, in Erzählungen von August Lafontaine. Zweyter Theil. Berlin, bey Matzdorf. 1792. 16½ Bog. in 8. 16 gr.

Die erste Erzählung in diesem Theile: Die Hochzeitfeyer der Samniter, ist aus Marmontel übersetzt, und in der That eben nicht würdig, in dieser Sammlung zu stehn. Die andern beyden hingegen haben den Herrn Lafontaine selbst zum Verfasser, und verrathen eine geübte Feder und einen Verfasser, der lebhafte Imagination, innige Wärme des Gefühls, Kenntniß des menschlichen Herzens, und Gabe der Darstellung verbindet. Schade, daß man in diesen Erzählungen, deren Hauptinhalt sehr moralisch ist, auf einige zu üppige Bilder stößt; sonst könnte man sie solchen jungen Leuten, die nun einmal vom Romanenlesen nicht abzubringen sind, sicher in die Hände geben.

Pk.

Gemälde aus den Zeiten der Väter. Von Walafried. Erster Band. Göttingen, bey Dieterich. 1792. 286 S. in 8. 16 gr.

Es konnte dem Verf. gefallen, uns in einer Reihe von Bänden eine lange Gemäldegallerie aufzustellen, wir wollen also, um für die künftigen Anzeigen, Raum, Zeit, Papier und Worte zu sparen, uns bey diesem ersten Gemälde in unserm Urtheil kurz fassen. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte und Kreuzzüge, Clara von Leuenstein betitelt, ist der Inhalt dieses Bandes. Nun hoffen wir, weiß der Leser sattsam, was er hier zu suchen hat, denn die beliebten Ritter, Kreuzfahrer und Vehmgerichtsgeschichten sehen sich alle wie Zwillingsbrüder und Schwestern ähnlich. Dieser Walafried, wie er sich nennt, bleibt als Erzähler bey der bescheidenen

Mittelmäßigkeit, sündigt zuweilen gegen das Costüme, vergißt, daß seine Erzählung keine Novelle des Tages, sondern der frühern Jahrhunderte seyn soll, ermannt sich wieder, läßt Ritter, Kämpen, Mönche, Prälaten, Tempelherren, Meistersänger, Saufgelage, Buhlereyen, Mord und Todschlag, Raub und Brand hübsch bunt unter einander abwechseln, und — das Buch ist fertig. Verhalten können wir dem Verf. nicht, daß er seiner Clara dadurch bey den Lesern schadet, daß er sie zu einem Mannweibe, zu einer Art von Zwitter machet. Ein Mädchen mit einem weichen tief empfindenden Herzen, (so nennt er sie selbst) das reiten und jagen lernt, muthige Hengste tummelt, über die hangenden Ketten vor der Burg auf einem Hengste sitzend, sprengt, in Wäldern herumtobt gleich dem wilden Jäger, Gott sey bey uns! — ist ein widerliches Geschöpf. Und doch soll sie das nach des Verf. Absicht nicht seyn, sondern den Leser in Rücksicht ihrer Weiblichkeit interessiren; daher denn eine Menge Inkonsequenzen, Charaktere ohne Haltung und Consistenz, Unwahrscheinlichkeiten und Verstoße gegen Natur und Art menschlicher, vorzüglich weiblicher Seelen, Abweichungen vom Geiste des Zeitalters u. dgl. m.

D.

Louise, oder der Sieg weiblicher Tugend im Contraste zwoer Schwestern. Zwey Bändchen. Frankfurt und Leipzig, bey Pech. 1792. 29 Bogen in 8. 1 Rg. 8 gr.

Es ist dies das hinterlassene Werk eines gewissen in Mainz verstorbenen Doktors Faber, und, wie die mehrsten seiner hie und da einzeln erschienenen poetischen und prosaischen Arbeiten, inkorrekt und eilig hingeschrieben. „Das Fräulein verrichtete „ihre Lebens- und Naturgeschäffte" — was für Geschäffte sind das? „der Ferdinand, die Louise, Gericht statt Gerücht" und mehr solcher Sprachfehler und Inkonsequenzen machen den, außerdem noch weitschweifigen und schläfrigen Styl dieses Romans sehr widrig. Die Geschichte selbst, durch welche Menschenkenntniß, Lebensphilosophie und Moral im mindesten nicht bereichert werden, ist daher langweilig und wäßricht.

Pk.

Laura, oder der Kuß in seinen Wirkungen. Berlin, im Verlage der Königl. Akad. und Marinoschen Kunsthandlung, 1792. 190 Seiten in 8. Mit Kupfern. 1 Rg. 8 gr.

Ein höchst alltägliches Liebeshistörchen, mit komischer Prätension zur Schau gestellt. Nicht ohne Grund empfiehlt Hr. Adolo Henrich Geßner (wie er sich unter der Zueignung an seine Laura nennt,) sein Buch zur Morgenlectüre, gegen Abend möchte es seine narkotischen Kräfte zu sehr äussern. Eine sehr poßirliche Rolle spielt der Verf., wenn es ihm einfällt (was leider nur zu oft der Fall ist), den Philosophen zu machen, zu räsonniren, und seine Beobachtungen zum Besten zu geben. „Kaum, sagt er, hatte ich mich zum Beobachten bestimmt, als ich auch Gelegenheit zu Entdeckungen fand.“ Und diese Entdeckungen wären: „daß der Kuß nach Essen und Trinken in dem menschlichen Genusse den wichtigsten Artikel ausmache — daß ein Kuß auch zum Schaden eines Menschen gebraucht werden könne, daß man heftig küssen und doch ein grundböser Spitzbube der Glückseligkeit (wahrscheinlich eine Umschreibung von Ehrendieb à la Adolo Henrich Geßner) seyn könne — daß man viel und so heimlich küssen könne, daß es nur ein schlauer Beobachter merke — daß der Kuß weder an Raum noch an Zeit gebunden sey!!! — daß — doch der enge Raum einer Recension faßt die wichtigen Entdeckungen des Hrn. V. nicht alle, die er in der wichtigen Lehre vom Kusse mit so ausserordentlichem Scharfblick gemacht hat. Wie billig ist dieser frühkluge Kopf auch schon auf der Universität von einem Damenorden feyerlich zum Ritter des Kusses installirt worden! Das darüber erhaltene Patent, das sehr strenge Pflichten auferlegt, ist S. 127 u. s. w. in extenso zu lesen. Die oben angeführten Entdeckungen des Verf. über die Natur der Küsse sind indeß eine wahre Kleinigkeit gegen eine andere ungleich wichtigere, die er der Welt auch in einem eigenen Werke, Aristäus und Philalethes über das Gefühl des Moralischen und über das sichere Zeugniß der Sinne, bekannt gemacht, aber in diesen letzten und verkehrten Zeiten wenig Eingang damit gefunden hat. Seinem neuen System zufolge giebt es nun ausser den gewöhnlichen fünf Sinnen „noch einen feinern, den man das Blutgefühl oder das moralische Gefühl nennen könnte. Von der Beschaffenheit des Bluts und seiner Wirkung

hängen einzig die moralischen Handlungen sowohl im Vorsatze, als auch in der Ausführung ab." Hiervon, versichert Hr. G., durch mehr als tausend Beobachtungen überzeugt worden zu seyn; schwerlich aber möchte diese neue Blutphilosophie das Glück machen, das vordem die Bluttheologie machte. Der Verf. brachte als Student aus einem Collegium einst verschiedene mißverstandene Sätze der Kantischen Philosophie nach Hause, und trug sie in einem Tête - à - tête seiner Laura vor, die darüber so in Eifer gerieth, daß sie ihm erklärte: „Ich kann von nun an nicht mehr ihre Stirn, als ein Behältniß voller fein gedrechselten Unsinns, mit Hochachtung küssen." „Und so, setzt der V. in einem kläglichen Tone hinzu, brachte mich also die neumodische und mehrentheils bey unbedächtigen Studenten und bey galanten Professoren so weltberühmte Kantische Philosophie um die Glückseligkeit, ferner von meiner Laura mit Hochachtung geküßt zu werden. Mehrmals habe ich noch seitdem dieser Philosophie nachgedacht, und auch wirklich gefunden: daß von hundert Personen, die sie lobten — neunzig nicht gelesen, sechse nicht verstanden, und die übrigen, entweder der Neuheit oder Privatursachen wegen — sie gelobt haben." Schließlich empfehlen wir Hrn. Adolo Henrich Geßner dem Hrn. Prof. Lichtenberg in Göttingen für sein neu angelegtes Institut in dem Göttingischen Taschenbuche.

Ga.

Hellfried und Hulda. Ein Mährchen aus den gräuelvollen Tagen der Vorwelt. Leipzig, bey Fleischer, 1792. 238 Seiten. 8. 16 gr.

Nach einem so bedeutenden Fingerzeige, wie der auf dem Titelblatt, ward dem Recens. zum voraus angst und bange. Allein, so arg hat es der V. doch nicht gemacht. An Schurkenstreichen jeder Art fehlt es dem leidigen Mährchen freylich nicht; bis zur tiefen Erschütterung kommt es jedoch nirgend; und was die sogenannten Gräuelthaten der Vorwelt betrifft, so hat die Legion der noch immer ihr Wesen treibenden Ritterromane uns dergestalt damit familiarisirt, daß es in der That so leicht nicht mehr ist, irgend einen Leser damit vom Einschlafen abzuschrecken. Ueberdies giebt es der Abscheulichkeiten unsrer eignen Tage leider so viel, daß man unersättlich

seyn

seyn müßte, von Bubenstücken unsrer Zeit sich noch vorschwatzen zu lassen.

Was nun dieses Mährchen anlangt, so gehört es zu den Centurien derer, die ein Paar Dutzend Lesegesellschaften durchlaufen, und sodann in Wach- und Spinnstuben ihr Grab finden. — Ein junger, wie sichs versteht, wohlgestalteter Ritter vergafft sich in die liebreizende Tochter eines armen, bis zum Schmiedegesellen heruntergekommenen Edelmanns. Sein Herr Vater, ein rauher Aristokrat, mißbilligt, wie natürlich, diese Liebschaft, und schickt den Jüngling mit Kaiser Friedrich I. nach dem Orient. Daß der Ritter hier sogleich Wunder von Tapferkeit thut, kann man sich vorstellen. Am Ende haut ein braver Saracen ihn doch vom Pferde, so daß er für todt liegen bleibt, und im Vaterlande wirklich dafür passirt. Allein, eh man sichs versieht, rafft das junge Blut sich wieder auf, läßt sich curiren, und sucht, durch Schaden gewitzigt, sobald als möglich nach Hause zu kommen. Hier nun trifft er alles drunter und drüber an, seinen Vater vor Kummer gestorben, und seine Güter in den Händen eines feindseligen, gottlosen Ritters, der ihm obenein sein Liebchen entführen wollen. Dieses aber weiß ihm zu entwischen, und sich so gut zu verstecken, daß der immer getreue Hellfried sogar es nicht eher wieder findet, als bis der arme Schelm sterbenskrank in seinen Armen den Geist aushauchen kann. Daß ein solches Tugendbild ihren Liebhaber nur um wenige Tage überleben würde, war zu erwarten. Weniger der Umstand, daß unser Verfasser über den liederlichen Edelmann schon ein heimliches Gericht das Urthel sprechen läßt, welches denn auch auf das schauderhafteste sogleich vollstreckt wird; anderer Episoden zu geschweigen, auf die man sich eben so wenig gefaßt hatte. Reich genug ist seine Einbildungskraft, nicht sowohl an eignen Erzeugnissen, als an großer Gewandheit, fremde Federn rechts und links wegzurupfen. An veralteten Wörtern, wie fürder, entgegnen, kunden, Verließ, Mähre, Gethiere, Imbiß, gewahren, und dies neben einer Menge Neologismen, läßt er es nicht fehlen; nicht minder an possierlichen Inversionen, die unsern Romanenstyl zum abentheuerlichsten Gewäsch zu machen anfangen, und in die übrige Büchersprache übergetragen, solche gänzlich zu Grunde richten würden. Das plumpe Wort Humpen figurirt unzähligemale. Grasse Bilder, grasse Gedanken u. s. w. stehen ihm, wenn er will, zu Gebot. Auch Freund

Weit Webers Ausschlag muß so oft herhalten, als sich thun lassen will; und was dergleichen Hülfsmittelchen mehr sind!

Fz.

Arzneygelahrheit.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Vierzehnter Band. Drittes Stück, viertes Stück. 1792. 18 gr.

Wir wollen nur die merkwürdigsten und dem praktischen Arzt wichtigen Aufsätze ausheben. D. William Gilby, von dem Nutzen der Electricität bey einem schiefen Hals. Der Verf. zog an der entgegengesetzten Seite Funken aus dem Halse, und das Frauenzimmer wurde dadurch vollkommen geheilt. Instructiv ist der Aufsatz des William Wright: Bemerkungen über die in Jamaika wachsenden Arzneypflanzen. Es enthält selbiger Nachrichten von verschiednen neuern in England jetzt gebräuchlichen Mitteln. Den Saft von der Asclepias Curassavica hat der Verf. als ein unfehlbares Mittel gegen die Würmer angewendet. Die Wurzel kann statt der Ipecacuanha als ein Brechmittel gegeben werden. Die Rinde von der Cinchona caribaea gebrauchte derselbe anstatt der gewöhnlichen Peruanischen Fieberrinde, auch selbst bey Nervenfiebern mit Wein infundirt, mit vielem Nutzen. Auch unser Verf. bestätigt den Gebrauch der steifen Haare, welche auf den Saamenkapseln der Kuhkrätze (Dolichos pruriens) ist, mit Syrup vermischt, bey Würmern, wie wir denn dieses Mittel schon von Chamberlain haben kennen lernen. Auch eine genauere Nachricht von dem Guajakgummi, und wie dasselbe gesammlet wird, findet man hier. Daß der auf Jamaika wachsende Zimmt stärker und kräftiger schmecke, als der holländische, wird hier bestätigt, und die alte Vermuthung geäussert, daß die Holländer vorher ihren Zimmt mit Wasser anbrühen, und aus letzterm hernach das Zimmtöl destilliren. (Rec. pflichtet diesem vollkommen bey, weil der sogenannte englische Zimmt in der That viel kräftiger schmeckt, als der theure holländische.) Ueber die Bereitung des Ricinusöls; aus acht Kannen voll Saamen erhält man zwey Pfund Oel. In Jamaika wird dasselbe durchs Auspressen und in England durchs Auskochen gewon-

gewonnen — letztere Methode verdient doch den Vorzug. Etwas über die Kokosnuß. Edward Alexander heilte die sogenannte Brustbräune durch den Gebrauch der Fowlerischen Arsenikalauflösung (die Methode, dieses Mittel zu bereiten, ist hier angegeben — Rec. wünscht in Deutschland keine Nachahmer, weil der innerliche Gebrauch des Arseniks doch über kurz oder lang schädlich ist). William Fordyce gebrauchte die Salzsäure bey faulichten Fiebern mit größerm Nutzen, als die zeither gewöhnliche Vitriolsäure. Der Verf. hat verschiedene Beyspiele angeführt, in welchen sich dieses Mittel äusserst kräftig erwiese. Buchhave preist hier abermals die Kräfte seiner Benedictenwurzel im gichtischen Rheumatismus an. Lesenswerther ist dagegen Mezg über langwierige Geschwülste von einer Milchversetzung, und Heinrich Callisen, von dem nicht selten mit Verstopfung der Gedärme verbundenen Durchfall. Mangor Krankengeschichte zweyer an der Wasserscheu verstorbenen Eheleute, ist ein schöner Beweis von dem Beobachtungsgeiste dieses Arztes. Odhelius heilte einen Opisthotonus durch den Baldrian in kurzer Zeit. Etwas mehr Genauigkeit wünscht Rec. dem Aufsatze: von dem innerlichen Gebrauch des Taxus- oder Eibenbaums gegen die Folgen des Bisses von tollen Hunden und in krampfichten Krankheiten. D. Aaskow gebrauchte bey dem einfachen dreytägigen Fieber ein Pulver aus Fieberrinde, Salmiak und Krähenaugen (nux vomica). Warum er letzteres Mittel zusetzte, davon findet man in dem ganzen Aufsatze keine Spur. Daß die Krähenaugen, nach Hagströms Angabe, ein vortrefliches Mittel in der Ruhr und andern langwierigen Durchfällen sind, davon hat Rec. verschiedene, glücklich abgelaufene Fälle gesehen.

Einer der vorzüglichsten Aufsätze in diesem Bande ist: Buchhave Versuche über den Nutzen der Tollkirsche in dem Keichhusten u. s. w. Rec. hat Gelegenheit gehabt, von diesem Mittel die erspriešlichsten Würkungen zu sehen — Kinder von einem Jahre bekamen Abends einen halben Gran der frisch getrockneten und gepülverten Wurzel mit Zucker verrieben — ältere einen, auch anderthalb Gran, auf besagte Manier, mit dem augenscheinlichsten Nutzen — es versteht sich, daß diesen Kranken um den andern oder dritten Tag ein Brechmittel gereicht, und am Tage ein Chinainfusum gegeben worden.

Percivals Bemerkungen über die Behandlung und Ursache der Wassersucht der Gehirnhöhlen — Noch einige Aufsätze müssen wir übergehen.

Ez.

Aphorismen über die Erkenntniß der Menschennatur im lebenden kranken Zustande; von Heinrich Nudow. Zweyter Theil. Riga, bey Hartknoch, 1792. 238 Seiten. 8. 16 gr.

Der V. liefert hier eine allgemeine Pathologie, größtentheils nach Gaub, vermischt mit wahren, halbwahren und schiefen oder neumodischen Sätzen, hier und da mit Lücken versehen, welche in dem größern Werke ausgefüllt werden sollen, in einer affectirten Kürze und Schreibart, mit dem Versprechen einer Semiotik und Therapie in Zukunft. Dadurch scheint das Buch für Anfänger nicht brauchbar zu seyn, als welche aufgeklärt, nicht aber durch hypothetische Einfälle und Neuerungen verwirret werden sollen. Die Prüfung des Neuen oder Falschen würde hier am unrechten Orte stehen, die Leser ermüden, und den Verf. nicht bessern: denn er ereifert sich am Ende stark gegen den Rec. in der A. L. Z., und dennoch möchte derselbe in den meisten Fällen wohl Recht haben.

Df.

D. Baume's, Mitglieds der medicin. Societät zu Nismes, Arztes beym dasigen Hospital — Abhandlung über den aufgegebnen Satz: Daß durch Beobachtungen zu bestimmen sey, was das für Krankheiten sind, welche von den Ausdünstungen stehender Wasser und sumpfiger Gegenden entspringen, womit sowohl die Bewohner solcher Gegenden, als auch diejenigen befallen werden, welche an ihrer Austrocknung arbeiten, und worin die Mittel bestehen, ihnen zuvorzukommen und sie zu curiren, welche im Jahre 1789 von der königlichen medicinischen Facultät zu Paris den Preis erhalten.

Aus

Aus dem Französischen. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1792. 302 Seit. gr. 8. 12 gr.

Neue, dem Verf. eigenthümliche Bemerkungen haben wir in dieser gekrönten Preißschrift gar nicht angetroffen: sondern das, was ein Lancisius, Pringle, Lind und mehrere andre bekannte Schriftsteller — über die nachtheiligen Würkungen sumpfiger Gegenden auf die Gesundheit ihrer Bewohner, und über die Verhütungsmittel dieses Nachtheils (nämlich die Austrocknung, Ueberschüttung, Lüftung der morastigen Gegenden, und das gehörig bestimmte diätetische Verhalten der Einwohner derselben) längst bekannt gemacht haben, dieses finden wir mit unangenehmer Weitläuftigkeit und viel geschmackloser hier von dem Verf. zusammengestellt, als man in einer Preißschrift es zu erwarten das Recht hat. — Von der steifen Verdeutschungsart des Uebersetzers werden unsre Leser schon auf dem Titel die merklichen Spuren gar leicht entdecken.

Bemerkungen über die Krankheiten der Truppen in Jamaica, und die besten Mittel, die Gesundheit der Europäer in dem dasigen Clima zu erhalten, durch J. Hunter, d. A. D., Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wiss. und Feldarzt. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, bey Weidman. 1792. 247 Seiten, gr. 8. 16 gr.

Die Bemerkungen, welche der Verf. — über das Clima Westindiens, die daselbst herrschenden Krankheiten, die Ursachen, welche in diesen Gegenden der Gesundheit der Europäer, vornehmlich der dahin geschickten Soldaten so oft nachtheilig werden, die Verhütungs- und Heilungsmittel dieser Krankheiten u. s. w. — hier mittheilt, hatte er in den Jahren 1781 und 82, in welchen ihm die Oberaufsicht über die Soldatenhospitäler auf Jamaica anvertrauet war, anzustellen Gelegenheit. Diese Bemerkungen und Vorschläge des Verf. sind zwar ganz praktisch und gut, allein, sie sind nichts weniger als neu, und haben ihren hauptsächlichsten Nutzen nur für England, von wo aus Truppen in diese Gegenden geschickt und unterhalten werden; wir glauben also, daß die Uebersetzung dieses Buchs ohne Schaden für deutsche Leser hätte können entbehrt

 werden.

werden. — Anmerken wollen wir bey dieser Gelegenheit noch, daß der Verf. nicht mit seinem Namensvetter, dem berühmten John Hunter in London, dem Bruder des verstorbenen William Hunters, müsse verwechselt werden.

D.h.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten für Leser aus gesitteten Ständen, von M. Christian Victor Kindervater, Prediger zu Pedelwitz unweit Pegau. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung, 1792. 272 S. 8. 18 gr.

Wir wollen unsre Leser zuerst mit dem Inhalte dieser Predigten bekannt machen, und dann auch darüber kürzlich unser Urtheil sagen. Der Inhalt ist folgender: 1) Die falsche Höflichkeit, Matth. 26, 49. 2) Es ist thöricht und schädlich, über Sünden der Unkeuschheit zu spotten, Eph. 5, 3. 4. 3) Was für ein Seelenzustand wird erfordert, um gern und mit Annehmlichkeit beten zu können? Röm. 8, 26. 4) Der nachtheilige Einfluß der üblen Laune auf die Religion und Sittlichkeit des Menschen, Joh. 3, 10. C. 4, 1—8. 5) Womit kann man sich bey vergeblichen Arbeiten beruhigen? 1 Cor. 3, 8. 9. 6) Ist es erlaubt, Gutes zu thun, um sich dadurch Ehre nach dem Tode zu erwerben? Sir. 44, 10—13. 7) Von den Mitteln, sich bey den Uebeln, welche man sich durch seine Rechtschaffenheit zuziehen kann, dennoch standhaft zu erhalten, Matth. 5, 10. 8) Das Geburtsfest Jesu, ein Fest der Liebe Gottes, Joh. 3, 16. 9) Der Unterschied zwischen einem moralisch guten und einem klugen Manne, Luc. 16, 8. 10) Gedanken zur richtigen Beurtheilung des moralischen Werthes der Menschen, Matth. 7, 16. 11) Bewegungsgründe zur billigen Beurtheilung der Fehler des Nächsten, Matth. 7, 1—5. 12) Wahrscheinliche Ursachen, warum uns die heilige Schrift so wenig von der Beschaffenheit des künftigen Lebens geoffenbart hat, 1 Cor. 10, 15. 13) Eine Predigt am Dankfeste für die vollbrachte Erndte, Jer. 5, 24. — Alle diese Predigten, die letztere ausgenommen, sind nicht wirklich gehalten worden; sondern der Verf., wie er in der Vorrede und auch schon auf dem Titel sagt, schrieb sie blos für Leser aus gesitteten Stän-

Ständen: Ein etwas zweydeutiger Ausdruck! Der Verf. versteht nämlich darunter die sogenannten gebildeten oder höhern Stände, und, wie er sich darüber in der Vorrede erklärt, dachte er sich solche Leser, die das Bedürfniß haben, nicht nur ihr Herz mit religiösen Empfindungen, sondern auch ihren Verstand mit Nachdenken über moralische Gegenstände, in Beziehung auf die ersten Gründe der Sittlichkeit, zu beschäftigen. — Gut! Soll denn aber die Sittlichkeit blos in den höhern Ständen nur zu Hause seyn? Liegt in dem Gegensatze, den der V. hiermit aufzustellen scheint, nicht wirklich etwas Hartes, etwas sehr Erniedrigendes und Beleidigendes für die Würde der Menschheit in den bürgerlich niedrigern oder geringern Ständen? Wir würden doch also für „gesittete Stände" lieber einen andern Ausdruck gewählt haben. In Hinsicht nun auf jenes angegebene Bedürfniß jener besondern Klasse von Lesern, für welche der Verf. vorzüglich arbeiten wollte, ließ er es sich denn auch ganz besonders angelegen seyn, die materialen Bewegungsgründe zu Handlungen, welche aus den Folgen derselben hergeleitet werden, von denen, die aus dem Gesetze der reinen Sittlichkeit entstehen müssen, so genau, als möglich, abzusondern, und allemal jene diesen unterzuordnen. — Kurz, Zurückführung der christlichen Sittenlehre auf die ersten Principien der Moralität nach dem Kantischen Systeme war das Ziel, wohin er ganz vorzüglich strebte. — Wir müssen nun zwar dem Verf. das mit allem Recht ihm gebührende Lob geben, daß er die größtentheils nicht gemeinen Materien, die er wählte, im Ganzen sehr gut und gründlich bearbeitet und praktisch ausgeführt hat; können aber doch auch gar nicht finden, daß in seinen Vorträgen in der Hauptsache und im Wesentlichen ein anderer Geist herrschte, als derjenige ist, der auch in den Schriften und Vorträgen unserer neuern aufgeklärten Moralisten und Kanzelredner schon längst geherrscht hat. Denn auch diesen, z. E. einem Spalding, Teller, Zollikofer und vielen andern mehr, wenn sie gleich noch keine eigentliche Kantianer waren, wird man doch wohl nicht den Vorwurf machen können, daß sie ihre moralische Belehrungen nicht auf die ersten Gründe der Sittlichkeit, nämlich auf Vernunft und Gewissen, zurückgeführt, und nicht hiernach den Werth des Menschen und seines moralischen Charakters bestimmt hätten. Oder sollte denn Tugend und Sittlichkeit vor Kant wirklich noch nicht in der Welt gewesen seyn, als höchstens nur dem Namen nach? Das wäre doch eine harte Rede! — Ueberhaupt

 scheint

scheint der Verf. von dem, was er Glückseligkeit und Glückseligkeitslehre nennt, nur sehr unvollständige und höchst einseitige Begriffe zu haben. Denn wenn er Glückseligkeit, nach S. 171, blos in angenehmen sinnlichen Gefühlen setzt; so übersieht und vergißt er ja dabey gerade den höchsten und wesentlichsten Bestandtheil der wahren Glückseligkeit des vernünftigen Menschen, diejenige nämlich, die in einer innern, aus Billigung und Beyfall der Vernunft und des Gewissens entspringenden, Selbstzufriedenheit und Seeligkeit besteht, und ohne welche alle blos äussere und sinnliche Glückseligkeit sogleich aufhört, wahre Glückseligkeit zu seyn. Allerdings ist also zwar die christliche Moral nicht eine bloße Glückseligkeitslehre; aber eben so wenig ist sie auch eine bloße Sittenlehre; sondern sie ist beydes zugleich, und zwar in wesentlicher, nothwendiger und unzertrennlicher Verbindung; sie ist eine Glückseligkeitslehre durch Moralität und vermittelst des Moralgesetzes, oder eine Sittenlehre, die nach heiligen Gesetzen der Vernunft und des Gewissens zur Sittlichkeit und Tugend uns verpflichtet, bildet und leitet, und eben hiermit einer wahren Glückseligkeit uns wirklich fähig, würdig und theilhaftig macht. Allerdings ist es also zwar auch gewiß, daß bloße Glückseligkeit für sich allein nicht der letzte unbedingte Endzweck unsers Daseyns ist; aber eben so wenig ist auch bloße Sittlichkeit für sich allein der letzte unbedingte Zweck unsers Daseyns; sondern jedes von diesen beyden, für sich allein genommen, ist immer nur bedingter Zweck. Glückseligkeit nämlich, als Zweck unsers Daseyns, ist durch Moralität bedingt, weil ohne Moralität für ein vernünftiges Wesen keine wahre Glückseligkeit denkbar oder möglich ist; und Moralität hingegen oder Sittlichkeit ist wieder durch Glückseligkeit oder Seligkeit bedingt, weil es schlechterdings unmöglich ist, daß Sittlichkeit noch Sittlichkeit seyn könnte oder würde, wenn sie ihrer Natur nach nicht Selbstzufriedenheit und Seligkeit, sondern Verschlimmerung unsers innern Zustandes, oder Elend und Unseligkeit wirkte. Ja, auch selbst äussere und sinnliche Glückseligkeit kann und muß sie ihrer Natur nach wirken und befördern, wenn nicht andere gegenseitige oder heterogene Kräfte und Wirkungen diese ihre Wirkung hie oder da zerstören oder einschränken; und ganz gewiß könnte und würde sie das nicht seyn, was sie ist, wenn sie äussere Unglückseligkeit ihrer Natur nach nothwendig wirken und befördern müßte. Will man also den letzten unbedingten Zweck unsers Daseyns richtig und vollständig bestimmen und angeben; so

so muß man beydes zusammen nehmen, und also sagen: der letzte unbedingte Zweck unsers Daseyns ist Seligkeit durch Sittlichkeit, oder Sittlichkeit und Seligkeit, als in einander wesentlich enthalten und gegründet. Am Ende also und im Grunde läuft es ganz auf eins hinaus, ob ich sage: die Moral der Vernunft und des Christenthums ist eine Glückseligkeitslehre, indem es sich ganz von selbst versteht, daß sie nur durch Sittlichkeit und Tugend uns zur wahren Glückseligkeit hilft und führt; oder ob ich sage: sie ist eine Sittenlehre, deren höchster Zweck Moralität ist; denn es versteht sich abermals von selbst, daß sie ihrer Natur nach, wenn wir sie befolgen, uns wirklich selig, oder einer wahren Glückseligkeit uns wirklich fähig und würdig machen muß, weil sie sonst das gar nicht seyn könnte, was sie doch ihrem ganzen Wesen nach nothwendig ist, oder, weil es sonst schlechterdings unmöglich wäre, daß die Vernunft sie uns gebieten könnte. Am allerwenigsten aber läßt es sich wohl verwerflich oder tadelnswerth finden, wenn die christliche Lehre überhaupt eine Glückseligkeitslehre genannt wird. Denn da sie nicht blos die reinste Moral, sondern auch den damit unzertrennlich verbundenen Glauben an Gott und an eine künftige Fortdauer enthält und lehrt; und also die Hoffnung eines ewig steigenden Wachsthums an moralischer Vollkommenheit und einer ihr gemäßen Glückseligkeit durch diese ihre wesentlichen Religionslehren uns nicht nur zusichert, sondern auch durch ihr Sittengesetz uns wirklich dazu bilden und dahin führen kann und soll; so ist sie des eben so schönen als unschuldigen Namens einer Glückseligkeitslehre in dieser zwiefachen Hinsicht in der That auch zwiefach werth. Offenbar hat sich also unser Verf. hier zu Mißverständnissen und Einseitigkeiten verleiten lassen, die unter den Gegnern dieses Namens jetzt sehr gemein sind. Auch daran also hat der Verf. unsers Erachtens gar nicht wohlgethan, daß er in der 9ten Predigt den moralisch guten Mann und einen klugen Mann sich einander so entgegen gesetzt hat. Denn wenn man seine sinnlichen Triebe und Begierden, ohne alle Hinsicht auf die zufälligen Folgen, die daraus entstehen können, der Vernunft und dem Gewissen unterwirft; so handelt man moralisch gut: aber besteht denn nicht eben darin auch zugleich die höchste und einzige wahre Klugheit des vernünftigen Menschen? Und ist denn also der moralisch gute Mann nicht eo ipso auch zugleich der wahrhaftig klügste Mann? Denn ist es denn nicht offenbar unendlich höhere Klugheit, die Billigung und den

Bey-

Beyfall der Vernunft und des Gewissens und Gottes selbst sich zu erhalten und zu sichern, als z. E. Ehre und Beyfall bey den Menschen, oder andere bloße zeitliche und irdische Güter, mit Aufopferung jenes höchsten Gutes, sich künstlich zu erschleichen wissen? Kurz, ist es nicht unendlich höhere Klugheit, moralisch gut, als moralisch böse zu seyn? Warum mag doch also der Verf. Klugheit überhaupt, die doch Vernunft und Christenthum selbst gebietet und empfiehlt, so herabwürdigen wollen, indem er sie dem, was moralisch gut ist, so geradehin entgegensetzt? Warum mag er doch vielmehr zwischen wahrer oder ächter christlicher und vernünftiger Klugheit, und einer bloßen irdischen und weltlichen Klugheit, zwischen geistiger und moralischer Glückseligkeit und einer bloßen äussern und sinnlichen Glückseligkeit nicht eben so richtig, wie in der 6ten Predigt zwischen wahrer und falscher Ehre, unterscheiden? — Rec. wenigstens ist vollkommen überzeugt, daß der ganze bisherige Streit über die Moral und über die christliche Lehre überhaupt, als eine Glückseligkeitslehre, beym Lichte besehen, auf einen leeren Wortstreit und auf ein bloßes Mißverständniß hinausläuft. — Noch eins! — Wenn der Verf. S. 161 von Verirrungen spricht, in welche die kühne, ihre Gränzen nicht wahrnehmende Vernunft so viele Weise vor Socrates gestürzt habe; so möchte das wohl nicht der Fall, sondern ebenfalls etwas zu einseitig gedacht und gesprochen seyn. Wir würden vielmehr sagen: die ihre eigene Gesetze und Rechte noch nicht genugsam kennende, und innerhalb der Gränzen ihres Gebiets noch nicht genugsam geübte und entwickelte Vernunft, und also offenbar nicht ihr zu übermäßiger und zu kühner Gebrauch, sondern vielmehr Mangel ihres hinlänglichen und richtigen Gebrauchs war es, was dergleichen Verirrungen zuließ oder möglich machte. — Bey alle dem aber wünschen wir diesen Predigten recht viele Leser; und versichern, daß sie für Verstand und Herz reiche Nahrung darin finden werden. Sie sind zwar freylich, wie das auch sehr natürlich ist, nicht alle ganz von gleichem Werthe; keine aber ist doch schlecht; andere dagegen sind vorzüglich; und auch selbst Popularität, oder eine den allgemeinsten Fähigkeiten, Umständen und Bedürfnissen unseres jetzigen lesenden Publikums anpassende Beschäffenheit des Inhalts und der Sprache möchten wir, neben Richtigkeit und Gründlichkeit der Begriffe und der Darstellung, nur in sehr wenigen Stellen ihnen absprechen.

Sa.

Novum Testamentum, graece, perpetua annotatione illustratum. Editionis Koppianae *Vol. VIII.*, complectens epistolam Pauli ad Hebraeos. Continuavit *Ioannes Henricus Heinrichs.* Goettingae, apud Dieterich. 1792. pagg. 256. in 8. 16 gr.

Der Brief an die Hebräer, einer von den schwerern unter den apostolischen Briefen, verdient auch vorzüglich den Fleiß geschickter Ausleger des N. Test., und es kommt bey diesem Briefe fast noch mehr, als bey der Erklärung irgend eines andern, auf die dogmatischen Meinungen an, die der Ausleger zur Auslegung des Briefes mitbringt. Wer einmal es bey sich festgesetzt hat, daß jede Redensart des N. T. einen Unterricht für Christen aller Zeiten enthalte, wenn nicht ausdrücklich dabey nur auf damalige Zeiten und Umstände verwiesen wird, der findet in diesem Briefe überall Gelegenheit, die christliche Dogmatik mit neuen Beweisen, vielleicht gar mit neuen Glaubenssätzen, zu bereichern. So z. B. Storr in seiner Erklärung dieses Briefes, welche mit nicht geringem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit die ehemals übliche dogmatische Art zu exegesiren von neuem empfohlen hat. Hingegen wird der unbefangne, nichts voraussetzende, nur Wahrheit suchende Ausleger es bey diesem Briefe noch weniger, als bey manchen andern Schriften des N. T. verkennen können, daß die zur Einkleidung, Darstellung, Empfehlung oder Begründung der Lehren gewählten Sätze offenbar mit besondrer Rücksicht auf die herrschenden Meinungen und gewöhnlichen Urtheile, auf die Fähigkeiten und Bedürfnisse der damaligen Leser gewählt sind, und keine eigentlichen allgemeinen Lehren des Christenthums enthalten. So der Verf. der oben angezeigten Erklärung des Briefes an die Hebräer, die der Rec. mit Ueberzeugung jungen Theologen als ein nützliches Hülfsmittel zur richtigen Erklärung dieses Briefes empfiehlt.

Die von Koppe gewählte Methode, das N. T. durch zusammenhängend fortlaufende Anmerkungen zu erklären, überall auf den Genius der Zeit, auf die den Juden eignen Meinungen, Redensarten, Sitten und Gebräuche Rücksicht zu nehmen, und ohne Rücksicht auf dogmatische Regeln den eigentlichen, grammatischen Sinn nach gleichzeitiger Schriftsteller Sprachgebrauch und nach dem Context aufzusuchen,

diese Methode hat Hr. H. größtentheils glücklich bey der Erklärung angewendet; die äussere Form dieser Ausgabe kommt ganz mit dem Aeussern der von Koppe herausgegebenen Erklärung einiger Briefe überein. Diese Arbeit soll, wie schon der Titel sagt, als eine Fortsetzung der von Koppe angefangenen Erklärung des N. T. angesehen werden, und ihr gebühret wirklich diese Ehre. Hr. H. benutzte bey der Ausarbeitung dieser Erklärung auch die ihm mitgetheilten Anmerkungen über diesen Brief, welche man im Nachlaß des sel. Koppe fand. Aber deren waren nur wenige, und wo sie benutzt sind, ist Koppe genannt.

Die Einrichtung und Oekonomie des Buches ist ganz so wie in der zum Muster gewählten Ausgabe der von Koppe erklärten Briefe. Voran stehen Prolegomena, in welchen vom Verfasser dieses Briefes, von der Gemeine, an welche er gerichtet seyn möchte, von dem Datum des Briefes, dem Orte, wo, und der Sprache, worin er geschrieben worden, gehandelt, und dann über den Inhalt und die eigentliche Absicht des Briefes, über die Mittel, wodurch der Verf. seine Absicht zu erreichen suchte, über die Art des Vortrages und die Schreibart, und die Regeln, nach welchen beyde zu beurtheilen seyn, nützliche Betrachtungen angestellet worden sind. Hr. H. fühlt es, wie schwer es sey, zu entscheiden, wer der Verf. des Briefes seyn möge. Doch dünkt ihm die Meinung, daß Paulus der Verf. des Briefes sey, weil die älteste Tradition in der griechischen Kirche dafür sey, und weil man die Ursachen derer wisse, welche, nicht eben aus triftigen Gründen, Zweifel gegen diese Meinung erregt haben, den Vorzug zu verdienen. (Aber man sieht auch leicht, wie die Tradition entstanden ist, und man kann es nicht verkennen, daß sie bloße Sage ohne Beweis gewesen ist. Nach des Rec. Einsicht ist viel, sehr viel wider die Meinung, daß Paulus der Verf. sey. Das meiste ist in Zieglers Einleitung berührt, und es muß wirklich befremden, daß gar nicht die Paulus gewöhnliche Eingangsformel, keine Spur von derselben, bey diesem Briefe, sich findet, da Paulus unleugbar dergleichen Eingangsformeln besonders liebte, und sie dann vorzüglich brauchte, wenn er an Gemeinen schrieb, die seine Apostelwürde in Zweifel zogen. Wie manches Ermahnungsschreiben mag nicht besonders in der Zeit, worin dieser Brief gehört, an die Palästinischen Christengemeinen abgeschickt, auch von andern christlichen Lehrern abgeschickt seyn!) Was die Gemeine betrifft, an die der

Brief gerichtet sey: so glaubt der Verf., daß er überhaupt an Judenchristen in Palästina geschrieben, besonders aber an die Gemeine zu Jerusalem, als die Hauptgemeine und den Vereinigungspunkt aller übrigen, gerichtet sey; indem er zugleich den Einwendungen begegnet, die dagegen gemacht zu werden pflegen. Vor dem Jahre Christi 66, ehe der jüdische Krieg ausgebrochen sey, müsse dieser Brief geschrieben seyn, weil noch überall die jüdische Religionsverfassung als bestehend beschrieben wird. Den bekannten Beweisen für den Satz, daß der Brief griechisch geschrieben sey, wird noch die Bemerkung beygefügt, daß es sich Hebr. 4, 13. leichter erklären lasse, wie der Verfasser des Briefes durch Ps. 95, 11. an 1 B. Mos. 2, 2. erinnert worden sey, wenn er griechisch, als wenn er hebräisch geschrieben und citirt habe, da in der Alexandrinischen Version an beyden Stellen gleichlautende Worte stehen; aber im Hebräischen nicht.

Auf diese Prolegomena folgt die Erklärung selbst. Der griechische Text steht zu oberst, darunter folgen merkwürdigere Varianten, und unter diesen die annotationes perpetuae. In der Beurtheilung der Varianten zeigt sich Hr. H. als einen behutsamen Kritiker, ohne Vorliebe zu abweichenden Lesarten, aber doch auch nicht abgeneigt, sie anzunehmen, wo sie wirklich einen Vorzug zu verdienen scheinen. An einigen Stellen ist Rec. nicht seiner Meinung. So zieht er Hebr. 11, 4. die Lesart λαλειται vor, wo Rec. λαλει für richtiger hält, theils weil es wirklich die schwerere Lesart ist, da es hart scheint, daß von Abel gesagt werde, er rede noch nach seinem Tode; theils weil 12, 24. Abel wieder das λαλειν beygelegt, und, wie es scheint, auf XI, 4. zurückgewiesen wird. Wenigstens würde Rec., wenn λαλειται 11, 4. nach der Kritik den Vorzug verdient, es für das Medium und nicht fürs Passivum halten. 13, 21. würde Rec. mit Griesbach των αιωνων weggestrichen haben. Der Zusatz läßt sich leicht erklären; aber nicht so leicht, wie es scheint, die Weglassung. 12, 28. zieht Hr. H. die Lesart εχομεν mit Mill als die schwerere vor, und bemerkt richtig, daß in diesem Briefe öfter der Indicativ für den Conjunctivus stehe. Aber die Lesart hat doch zu wenig kritisches Zeugniß für sich, und kann gar zu leicht ein Schreibfehler seyn.

Auf die Erklärung folgen vier Excursus. Der erste er...t die Hebr. 1, 1. vorkommende Redensart: το εσχατον των ...ρων, von der Zeit kurz vor der Stiftung des Messiasreiches,

ches, indem die Apostel die Wiederkunft Christi zur Stiftung seines Reiches als nahe bevorstehend erwarteten, und deswegen ihre Zeiten die letzten Zeiten nannten. Der Ursprung dieser Erwartung der Apostel, welche sich darauf gründete, daß Christus noch während des Menschenalters, worin er lebte, wiederzukommen verheißen hatte, würde noch deutlicher ins Licht gesetzt seyn, wenn der Verf. auf diesen Umstand mehr Rücksicht genommen hätte. Der zweyte Excursus erklärt die Worte: διαθηκη, μεσιτης, εγγυος, εντυγχανειν u. s. Sehr nützlich ist der dritte Excursus, worin über Typen und Allegorien, die in diesem Briefe so häufig vorkommen, aus Parallelstellen jüdischer Schriftsteller und erläuternden Beyspielen treffende Anmerkungen gemacht werden. Endlich der vierte Excursus erklärt die verschiedenen bildlichen Redensarten, deren sich die Apostel bedienen, wenn sie das Verdienst Christi und besonders seiner Aufopferung am Kreuze um die Erlösung der Menschen, beschreiben. Ein Hauptumstand scheint hier übersehen zu seyn, nämlich, daß bey allen Bildern von der Art die Hauptvorstellung von der Aufopferung Christi, als einem Sühnopfer, oder einem Mittel, wodurch die neue Religion gestiftet, nämlich er, als Stifter derselben, bestätigt, und jedermann verpflichtet sey, ihm zu glauben, zum Grunde liege, und alle Redensarten von levitischen Opfer und Weihegebräuchen entlehnt seyn.

Abg.

Briefe an einen Jüngling, welcher Theologie studirt. Leipzig, bey Göschen, 1792. 54 S. 8. 4 gr.

Warnungen wider frühzeitiges unbescheidnes Absprechen in Dingen, die man nicht genug untersucht hat; Ermunterungen, die Wissenschaften um ihres eignen innern Werthes, und um der Kraft willen zu schätzen, mit welcher sie die Würde unsers Geistes erhöhen; lebhafte Darstellung des Thörichten und Schädlichen, welches in der schimpflichen Einschränkung aller Bemühungen auf bloße Brodstudia liegt; einige Winke endlich über die Absonderung dessen, was man den Geist der Schrift nennen kann, von der localen und temporären Lehrform: dies ists, was den Inhalt dieser kleinen Brochüre ausmacht. Der V., wer er auch seyn mag, ist ein achtungswerther Mann, der es mit den Wissenschaften gut meint, und von Jünglingen, die sich denselben widmen wollen, gehört zu werden verdient.

Nd.

riefe an einen Jüngling, welcher die Theologie studirt; u. s. w. von einem andern Recensenten ausführlicher beurtheilt.

Diese Briefe, ob sie gleich nur aus wenigen Bogen bestehen, rdienen die Aufmerksamkeit aller studirenden Jünglinge, sonders aber derjenigen, welche die Theologie studiren. Die gemeine Absicht des Verf. ist, studirende Jünglinge zu ei- m ernstlichen und wohlgeordneten Fleiße zu ermun- n, und ihnen die so schöne Tugend der Bescheidenheit, Jünglinge, Männer und Greise gleich liebenswürdig cht, einzuflößen. Die besondern Vorurtheile, die der V. diesen Briefen studirenden Jünglingen recht anschaulich zu chen sucht, sind die zu frühe Festsetzung und Bestimmung irgend eines wissenschaftlichen Systems, und Jünglingen, welche die Theologie studiren, die zu frühe Bestimmung ihres Religionssystems, verknüpft mit i entscheidenden Tone, daß nur diejenigen religiösen Wahrten, die sie einmal gewürdiget haben, in ihr System aufehmen, alle auch wirklich ausschließungsweise solche Wahrten seyen, worin die hellesten Köpfe übereinstimmen, und im Gegentheil alle übrige Wahrheiten, nur noch von ikeln Köpfen in Schutz genommen werden könnten. Der rf. zeigt sehr deutlich, daß zu solchen entscheidenden Bestimmungen ein längeres Nachdenken, und ein ernstliches Studium nöthig sey, als man gemeiniglich bey studen Jünglingen antreffe. Das zweyte Vorurtheil, wo- studirende Jünglinge so oft behaftet sind, ist die gewöhnle sehr irrige Schätzung des Sprachstudiums, der enannten höheren spekulativen Wissenschaften, und schönen Künste und Wissenschaften, mit einem Woraller derjenigen Kenntnisse, die keinen unmittelbaEinfluß in das politische und moralische Leben Menschen haben, oder zu haben scheinen, und eben oegen von so vielen gutmeinenden Liebhabern der prakti- Weisheit, wo nicht gänzlich verworfen, doch manchmal ig, und sehr häufig zu wenig hochgeachtet werden. Der f. zeigt sehr anschaulich, daß dieses Vorurtheil auf der)en Meynung beruhe, als ob alles was uns theuer und h seyn soll, nur nach dem unmittelbaren Nutzen abgemes- verden müsse, den es für unsere bürgerlichen und häusli-

 chen

chen Verbindungen hat, und daß eben deswegen auch dieses Vorurtheil selbst irrig, eigennützig und erniedrigend, auch wohl für die gesammte Ausbildung des Kopfes und Herzens, für den Wachsthum und die Vervollkommnung der Wissenschaften höchst nachtheilig und schädlich, und der besondern Bestimmung des gelehrten Standes in der menschlichen Gesellschaft geradezu entgegen sey. Im letztern Brief zeigt der Verf. sehr gründlich, daß sowohl diejenigen Theologen, die sich bemühen, Lehrsätze, die offenbar in der Bibel enthalten sind, aus derselben wegzuexegesiren, als auch die andern, die bey dem Vortrage religiöser Lehrsätze und Lebensregeln gar keine Rücksicht auf das Maas der Einsichten derer, die man lehren will, und auf die Vorstellungsweise des Zeitalters Rücksicht nehmen — sich auf Abwegen befinden; und das für denjenigen, der morgenländische Vorstellungsarten in das Abendländische überzutragen, und den Geist der biblischen Lehren, abgesondert von dem Gewande, welches ihnen kluge und nothwendige Rücksicht auf Ort, Zeit und Menschen umhängen mußte, in unserer Sprache und Vorstellungsart darzustellen wisse, die Verbindlichkeit biblischer Religionsbegriffe gewiß aufhöre, eine Last zu seyn. — Schon aus diesem kurzen Inhalt dieser lehrreichen Briefe werden studirende Jünglinge sehen, daß sie ihre Aufmerksamkeit und Beherzigung vorzüglich verdienen. Und die schöne und lebhafte Schreibart des Verf. wird ihnen diese nützliche Lektüre auch noch besonders angenehm machen.

Kz.

Predigten über verschiedene Texte, nebst einem Anhang von Festpredigten, von G. G. Ernesti, Hof- und Stadtdiakonus in Hildburghausen. Hildburghausen, bey Hanisch. 1792. 464 Seit. in 8. 1 Rthl.

Fleiß und Mühe ist an diesen Predigten nicht zu verkennen. Aber das ists auch alles. Es fehlt ihnen beynahe noch etwas zum Mittelmäßigen. Der Verf. beruft sich in der Vorrede auf die günstige Aufnahme seiner frühern Arbeiten, aber es kann etwas günstig aufgenommen werden, ohne daß es gerade den gehörigen Werth hat. Diese Predigten werden

uch ein recht gutes Andachtsbuch abgeben können, auch mögen ie sich, bey äußerlicher Beredtsamkeit, ganz gut ausgenommen haben, aber das Auge kritisirt schärfer als das Ohr, der edruckte Buchstabe sieht ganz anders aus, als er es ins Ohr ällt. Es ist deshalb immer eine sehr kitzliche Sache, wenn in beliebter Kanzelredner um die Herausgabe seiner Predigen gebeten wird. Er hat sich da wohl zu prüfen, ob der nnere Werth seiner Predigten auch wohl mit seinem angenehmen Vortrage im Gleichgewichte stehe, und ob er der Mann y, der sich eben so gut lesen als hören lasse. Diese Preigten lassen sich ganz gut deklamiren, mögen auch wohl manem Zuhörer des Verf. noch jetzt gefallen, da sie gedruckt nd. Wenn aber der Kenner sie mit kritischen Augen lieset, wird er sagen, daß sie mehr Worte als Sachen enthalten, aß keine einzige die Materie gründlich erschöpfe, daß die Bärme, welche sie zu haben scheinen, nicht natürlich, sonern erkünstelt sey, und folglich auch nur vorübergehend aufs erz wirken werde, daß zu viele Tautologien vorkommen, ß die Form nicht immer richtig sey, daß die Hauptsätze, enigstens mehrere, kürzer und bestimmter seyn könnten u. s. w. er Verf. wird diese Erinnerungen wahr finden, wenn er parthenisch ist, und gewiß wird er dann zu einer andern it bessere Arbeit liefern, weil er Anlagen hat, es besser zu achen. Gute Muster werden seiner Fortbildung sehr zu itten kommen, und dann wird er auch gewiß seine Predigten cht mit Liederversen überladen, als mit diesen geschehn ist.

Ao.

Katholische Gottesgelahrheit.

Leben der seeligen Maria von der Menschwerdung, Stifterin und nachgehends Layenschwester der Barfüßer-Carmeliterinnen in Frankreich, von einem Priester des Barfüßer-Carmeliterordens Baierischer Provinz, den Freunden der wahren Frömmigkeit geweiht. Mit Genehmigung der Obern. Augsburg, in der Wagnerischen Buchhandlung. 1792. 16 Bog. in 8.

2) Kurze Lebensbeschreibung der seeligen Schwester Maria von der Menschwerdung, Stifterin der Barfüßer-Carmelitterinnen in Frankreich. Ans Licht gestellt von einem Barfüßigen Carmeliten der Bayrischen Provinz. Mit Genehmigung der Obern. Augsburg, in der Wolfischen Buchhandl. 1792. 7 Bog. in 8.

Diese beyden Bücher beschreiben das Leben ein und ebenderselben Heiligin, und das Kleinere ist nur ein Auszug aus dem Größern, um es auf diese Art wohlfeiler und für den gemeinen Mann kaufbarer zu machen. Die Heiligin selbst, deren Leben hier beschrieben wird, ist ganz nach dem Ideal der römischen Heiligen gebildet. Sie hat einen schwächlichen Körper, und eine ungezähmte Phantasie, die bald Entzückungen hervorbringt, und diese Entzückungen gebähren unverständige Abtödtungen, Fleischeskreutzigungen, Nonnengeist und Nonnenheiligkeit, die nach ihrem Tode durch Wunder sichtbar werden, und die gute Marie von der Menschwerdung zu einer römischen Heiligin qualifiziren. Ihre irrdischen Lebensumstände sind folgende. Sie ward 1565. in Paris von vornehmen Eltern erzeugt und gebohren, und wurde noch in Mutterleibe der seeligsten Jungfrau Maria geweiht. In ihrer Jugend schickten sie ihre Eltern einige Jahre in ein Nonnenkloster zur Erziehung, wo sie für den Klostergeist vollkommen gebildet wurde. Weil aber ihre Eltern nicht gesonnen waren, sie dem Klosterstand zu widmen, so mußte sie in ihren jungfräulichen Jahren wieder das Kloster verlassen, und gegen ihre Neigung sich mit einem gewissen Akarie, aus einer adelichen Familie, verheyrathen, mit dem sie sechs Kinder zeugte, und dem sie durch ihre sonderbare Frömmigkeit manchen Verdruß machte, der aber auch ihr wieder Gelegenheit gab, manche Heldentugenden auszuüben, wie er denn selbst noch kurz vor seinem Ende gesagt haben soll: „Es gehe die „gemeine Rede, daß meine Gattin einstens werde heilig gesprochen werden, wozu ich vieles mag beygetragen haben. „Auch ich werde in Rücksicht der zur Prüfung ihrer Tugenden „gegebenen Gelegenheiten in ihrem Heiligsprechungsprozesse „meine Rolle spielen.“ Da sie durch Unglücksfälle in die tiefste Armuth gerathen war, so fieng sie an nach erhaltenen

Offen-

Offenbarungen Klöster zu stiften, und die Barfüßer-Carmeliterinnen aus Spanien nach Frankreich überzupflanzen: dies, Alles konnte die Heiligin ohne Geld, und gerade zu einer Zeit, da sie mit Armuth, Elend und Mangel am meisten kämpfen mußte. Nach dem Tode ihres Mannes dachte sie ernstlich darauf, sich gänzlich der argen Welt zu entziehen, und in einem von ihr gestifteten Barfüßer-Carmeliternonnenkloster, als Layenschwester ihrem Gott zu dienen. Sie führte diesen Wunsch ihres Herzens auch bald aus, und ward ein Muster klösterlicher Heiligkeit bis an das Ende ihres Lebens, das im Jahr 1618. erfolgte. Kaum war sie gestorben; so wurde sie vom Volk als eine Heilige ausgerufen, und die Wunder die bey ihrem Grabe, und durch ihre Reliquien gewirkt wurden, zeigten bald, daß diese allgemeine Volksstimme, Gottesstimme sey. Da der Ruf ihrer Heiligkeit, und die Zahl der gewirkten Wunder immer ansehnlicher wurden, sahe sich der Erzbischoff von Rheims vier Jahre nach ihrem Tode genöthiget, einen Untersuchungsprozeß über den allgemeinen Ruf ihrer Wunder, Tugenden und Heiligkeit anzustellen, und die Urkunden darüber der Versammlung der heiligen Gebräuche nach Rom zu überschicken. Nun wurde der Seligsprechungsprozeß eingeleitet, und hatte bereits schon den glücklichsten Fortgang gewonnen, als durch die Verordnung des Papstes Urbans VIII., daß der Seeligsprechungsprozeß eines Verstorbenen erst nach Verlauf funfzig Jahre von seinem Tode an gerechnet, seinen Anfang nehmen sollte, der Lauf dieser guten Sache ins Stecken gerieth. Allein auch nach Verlauf dieser funfzig Jahre blieb der Seeligsprechungsprozeß unserer Heiligin noch bis auf das Jahr 1781. in Vergessenheit. In diesem Jahr erwachte der Eifer der Barfüßer-Carmeliterinnen in Frankreich aufs neue, und sie ließen sichs sehr angelegen seyn, dem heiligsten Vater ihren Wunsch, ihre Stifterin in der Reihe der römischen Heiligen glänzen zu sehen, recht nahe ans Herz zu legen. Schon im Jahr 1783. wurde von der heiligen Versammlung der Gebräuche beschlossen, den Seeligsprechungsprozeß dieser Dienerin Gottes wieder in dem Stande fortzusetzen, in dem er sich 1633. befand. Am ersten May 1785. wurden ihre Briefe und andere Handschriften gutgeheißen, im folgenden Jahr wurde ihren Tugenden der heroische Grad zuerkannt, und am zehnten April 1791. wurden die Wunderwerke von der dritten Gattung, welche Gott auf ihre Anrufung gethan, als unläugbar erklärt, und sie

Pp 3 selbst

selbst in dem nämlichen Jahre am fünften Juny vom Papst Pius VI. feyerlich der Zahl der Seeligen einverleibt, und als ein Muster der wahren Frömmigkeit dem Jungfern-Ehe-Wittwen- und Klosterstand vorgestellt. — Und so schämt sich also auch die römische Kirche im Jahr 1791, ihrer Heilig- und Seeligsprechungsprozesse noch nicht!

Der Verf. dieser Lebensgeschichte merkt besonders an, „daß die seelige Maria von der Menschwerdung zu einem Zeitpunkte gelebt, da die wahre Religion in Frankreich in größter Gefahr geschwebt, und zu einem Zeitpunkte seelig gesprochen worden, da der wahre Glaube in Frankreich beynah mißkennet wird.“ Die Denkungsart dieses Verf. überhaupt mögen unsere Leser nach der ersten Periode, womit er diese Geschichte anfängt, beurtheilen. Er sagt: „In Mitte jener traurigen Tage, da die Anhänger des abtrünnigen Kalvins einen großen Theil des Französischen Reiches, ja des Königlichen Hauses selbst mit dicken Finsternissen gräulicher Irrlehren überzogen, verbreitete die göttliche Fürsicht in der Person der seeligen Maria von der Menschwerdung durch alle Stände ein neues Licht des wahren Glaubens, und zerstreuete durch deren glänzende Tugend diese Finsterniß.“

Da die Verordnung, durch welche die Seeligsprechung der ehrwürdigen Dienerin Gottes **Maria von der Menschwerdung** feyerlich beschlossen wurde, ein Beweis der ganz ungeänderten römischen Gesinnungen ist: so wollen wir uns die Mühe geben, diese Verordnung hier abzuschreiben. Unsere Leser werden sich dadurch aufs neue überzeugen, daß die römische Kirche von ihren Gesinnungen und Forderungen auch noch nicht um einen Punkt abgewichen sey.

„Zu eben jener Zeit, da das Vaterherz Papst Pius VI. täglich durch neue Betrübnisse über jene unzählichen Streiche, welche in Frankreich der Einigkeit und Macht der Kirche versetzt werden, zerrissen wird, gereicht es Sr. Heiligkeit zu nicht geringem Trost, daß der Seeligsprechungsprozeß der in eben diesem Königreich gebohrnen Dienerin Gottes, **Maria von der Menschwerdung** geendigt, und sie der Zahl der Seeligen einverleibt zu werden, für würdig ist erkannt worden. Denn es konnte unsern Zeitläuften nichts angemesseners seyn, als daß für diejenige in ihrem Vaterland öffentliche Ehren bestimmt, und ihr Lebenswandel ihren Mitbürgern zur Betrachtung und Nachahmung vorgestellt wurde, welche im ver-

flosse-

ossenen Jahrhunderte als das vollkommenste Muster der heiligkeit durch öffentliche Zeugnisse der Franken angerühmet worden, und schon damals die meisten unseeligen Neuerungen nserer Tage mit Worten und Werken verworfen zu haben hien.“

„Sie zeichnete sich in ihrem ganzen Leben hindurch mit inem außerordentlichen Eifer für den katholischen Glauben us, und unterließ nichts, den Schimmer der Religion aus-ibreiten, und die Ehrerbietung und den Gehorsam gegen die irchendiener aufrecht zu erhalten. Sie war äußerst besorgt, is Unkraut der Ketzereyen auszurotten, zu welchem Ende sie icht nur allein immer die eifrigsten Gebete zu Gott schickte, ndern auch den Eifer geistlicher Männer sie in ihren Absich-n zu unterstützen, aufforderte, und weder Mühe noch Geld arte, die Irrenden in den Schooß der Kirche zurückzufüh-n, und ihnen heilsame Grundsätze beyzubringen. Die Got-shäuser und die Diener derselben, deren Güter jetzt öffent-h versteigert werden, und deren Einkünfte so sehr herabge-zt worden sind, lagen ihr so nahe am Herzen, daß sie theils rch eigenes, theils durch allenthalben zusammengesammeltes llmosen ihrer Dürftigkeit steuerte: den Altären aber neue erzierungen, und den Gotteshäusern kostbare Kirchengerä-e entweder durch eigne, oder anderer Frauen, welche sie zu ermuntert hatte, Freygebigkeit verschaffte. Die geistli-en Orden, welche jetzt die Franken ganz zu vertilgen be-lossen haben, waren ihr so werth und schätzbar, daß sie be nicht nur allein mit ihren milden Beyträgen auf das ygebigste unterstützte, sondern auch ihre Gunst, Güter und ühe verwandte, um neue Orden, besonders aber den Or-n der Barfüßer - Carmeliterinnen in Frankreich einzufüh-n: wie sie denn auch, nachdem sie unter die Layenschwestern ses Ordens aufgenommen worden, solches als die größte ohlthat des Himmels, deren sie unwürdig wäre, öffentlich d ohne Unterlaß rühmte. An den heiligen Kirchengebräu-n, absonderlich aber am Chorgesange, welches jetzt durch ifhebung der Chorstifter aus den Kirchen verbannt worden, id sie ein so großes Vergnügen, daß sie noch am sechsten ge vor ihrem Tode, obwohl sie von ihren Krankheiten und chmerzen ganz ausgezehrt war, dennoch in die Kirche ge-icht werden, und den Geheimnissen des Charfreytags bey-hnen wollte. Die von Gott der Kirche verliehene Gewalt

war ihr heilig; deren Verordnungen sie auch sogar in den geringsten Sachen mit größtem Fleiße und Pünktlichkeit befolgte; die Vorsteher derselben ehrte sie, als wenn sie vom Himmel gesandte Engel wären. **Vor allem war sie von der Hoheit und Macht des römischen Papstes dergestalt eingenommen, daß sie sogar seinen Namen niemals ohne ein sonderbares Zeichen ihrer Ehrerbietung aussprach, und allen seinen Verordnungen als Verordnungen Gottes selbst sich gerne und freudig unterwarf.** Daher, da sie jetzt vom Himmel herab, die ganze Kirchenzucht übern Haufen geworfen, die geistliche Gewalt von der weltlichen unterjochet, die geheiligten Rechte der Bischöfe eingeschränkt, die Hirten von ihren Sitzen verstoßen, die höchste Macht des römischen Papstes als einen Fremdling miskannt, und aus Frankreich verbannet sieht, scheint sie eine so große Verwirrung der Kirche zu verabscheuen, und ihre irrenden Mitbürger durch das vor Augen gelegte Beyspiel ihrer Tugenden zu ermahnen, doch endlich einmal wiederum in die vorigen Schranken zurückzutreten. Man kann also im Herrn hoffen, daß, da diese Dienerin Gottes zur öffentlichen Verehrung aufgestellt wird, die Franken zur Verehrung derselben, und zur Nachahmung ihrer Tugenden werden aufgemuntert werden, damit nach wiederum geläutertem Glauben die Liebe dieser Seeligin die häufigsten Früchte in ihrem Vaterlande hervorbringe."

„Ganz mit dieser Hoffnung erfüllt, haben Sr. Heiligkeit die eifrigsten Gebete zu Gott abgeschickt, und nachdem den Tugenden der ehrwürdigen **Maria von der Menschwerdung** schon am 15ten Oktbr. im J. 1788. der heroische Grad zuerkannt, die drey Wunderwerke als weitere Bewährungen ihrer Heiligkeit, am 10ten April dieses laufenden Jahrs bestätiget, und endlich in der vor Sr. Heiligkeit am 16ten April gehaltenen allgemeinen Versammlung der heiligen Gebräuche mit wunderlich vereinten Stimmen entschieden worden, daß der Seeligsprechung dieser Dienerin Gottes, nichts mehr im Wege liege, heut am Ostersonntage feyerlich entschieden, daß man zur Seeligsprechung der gottseeligen **Maria von der Menschwerdung** schreiten könne. Dies geschah, nachdem Sr. Päpstl. Heiligkeit das Hochamt in der Vatikanischen Hauptkirche gehalten, und die hochwürdigsten Kardinäle, **Archinto**, der Versammlung der heiligen Gebräuche

Vor-

Vorsteher, und Salviato, Stellvertreter Sr. von der Stadt abwesenden Königl. Hoheit, des Hochwürdigsten Kardinals Herzogs von York, Bischofs in Tuskulo, und Referendar in diesem Seeligsprechungsprozesse, wie auch den Hochw. P. Karl Erskine, Beförderer des Glaubens, und mich unterzeichneten Sekretär in dieser Absicht eigentlich beruf:n hatten. Die Ursache aber warum Sr. Päpstl. Heiligkeit das hohe Osterfest zu solcher Feyerlichkeit erwählt, ist, damit Sie das erfreulichste Andenken an die Wiedererstehung des Heilandes mit der daraus entspringenden Glorie der Auserwählten vereinbaren. Endlich haben mir Höchstselbe diese Verordnung kund zu machen und in dem Archive zu hinterlegen, wie auch die apostolischen Urkunden über diese Seeligsprechung, welche zu seiner Zeit in der vatikanischen Hauptkirche wird vollzogen werden, im kurzen Briefstyle auszufertigen befohlen. Am 24sten April im Jahr 1791."

„J. Kard. Archinto Präfektus."

„An Siegels t statt."

„D. Coppola, der Versammlung der „heiligen Gebräuche Sekretär."

G.

Harmonie der wahren Grundsätze der Kirche, der Moral und der Vernunft mit der bürgerlichen Verfassung des Klerus von Frankreich. Von den Bischöfen der Departemente, als Mitgliedern der konstituirenden Nationalversammlung verfaßt, und aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt von B. S. Salzburg, im Verlage der Mayrschen Buchhandl. 1792. 15 Bog. in 8.

Diese von drey Französischen Erzbischöfen und funfzehn Bi-
öfen verfaßte Schrift hat es allerdings verdient, ins Deut-
e übersetzt zu werden; und verdient es auch von dem ka-
olischen hohen und niedern Klerus wohl beherziget zu wer-
n. „Ihr Gegenstand betrifft die gegenseitige Verhälmisse
r Kirche und des Staats; die Grenzbestimmung der geistli-
n und weltlichen Macht; die in Frankreich unternommenen
änderungen der äußern Kirchendiscipin, und eine Verglei-

hung dessen, was jetzt wieder eingeführt wurde, mit dem, was in der ersten Kirche üblich, und durch die ältesten Kanonen festgesetzt war. Die Gründe, welche angeführt werden, sind nicht etwa leere Hirngespinnste spekulativer Köpfe, nicht Spitzfündigkeiten der Schule, nicht seichte Raisonnements sich weise dünkender Witzlinge; sondern Grundsätze, welche das Evangelium aufstellt; Jesus Christus durch Worte und Beyspiele gelehret, die Apostel befolget, und die älteste Kirche pünktlich beobachtet hat; es sind größtentheils gut gewählte, und richtige Thatsachen, die ein treues Gemälde des Geistes der ersten Kirche liefern." — So urtheilt der Uebersetzer von diesem Buche, und wir können mit Vergnügen sein Urtheil bestätigen. Die Grundsätze, von welchen die Verfasser ausgehen, die sie mit Thatsachen belegen, und womit sie die in Frankreich vorgenommenen Veränderungen rechtfertigen, sind folgende: „Zufolge einer natürlichen Ordnung ist die Kirche über den Staat, der Glaube über die gesetzgebende Macht erhaben: in allem also, was dem Glauben wesentlich ist, ist Menschengewalt der Kirche untergeordnet. Wir haben mit dieser unveränderlichen Ordnung eine innere Regierungsform, welche eigenthümlich der Kirche zugehört, verbunden, z. B. die Art und Weise, die Sakramente mitzutheilen, die heiligen Geheimnisse zu begehen, die Einweihungen einzurichten, u. dgl. Der weltlichen Macht kommt hierüber nur das Recht der Oberaufsicht zu, um versichert zu seyn, daß die Kanonen beobachtet werden, und um diejenigen, die etwa auf die Seite gesetzt wurden, wieder zurückzurufen."

„Die Kirche besitzt also eine reelle Unabhängigkeit. Aber das Maas dieser Unabhängigkeit wird durch die von J. Ch. seiner Kirche verliehene Gewalt bestimmt; und diese Gewalt erstreckt sich nach Fleurys Lehre nur — auf geistliche Güter, die Gnade, die Heiligmachung der Seelen, das ewige Leben. — Man hat sich also in die rechtmäßige Unabhängigkeit der Kirche keine widerrechtliche Eingriffe erlaubt."

„Allein es giebt in der Kirche noch eine andere Ordnung, welche für die öffentliche Ruhe, für die Einigkeit des Staats und für die Gesetzgebung nichts weniger als gleichgültig ist. Diese Ordnung hat Dinge zum Gegenstand, deren Güte von den Umständen der Zeiten, der Orte, und der Personen abhängig ist, und mit diesem allen im genauesten Verhältnisse steht.

steht. Aus diesem Grunde wurde sie schon öfters abgeändert, ja sie war gar niemals durchaus einförmig. Sie ist vermöge des Naturrechts derjenigen Macht unterworfen; welche Gesetze giebt, und dieselben ändert, je nachdem es die Umstände fordern; derjenigen Macht, welche das Räderwerk der Staatsmaschine berechnet, und im Gleichgewichte erhält; und der nach dem Rechte der Natur die höchste Gewalt, und die Oberaufsicht über alles eigen ist, was nur die öffentliche Ordnung, und das Wohl der Gesellschaft in irgend einem Punkte berührt. Dem Naturrechte zufolge ist also die Kirche den Gesetzen unterworfen — **in allem was auf die öffentliche Ordnung, und das Wohl der Gesellschaft irgend einen Bezug hat.** Dieses natürliche Recht der gesetzgebenden Macht existirte vor Jesus Christus; Er hat es bestätiget; seinen Schülern kommt es also nicht zu, dasselbe umzustoßen."

„Die Kirche ist in den Staat eingetreten mit dem Depot des Glaubens, der allein an der Unveränderlichkeit Gottes Theil hat. Aber ist's der Staat, dessen Regierungsform sich nach jener der Kirche richtet, oder ist's die Kirche, die sich in die Regierungsform des Staats fügen muß? — Die Kirche, sagt Dupin, ist durchaus nach der Form der politischen Regierung eingerichtet: Totaque Ecclesia ad formam politici regiminis disposita et distributa est. Dieses ist eine durch die Geschichte so augenscheinlich erwiesene Thatsache, daß es überflüßig wäre, dem Zeugnisse Dupins noch mehrere beyzusetzen. Die Kirche ist ein Glied des Staates: sie muß also den Gesetzen und denjenigen gehorchen, die ihn beherrschen. Nur dann, **wenn das Gebotene dem natürlichen oder göttlichen Gesetze offenbar zuwider ist,** leidet dieser Gehorsam eine Ausnahme. Dieses lehret das Evangelium; dieses beweisen die angeführten Stellen aus dem heil. Augustin, Bossuet, Fleury, Gibert und Talon."

Nach diesen Grundsätzen rechtfertigen die Verfasser die in Frankreich vorgenommenen kirchlichen Veränderungen. „Weil, sagen sie, der höchsten Gewalt, vermöge des Naturrechts, die Macht zukömmt, alle zur guten Ordnung und zum allgemeinen Wohl erforderlichen Gesetze zu geben, in soferne denselben weder das natürliche noch göttliche Gesetz im Wege stehen; so folgt, daß die gesetzgebende konstituirende Macht thun konnte, was sie wirklich gethan hat. Weil alle Gewalt, die Jesus Christus seiner Kirche verliehen hat, unverletzt

weil

weil ihre Dogmen und ihre Hierarchie unangetastet blieben: so hat die Nationalversammlung nur eine veränderliche Ordnung umformet. Weil es die Kanonen, die Vernunft und die Billigkeit fordern, daß eine jede Kirche sich die Hirten wähle, welche sie nach dem Geiste des Evangeliums leiten, die Sakramente mittheilen, und so zu sagen, zwischen Gott und ihr die Vermittler machen sollen; und weil es der Metropolit ist, dem die Kanonen das Recht einräumen, die Bischöfe zu bestätigen: so hat die gesetzgebende Macht nichts anders gethan, als die Kanonen wieder geltend gemacht, welche niemals vernichtet werden konnten, und nur verletzet wurden, weil eben die, welche sie hätten beobachten sollen, Verräther wurden. Sie hat nicht nur ihr Recht ausgeübt, sondern zugleich einer heiligen Pflicht Genüge geleistet. Weil der Papst als das Oberhaupt der Kirche, und als der Mittelpunkt der Einigkeit unter den Katholiken anerkannt wird, und weil die französische Konstitution uns die Pflicht auferlegt, ihn zu fragen, und uns an seine Gemeinschaft anzuschließen: so ist der heilige Stuhl für die Kirche von Frankreich, was er für die orientalische und afrikanische Kirche war. Frankreich hat ein feyerliches Bekenntniß seiner Katholicität abgelegt."

„Weil ein dichter Schwarm von Misbräuchen, welche die Kirche zwar verdammt hat, aber der Umstände, und des gewaltigen Widerstandes wegen nicht verdrängen konnte, ihren Glanz verdunkelten, so haben ihr diejenigen, welche die ursprüngliche Reinigkeit wiederherstellten, einen Dienst erwiesen. Diese Misbräuche waren ihr in jenen Zeiten minder schädlich, als die gehorchende Vernunft das Joch des Glaubens noch mit Demuth trug; heut zu Tag aber, wo die Frömmigkeit nicht mehr so lebhaft, der Glaube seltener, und ihre ersten Diener minder geachtet sind, fiengen die traurigen Folgen derselben an, mehr empfindlich zu werden. Die gesetzgebende Macht, welche diesen blendenden Nebel zerstreuete, hat also die Kirche gerächet, und ihr Reich aufs neue wieder befestiget . . . Weil immer das nämliche Geschrey entstand, immer der nämliche Lerm sich erhob, so oft man einige Reformen versuchte; und weil es demungeachtet eine erwiesene Thatsache ist, daß diese Reformen heilsam und nützlich; daß viele der Mißbräuche, die sie angegriffen haben, höchst ärgerlich waren; weil endlich dieses Murren, und diese Zumuthungen heut zu Tage allgemeine Aufmerksamkeit erregen: so muß

gn alle dergleichen Klagen, mit sammt den Quellen, die sie veranlassen, mit einer Art von Mistrauen untersuchen. Weil alle Menschen dem Irrthume unterworfen sind: weil die Vorurtheile der Erziehung, der Gewohnheit, des Interesses; weil das Temperament und die Gemüthsart mehr Einfluß auf unsere Urtheile, und Meynungen haben, als sich genau angeben läßt; weil selbst verehrungswürdige Päpste dem Tadel und der Verläumdung nicht entgehen konnten: so ist eine unveränderliche und gemeingültige Regel nothwendig, vermittelst welcher man, aller Gegenwehr der Leidenschaften, und der Schwachheiten ungeachtet, die Grundsätze des Denkens und des Handelns abmessen, innerhalb den gehörigen Grenzen erhalten, oder in dieselben sich wieder zurückziehen könne. Endlich, weil die Religion die Glückseeligkeit der Gesellschaft — selbst die zeitliche nicht ausgeschlossen, beabsichtiget; weil uns die Offenbarung verliehen ist, das natürliche Gesetz zu vervollkommnen, nicht dasselbe zu vernichten, so ist man ihr Ehrerbietung schuldig. Weil die Kirche das allgemeine Wohl, und die öffentliche Ordnung zum Zweck hat: so muß sie in ihr Gleis wieder zurückgeführt werden, wenn sie daraus gekommen ist; und zwar von denjenigen, deren Pflicht es ist, alle menschliche Einrichtungen zweckmäßig zu ordnen."

Diesem Buche ist ein kleiner Anhang beygefügt, worin die Verf. zwar nicht die Absicht haben, alle einzelne Artikel der bürgerlichen Konstitution des Klerus zu erörtern, oder aber das unübersehbare Heer unbedeutender Einwürfe zu Rede zu ziehen; sondern blos einige Artikel mehr zu entwickeln, die sie um dem Ganzen nicht zu schaden, in der Abhandlung selbst übergangen haben. Diese Punkte sind, daß Folge des natürlichen Rechtes der souverainen Macht, und Entscheidungen der Kirche gemäß die Fürsten den Diöcesen und Metropolitansprengeln, ihre Grenzen bestimmt, und dieselben zertheilt haben. Das Recht aber, welches die Souverainen ausgeübt haben, kann die gesetzgebende konstituirende nicht ebenfalls ausüben. — Der zweyte Punkt betrifft die Ablegung des Bürgereides. Hier beweisen die Verf. nicht wohl, welches auch keines Beweises bedarf, daß die konstituirende Nationalversammlung die Macht hatte, den Bürgereid zu fordern; sondern daß alle öffentliche Staatsbediente verbunden seyen, denselben zu leisten, oder ihrem Posten zu entsagen. Dabey begegnen sie allen Einwendungen wider diese

Eides-

Eidesleistung sehr gut. — Der dritte Punkt betrifft die Kirchengesetze. Die Verf. zeigen, daß der Lärm, als ob man die Gesetze der Kirche unter die Füße getreten habe, ein ganz blinder Lärm sey, da man vielmehr die alte Kirchendisciplin wieder hergestellt habe. Sie sagen, diese Beschuldigung hat keinen andern Grund, als weil man die vorgeblichen Rechte Roms und der Klerisey mit den Kirchengesetzen zu vermengen gewohnt ist. — Dinge, die doch nichts weniger, als ein und die nämlichen sind. — Der vierte Punkt betrifft die Wahlen der Pfarrer. Die Verf. berufen sich hier blos darauf, daß das Recht der Gemeinden, ihre Pfarrer zu wählen; auf eben den Gründen beruhe, worauf sich dieses Recht in Rücksicht auf die Wahlen der Bischöfe (das sie in der Abhandlung selbst bis zum Augenschein erwiesen haben) stützt. — Der fünfte Punkt betrifft die Aufhebung religiöser Orden, des Patronatsrechts der Layen, der Kollegiatstifte u. s. w. — Der sechste Punkt ist, daß sich die Regierungsform der Kirche nach jener des Staats von jeher gerichtet habe, und richten müsse; und daß Veränderungen in der Letztern, nothwendigerweise auch Veränderungen in der Ersten bewirken müssen. Sie führen genugsame Thatsachen an, womit sie beweisen, daß nachdem Frankreich seine Reichsverfassung geändert hat, sich auch die Kirchenverfassung, d. i. die äußere Polizey derselben nach der neuen Einrichtung richten muß, so wie sich die erste Kirche in die römische Staatsverfassung gefüget hat. Am Ende schließen die Verf. mit folgenden Worten: „Wir „wollen uns in keine fernere Entwickelung der Einwürfe, „welche unsere Gegner wider die bürgerliche Verfassung der „Geistlichkeit vorbringen; einlassen. Ein Jeder macht sie „nach seiner Weise, je nachdem er die Sache aus einem Ge„sichtspunkte betrachtet, und dieselbe einsieht. Wir glauben „Allen, und auf Alles geantwortet zu haben. Aber daß alle „unsere Gegner überzeugt seyn müssen, bilden wir uns gar „nicht ein. Unsere Untersuchungen betrafen Dinge, die noch „immer einen Einwurf übrig lassen, der sich nicht widerlegen „läßt — das Gewissen. Aus diesem Hinterhalt ists un„möglich, irgend einen, der sich dahin flüchtet, herauszutrei„ben, und eben darum wählen so viele diesen Zufluchtsort. „Aber wie immer unsere Meynungen, und selbst unsere Irr„thümer beschaffen seyn mögen, wenn wir nur friedlich leben, „so wird die Liebe ersetzen, was etwa die ungleiche Denkart „schaden könnte, wenn leider die Trennung bis ins Innere

der

„der Seele eingedrungen hat. Man kann sich auf kein Gewissen mehr berufen, wenn man einander schimpft, und verläumdet; der Irrthum läßt sich dann nimmermehr entschuldigen, und Rechtschaffenheit ist eitler Vorwand.“ — Aus den Auszügen die wir geliefert haben, können unsere Leser von dem Grade der Vollkommenheit der Uebersetzung hinlänglich urtheilen.

G.

Haushaltungswissenschaft.

Die junge Haushälterin, ein Buch für Mütter und Töchter, von P. Zimmermann. Erstes Bändchen. Basel, bey Flick. 1792. 367 S. in 8. Zweytes Bändchen. 332 S. Drittes Bändchen. 224 S. und 128 S. Anhang, 11 S. Suchtafel über die 3 ersten Bändchen; V — XIX Verzeichniß der Subscribenten, nebst Verzeichniß vom 3ten Bändchen. Viertes Bändchen, als eine Nachlese, 340 S. 2 Rh. 10 Kr.

Der Verf. entdeckt seine Quellen, woraus er geschöpft hat: Hermersbausens Hausmutter; Sulzers Mädchen Werthen Mädchen Glück; Sailers Lesebuch; Hirschens Haushaltungslehren, schriftliche Aufsätze und mündliche Belehrungen guter Freunde und Freundinnen; stille Beobachtungen und eigene Erfahrungen u. s. w. Er sagt dies zwar nicht bey jeder Materie, sondern nur in einer seiner Vorreden, dem 3ten B. v. J. 1785. von Luzern aus geschrieben. Wer mit den Schriften selbst bekannt ist, muß es beym Lesen entdecken, wo er abgeborgt hat. Eben so entdeckt er in der Vorrede zum 4ten Band der Nachlese: daß er im Märchen von Raubbach den Gebrauch seines Werkchens in Ausübung zu bringen gesucht, und gesammelt habe, was ihm aus Sulzers Anweisung zu Erziehung seiner Töchter am dienlichsten geschienen. Den Hrn. Prof. Braunstein ersuchte er um seine 3 Sittenreden; und so folgen auch diese. Amalie, oder die gute Erziehung war schon 1774. zu München ohne sein Wissen gedruckt, und seither an mehreren Orten aufgeführt

führt werden. Da es ein Lieblingsstück des Verf. war, das er fürs Theater bearbeitet hatte, so gab er ihm die letzte Feile, und hier stehts, nach seiner Meynung, am rechten Platze. Rec. muß sagen, daß er alle 4 Bändchen recht gut zur Lektüre für unsere Kinder findet.

Catechetischer Unterricht zum Feldbaue, oder freundschaftliche Gespräche über die vorzüglichsten Gegenstände der alten und neuen Landwirthschaft. Nebst einem Anhange, worin Anweisung gegeben wird, wie die Wohn- und Wirthschaftsgebäude auf kleinen Ritter- und großen Bauergütern bequem und wohlfeil anzulegen, mit drey Kupfern, als den hierzu gehörigen Rissen, auch nöthigen Berechnung dieser Gebäude. Herausgegeben von C. A. B. Halle, bey Gebauer. 1792. 342 S. in 8. 1 Rthl. 6 gr.

Durch Hersetzung des ganzen Titelblattes hat uns der Verf. entübriget, einen Inhalt vom Buche selbst vorzulegen, und uns des ausführlichen Recensirens dadurch überhoben, daß er sich nicht zu nennen beliebet hat: denn wir haben uns einmal für allemal vorgenommen, ungenannte und nicht auf andere Privatart bekannte Verf. blos anzuzeigen, weil — wenn ihr Buch gut ist — sie sich nicht schämen dürfen, kenntlich zu nennen; und haben sie sich dessen zu schämen Ursache, dann haben auch wir Ursache, sie nicht umständlich zu recensiren.

Nach der Vorrede ist der Verf. von einem lehrbegierigen Bauer, der viel klüger als unzählige seines Gleichen dachte, veranlaßt worden, dies Buch zu schreiben: dieser besuchte ihn, und so entstand durch Gespräche sein Buch, das noch stärker würde angewachsen seyn, wenn er alles, wovon gesprochen worden, hätte abhandeln wollen. Warum der Verf. Beyspiele von Predigern, die gut und schlecht gewirthschaftet haben, entlehnt hat, entschuldiget er gründlich. Einer, welcher mehr Grundstücke und Einnahme hatte, wie der andere, sich aber wenig um die Verbesserung seiner Ländereyen bekümmerte, hinterließ wenig; statt daß der andere,

bey

…n wenigern Feldbau und anderem Einkunft sich …end befindet. Ists kein Dithmarscher und Kahrunischer Begriff, daß er sich nicht nennt, so wollen wirs loben. Aber der mehrmalige, einem andern Schriftsteller unrichtig abgeschriebene Namen (S. 23. und 328.) statt Gogenunna hier Zugenius nachzumalen: das erregt Verdacht. Also wie gesagt: ungenannte, das Licht scheuende ökonomische Schriftsteller, die dadurch dem Guten mehr schaden, als nutzen, wollen wir nicht umständlich recensiren: wenn sie so plumpe Compilationen wie hier, theils aus Leo's Abschaffung der Brache und ähnlichen Büchern enthalten. Schade, daß der schöne Anhang, von der in- und äußerlichen Einrichtung eines Bauergehöftes mit so herrlich gezeichneten, gut gestochenen und treffend beschriebenen Kupfern einer solchen Compilation beygesellet ist.

Bu.

Abhandlung über die Ausmittelungsgründe, Größe und Anlage der Unterthanengebäude auf die Verfassung der Unterthanen in der Mittelmark der Kurmark Brandenburg gerichtet, mit Rissen und Anschlägen von Johann Friedrich Colberg, Kön. Bauinsp. u. s. w. Berlin, bey Himburg. 1792. 112 S. in 8. 18 gr.

Eine recht gut und ordentlich geschriebene Abhandlung, worin ein ganz genauer Anschlag gemacht wird, über die erforderlichen Kosten zu Erbauung eines Dreyhüfnerbauerguts in der Mittelmark. Erst wird die Aussaat im Winter- und Sommerfelde zu 97½ Scheffel angenommen. Alsdann nach richtigen Prinzipien das zur Bearbeitung eines Feldes von solcher Aussaat, nöthige Vieh, ferner der von dieser Aussaat zu hoffende Gewinnst, und hieraus der nöthige Raum in dem Wohnhause, der Scheune und den Ställen berechnet. Die sämmtlichen Kosten exclus. des Holzes, betragen für alle Gebäude, Gehege und nöthige Feuerinstrumente 1658 Rthlr. 12 Gr. 10⅔ Pf. Man findet in dieser Abhandlung sehr genau angegeben, wie viel Raum nicht nur für einen jeden Menschen in einem Wohnhause nöthig sey, wenn er sich bewegen soll, sondern auch wie viel Raum zu einer jeden Art des Viehes in den

Stellen nöthig sey, vom Pferde bis zur Henne, auch wie viel Platz erfordert wird, zu einer Hexellade, Wagen, Pflug, Bettstelle u. s. w. welches man nirgend so beysammen in einem Buche antreffen wird, und worauf doch bey einem Bau gar sehr viel ankommt. Es wird in dieser Abhandlung auch mit guten Gründen gezeigt, daß es besser sey, die Gebäude alle einzeln, als Wohnhaus, Ställe und Scheune unter einem Dache zusammen zu bauen.

Bo.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Anmerkungen und Abhandlungen philosophischen und philologischen Inhalts über Cicero's Bücher von der Natur der Götter, von Kindervater. Zweyter Band. Leipzig. 1792. 355 Seiten in 8. 1 Rh.

Mit diesem zweyten Theile hat Hr. Kindervater seinen Commentar zu Cicero's Gesprächen über das Wesen der Götter geendigt und sich hierdurch kein geringes Verdienst um seinen Autor sowohl, als um diejenigen, denen seine Erklärung in der Schule obliegt, erworben. Cicero's philosophische Schriften gehören unstreitig unter diejenigen, die am vorzüglichsten geschickt sind, das Nachdenken junger Leute zu erwecken, und ihnen Geschmack an abstrakten Untersuchungen einzuflößen. Aber gerade von dieser Seite ist für Cicero noch wenig, oder gar nichts gethan. Die Critik hat fast allein seine Bearbeiter beschäfftigt, und wenn ja einige die Interpretation mit in ihren Plan zogen, so begnügten sie sich doch größtentheils hie und da unbedeutende Winke zu geben, auf die griechischen Quellen zu verweisen, und einzelne Worte und Ideen kurz zu erläutern. Auf die Vergleichung der ciceronischen und der alten Philosophie überhaupt mit der unsrigen, auf den damaligen und heutigen Zustand der Wissenschaften, auf den innern Zusammenhang des Vortrags, und auf die Gedankenfolge des Römers, so wie auf das Mangelhafte in den Behauptungen und Beweisen desselben, und seiner Vorgänger, nehmen

sie

wenig Rücksicht, und würden zum Theil auch durch die
prache, in welcher sie commentirten, daran verhindert.
m desto verdienstlicher war es also, daß der Verf. der gegen-
ärtigen Anmerkungen, wie unsern Lesern bereits aus der
nzeige des ersten Theils desselben bekannt ist, gerade diesen
esichtspunkt wählte. Im Ganzen genommen, ist er seinem
orsatze auch in diesem zweyten Bande, der sich über das
veyte und dritte Buch verbreitet, getreu geblieben; doch
nd der philosophischen Excurse diesmal weniger und der phi-
logischen und exegetischen Noten mehr. Unter den ersten
emerken wir, als vorzüglich, die Entwickelung der wichtigsten
rundsätze der Stoiker und ihres Beweises für das Daseyn
ottes, (S. 25.) dann die Gedanken über die Nothwendig-
eit der Maschinerie in der Epopöe, (S. 208.) und endlich
as Supplement zu dem 26sten Cap. des 3ten Buches; ein
Dialog zwischen zwey neuern Weltweisen, in welchem der Ve
die Stärke des physicotheologischen Beweises, nach Kantischen
Prinzipien, prüft, und sich zu zeigen bemüht, daß die Na-
turbeobachtung nicht hinreiche, einen Vernunftglauben an das
Daseyn eines von der Welt verschiedenen Wesens, welches
die höchste Macht, den vollkommensten Verstand und den be-
sten Willen habe, zu begründen, wofern nicht die moralische
Vernunft aus ihren eigenen Mitteln, das Wichtigste hinzu-
thue. Ungeachtet wir nicht zu den unbedingten Verehrern
der Kantischen Philosophie gehören, und selbst, nach der ihr
eigenen Vorstellungsart, noch gar manche Zweifel für nichts
weniger, als gelöst halten, so haben wir diesen Aufsatz gleich-
wohl mit vielem Vergnügen gelesen, und dies um so mehr,
da die Sprache simpel und leicht, und von allen jenen Ter-
minologien entkleidet ist, die das Lesen der Kantischen Schrif-
ten so sehr erschweren. Nur eine Frage, (denn zu vielen ist
hier der Ort nicht,) sey mir erlaubt. Wenn nun die bisheri-
gen Aufschlüsse über das Uebel in der Welt, in der That
nicht auslangen, die Berufung auf die nothwendige und in
dem Wesen der Geschöpfe selbst gegründete Einschränkung eine
leere und vergebliche Ausflucht und der einzige Ausweg aus
der Dunkelheit des moralischen Labyrinths, die Erwartung
eines bessern Lebens ist, in welchem die Glückseeligkeit im ge-
mäßesten Verhältnisse mit der Würdigkeit derselben gesetzt
werden wird, sind denn dadurch alle Einwürfe abgewiesen?
oder fragen wir nicht von neuem: Aber wozu denn in dem
jetzigen Laufe der Dinge diese unbegreifliche Disharmonie?

Meinem dermaligen Glücke thut sie offenbaren Eintrag, und wäre sie um der Folgen willen nothwendig, heißt das nicht denselben Weg wieder einschlagen, den man für unrichtig erklärte? heißt das nicht stillschweigend wieder einräumen, daß Geschöpfe, wie wir, eine solche Prüfungszeit ausstehen müssen, um sich auf künftige Glückseeligkeit vorzubereiten, und selbiger empfänglich zu machen? Heißt das nicht selbst, was doch Hr. K. ausdrücklich verneint, die Glückseeligkeit als den letzten Zweck der Welt anerkennen? Wir gestehen es gern, daß wir dieser ganzen Entwickelung weder große Beruhigung noch hellere Einsicht verdanken. Mehr noch hat uns die darauf folgende kurze Betrachtung über die dem Menschen eigenthümliche Schätzung der Tugend eingeleuchtet. Doch sind wir auch hier mit den historischen Bemerkungen zufriedener, als mit dem Raisonnement. — In Absicht auf die eigentlichen Erklärungen wird man überall mit Vergnügen wahrnehmen, wie streng und sorgfältig der Verf. auch diesmal nicht nur seine Uebersetzung geprüft und verbessert, sondern wie viel er überhaupt für die Kritik und richtige Interpretation des Textes geleistet hat. Freylich ist diesem dadurch noch nicht geholfen. Er bedarf allerdings einer neuen Revision und Vergleichung, und wird sicher auch bey dem unter uns herrschend gewordenen Interesse für die alte Litteratur so gar lange nicht mehr vergessen liegen. Aber übersehen wird der künftige Editor, und sollte er auch noch so viel Handschriften zusammenbringen, die hier gegebenen Erläuterungen und Winke gewiß nicht, sondern von manchen vielmehr für eine neue Recension einen guten Gebrauch machen können.

Fe.

Friedr. Wilh. Jon. Dillenius griechisch-deutsches Wörterbuch nach Schellerschem Plan gearbeitet, mit einem griechischen und deutschen Index und Herrn Rektor Schellers Vorrede versehn. Zweyte sehr verbesserte und vermehrte, auch für Schulen noch brauchbarer gemachte Auflage. Leipzig, bey Weygand. 1792. zwey Alphabet und 2½ Bog. in 8. 2 Rg.

Die

Die erste Ausgabe dieses brauchbaren Wörterbuchs ist von einem andern Recensenten in unserer Bibliothek (Anhang zu LIII — LXXXVI. B. 5te Abth. S. 2549.) beurtheilt, und die Vorzüge desselben, so wie seine Mängel, erwähnt worden. Die erstern bestehen vornehmlich in der lichtvollern und erleichternden Ordnung der derivirten Bedeutungen; die letztern in der Unvollständigkeit, welche aber gewissermaaßen in dem Plane des Verf. lag. Da es ihm nur darum zu thun war, den Anfängern ein brauchbares Hülfsmittel zum Verständniß der in Schulen am meisten gangbaren Schriftsteller in die Hände zu geben, und er sich folglich auf Xenophons Cyropädie und Denkwürdigkeiten, den Herodian, Aesopus, und einige griechische Chrestomathien einschränkt, so konnten viele Wörter und Bedeutungen hier keinen Platz finden. Wer sieht aber jedermann ein, daß bey der Wahl der Schriftsteller viel Subjektives herrsche, und daß auf Gymnasien, wo die angeführten Autoren entweder gar nicht, oder doch neben andern erklärt werden, des Herrn Dillenius Wörterbuch allein den Schülern nur zur Hälfte Genüge thun kann. Rec. kennt in seiner Gegend mehrere Schulen, wo der Homer und Theocrit, auserlesene Tragödien des Sophocles und Euripides, auch wohl zuweilen eine Comödie des Aristophanes, und von Prosaikern, einzelne Stücke aus Herodot und Thucydides gelesen werden. — Die gegenwärtige Ausgabe ist nach des Verf. Ueberschlag um 2000 Wörter vermehrt; viele Artikel sind verbessert, einige ganz umgearbeitet, und die angegebenen Bedeutungen mit neuen Autoritäten bestätigt worden. So viele Mühe sich auch der Verf. gegeben hat, und so unverkennbar seine Verdienste sind, so würde es doch möglich seyn, manches noch genauer zu bestimmen, manches Ueberflüßige wegzuschneiden, auch vielleicht manches neue hinzuzusetzen. Wir wollen nur einige Beweise beyfügen. In ἁβρὸς wird aus dem Bion angeführt: ἁβρὰ πίνειν köstlich, lieblich trinken. Hier müßte doch bemerkt seyn, daß ἁβρὰ statt ἁβρῶς stehe. Auch kann man sich bey dem Ausdruck köstlich oder lieblich trinken, nichts deutliches denken, und es wird hier der Fall seyn, daß ἁβρὰ oder ἁβρῶς πίνειν so viel bedeutet, als ut οἱ ἁβροὶ, lauti, solent. — Gar zu umständlich ist der Verf. in der Derivation der Bedeutungen von ἀγαθὸς, welche sich aus dem Context sogleich ergeben, und welche der Anfänger schlechterdings durch eignes Nachdenken zu finden gelehrt werden muß. Z. B. ἀγαθὸς γῆ ein gutes

d. i. fruchtbares Land. Ἀγαθὸς ἵππος, ein gutes d. i. edles und brauchbares Pferd. Unnöthigerweise vervielfältigt sind die Bedeutungen in δεινός, wo die sechste furchtbar, schrecklich, fürchterlich mit der fünften: heftig, schwer, grausam zusammenfällt. Blos metaphorische Ausdrücke sollten entweder gar nicht, oder mit Andeutung der Figur angezeigt werden. Denn wenn der Anfänger hier liest: χαίτη heiße beym Anacreon das Laub der Bäume, so beruhigt er sich hiebey, und indem er dieser Bedeutung nicht weiter nachsinnt, geht ihm das poetische Bild ganz verlohren. Dinge dieser Art müssen dem Lehrer überlassen bleiben, und sind in einem Wörterbuch für Anfänger entweder unnütz oder gar schädlich. — Ganz zweckwidrig scheint es uns zu seyn, daß in dieser neuen Auflage auf das Neue Testament Rücksicht genommen worden ist: (aus welchem sogar die hebräischen Ausdrücke hier aufgenommen sind. Z. B. ταλιθά κοῦμι aus Marc. V, 41.) Die schwere, von der gewöhnlichen ganz abweichende Sprache des N. T. kann in einem solchen Handlexikon doch nicht anders als höchst unvollständig abgehandelt werden. Und wer wird denn mit Anfängern in unsern Zeiten das N. T. lesen?

Go.

Versuch einer griechischen und lateinischen Grammatologie, für den akademischen Unterricht und obere Classen der Schulen. Königsberg, bey Nicolovius. 1792. 9 Bog. in 8. 6 gr.

Der Gedanke, die Grundgesetze der griechischen und lateinischen Sprachlehre, wegen der unleugbaren Verwandschaft beyder Sprachen, (die der Verf. beyde Töchter einer und ebenderselben Mutter, der altphönicischen Sprache nennt, wir aber Tochter und Enkelin genannt haben würden) mit einander zu verbinden, und gleichsam in eine Parallele zu stellen, ist eben so schön und richtig, als er nicht ganz neu ist. Der Verf., Hr. Prof. Hasse zu Königsberg, hat ihn mit vielem Beobachtungsgeist und Scharfsinn, und nicht gemeiner Sprachkunde, durch alle Theile der Sprachlehre durchgeführt. Nur scheint er zuweilen, um seine Aehnlichkeiten geltend zu machen, etwas willkührlich in seinen Voraussetzungen zu seyn: so wie uns hingegen noch manche Parallelismen beyder Sprachen, in

Phra-

Phraseologien und Redensarten beygefallen sind, die wir von dem Verf., vielleicht der Kürze wegen, nicht bemerkt gefunden haben; wie wir uns denn auch getrauten, das angehängte Verzeichniß verwandter griechischer und lateinischer Wörter, leicht um die Hälfte zu vermehren. Als neu führen wir, zur Probe des Buchs, des Verf. Hypothese von dem gemeinschaftlichen Grund der Conjugationsendungen beyder Sprachen an. „Die Conjugation, spricht er, ist nichts anders, als die Abbeugung eines verbi nach seinen Endungen in numeris, personis, temporibus, modis und generibus, d. h. die Fortbewegung einer Handlung in ihre Verhältnisse — diese Handlung geschieht im Raume, und wird gleichsam darin fortbewegt. Die Wörter also, die in einer Sprache das Fortbewegen, das Senden, oder das Gehen und Seyn anzeigen, werden zu dem Worte, das die Handlung anzeigt, zugesetzt, und man sieht nun die Handlung gleichsam entstehen und werden." Und so glaubt denn der Verf. daß die Personen der Zeitwörter durch den Zusatz des ἐω, oder ὦ, εις, ει u. s. w. ἔσομαι u. s. w. ἦμι, εἰμι, ingleichen das eo, is, it, imus, iui, itum u. s. das sum (von εἰμι) zu dem Wurzelwort, z. B. zu λεγ — scrib — τυπ — leg — u. s. w. entstanden — amas, amat, von amais, amait. Die Deponentia will er als Passiva mit reciproken Bedeutungen angesehen haben, (um sie dem griech. verbis mediis ähnlicher zu machen) welches ihm, durch Induktion zu beweisen, schwerlich gelingen dürfte. Nicht nur diese ganze Grammatik, oder, wie der Verf. will, Grammatologie, ist philosophisch geschrieben, d. i. auf Definitionen und Grundsätze gebaut, und durch Folgerungen verbunden: sondern der Verf. hat ihr auch noch eine ganz philosophische Einleitung über Sprache überhaupt, Sprachformen, Bildung der Sprachen, deren Ursachen und Wirkung u. s. w. vorgesetzt. Lächeln aber, wenigstens, muß man, wenn der Königsbergsche Orientalist und Philologe dem Königsbergschen Philosophen dadurch ein Compliment zu machen sucht, daß er seine Sprachtheorie in den Leisten der Kantischen Philosophie zwängt. Alles wird hier unter Kategorien gebracht, deren er, auf Sprachformen angewandt, 4 annimmt. Relation, Quantität, Modalität und Qualität. Zur Relaiton gehören Substanz (Nomen); Ursache (verbum) und Gemeinschaft (Personen und Partikeln.) Zur Quantität, Einheit (num. singul.) Vielheit (pluralis) und Allheit (Infinitivus). Zur Modalität; Daseyn (indicativus)

cativus) **Möglichkeit** (coniunctivus) **Nothwendigkeit** (imperativus). Zur Qualität endlich **Realität** (positivus) **Negation** und **Limitation** (gradus comparationis). Wem in aller Welt ist bey Erlernung einer Sprache mit einer solchen Terminologie gedient? und was gewinnt selbst die Grammatik dadurch? Auch die Formen der Sinnlichkeit, **Raum** und **Zeit**, sind, wie billig, nicht vergessen worden. Zu Prinzipien der Sprachlehre nimmt er an, daß in einer gebildeten Sprache kein Sprung, keine Kluft, keine blinde Nothwendigkeit und kein Zufall (saltus, hiatus, fatum und casus) statt haben könne. Das erste wendet er auf Orthographie und Aussprache; das zweyte auf die Contraktion, und die letzten auf Etymologie und Syntax an.

Ti.

Apollonii Dyscoli Alexandrini Grammatici historiae commentitiae liber, siue historiae mirabiles graece et latine, cum notis *Guil. Xylandri* et *Io. Meursii*, emendavit, suasque notas adiecit *Lud. Henric. Teucherus*. Lipsiae, ex bibliop. Gleditschio. 1792. 103 S. ohne die Register. in 8. 14 gr.

Wieder eines von den vielen Produkten, womit uns fast jede Messe Hr. **Teucher** zu beschenken pflegt, ohngeachtet es schon manchem ehrlichen Mann eingefallen ist, alle diese molimina geradezu für Sudeleyen und Spekulationen eines hungrigen Autors zu erklären. Auch diese Ausgabe ist ganz ohne Plan und Zweck, und mit den sichtbarsten Spuren von oberflächlicher Compilation und unverzeihlicher Eilfertigkeit gemacht. Das Büchelchen selbst ist eine magere Compilation eines Alexandrinischen Grammatikers aus dem Zeitalter der Antonine, meist aus noch vorhandenen Schriften des Aristoteles und Theophrast zusammengetragen, und erhält blos dadurch einigen Werth, daß es uns einige Bruchstücke aus dem Phylarchus, Sotakus, Aristoxenus und Eudoxus über physikalische Raritäten aufbewahrt hat. Das Verdienst eines Herausgebers kann also hierbey nur theils in einer sorgfältigen Vergleichung und Aufsuchung der Quellen theils in Bemerkung der Resultate, die neuere Naturforscher über jene physikalische

Legenden des Alterthums hier und da aufgestellt haben, bestehen. Auf diese Weise hat auch Hr. HR. Beckmann in Göttingen zwey ähnliche Compilationen mit wahrem Gewinn für die Literatur bearbeitet. Aber an alles dies ist in dieser Ausgabe nicht zu denken. Es ist ein wörtlicher Abdruck der Meursiussischen Ausgabe, Leiden 1620. 4. mit ein paar Fetzen, Purpurläppchen sind es wenigstens nicht, aus Hrn. T. Lumpenvorrath verbrämt. So ist z. B. S. 61. das schon von Meursius angegebene, unbezweifelte Σχάμνας nicht einmal an die Stelle des unrichtigen Σχάτινος in Text aufgenommen. Bey wirklich verdorbenen Stellen, wie z. B. S. 58. τὰ διαφερόμενα κρέα oder S. 100. πολὺ χεῖρον πάσχειν μαχόμενον, wo Meursius nichts erinnert hatte, beobachtet auch der neue Herausgeber ein tiefes Stillschweigen, und das ist immer noch weit klüger, als wenn er auch hier seinen kritischen Scharfsinn auf ähnliche Weise hätte erproben wollen, als an dem Antigonus und Aeschylus S. 83. mit den augenscheinlichsten Blößen schülerhafter Ignoranz geschehn ist. Auch die Sachanmerkungen, zwey Citata zum vorletzten Kapitel von der Heilkraft der Musik abgerechnet, die uns noch die zweckmäßigsten unter allen geschienen haben, sind theils, wenn sie die Literatur aller Schriftsteller betreffen, geradezu abgeschrieben, wie z. B. die lange Anmerkung über den Aristoxenus S. 77. f. aus Meursius Ausgabe der Harmonica dieses Schriftstellers, theils, wo es auf physikalische Beobachtungen ankömmt, äußerst trivial. So wird z. B. bey einer Nachricht aus dem Aristoteles von der verminderten Kraft des Magnets bey Nachtzeit die gelehrte Bemerkung gemacht, daß man bis jetzt darüber keine Erfahrung gemacht habe; und wenn es heißt, es gebe in Indien keine Hülsenfrüchte, so wird sehr gründlich erinnert, daß sich das Gegentheil aus neuern Reisebeschreibungen erweisen lasse. Wie sehr müssen wir es bedauern, daß einem so sachkundigen Herausgeber durch die Beckmannische Ausgabe des Antigonus die Freude verdorben worden ist, uns auch über diesen Schriftsteller seine Schätze zu eröffnen, wozu, wie Rec. weiß, in der Gleditschischen Buchhandlung schon alle Anstalten getroffen waren. — Was würde das nicht erst, schon nach der oben angeführten Probe von Emendationen zu urtheilen, für ein unnachahmliches Meisterstück geworden seyn!

Mm.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Geographisches statistisch-topographisches Lexicon von Schwaben, oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im ganzen Schwäbischen Kreis liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, merkwürdigen Gegenden u. s. w. mit genauer Anzeige von deren Ursprung, ehemaligen und jetzigen Besitzern, Lage, Regimentsverfassung, Anzahl und Nahrung der Einwohner, Manufakturen, Fabriken, Viehstand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anstalten, vornehmsten Merkwürdigkeiten u. s. w. sammt einem Anhang von zerschiedenen (verschiedenen) Verbesserungen und Abänderungen einiger Artikel des ersten Bandes. Zweyter Band. Ulm, im Verlag der Stettinischen Buchhandlung. 1792. 1270 S. in gr. 8. 1 Rg. 16 gr.

Der ausführliche Titel setzt jeden Leser in den Stand, selbst es zu berechnen, was er in diesem Lexicon von Schwaben suchen, und worüber er Belehrung erwarten dürfe. Aus dem Nachtrag erhellt auch, wie die von der Reichsstadt Augsburg gerügte Artikel berichtigt und näher bestimmt worden, und in wiefern also der Verf. seinen Anklägern Genüge geleistet habe. Da sich auch der Herr Fürst von S. Blasi, wie wir aus einigen Erinnerungen im Nachtrage schließen müssen, über gewisse Angaben im ersten Bande beleidigt gefunden haben mag, so ist auch in Rücksicht auf jenes Kloster manches näher und bestimmter angegeben worden. Ueberhaupt muß Rec. gestehen, daß der zweyte Band ihm weit besser, als der erste gefallen hat. Die Ursache so zu urtheilen, ist nicht diese, als ob er nicht schon im ersten Theile, so wie im zweyten, mehrere recht gute Artikel gefunden hätte, sondern weil er, nachdem er die 1270 Seiten aufs sorgfältigste durchgelesen hat, zwar manches freymüthige Urtheil, aber kein einiges beleidigendes gefunden hat, welches der Bescheidenheit des

M. Herrn Diak. Röders von Marbach, mehr Ehre bringt, als wenn er in dem Tone fortgefahren wäre, den er im ersten Bande angestimmt hatte. Es ist in Allweg eine etwas mißliche Sache, ein solches Lexikon zu schreiben, wider welches gar keine Rüge Statt haben sollte. Indessen müssen wir dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es ihm keineswegs an Fleiß, und an der zu einer solchen Arbeit erforderlichen Geschicklichkeit gefehlt habe, und daß er sich viele Mühe gegeben haben muß, dergleichen Nachrichten zu sammlen. Sehr selten aber haben Werke dieser Art gleich bey ihrer ersten Geburt den größten Grad von Vollkommenheit, und sie erreichen ihn gemeiniglich erst bey einer wiederholten Ausgabe. Wenn sich nun der Verf. ein mit Papier durchschossenes Exemplar hält, in welches er dasjenige, was er entweder selbst bemerkt, oder was ihm zugeschickt wird, einträgt, freylich aber auch nicht alles glaubt, sondern jeden Artikel zuvor beurtheilt und vergleicht, so sind wir versichert, daß er im Stande seyn wird, sein Werk immer mehr zu vervollkommnen, und also eben dadurch auch zuverläßiger zu machen.

Die Artikel, die wir im zweyten Bande vorzüglich gut gefunden haben, sind: Lauingen. Leutkirch. Wer hätte je gedacht, daß der Amerikanische Krieg die Leutkirchische Leinwandwebereyen zu Grunde richten sollte? Die Grafschaft Limpurg. Lindau, das in Abnahme ist, und gewiß nicht verdient, das Schwäbische Venedig genannt zu werden. Nur hat Rec. hier den Lindauischen Speditionshandel nach Mayland nicht angeführt gefunden. Löwenstein, sehr fleißig bearbeitet. Ludwigsburg. Märgthal. Memmingen, ein vorzüglich guter Artikel. Nellenburg, sehr unterrichtend und lehrreich. Neresheim. Niederstoßingen. Oetingen. Pforzheim. Pfullendorf, welches wegen seiner fleißigen und mit ihrer Verfassung zufriedenen Einwohner mit Recht gelobt wird. Ravensburg ist ein sehr guter Artikel. Rothweil. Schwaben, ein Artikel, der gut statistisch angelegt und bearbeitet ist. Stuttgardt. Sulz. Wirtemberg, in welchem Artikel man auch eine kurze Geschichte der Herzoge von Wirtemberg antrifft, und bey welchem auch das Breyerische Staatsrecht von Wirtemberg zu Rathe gezogen, und stark gebraucht worden ist.

Um aber dem Verf. zu zeigen, mit welcher Genauigkeit Rec. sein Werk gelesen hat, will er auch anführen, was er

a's unrichtig oder sonst mangelhaft gefunden hat. Er will sich aber, bey dem was fehlt, blos auf das Vaterland des Verf. einschränken, weil jedoch jeder Leser sich die Vorstellung macht, das Vaterland werde doch am zuverläßigsten und vollständigsten beschrieben seyn. Wenn man denn noch überdies auf dem Titel schon den Schild aushängt; man werde da alle Städte, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe, angeführt finden, so ist es eine unangenehme Sache, sich in seiner Erwartung getäuscht zu sehen, desto mehr, wenn man sich erinnert, daß oft reiche Leute vom Stande Besitzer von einem Hofe sind, wo sie sich große Verdienste um die Landwirthschaft erwarben, deren Höfe man im Lexikon von Schwaben nicht findet.

S. 4. steht von Augustinianern „daneben ihre eigene Ordnung und Gesetze." Sollten dies nicht Augustiniani reformati seyn? S. 6. Laichingen war ehemals auch der Sitz des Dekans, der jetzo seinen Sitz in Blaubeyren hat.

S. 14. Langendeinbach heißt nicht so. Es ist allda ein Großdeinbach, ein klein Deinbach, und das dritte heißt Hangendeinbach, weil es an einem Berge hängt.

Bey gewissen Dörfchen und Oertchen, wie der Verf. spricht, wäre es vielleicht besser gewesen, wenn der Verf. den gewöhnlichen Ausdruck Filial, oder Weiler gebraucht hätte. So ist S. 43. Leutenbach eine Filialkirche oder Filialort von Winnenden, und so ist Lemberg, das eben dahin gehört, ein Weiler, noch einzuschalten. Bey Ludwigsburg werden Fabriken angeführt, die nicht mehr vorhanden sind. Das Militärwaisenhaus konnte nicht behauptet werden, und ist eingegangen, folglich auch die damit verbundene Fabrik. Die Seidenfabrik ist ein Nichts, da man die Maulbeerbäume hat eingehen lassen. Man darf nur das Gebäude in Vera an der Landstraße ansehen, welches ein Filatorium vorstellen soll, um daraus abzunehmen, wie wenig Fabriken dieser Art im Wirtembergischen gedeyhen. Daß sich 300 Menschen mit dieser Fabrik beschäfftigen, wie der Verf. mehreremale sagt, hält Rec. für falsch. Nach genauer Berechnung zieht der Unterthan weit mehr Nutzen aus Obstbäumen als aus Maulbeerbäumen. Wenn er von der Ludwigsburger Gemäldegallerie sagt, daß „die besten Stücke hinweggebracht worden seyn," so wäre nur, um Mißverstand zu vermeiden, hinzuzusetzen, in

in andere Schlösser, vornehmlich nach dem Hohenheimer Schlosse, gebracht worden. Daß nach S. 97. im Hofe vom Ludwigsburger Schlosse vieles fremdes Geflügel gehalten werde, ist auch nicht mehr ganz wahr, seitdem ein besonderes Fasanenhaus zwischen Hohenheim und Echterdingen angelegt worden ist, das sehenswürdig ist. S. 163. hätte erinnert werden können, daß seit einiger Zeit mehrere Fremde nach Ludwigsburg ziehen, die sich Häuser da ankaufen, oder sonst in Ruhe da leben wollen. Selbst der Prinz Friedrich Wilhelm mit seinen beyden Prinzen hat da seinen Sitz, und es wäre gut gewesen, wenn der Verf. erwähnt hätte, daß nun erst die Stadt dem Lande incorporirt worden ist, weil einige Zeit hierüber gestritten worden ist.

S. 104. steht Lutzenberg bey Schorndorf. Es ist aber auch ein Lutzenberg bey Backnang; das fehlt. S. 116. wird Maithis ins Oberamt Lorch gesetzt, da es ins Oberamt Göppingen gehört.

S. 124. wird angemerkt, „das Kloster Maulbronn habe noch gegenwärtig eine eigene Verfassung, und gehörte zu den weltlichen Städten und Aemtern des Herzogthums, auch die hohe Jurisdiktion und die Einkünfte desselben gehören nicht der geistlichen, sondern der weltlichen Kammer.“ Hier ist manches falsch, unrichtig und unbestimmt. Ein anders ist das Kloster, ein anderes das Klosteramt, welches letztere in die obere und untere Dioeces eingetheilt wird, einen gemeinschaftlichen Oberamtmann, der im Kloster Maulbronn wohnt, und zween Spezialsuperintendenten hat, wovon einer in Dürrmenz, der andere in Knittlingen wohnt. Knittlingen ist der Malefizort. Das Klosteramt schickt auch seine besondere so genannte Gewalt oder Vollmacht zur Landschaft ein. Verschieden davon ist das Kloster, das seinen eigenen Prälaten, der sein Kloster, so wie jeder Prälat, vertritt, auch seine eigene Vollmacht zur Landschaft einschickt, und seinen eigenen Klosterverwalter hat, der die Klostereinkünfte zur geistlichen, keineswegs zur weltlichen Kammer verrechnen muß.

S. 134. Mauren gehört jetzo, so viel wir wissen, dem Herrn General von Harling. S. 139. Meisenbach wird geschrieben, und ausgesprochen Maisenbach. S. 178. Mezingen im Gau ist wegen der reichen Gaubauren zu merken, die einen ansehnlichen Getraidehandel treiben. S. 192. „Mittelweiler“ nicht bey Lorch, zwar ein Filialort von Alfdorf,

Baron

Baron von Holzischer Herrschaft, Lorcher Amts, gehört aber nicht ins Klosteramt Adelberg, und scheint mit Mittelmühl verwechselt zu seyn, einem Filialorte im Amte Adelberg. S. 193. Möhringen im Wirtembergischen Amte Tübingen, heißt Mähringen, sonst auch Mähringen auf den Heerden. S. 201. Morbach im W. Amte Weinsperg. Nein! Moorbach (denn so wird es geschrieben) ist ein Hof, der zu Murrhardt gehört. „Mosberg" ist ein Filialort von Simmersfeld. S. 206. „Münchberg" kommt zweymal vor: denn es steht schon oben als Mönchsberg. S. 214. „Eine Gräfin von Wendenberg." Sollte das nicht ein Druckfehler seyn, und Wirtemberg heißen? S. 215. hätte können angemerkt werden, daß wegen jener Ursachen die Stadt Murrhardt annoch ihre besondere Gewalt zur Landschaft einschickt. S. 216. Muthlangen ist ein Filialort von Täferoth im Klosteramte Lorch. Mutschelbach hingegen ist ein Waldenserort. Hier fehlen S. 218. Nassenbach, ein Weiler im Oberamte Schorndorf, auch Nartheim ein Weiler im Klosteramte Lorch. Neubärenthal und Lucerne sind Waldenserörter. Das S. 248. angeführte Neuenhaus heißt nicht so, sondern Neuhausen. So auch nicht Neuenstatt, sondern Neustatt, vulgo Neustättle ein Pfarrdorf. So auch ferner Neustatt, nicht Neuenstatt, eine Amtsstadt, vulgo Neustatt an der Linde. Hier scheinen zu fehlen Neu-Erlach im Amte Weinsperg; Neufürstenhütte in eben demselben; Neuglashütte im Amte Schorndorf; Neuhof im Amte Bottwar; Neuhorlachen bey Sonheim im Heydenheimer Amte; Neuhütte bey Lichtenstern; Neulautern bey Löwenstein; Neustatt S. 255. heißt Neuenstatt, ein Filial von Hattenhofen im Oberamte Göppingen.

Es fehlen aber hier wieder Neusteußlingen, auch Neu-Stollhof bey Weinsperg. Niederhofen bey Brackenheim, ist zwar richtig angeführt, es fehlt aber Niederhof im Klosteramte Blaubeyren. Ferner fehlt S. 264. Nippenburgerhof, ein Filialort von Schwieberdingen, gehört zum Oberamte Gröningen. Auch der Nißlingshof bey Weinsperg; ferner Nonnenmühl, eines bey Backnang, ein anderes bey Schorndorf, als Filialort von Rudersperg. Der Hof Nuifra gehört nicht zu Dornstetten, sondern zu Nagold. Oberaich ist ein Filialort von Mußberg. Sehr oft ereignet sich der Fall, daß ein Filialort zu einem andern Stab gehört, als das Pfarrdorf. Oberehlenbogen fehlt ganz, da doch der Ort einem ganzen

Stabe

Stäbe vom Amte Alpirspach den Namen giebt, und Ober- und Unterellenbogen besondere Staabsvögte haben. S. 281. kommt Oberfrenbach zum Oberamte Schorndorf gehörig nicht vor. S. 283. ist das dritte Oberhausen, ein Filialort von Bodelshausen im Oberamte Tübingen, vergessen. Das Oberhofen bey Winnenthal heißt Oberhöfen. Oberkemmathen S. 284. muß heißen: Oberkemnathen. S. 289. „Oberkollwangen“ nebst der Glaßmühle, ist ein Filial von Breitenberg. Oberwichelbach liegt im Fränkischen Kraise, gehört zum Oberamte Weiltingen.

S. 291. fehlen wieder Obermühl sowohl das Löwensteinische als das bey Murrhardt. Auch fehlt das Schloß Obermänsheim, ein Filialort von Wimsheim; das Schloß gehört den Edlen von Rippur zu, ist aber in kirchlichen Sachen Wirtembergisch. Dahin gehört auch der Lerchenhof. Auch fehlt Oberneustetten im Adelbergischen. Oberrieth wird geschrieben Oberried. S. 295. ist zu bemerken, daß das Oberamt Murrhard in den Limpurgischen Orten Oberroth, Bichberg, auch zu Sulzbach an der Murr in den dortigen Pfarrhäusern die Jurisdiktion hat. S. 296. bey Oberschwandorf wäre beyzufügen, daß das Schloß Schwandorf adelich Kechlerisch ist.

Obersteinberg im Schorndorfischen fehlt. Obersulz kennt man nicht unter diesem Namen, sondern man nennt es gewöhnlich Sulz am Neckar. Oberwaldach ist ein Staabsort. Oberwälden im Göppinger Amte wird nicht angeführt. Oberweiler bey Blaubeyren heißt nur Weiler, und ist ein Pfarrort, Pfarrer aber ist der jedesmalige Diakonus von Blaubeyren.

Ochsenberg ist ein Weiler im Königsbrunnischen. Hingegen fehlen S. 309. wieder Oelhardsweiler, ein Hof im Amte Wienenden; Oelmühl im Amte Beilstein.

Oeschenthal im Amte Königsbronn; Oeschingen ein Weiler im Tübingischen Oberamte; ferner Olehausen und Taxenhausen zur Zent Möckmühl gehörig, den Herrn von Berlichingen zustehend. S. 339. heißt es: „Oppelspohn, das mehrere Orte begreift, und 2500 Seelen enthält, im Wirtenbergischen Amte Wienenden.“ Wenn er die mehrere Orte, die aber nicht genannt werden, nur begreift, so muß es in Ansehung dieser heißen: theils vom Wieneider Oberamt, theils vom Adelberger Oberamt abhängende Oerter. Ottenbrunn S. 354. ist ein Weiler vom Klosteramte Hirsau, von welchem

chem aber, so wie von den Weilern Reichenbach, Cossbach, Eberspiel und Agenbach das Klostergericht mit besetzt wird. Pappelau S. 359. wird sonst geschrieben Bappenlau. Peterzell bey S. Georgen ist zwischen Hornberg und S. Georgen gemeinschaftlich, gehört aber in ecclesiasticis zur Klosterpfarrey S. Georgen. Den Namen Pfahlbronn führt auch ein Hof im Schorndorfischen. Ein Pfalhof, ein Weiler, liegt im Liebensteinischen, ein anderer Ort Pfalhof aber im Oberamte Urach. Es fehlen aber auch noch Pfeiffershof im Adelbergischen, Pfeilhof im Adelbergischen. Pfienz heißt Pfinzweiler im Neuenburgischen. Der Pfizenhof liegt im Ochsenburgischen. Es ist ferner Pinache ein Waldenserort im Oberamte Maulbronn vergessen. Das freymüthige Urtheil über die Blochinger Brücke S. 379. ist nicht ungegründet. Prävorst S. 380. wird vulgo geschrieben Preverst. Es fehlen aber hier wieder der Prielhof im Urachischen, Prommersperg im Murrhardischen Klosteramte; der Puderhof bey Hirsau; der Pulverdingerhof ohnfern Vayhingen; ferner Radelstetten, ein Weiler im Göppingischen; Radelsweiler ein Hof im Lorchischen; Räzenhof im Murrhardischen; Ramschalden, ein Hof im Schorndorfischen; Rattenharz, in eben demselben, Rauenberg im Herrenalbischen. Bey Ravensburg, welcher Artikel übrigens, so wie der von Rechberg gut bearbeitet ist, hat sich Rec. sehr gewundert, und konnte es fast von einer so aufgeklärten Stadt nicht glauben, daß das Archiv S. 400. seit Manns Denken nicht aufgeschlossen seyn solle.

Es fehlen aber hier wieder manche Oerter, die wir nach dem Titel erwarten sollten; Redersburg bey Winnenden. Rehmühlen bey Calw. Rehnemühl bey Lorch. Reichenbächlen, ein Pfarr- und Stabsort, und in diesen Stab gehören Hof, Diebolsperg, Brandsteig, Hornberger Oberamts, und die Fürstenbergische Höfe Mulensperg und Renkenbach. Reichenek gehört zum Pfühlinger Klosteramt. Urach hat den Schutz über das Kloster, der Ort liegt aber nicht im Amte Urach. Auch sind ferner nicht angeführt Reichenbacher Thal und Mühle, gehört zum Stuttgardter Amt. Ein anderes Reichertshausen, ein Filialort von Siglingen liegt im Oberamte Möckmühl. Ein anderes Reinharz, das der Verf. nicht anführt, gehört zu Welzheim. Es fehlt Reisersmühl im Oberamte Schorndorf; Reitenhof im Baknangischen; Reitenspach im Alpirspachischen; Reuenstadt im Oberamte Göppingen;

Reu-

Reutensperg ein Hof im Alpirspachischen; Riedenhof, Filialort von Hattenhofen, im Göppingischen; Riethen bey Westheim; Rietenau bey Marbach; Riethmühl bey Anhausen; Riedenhofen bey Göppingen; Rinkenbach, ein Hof bey Alpirspach; Ringingen, ein Filialort von Bappenlau im Klosteramt Blaubeyren; Rinkwasenhof im Freudenstädtischen; Riesenhof im Ochsenburgischen; Mittelhof im Löwensteinischen; Röhrach ein Hof im Marbachischen; und Römlersdorf sollte heißen Römlingsdorf.

So haben wir auch nicht gefunden das Wirtembergische Rötenbach, den Sitz eines besondern Staabs im Klosteramte Alpirspach; nicht Rötenhof bey Westheim; nicht Rötlingshof, im Backnangischen; nicht Rohr, ein Filial von Mußberg im Stuttgardtischen Amte; nicht Rohren oder Rohrau bey Nufringen im Oberamte Herrenberg; nicht Rohrbach, einen Hof im Backnangischen; nicht den Rollhof im Schorndorfschen; nicht Romishorn im Alpirspachischen; nicht Romsgrund in eben demselben Amt.

Rosek ist ganz fehlerhaft. Es heißt: „Rosek, Bergschloß bey Herrenberg im Wirtembergischen, das Stammhaus „der ehemaligen Herren von Roseck. Jetzt ist ein Kloster „Bebenhäusischer Pfarrer da.“ Erstlich liegt es näher bey Tübingen als Herrenberg; 2tens liegt es ganz nahe bey dem Dorfe Jesingen, in welchem Pfarrort Rosek eingepfarrt ist; 3) ist gar kein Pfarrer in Rosek wohnhaft, sondern ein Kloster Bebenhäusischer Pfleger, der vom Kirchenrath dahin gesetzt wird, und der mit seinen Leuten allein da wohnt, außer ihm aber Niemand. Der Ort hat hohe und starke Mauren, nebst einem sehr tiefen Brunnen, und heißt gemeiniglich die Pflege Rosek.

Ferner fehlen: Rösersmühl im Weinspergischen; Roßstaig im Löwensteinischen. Ein von dem, was der Verf. anführt, verschiedenes Roth liegt im Freudenstätter Oberamte. Im Klosteramt Reichenbach finden wir kein Roth, aber eines im Alpirspachischen; Rothbach ein Hof bey Guglingen; Rothenhaar im Schorndorfischen; Rothenzimmern im S. Georgischen; Rothhof ohnfern Gaildorf; Rothmaden, ein Hof im Schorndorfischen; Rothmannsweiler, in eben demselben; Ruesperg im Hohenkarpfischen; Rubgarten im Sontheim-Schmidelfeldischen; Ruizenmühl im Winnendischen; Ruffenhofen im Weiltingischen; Ruephof im Murrhardischen; Ru-

stertsberg; ein Hof bey S. Georgen; Rupertshof im Lorchischen, ein Filial von Frickenhofen; ein anderes Rupertshofen bey Welzheim; Rutschenhof im Urachischen; Sachsenweiler heißt Salzenweiler. Ein Sachsenweilerhof hingegen liegt im Backnangischen. Noch ferner sind vergessen oder fehlen wenigstens im Lexiko von Schwaben —, Saftighöfle im Schorndorfischen; Sägmuhle, eine bey Backnang, eine bey Herrenalb. Sägreinhöfle im Schorndorfischen; Salbengayrenhof im Schorndorfischen; ein anderer dieses Namens bey Welzheim; Salbenhöfle auch bey Welzheim; Salinhöfle bey Lorch; Salzburg bey Bahlingen; Salzstetten im Bebenhäuser Amt; Sauerhof ein Weiler dieses Namens bey Backnang; ein anderes bey Bottwar; ein drittes bey Göppingen; ein viertes bey Murrhard; Sauermuhl im Schorndorfischen; Saurenweinhof im Göppingischen; Schablingshausen ein Hof im Klosteramte Blaubeyren; Schachenhof ohnfern Justingen; Schadberghof, Schadbergmühl und Schadburg im Lorchischen; Schafhof im Wildbergischen, ein anderer Ort dieses Namens im Lorchischen; Schaichhof im Böblingischen, einer der bekanntesten Höfe, wo Hr. Reg. Rath Eisenbach seinen Landsitz hat. Rec. hätte gar nicht vermuthet, daß dieser ausgelassen werden sollte.

Wie sehr sind nun die Leser getäuscht, welche sich auf den Titel verlassen, und eine **vollständige Beschreibung aller Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe** — erwartet haben? Rec. hat bey weitem nicht alle Buchstaben des Alphabets so durchgehen mögen. Er will es auch dem Verf. nicht zur Last legen, daß er es sey, der diesen Titel angegeben habe. Denn sonst müßte er ihn einer auffallenden Windbeuteley beschuldigen; daß der Verleger so unverständig Wind machen, und seine Käufer damit anreitzen und täuschen wollte, das kann er sich doch auch nicht vorstellen. Es bliebe auch auf diese Weise noch immer ein Theil der Schuld auf dem Verf. liegen. Wie vollständig mag nun die Beschreibung anderer Länder ausgefallen seyn, wenn die Beschreibung des eigenen Vaterlandes so offenbar unvollständig ist?

Und doch fehlen nur im Buchstaben S alle folgende Dörfer, Weiler und Höfe. Schaubergmühl bey Welzheim. Schaurenhof bey Schorndorf. Schelkopf ein Hof im Freudenstädtischen. Schellenberghof in eben demselben. Schellermühl im Lorchischen. Schenkhaus bey Schorndorf. Schenk-

höfle bey Welzheim. Schirbeinmühl bey Weinsperg. Schetelbergerhof im Maulbronnischen. Schieferlinshof im Schorndorfschen. Schiffstain bey Backnang. Ein zweytes Schilfach liegt bey S. Georgen. Schlattstadt im Adelbergischen. Schlath ein gar nicht unbekanntes Dorf im Göppingischen. Schlechtbach im Lorchischen. Schlectenfurstenmühl im Balingischen. Schleisweiler im Löwensteinischen, nicht Schlieswiler. Schlierbachenhof im Schorndorfischen. Schloßhof bey Löwenstein. Schlotwiesen bey Ludwigsburg. Schmalhof im Schorndorfischen. Schmalzmühl bey Weiltingen. Schmelkenhof bey Weinsperg. Schmellen eben daselbst. Schmidbigel bey Adelberg. Sogar das ganze Pfarrdorf Schmiden bey Cantstatt ist ausgelassen, und eben dieses Schicksal hat das Pfarrdorf Sulz im Dorf im Wildberger Oberamt gehabt. Schmien wird geschrieben Schmye. Noch ein anderes Schneckenweiler liegt im Schorndorfischen. Schneiderhöfle im Lorchischen. Schölhof im Sontheimischen. Schölhütte im Backnangischen. Schöllingsdorf im Lorchischen zu Aldorf gehörig. Schönbronn ein Weiler im Weinspergischen; ein anderer Ort dieses Namens im Lorchischen. Schönbühlhof bey Ermingen. Schönegrund im Kl. Reichenbachischen. Schönemünzachenglashütte eben daselbst. Schönhard ein Weiler im Lorchischen. Schönthalhöfle im Murrhardischen. Ein anderes gleiches Namens im Weinspergischen. Schradenhof im Heidenheimischen. Schraubenhof im Schorndorfischen. Schurhöfle eben daselbst.

Es ist Rec. nicht möglich alles Fehlende anzumerken, was er sich nur im Buchstaben S. ausgezeichnet hat. Noch wenigstens 50 dergleichen Belege könnte er anführen, welche deutlich beweisen, wie wenig annoch die Topographie von Wirtemberg bearbeitet ist. Unter den Produkten Wirtembergs ist der Verf. nicht belehrt, daß in Sindelfingen und ohnfern Stuttgard Torf gegraben wird. Er erkundige sich nur, wie ergiebig die Neinöhlische Torfgrube ausgefallen ist, und wie einträglich diese durch Zufall entdeckte Torfgrube für den Hrn. Postmeister in Stuttgardt geworden ist. Der Bissinger Marmor ist ziemlich erschöpft und nur selten. Hingegen hat man in Beutelspach einen vortrefflichen Alabaster entdeckt. Bey Stokach erwähnt der Verf. des Narrenfestes, das abgeschafft worden. Rec. hat einst an einem gewissen Hofe ein Narrengericht gesehen, das nur die Hülle von einer

demokratischen Rüge für den Fürsten war. S. 694. spricht der Verf. von dem Erbbegräbniß der Grafen und Fürsten von Wirtemberg. Er sucht es richtig in Tübingen, Stuttgardt und Ludwigsburg. Hier liegt Eberhard-Ludwig und sein Sohn, und die dahin gehörige Lutherische Familie. Es ist aber in der Gruft eine besondere Abtheilung für die katholische Familie gemacht worden, und da liegt Carl Alexander und sein Stamm. S. 787. stehe, die Repetenten versehen am Donnerstage die Predigten in der Stiftskirche. Das ist ganz falsch. Der Stadt- und Amtsspecial wechseln mit einander ab. Vom privilegio de non appellando spricht der Verf. sehr oft, ist aber dieser wichtigen Frage nicht gewachsen. Vom Revisionsgericht hingegen, wo der regierende Herzog den Vorsitz zu führen pflegt, erwähnt er gar nichts. S. 788. irrt er offenbar, wenn er sagt, das Juridische Auditorium werde nicht von Juristen gebraucht. Es ist ganz falsch. Eben so falsch ist es, daß das Stipendium Martinianum mit mancherley Farben und Figuren bemalt sey. Von den designirten Prälaten, welche den Prälateneid nicht schwören, hat er gar keinen deutlichen Begriff. Die Prälaten vertreten zwar in ihrem eigenen Namen ihr Klosteramt; dies hindert aber nicht, daß sie nicht zuvor mit ihren Hintersassen auf Amtsdeputationen communiciren, und ihre Desideria, wie man spricht, sich vortragen lassen sollten.

Er.

54656390